

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Karma und Abtreibung / Neujahrsüberraschungen
und -anregungen / Ich hab's gewagt!

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 25

1. JANUAR 1928

II. JAHR

KARMA UND ABTREIBUNG

Anfangs Oktober sandte ich an eine junge Anhängerin der Lehre des Buddha, die ich vor zwei Jahren in Deutschland kennen gelernt hatte, sämtliche bis dahin erschienenen Hefte des Nebelhorns. Ich erhielt darauf einen Brief mit folgender Beschwerde:

„Soweit ich bisher Einblick nehmen konnte, hat mir manches sehr gut gefallen. Ueber manches bin ich aber auch ob Ihres Radikalismus geradezu entsetzt. So halten Sie die Vertröstungen der Religion auf einen Himmel für einen möglichen „Schwindel“ — Nr. 4, S. 10 — verteidigen den Diebstahl unter gewissen Umständen — Nr. 13/14, S. 7 — ja, Sie verlangen die allgemein zugängliche Abtreibung der Leibesfrucht eines Alkoholikers. Als einer, der sich viel mit der Lehre des vollkommen Erwachten befaßt hat, sollten Sie aber doch dessen zahlreiche feierliche Versicherungen von der Tatsächlichkeit der Himmelswelten von Angriffen auf diese abhalten, umsomehr als sie andererseits auch den Segen eines solchen Glaubens zugeben. Dann sollten Sie aus der Lehre des Buddha doch wenigstens das Karmagesetz kennen, nach welchem jede Situation, in die ein Mensch geraten kann, ganz allein von ihm selber verschuldet ist, er also auch die Folgen davon zu tragen hat, wenn er seine Lage für die Zukunft nicht noch schlechter gestalten will; daß er also die schlimmen Folgen früherer vorgeburtlicher Diebstähle nicht durch neue solche vergrößern darf. Vor allem aber finde ich es geradezu ungeheuerlich, daß Sie den Mord im Mutterleib verteidigen, ja zu fordern wagen, nachdem Sie sonst doch so scharf gegen jeden Mord auftreten. Konsequenter Weise müßten Sie bei Ihrer Einstellung doch auch die gewaltsame Hinrichtung

aller bereits geborenen Alkoholiker verlangen, und dann, wissen Sie denn nicht, daß man auch dem sich im Samen eines Alkoholikers wiederverkörpernden Wesen Gelegenheit geben muß zu neuem Leben, in dem es seine früheren bösen Taten in ihren Früchten abbüßen kann, auf daß ihm wenigstens die Möglichkeit späteren Aufstieges bleibt? Ist es nicht grauenhafte Selbstsucht, immer nur an sich zu denken, d. h. sich unwillkommene Mitmenschen schon durch ihre Tötung im Mutterleibe fernzuhalten?“

Nichts ahnend von der Fülle verstandesmäßiger Erkenntnisse über die Grenzen der Religion, die sich aus diesem Briefe gewinnen lassen könnten, ließ ich mir von meinem im Dunkel des Abtreibungsproblems umhertappenden Gefühl vorerst folgende Antwort diktieren:

„Der Himmel, den ich als vermutlichen Schwindel bezeichnete, ist nicht einer der „Himmel“ des Buddhismus, sondern der endgültige Himmel des Christentums, in dem man für zeitliche Verdienste oft recht fragwürdiger Natur (zum Beispiel: Unterstützung der katholischen Kirche) für alle Ewigkeit durch die Möglichkeit zum Hosiannah-Singen entschädigt wird. Und den Diebstahl habe ich nicht „verteidigt“, sondern ihn nur in einer Gesellschaftsordnung begrifflich gefunden, deren „Eigentumsrecht“ von jedem unverdorbenen Rechtsempfinden als das größte staatlich organisierte Eigentumsdelikt begriffen werden muß. Bei der Abtreibung aber handelt es sich um kein Mißverständnis. Ich bin tatsächlich angesichts der ungeheuren seelischen und körperlichen Not, die ihr Verbot auf dem Gewissen hat, für die Aufhebung dieses Verbotes, das ja doch nur dem staatlichen Verlangen nach einer möglichst großen Menge Kanonenfutters, keineswegs aber einer Ihrer Erwägungen entstammt. Und wenn wir schon nicht das Recht haben sollen, dem Karmagesetz aus Mitleid in den Arm zu fallen und ein keimendes Leben vor dem ihm drohenden Unglück zu bewahren, so hat der Staat noch viel weniger das Recht, sich aus Eigennutz und Machtgier als Schutzmann dieses Gesetzes aufzuspielen. Die freie Verfügung über den eigenen Körper muß dem Menschen gewahrt bleiben, und es ist noch sehr die Frage, was sich nach dem Karmagesetz für das Ich des Abtreibenden unheilvoller auswirkt: die Abtreibung aus Mitleid oder die mitleidlose In-die-Welt-Setzung eines zu Elend und Verbrechen Prädestinierten. Da die Abtreibung gewöhnlich vor dem dritten Schwanger-

schaftsmonate geschieht, ehe der Fötus noch zu irgendeinem Leben erwacht ist (natürlich schon gar nicht zu einem Bewußtsein), ist es ganz unangebracht, hier von Mord zu reden. Dann wäre — umsomehr, als Sie in Ihrem Briefe von „sich im Samen eines Akholikers wiederverkörpernden Wesen“ reden — ja auch jeder Onanist ein Mörder und wenn sich heute alle Menschen zur absoluten Keuschheit bekehrten, so wäre dies der ungeheuerlichste Eingriff ins Karmagesetz und keine verdienstvolle Handlung; und ein Mönch, der zehn Kinder haben könnte, aber keines hat, wäre ein größerer Schädling der sich im Karmagesetz dokumentierenden sittlichen Weltordnung, als ein Laie, der neun Kinder hat, das zehnte aber im Keime vernichtet, weil er es nicht dem Elend ausliefern will.

Im Uebrigen finde ich es müßig, „sich der Einbildung hinzugeben, man könne durch seine Taten die Auswirkungen des Karmagesetzes besonders im Hinblick auf andere Menschen irgendwie beeinflussen. Und wer sich zu einer Religion bekennt, die ihren Anhängern als tägliches Gebet den Wunsch empfiehlt: Mögen alle Wesen heute schmerzfrei sein!, der tut gut daran, auch durch die Tat, soweit es ihm möglich ist, das seinige dazu beizutragen, daß sein Wunsch wenigstens teilweise in Erfüllung gehe, soll er nicht den Charakter eines leeren Geredes haben. Dem Karma bleiben noch genug Möglichkeiten sich auszuwirken, Möglichkeiten, die zu verhindern außerhalb der menschlichen Macht steht und man darf dieses Gesetz nicht dadurch ad absurdum führen wollen, daß man sich als seinen unbedingten Anhänger bekennt und einfach jede Tat, die Leid zu lindern imstande ist, als Eingriff in eine überirdische Gerechtigkeit verpönt. Denn wodurch sollten wir uns dann überhaupt ein gutes Karma für künftige Existenzen sichern? Dadurch, daß wir den Auswirkungen des üblen bei anderen tatenlos und beifällig murrend zusehen, gewiß nicht.“

Die bedenklichen Schwächen dieser Antwort, die einen irgendwo und irgendwie vorhandenen Zwiespalt wohl fühlt, aber noch nicht begreift, werden sich im weiteren Verlaufe der Begebenheiten noch klar enthüllen. Denn ich erhielt à tempo folgende Entgegnung:

Auf den sachlichen Inhalt Ihres Briefes erwidere ich Folgendes: Jeder Mensch von Charakter muß sittliche Grundsätze als Leitsterne für sein Handeln haben. Sie sind der Niederschlag seiner gesamten bisherigen Erkenntnis, die

er über Welt und Leben gewonnen hat. Das ihnen gemäßes Handeln ergibt das, was man ein gutes Gewissen nennt, mit all der inneren Ruhe und Furchtlosigkeit eines solchen. Besondere Bedeutung gewinnen diese Grundsätze, wenn man es unternimmt, auf die Gestaltung der Erkenntnis und des Handelns seiner Mitmenschen einzuwirken. Diese Bedeutung wächst ins Ungeheure, wenn man dabei dazu übergeht, die sittlichen Grundsätze der anderen anzugreifen, vielleicht sogar solche, die von der Ueberzahl der anderen Menschen für sittliche Grundsätze erklärt werden. Hier setzt man sich einer gewaltigen Verantwortung aus. Muß man doch mit der Möglichkeit rechnen, daß man so die Fundamente der moralischen Weltordnung selbst, d. h. also jene unterwühlen könnte, die für den dauernden Bestand der Wesen, insbesondere der Menschen, unerläßlich sind. Eben deshalb wird hier ein seiner Verantwortung sich bewußter Mensch nur mit der allergrößten Vorsicht vorgehen und sich zu einem solchen Kampfe nur entschließen, wenn er über jeden Zweifel klar sieht, daß er trotz seiner Isolierung für die wahre Sittlichkeit gegenüber den in Wahrheit unsittlichen Anschauungen der andern eintritt.

Einen solchen Kampf in dem Gebiete eines grundlegenden Sittengesetzes führen Sie mit Ihren fortwährenden Angriffen auf das strafgesetzliche Verbot der Abtreibung. Ja, Sie sind damit nicht zufrieden, Sie stellen die Abtreibung in ihrem Brief an mich sogar als etwas sittlich Erlaubtes, ja, wohl gar Gebotenes hin. Es ist wohl klar, daß Sie, wenn Sie Unrecht haben sollten, eine ganz ungeheure Verantwortung auf sich laden. Unternehmen Sie es dann doch, in Ihren Mitmenschen die Empfindung für ein grundlegendes Sittengesetz auszulöschen. Es lohnt sich also sicherlich der Mühe einer Ueberprüfung des von Ihnen eingenommenen Standpunktes.

Dabei hängt alles von der Entscheidung der Grundfrage ab: Wie ist der menschliche Embryo zu werten? Sie wissen: ich bin Buddhistin. Sie werden es also auch verständlich finden, daß ich diese Wertung in der Belichtung der Buddhalehre vornehme. Daß diese Lehre auch der Wirklichkeit entspricht, kann ich hier wegen Raummangel unmöglich aufzeigen. Ich muß hier auf das grundlegende Werk von Georg Grimm „Die Lehre des Buddha, die Religion der Vernunft“, bzw. auf sein soeben erschienenenes kürzeres Werk „Buddha und Christus“ verweisen.

Nach dem Buddha ist unser Körper nur eine bloße „Beilegung“ von uns. Er ist nur ein Apparat für uns, durch den wir mit der Welt in Verbindung treten, indem wir durch seine Sinnesorgane Empfindungen und Wahr-

nehmungen von der Welt und insbesondere mit dem Denkorgane Gedanken über sie für uns erzeugen. Demgemäß wird unsere eigentliche Essenz auch nicht vom Tode betroffen. In diesem geht vielmehr nur die „Beilegung“ unseres Körpers als eines Erkenntnis-Apparates zugrunde. Unsere unzerstörbare eigentliche Essenz aber, also unser wahres Ich, saugt sich im Momente, wo ihm sein bisheriger Körper im Tode entrissen wird, sofort wieder an einem neuen befruchteten Keime in einem Mutterleibe fest und gestaltet sich aus diesem Keime wieder einen neuen Körper, mit dem es dann neuerdings die Welt genießt.

Die Verschiedenheit der Art des Anhaftens wird von der Art der tiefsten Strebungen bestimmt, die den Sterbenden erfüllen, wie diese Strebungen schon bei Lebzeiten offenbar werden, wenn sie nicht vom Lichte des Bewußtseins gelenkt werden, also z. B. im Traume. Die Strebungen selbst aber sind nichts weiter als die Summe des bisherigen Wirkens (Karma): „Was einer wirkt, das läßt ihn wieder sein“. — Das ist also die Lehre der steten Wiedergeburt.

Hiernach ist aber die Wertung der Leibesfrucht ohne weiteres gegeben: Sobald das durch die männliche Keimzelle befruchtete Ei von dem dritten neu ins Dasein drängenden Wesen ergriffen ist, liegt ein von den beiden Eltern dem Wesen nach gesondertes, also selbständiges menschliches Leben vor. Noch tiefer gesehen: Wir sehen uns einem unsterblichen, unergründlichen, überweltlichen Ich gegenüber, das von neuem lebende Substanz ergriffen hat, um sich aus ihr einen neuen Körper zu bauen, sich also insoweit auch bereits wieder inkarniert hat. Niemand auf der Welt, kein Gott und kein Teufel, hat das Recht, ihm diese neue Lebensmöglichkeit wieder zu rauben, die ihm die ewige Weltordnung selbst gewährt. Wer sie ihm trotzdem raubt, der ist, moralisch gesehen, ein Mörder, und wer zu diesem Raube anstiftet, ist ein Anstifter zum Morde, so sicher, als der Raub des Lebens ein Mord ist.

Dabei ist es völlig gleichgültig, wie weit dieses Leben bereits entwickelt ist. Das Entscheidende ist, daß einem ewigen, überweltlichen Ich die von ihm ergriffene lebende Materie und damit sein in dieser neubegonnenes Leben geraubt wird.

Bei dieser sittlichen Wertung des keimenden Lebens versagt also auch völlig Ihr Einwand, die freie Verfügung über den eigenen Körper müsse dem Menschen gewahrt bleiben. Denn es handelt sich ja gar nicht mehr um den eigenen Körper, sondern es handelt sich bereits um einen frem-

den Körper, um ein fremdes Gut, das der ewige Weltgrund den Eltern, vor allem der Mutter, anvertraut hat.

Stellt so die absichtliche Vernichtung keimenden Lebens als die Beraubung des Gutes des Lebens einen Mord dar, so ist sie schlechthin und unbedingt verboten. Denn die Sittengesetze gelten als überweltliche, das Naturgeschehen überragende, weil dieses regelnde Gesetze, absolut: „Läßt sich etwas Realeres denken, als das Moralische. Mußt du nicht alles, was sonst als real erscheint, sobald es mit diesem kollidiert, als nichtig betrachten?“ (Schopenhauer.)

Damit erledigt sich aber mit einem Schlage all Ihr weiteres Verteidigungsvorbringen für die Erlaubtheit gerade dieses Mordes. Im Einzelnen wäre noch folgendes zu erwidern:

1. Eines Ihrer Hauptargumente ist, daß die Abtreibung ja gerade aus Mitleid erfolge, indem durch sie das keimende Leben vor drohendem Unglücke bewahrt bleiben soll. Hier soll also einem schweren Verbrechen wider die Weltordnung gar noch ein sittliches Mäntelchen umgehängt werden. Ja, Sie stehen nicht an, den Mörder noch zum hochmoralischen Menschen zu stempeln, wenn er nur während des Mordes mit frommen Augenaufschlag flüstert: „Möge dieses Wesen schmerzfrei sein!“ Was würden Sie wohl sagen, wenn Einer in diesem Geiste, also weil er in tiefster Seele überzeugt ist, sie dadurch vor einem kommenden unglücklichen Leben zu bewahren, Ihre eigenen Kinder ermordete? Müßte man unter diesem Gesichtspunkte nicht überhaupt den allergrößten Teil auch aller bereits geborenen Menschen vom Leben zum Tode befördern? Ein sauberes Mitleid, das mir in meinem eigenen angeblichen Interesse mein höchstes Gut raubt, also ein Mitleid, das der davon Betroffene als höchste Grausamkeit empfindet, ja das auch objektiv die höchste Grausamkeit darstellt.

2. Damit komme ich zu dem Grundübel unseres Zeitalters: Der heutigen Menschheit ist in erschreckendem Maße der religiöse Gesichtspunkt abhanden gekommen, sie betrachtet alles rein diesseitig, nur unter dem Gesichtspunkte der gegenwärtigen flüchtigen Lebensform. Dabei kommen dann die Radikalen, ganz wie die alten Spartaner, die ihre schwächlichen Kinder auf dem Taygetus-Gebirge aussetzten, zu dem Resultate, daß jede solche Lebensform, die ihnen für das gegenwärtige Leben untauglich erscheint, auch in der Tat lebensunwert sei, und komen damit zum Postulat „der Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ (Binding, Hoche).

Daß das gegenwärtige Leben eines Wesens nur ein kleiner Ausschnitt aus einem großen Weltenleben desselben sein könnte und daß jedes Einzelleben, auch wenn es noch so miserabel und schlecht ist, seine hohe Bedeutung in dem sich durch eine zahllose Kette von Wiedergeburten hinwäلتenden Weltenleben des Wesens haben könnte, geadeso wie auch die schrecklichen Kapitel eines Romanes, ja diese erst recht, die Handlung fördern und vorwärtstreiben, ein solcher Gedanke steigt diesen engstir-nigen Köpfen ohne jede moralische Empfindung nicht auf. So ist es aber in Wirklichkeit: Jedes Einzelleben jedes Wesens ist die Ernte, die Frucht seines früheren Lebens, und diese Ernte muß eingetragen, diese Frucht muß bis auf den letzten Rest genossen werden. Gerade dadurch nämlich lebt man sein früheres böses Wirken ab und schafft so freie Bahn für ein neues gutes Wirken. Ja dieses Ableben erweist sich im Grunde, eben als solches, selbst schon als ein gutes Wirken. Dabei ist gerade die Daseinsform, die ein Wesen im Schoße seiner Mutter nach dem ewigen Karma-gesetze ergreift, ergreifen muß, die ihm derzeit alle in-entsprechende: die Natur arbeitet stets in der Linie des geringsten Widerstandes. Wer also ein Wesen, indem er ihm den von ihm ergriffenen Lebenskeim wieder raubt, hindert, sich in der ihm allein entsprechenden Daseinsform neu zu verkörpern, der schleudert dieses Leben eben damit aus seiner ihm von der ewigen Weltordnung vorgezeichneten Bahn und fällt damit zugleich dem Rade der ewigen Weltordnung selber in die Speichen mit der Folge, daß diese ihn selbst als einen Attentäter gegen diese Weltordnung in den Abgrund reißt.

So lehrt der Buddha das Phänomen des Lebens wür-digen, so fühlt übrigens jeder religiöse Mensch ganz un-mittelbar. Daher dessen tiefes Mitleid und seine stete Hilfs-bereitschaft gerade gegenüber den körperlich und sittlich Verkrüppelten. Gerade ihnen sucht er auf ihrer schweren Weltenreise, bei der sie unglücklicherweise in eine beson-ders schlimme Lage geraten sind, vor allem zu helfen, sucht ihnen die schwere Last, die sie sich selber aufgeladen haben, zu erleichtern und sie so zugleich wieder aufwärts zu führen. Auf solch e Weise mildert der wahre Mensch Leid, nicht aber dadurch, daß er gerade denen, die un-glücklicherweise gesunken sind und die doch auch das Le-ben ersehnen und auch wieder in die Höhe kommen wollen, diese Lebensmöglichkeit raubt und sie so vielleicht auf un-gezählte Zeiten hinaus zu noch schlimmere Daseinsformen zwingt, indem er sie vielleicht gerade dadurch, daß er ihnen den Weg ins Menschenreich versperrt, zu einem Anhaften

in tieferen Reichen und in noch unglücklicheren Verhältnissen nötig.

So, Herr Doktor, sollten auch Sie die Leiden lindern helfen, sollten das um so mehr, als doch gerade Sie — und wohl mit Recht — den Standpunkt vertreten, daß bei richtiger Gestaltung der Lebensbedingungen Raum für fast unbeschränkt viele Menschen auf Erden ist. Helfen Sie also diese Lebensbedingungen so gestalten, daß auch die erblich Belasteten als ganz besondere „Leidensgefährten“, „compagnons de misère“, „fellow-sufferers“, ein erträgliches Dasein auf Erden finden, aber fordern Sie nicht zum Morde gerade an diesen besonders Unglücklichen, kaum erst in die Anfänge ihres neuen Daseins Eingetretenen auf, und es wird Ihnen, jenen und der ganzen Welt „lange zum Heile und Segen gereichen“.

Damit glaube ich auch Ihre Frage beantwortet zu haben: „Wodurch sollten wir uns dann überhaupt ein gutes Karma für unsere künftigen Existenzen sichern?“ ferner auch Ihren Einwand widerlegt zu haben: „Dem Karma bleiben noch genug Möglichkeiten, sich auszuwirken.“ Nein und abermals nein: dem Karma bleibt als die entscheidendste Möglichkeit, sich auszuwirken, gerade immer nur die, zu der es weltgesetzlich geführt hat, weshalb ja auch der Selbstmord sittlich verwerflich ist.

3. Uebrigens ist es gar nicht einmal das Mitleid, das irreligiöse Menschen zum Morden ihres werdenden Kindes bestimmt. O nein, in der ungeheuren Ueberzahl der Fälle ist es ein ganz anderes Motiv, nämlich brutale Selbstsucht. So ein moralischer Akrobat hält es zwar für selbstverständlich, daß ihn selbst seine Eltern ins Dasein setzten und aufzogen, auch wenn er vielleicht das zwölfte oder dreizehnte Kind war und seinen Eltern ungeheure Sorgen und Entbehrungen durch sein Dasein auferlegte; daß er nun aber dieses echt moralische Verhalten seiner Eltern, auf dem der ganze Bestand des Menschengeschlechtes beruht, selber weiterpflegte, das fällt ihm gar nicht ein. Denn Kinder würden ihm in seinem eigenen Leben ja nur hinderlich sein und so vertilgt er sie denn gleich schon am Anfange wieder. Schon dieses fast allein maßgebende gemeine Motiv einer brutal in eine fremde Interessenssphäre einbrechenden Selbstsucht läßt den wahren sittlichen Charakter der Abtreibung erkennen. Und dieses Motiv würde sich bei Aufhebung des staatlichen Strafschutzes, der hier durchaus berechtigt ist, eben weil es sich um eine Grundvoraussetzung des Bestandes der Menschheit handelt, in einem geradezu erschreckendem Maße auswirken. Nicht nur „Minderwertige“ — wir selbst sind ja zum Glück „vollwertig“

gewesen — würden wieder von der Schwelle des Lebens weggewiesen, sondern wahllos alle in das Dasein Drängenden, sofern sie nur den Eltern unbequem wären. Aber auch dazu wird es wohl noch kommen.

4. Wenn Sie die bisherigen Ausführungen sorgfältig gelesen haben, dann werden Sie wohl auch die völlige Unbegründetheit Ihres fernerer Einwandes erkennen: Wenn die Abtreibung sich sittlich als Mord darstelle, dann sei „auch jeder Onanist ein Mörder, und wenn sich alle Menschen zur absoluten Keuschheit bekehrten, so wäre dies der ungeheuerlichste Eingriff in das Karmagesetz und keine verdienstvolle Handlung, und ein Mönch, der zehn Kinder haben könnte, aber keines hat, wäre ein größerer Schädling der sich im Karmagesetze dokumentierenden Weltordnung, als ein Laie, der neun Kinder hat, das zehnte aber im Keime vernichtet, „weil er es nicht dem Elend ausliefern will.“ O nein, so ist es durchaus nicht, Niemand kann von mir verlangen, daß ich meine Kräfte darauf verwende, alle Schiffbrüchigen auf dem Ozean zu retten. Aber jedermann verlangt mit Recht von mir, daß ich, wenn ich andern ein Schiff zur Ueberfuhr zur Verfügung stelle, dieses Schiff nicht selbst wieder vernichte, nachdem die Passagiere eingestiegen sind und sich bereits in den Ozean hinausgewagt haben. So verlangt auch das Karmagesetz nicht von mir, daß ich andern die Möglichkeit zum Eintritte in diese leidvolle Welt gewähre, im Gegenteil empfiehlt es mir, selber den Ausgang aus ihr zu gewinnen. Wohl aber verlangt es von mir, daß, wenn ich einmal andern die Möglichkeit zum Eintritt in diese Welt verschafft, ja wenn ich selbst zu diesem Eintritte direkt mitgewirkt habe, ich dann als anständiger Mensch das sich in das Dasein drängende Wesen, das sich vertrauensvoll an den ihm von mir dargebotenen Keim angeheftet hat, nicht schmähhch enttäusche und ihm diesen Keim, der mit seinem Ergreifen in sein Eigentum übergegangen ist, nicht wieder entreiße. D. h. also: Solange eine Keimzelle von mir sich noch mit keiner weiblichen Keimzelle vereinigt hat und solange diese vereinigte Keimzelle noch nicht von dem „Keimling“ ergriffen ist, was wohl mit der eben genannten Vereinigung zusammenfallen wird, solange greife ich in keine fremde Rechtssphäre ein, kann also auch unter diesem Gesichtspunkte unbeschränkt über mich und meine Keimzelle verfügen. Hat sich mir aber ein anderes Wesen einmal zugesellt und ich bringe es dann um, so bin ich eben ein Mörder, und zwar um so mehr, als ich selbst es war, der es, und gar noch dadurch, daß er ihm Ernährung durch sein eigenes Fleisch und Blut in Aussicht stellte, veranlaßte, sich mir zuzugesellen.

Diese ganze Sachlage fühlt, wie bereits angedeutet, jeder unverdorbene Mensch instinktiv, daher noch jeder solcher die Abtreibung als ein Verbrechen gewertet hat. Und es ist kein schlechtes, sondern ein gutes Zeichen, wenn in einem Staatswesen die Mehrheit der Staatsbürger noch so viel sittliche Empfindung besitzt, daß sie die Abtreibung, weil gegen ein Grundgesetz der Weltordnung verstossend, auch kriminell unter Strafe stellt.

Angesichts der kapitalen Abfuhr, die mir hier mit Konsequenz, Schneid und einer gewissen Ueberzeugungskraft bereitet wird, geht es nicht an, sich weiter auf ein dunkles Gefühl zu verlassen, wie bei der ersten Antwort. Wenn ich mir auch nicht einbilde, der Schreiberin dieses Briefes beweisen zu können, daß die schreckliche Verantwortung, die ich durch mein Tun nach ihrer Meinung auf mich nehme, genauer betrachtet gar nicht so furchtbar ist, so möchte ich es mir doch wenigstens selber beweisen, damit ich für alle Zukunft beruhigt sein kann.

So gerne ich zu diesem Zwecke nun gleich ein Pendant zu Lessings „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ schriebe, dessen Titel „Karma oder über die Grenzen der Religion und des Strafrechtes“ oder so ähnlich lauten müßte, so muß ich mich doch, wie immer im Nebelhorn, bescheiden und froh sein, ein so prächtiges Thema zur organischen Verbindung des zweiten Jahrganges mit dem ersten gefunden zu haben. Denn der Pölung des Himmelsgewölbes durch den § 122 in Nr. 24 folgt hier in Nr. 25 wie ein unabgetriebener Zwilling dem andern der Ausbau und die Vertiefung der sittlichen Weltordnung durch den § 144. Und dem Bekenntnis zum Wohltun, das mir unser Peter Zapfel, der für die direkte Aktion ist, so übel genommen hat, folgt hier das Uebelnehmen der direkten Aktion und die Empfehlung des Wohltuns innerhalb der Grenzen der Philanthropie. („Auf solche Weise mildert der wahre Mensch Leid, nicht aber . . .“ usw., wobei übrigens wohl auch die Frage erlaubt ist, wie dann

dieses unglückselige Ich sein übles Karma abbüßen soll, wenn es ihm infolge des Wohltuns wahrer Menschen gut geht?) Jedenfalls wird man durch solche einander widersprechende Vorwürfe ganz verwirrt und möchte beinahe bedauern, seinerzeit nicht selbst ein Opfer der Abtreibung geworden zu sein.

Was nun die Abtreibung als solche betrifft, möchte ich vor allem zur Wiederherstellung meiner bürgerlichen Reputation darauf aufmerksam machen, daß sich in der Hitze der Beweisführung das Thema etwas verschoben hat. Ich bin ja gar nicht für die Abtreibung und wenn ich eine Frau wäre, so würde ich ihr, die der letzte Ausweg weiblicher Verzweiflung ist, von der Schreiberin aber scheinbar für ein besonderes Vergnügen gehalten wird, gar nicht so rastlos huldigen, wie es nach den Vorwürfen, die ich eben zu hören bekommen habe, den Anschein hat. Ich würde es lieber gar nicht so weit kommen lassen und die Kollision mit dem Strafgesetz jenen armen und in künstlicher Dummheit und Ahnungslosigkeit gehaltenen Mitschwestern überlassen, für die allein — o gleiches Recht für alle! — der § 144 geschaffen scheint und angewendet wird. Wofür ich aber angesichts dieser schreienden Ungerechtigkeit einer angeblich sittlichen Gesellschaftsordnung bin, die sich als die kleine Schwester der sittlichen Weltordnung fühlt, das ist die Aufhebung des Verbotes der Abtreibung, weil ich der Meinung bin, daß sich der Staat weniger um die Vorgänge in den Unterleibern seiner Bürgerinnen als vielmehr darum kümmern sollte, daß die Steuereingänge nicht von den Politikern gestohlen werden. Der Staat, der im Kriege seine ausgewachsenen Bürger selbst mit Mord bedroht, wenn sie sich von ihm in Sturmtruppkursen nicht zum Morden abrichten lassen wollen, ist der letzte, der Ursache hat, sich über einen Mord aufzuregen; zumal als er — blöd wie er obendrein noch ist — das, was er auf der einen Seite als Mord

ahnden möchte, auf der anderen Seite gar nicht als Mord betrachtet, denn ich habe noch nie gehört, daß er den Mord an einer Schwangeren als Doppelmord oder als Mord und Totschlag angeklagt und durch ein zweimaliges Umbringen des Delinquenten „gesühnt“ hätte.

Diese Erwägung führt uns zum Thema „Mord“. Hier muß ich die Waffen senken. Ich habe sooft behauptet, daß das, was einer glauben kann, Sache seiner Veranlagung ist, daß es niemanden wundern wird, wenn ich eine Debatte über Glaubensangelegenheiten auch diesmal ablehne. Für mich besteht der Wert der Lehre des Buddha in der Charakteristik, die er ihr selbst gegeben hat mit den Worten: Klar sichtbar ist diese Lehre, allen Verständigen verständlich; sie lautet: „Komm und sieh!“ und ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, zu sehen, wann und wie sich ein Ich an irgend einem befruchteten Ei „festsaugt“. Auch ich halte die Lehre von Wiedergeburt und Karma nach meiner Veranlagung für die logischste Erklärung des Unverständlichen, aber gar so ins Detail des Unfaßbaren möchte ich mich nicht einlassen, ich könnte mich sonst in eine Schlucht von Ansichten verirren, vor der der Buddha selbst gewarnt hat und die Sache könnte mir wieder unlogisch zu werden beginnen. Interessieren würde es mich aber doch, was Gotamo, der Buddha zum Beispiel zu diesem, den allerletzten Tagen entstammenden Falle gesagt hätte:

Die zehnjährige Tochter einer Berliner Zeitungsausdrägerin, Hanna Hagen, wurde von ihrem Stiefvater mißbraucht und geschwängert, hatte aber von ihrem Zustande keine Ahnung, bis ihn der Schularzt anläßlich einer Untersuchung der Kinder entdeckte. Der Arzt sowohl wie die Mutter bemühten sich wochenlang verzweifelt bei allen in Betracht kommenden Stellen um die Erlaubnis einer Schwangerschaftsunterbrechung. Ohne Erfolg. Zur Bezahlung eines der Aerzte, die im Geheimen solche Operationen vornehmen, reichte aber das Geld nicht. Das zehnjährige Mädchen, über seine Schande aufgeklärt und von Nachbarn und Be-

kannten verhöhnt und verspottet, stürzte sich aus dem Fenster der elterlichen Wohnung auf das Pflaster und war sofort tot.

Hätte er sich wohl angesichts dieses Elends auf den Standpunkt des christlichsozialen Frauenvereines gestellt, der neulich beim Bundeskanzler Seipel um die Wiedereinführung der Todesstrafe und die Beibehaltung der Lebensstrafe nach § 144 im neuen Strafgesetz petitionieren war? Kann die Schreiberin mit gutem Gewissen behaupten, daß auch Hanna Hagen einem Ich einen befruchteten Keim „zur Überfahrt zur Verfügung gestellt hat“ oder wird sie zugeben, daß es sich in diesem Falle schon mehr um einen blinden Passagier handelt, der ausgeschifft gehört? Und was soll es praktisch dem Ich nützen, wenn es statt durch Abtreibung durch Selbstmord der Mutter um seine neue Lebensmöglichkeit betrogen wird?

Die Angelegenheit ist doch nicht ganz so einfach, wie es scheint. Wer Taten sittlich werten und messen will, muß vor allem einen geeigneten Maßstab dazu im Kopfe haben. Dieser Maßstab aber kann nur der sein: Erzeugt die betreffende Tat Wohl, verhindert sie Wehe? Wenn die Tat jedoch zwar Wohl, aber gleichzeitig auch Wehe erzeugt: Ist das von ihr erzeugte Wohl größer als das von ihr erzeugte Wehe? Oder: Ist das von ihr erzeugte Wohl gewisser als das von ihr erzeugte Wehe? Erst wenn sich die Größen des von ihr erzeugten Wohles und Wehes die Wage zu halten scheinen, kann man von einer sittlich indifferenten Tat sprechen, nur wenn das Weh größer ist, von einer unsittlichen. Die Brietschreiberin wird vielleicht einwenden, daß die menschliche Urteilskraft kein Maßstab der ewigen Gesetze einer sittlichen Weltordnung sein kann und ich stimme ihr ohne Bedenken zu; dann sollte man aber auch nicht als Angehörige einer Religion, die den kritiklosen Glauben, — selbst an die Worte ihres

Stifters! — ausdrücklich verwirft, endlich einmal mit dem üblen Brauche brechen, von Menschen, die mit bloßer Urteilkraft und oft nicht einmal mit der begabt sind, die pünktliche Befolgung dieser lediglich auf ein Glauben und nicht einmal auf ihr eigenes Glauben gegründeten Gebote zu verlangen. Es wird niemandem einfallen, einen Arzt, der bei Beckenenge der Mutter den Schädel des Kindes zertrümmert, um das Leben der Mutter zu retten, einen Mörder zu nennen. Denn hier überwiegt als Folge der Tat das Wohl in eklatanter Weise das Wehe. Sollen wir uns freiwillig so tief in die Fänge des Materialismus begeben, daß wir nur mechanische Hindernisse der Geburt, aber keine seelischen gelten lassen wollen? Solange die sexuelle Aufklärung bloß in der Enthüllung des Geheimnisses des Kinderkriegens besteht, aber nicht in der Enthüllung des Geheimnisses der Empfängnisverhütung; solange uneheliche Kider noch als eine Schande betrachtet werden und Existenzen ruinieren können, solange es der sittlichen Weltordnung nicht einfällt, den Sexualtrieb erst am Traualtar erwachen zu lassen; solange eine Frau vom Staat, der die Abtreibung verpönt, die Scheidung mutwillig erschwert, aber die Leistung der Liebe als eheliche Pflicht statuiert, durch Geldstrafen und Haft dazu gezwungen werden kann, sich täglich ihrem Manne hinzugeben und sich schwängern zu lassen, muß es ihre Privatsache bleiben, ob sie das Kind austragen will oder nicht. Aber kein Gott und kein Teufel hat das Recht, unter Berufung auf seine höchsteigene Vorstellung vom Karmagesetz, die Austragung von ihr zu verlangen oder durch Androhung von Kerker zu erzwingen. Solange der leidende Mensch durch Polizeisäbel im Namen der Ordnung mit Gewalt daran gehindert wird, die Welt, an der er leidet, zu reformieren, solange muß es sein höchstes sittliches Recht bleiben, dieser Sauwelt neue Opfer vorzuenthalten. Freilich, die Erzeugung

von Kindern durch Syphilitiker möchte man verbieten, denn diese Kinder bilden eine Gefahr für andere; die Erzeugung von Kindern durch Elendsgestalten aber möchte man fördern, denn die Gefahr, die diese durch das Leben für ihre eigene Person laufen, kümmert niemanden, und zu irgend einer Fabriksarbeit nach dem Taylorsystem werden sie schon eine Zeit lang nütze sein. Aber selbst wenn ich der Aufforderung der Briefschreiberin, lieber an der Gestaltung der Lebensbedingungen für ungezählt viele Menschen auf Erden zu arbeiten, folge, wird alle Mühe solange vergeblich sein, solange diese Erde zum großen Teil von Menschen bevölkert ist, die ihr Leben einem „Fehltritt“, einem Irrtum, einem geplatzten Präservativ und der nachfolgenden Angst ihrer Mutter vor dem Kerker verdanken, nicht aber der Sehnsucht ihrer Mutter nach einem Kinde und ihrer elementaren Freude am Leben. Denn wer sein Leben bloß dem Wirken einer blödsinnigen Gesellschaftsordnung und eines Strafgesetzes verdankt, der weiht dann gewöhnlich, einem okkulten Rache-gesetze folgend, sein Wirken im Leben der Uebertretung dieser „Ordnung“ und ihres Gesetzes.

Es ist unsäglich bedrückend, zu sehen, wie hier eine gescheite und von den besten Absichten beseelte Anhängerin des erhabensten Durchschauers dieser Weltkomödie in den gewöhnlichsten Fehler religiösen Eifers verfällt und sich einbildet, man könne seinen religiösen Glauben mir nichts, dir nichts auf andere ausdehnen. So wahr es einen Gott gibt, wenn einer an ihn glaubt, aber nur für den, der an ihn glaubt; so wahr es ein Karma gibt, wenn einer an es glaubt, aber nur für den, der an es glaubt: so wahr hat sich niemand auch nur in seinen geheimsten Gedanken mit dem Gott oder dem Karma seines Nebenmenschen zu beschäftigen; so wahr ist die unverlangte Einmischung mit guten Ratschlägen in das Seelenleben anderer die gleiche Ungezogenheit

wie die Einmischung in deren Familienleben; so wahr ist und bleibt es der Unsinn aller Religion und die furchtbarste Verkennung ihrer Aufgabe, wenn sie versucht, durch Gebote den Menschen zu etwas zwingen zu wollen. Ihm zu sagen: Du sollst nicht abtreiben, statt es seinem seelischen Zustande zu überlassen, ob er das Abtreiben oder Nichtabtreiben als zwingendes Muß empfindet.

„Wer das Gesetz in sich fühlt, untersteht seinem Müssen;

wer nicht das Gesetz in sich fühlt, untersteht einem Wollen.“

heißt es im Tao-te-king, und der Nachdruck liegt bei diesen Worten auf dem Unterschied zwischen seinem (also dem eigenen) Müssen und einem (also irgend-einem) Wollen.

Daß es eine sittliche Weltordnung gebe, ist ein Postulat des menschlichen Rechtsgefühles; daß diese sittliche Weltordnung nicht als Stütze wackliger Gesellschaftsordnungen bemüht werde, aber auch,



NEUJAHRSSUEBERRASCHUNGEN UND ANREGUNGEN

(aus meinem Schachterl)

für Gott :

Der Würzburger Bischof Ehrenfeld erklärte, das Ereignis in Konnersreuth sei ein Wink der göttlichen Vorsehung. Jetzt müsse man Gott die weitere Entwicklung überlassen.

für den Erzbischof von Wien zur sinngemäßen Anwendung gegen delogierende Hausherren:

Der Bischof von Viviers hat über den Bürgermeister und neun Gemeinderäte von Lalevande die Exkommunikation verhängt, weil sie dem Seelsorger der Gemeinde die Wohnung entzogen hatten.

für Seipel, den Segner der Polizei, als abführendes Mildemittel:

Auf Befragen des Verteidigers Dr. Lazarsfeld gibt der Angeklagte an, er habe sich über die Vorfälle beim Justizpalast sehr aufgeregt, insbesondere als er sah, wie ein alter Mann an einem Kopfschuß zusammengebrochen ist und wie in der Lichtenfelsgasse ein Wachmann einer Frau den Säbel in den Leib gestoßen hat.

Geschworne: Sie haben sich also aufgeregt; waren das die ersten Toten, die Sie sahen, — Vors.: Er sagte doch nichts von Toten. — Geschworne: Nun, den alten Mann mit dem Kopfschuß und die Frau, der der Säbel durch den Leib gestoßen wurde.

für den König Otto :

In der ungarischen Parlamentsdebatte über das neue Ausfolgeverbot von Alkohol an Jugendliche, sagte Volkswohlfahrtsminister Vaß u. a.: Es gibt in Ungarn, besonders im Tiefland, zahlreiche Ortschaften, wo guter und leichter Sandwein erzeugt wird, wo es dagegen an gutem Trinkwasser mangelt. Ich habe in mehreren dieser Ortschaften Statistiken aufstellen lassen, und das Ergebnis ist geradezu bestürzend. Es gibt Ortschaften, in denen 50 bis 86 Prozent der Kinder um 8 Uhr morgens in angeheitertem Zustand in der Schule erscheinen.

für den Justizminister, damit in Oesterreich endlich einmal alle Bürger vor dem Gesetze gleich werden:

In Dänemark werden demnächst durch Gesetz die Geldstrafen abgeschafft.

für die „Juliverbrecher“, damit sie wissen, wozu der Justizpalast da war:

Seit dem Brande des Justizpalastes wurde gestern zum erstenmal wieder die Versteigerung eines Hauses ausgeschrieben. Sie findet am 16. Dezember, 10 Uhr vormittags, im Versteigerungssaal des Handelsgerichtes statt und betrifft das Haus Florianigasse 14. Der Schätzwert dieses Hauses ist 30.757 Schilling.

für alle Geschworenen im Jahre 1928 zur Nachahmung und Stählung ihrer Aengstlichkeit und als Ehrenmal für die Tapferkeit dieser Fliehenden, die als erste uns ein Beispiel gaben:

Die Urteilsfindung im Prozeß gegen den Gastwirtssohn Alois Riehl, der angeklagt war, seine schwangere Geliebte erwürgt und dann die Leiche, um Selbstmord vorzutäuschen, an einem Strauch aufgehängt zu haben, ging unter ganz eigentümlichen Umständen vor sich. Die Geschworenen, offenbar vom Verantwortungsbewußtsein ihres Richteramtes bedrückt, versuchten sich ihrer Aufgabe kurzer Hand durch die Flucht zu entziehen. Als der Vorsitzende bemerkte, daß ein Geschworener nach dem andern das Beratungszimmer verließ, Hut und Mantel nahm und aus dem Gerichtsgebäude davonlief, traf er sofort Maßnahmen um den Rest der Geschworenen zurückzuhalten. Dreien war ihr Vorhaben bereits geglückt. Er mußte Gendarmerie aufbieten, um die Geschworenen in Krems zusammenzusuchen und sie zur Rückkehr ins Beratungszimmer zu bewegen.

für die Wissenschaft, die 1928 nur mehr zu erforschen hat, wer die Wiege der Menschheit in Afrika gehutscht hat, um alles zu klären:

Ulonzo W. Pond, Kurator des anthropologischen Museums in Newyork, ist aus Afrika mit dem Schädel und Skeletteilen eines Kindes zurückgekehrt, von denen er behauptet, daß sie aus dem Jahre 60.000 v. Chr. stammen. Pond will beweisen,

daß die Wiege der Menschheit nicht in Asien, sondern in Afrika gestanden hat.

für die O e s t e r e i c h e r :

Auf der 9. Fürsorgetagung, die gestern in Wien abgehalten wurde, erklärte die Bundesfürsorgerätin Hilde Arolt: Wenn das Keine-Kinder-Kriegen und das Einkindersystem nicht aufhört, werde in Oesterreich für die Wirtschaft der nächsten Generation, also zwischen 1940 und 1950 die Zahl der Arbeitsfähigen nicht mehr zureichend sein. Behält die Kurve der Geburtenzahl in Frankreich weiterhin ihren steilen Verlauf nach unten, dann wird Frankreich etwa in 100 Jahren die Bedeutung der Tschechoslowakei, in 200 Jahren die Oesterreichs haben und wie wird es dann mit Oesterreich sein?

für die U n t e r t a n e n :

Der Oberste Gerichtshof hob dieses Urteil aber auf, weil es keinem Zweifel unterliege, daß ein Bahnhofportier nach wie vor eine obrigkeitliche Person sei.

für den auf den Boden der Ordnung stehenden B ü r g e r, der das Rote nur in dieser Erscheinungsform schmecken kann:

Heute Schweinsblut
Vidouz, Tummlplatz 6.

für die A r b e i t s l o s e n :

Aus Mattersburg wird uns gemeldet: Der Schmiedehilfe Andreas Jakob aus Pöttelsdorf, welcher lange Zeit hindurch infolge Arbeitslosigkeit in der bittersten Not lebte, bekam dieser Tage in der Schmiedewerkstätte der Hirmer Zuckerkfabrik eine Anstellung. Dies versetzte ihn in die heftigste freudige Aufregung, die in Geistesverwirrung überging. Er bildete sich ein, in der Zeit vor Christi Geburt gelebt zu haben und persönlich der heilige Petrus zu sein.

für die P o l i t i k e r :

„Sagen S' amol, Hrr Nachbar, san Sö Sozialist?“
„Na?“
„San S' vielleicht gar a Kommunist?“
„Na!“
„San S' a Demokrat,“
„Na!“

„No, dann san S' sicher Monarchist?“

„Na!“

„Zum Teifi, wos san S' denn nacha eigentli?“

„Bürstenmacha bin i!“

für Pierre Ramus, den Märtyrer-Broschüren-
Verfasser:

Trost.

Sei mutig, o Mensch, und verscheuche die Klag',

Wenn Trübnis im Herzen zieht ein,

Bedenke, daß sonnig nicht jeglicher Tag

Im Leben des Menschen kann sein,

Wenn demnach mit Trübnis erfüllt ist dein Herz,

Kein Freudenstrahl sucht deinen Blick,

Dann schaue nach Menschen mit schwerem
Leid,

Dein Frohsinn kehrt wieder zurück.

für die christlichen Anhänger der To-
desstrafe:

Der Rechtsausschuß des ägyptischen Parlaments hat ei-
nen Gesetzentwurf genehmigt, der dem Gatten die Tötung
seiner Frau gestattet, wenn er sie in flagranti beim Ehebruch
ertappt.

für den Dichter Ertl als memento, daß als näch-
ste die 7. Kriegsanleihe drankommt, die er bekannt-
lich „Wahrheitsanleihe“ genannt hat. „weil unser
Sieg der Wahrheit endlich doch zu ihrem Rechte ver-
helfen muß und wird“ und deren Zinsendienst er,
wenn er einen Charakter hat, ebenso übernehmen
muß und wird:

Sanft in dem Herrn entschlafen ist die sechste Kriegs-
anleihe. Amtlich wird bekanntgegeben daß für sie keine neuen
Kuponbögen ausgegeben werden.

für die mit dieser Gesellschaftsordnung Zufriede-
nen:

Preußen hat 1049 Untersuchungs- und Strafgefängnisse.
In ihnen ist für rund 58.000 Menschen Platz. Im Tagesdurch-
schnitt des Jahres 1923 saßen 70.000 Menschen in preußischen
Gefängnissen gegen 47.000 im Jahre 1914. Die Gesamtzahl der
vom März 1923 bis März 1924 in preußischen Gefängnissen un-

tergebrachten Gefangenen und Untersuchungshäftlinge betrug fast eine halbe Million. Ferner gibt es in Preußen 22 Zuchthäuser, in denen 12.000 Gefangene Platz haben und vom 1. April 1923 bis 31. März 1924 rund 24.000 Gefangene (darunter 1200 Frauen) untergebracht waren.

für die wackeren Steirer :

In den letzten schönen Tagen sah man in der Mur zwischen der Eisenbahnbrücke Spielfeld—Radkersburg und der Holzbrücke Spielfeld—Straß die schönen Polarseetaucher. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn diese nordischen Gäste tauchen und schwimmen.. Zutraulich blicken sie mit ihren großen Augen in die herbstlich schöne Landschaft. Und doch, kaum zeigt sich ein solcher Vogel, da eilen schon bäuerliche Schützen herbei und knallen die Tiere nieder. Drei Schüsse aus nächster Nähe gab am 3. Oktober ein Bursche auf einen Polarseetaucher ab, verwundete ihn und erst der vierte Schuß tötete das Tier, das in den Wellen der Mur verschwand. In Steiermark ist es leider üblich, daß jedes fremde Tier niedergeknallt wird.

für die Heimwehriktatoren :

In einer Galavorstellung der Oper in Rom wurde der Prinz von Hessen beim Eintritt in die königliche Loge vom Publikum mit Zischen und feindseligen Rufen empfangen; die junge Prinzessin saß kreidebleich im Vordergrund der Loge. In diesem kritischen Augenblick öffnete sich die Türe und Mussolini erschien in der Loge, trat an die Brüstung, blickte streng in den Zuschauerraum, worauf sofort Mäuschenstille eintrat. Dann wandte sich der Premier zum Prinzen, reichte ihm die Hand und verwickelte ihn in ein angeregtes Gespräch. Der Effekt war erstaunlich: das Publikum begann zu applaudieren, das Händeklatschen steigerte sich zu einer stürmischen Ovation. Seither wurde der junge Prinz stets freundlichst empfangen.

für Liebeskünstler :

Bevor Mautner mit seinen unzüchtigen Handlungen begann, pflegte er stets das Licht abzdrehen um von den übrigen in der Wohnung anwesenden Personen hiebei nicht beobachtet werden zu können.

So was !!!



ICH HAB'S GEWAGT!

Ich habe in Nr. 24 auf Seite 8 und 9 von meiner Absicht berichtet, der Justiz im neuen Jahre einmal auch eine vernünftige Aufgabe zu stellen. Der Rechtsanwalt, von dem ich meldete, daß er noch mit der „juristischen Fundierung“ dieser Aufgabe beschäftigt sei, hat inzwischen die Uebernahme meiner Vertretung im vorliegenden Falle abgelehnt; und zwar mit der Begründung, daß ich mich durch diese Anzeige in die Gefahr begeben, selbst wegen des Verbrechens der Verleumdung nach § 209 unseres Strafgesetzes angeklagt zu werden! Denn dieser Paragraph lautet:

§ 209. Wer jemanden wegen eines angedichteten Verbrechens bei der Obrigkeit angibt, oder auf solche Art beschuldigt, daß seine Beschuldigung zum Anlasse obrigkeitlicher Untersuchung oder doch zur Nachforschung gegen den Beschuldigten dienen könnte, macht sich des Verbrechens der Verleumdung schuldig.

Und wird je nach der Schwere des Deliktes mit 1—10jährigem Kerker bestraft! Punktum.

Diese Ablehnung ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Sie zeigt nicht nur, was ein Mann, der täglichen Umgang mit der österreichischen Justiz pflegt, dieser auf Grund seiner Erfahrungen heute alles zutraut, sondern weist auch auf einen Paragraphen hin, der nach modernisiertem Rechtsgefühl dazu geschaffen zu sein scheint, die Obertanen vor Anzeigen durch Untertanen wirksam zu schützen und dadurch das hohe Gut des Rechtes vor allen linksseitigen Angriffen zu bewahren. Aber mein Vertrauen zu unserer Rechtspflege ist einfach unerschütterlich. Ich möchte es ihr nicht raten, einen Paragraphen, den uns die gute alte Zeit in ihrer Ahnungslosigkeit heutiger Zustände als kostbares Vermächtnis hinter-

lassen hat, im Sinne moderner Rechtsbrechung umzukrempeln, so daß mit seiner Hilfe plötzlich nicht nur die verleumderische Erdichtung eines falschen Tatbestandes, sondern auch die vielleicht anfechtbare Subsumption eines notorischen Tatbestandes unter einen vorhandenen Paragraphen verfolgbar scheint! Ja, jetzt reizt es mich erst recht, der österreichischen Justiz einmal auf den Zahn zu fühlen und authentisch festzustellen, wie tief die vom Rechtsverdrehwurm hervorgerufene Caries schon reicht. Und justament habe ich heute folgende Anzeige der Post übergeben:

An die Staatsanwaltschaft Wien I.

Im Verlage des Katholischen Schulkalenders, Wien I., Stephansplatz 6, ist ein Druckwerk erschienen, das sich „Katholischer Schulkalender 1928“ nennt. Diesem Kalender scheint der Wiener Zensor zu wenig Augenmerk geschenkt zu haben. Denn auf Seite 69 dieses Machwerkes, das allen Ernstes noch im 20. Jahrhundert das Holen einer Seele durch den Teufel im Bilde darstellt, ohne der Verfolgung als Erzeugnis der Schundliteratur ausgesetzt zu sein, weil die Seele zur Wahrung der Sittlichkeit ja ohnehin mit einem weißen Nachthemd bekleidet ist — auf Seite 69 dieses im Zentrum Wiens verlegten und im Jahre 1927 plötzlich wiedervorgefundenen mittelalterlichen Abraums beginnt eine „Erlebnisse und Ergebnisse. Eine Erzählung aus Tatsachen von P. Adolf Innerkofler“ betitelte Geschichte, die zweimal — auf Seite 81 und 93 — die Behauptung enthält, daß man „auf dieser Welt ohne Gott ein Fallott“ werden müsse und die als ganze dem Beweise der Richtigkeit dieser Behauptung gewidmet ist. Ich fühle mich als Konfessionsloser durch diese Unverschämtheit nicht nur auf das gröblichste beleidigt und in verleumderischer Weise verbrecherischer Anlagen geziehen, sondern erachte auch durch diese Behauptung das Verbrechen der Religionsstörung nach § 122 b St.G. für gegeben, da hier „durch ein Druckwerk öffentlich der Religion Verachtung bezeugt“ wird. Da an dieser Gesetzesstelle nur von „Religion“, ohne nähere Bezeichnung des Bekenntnisses die Rede ist, da es ferner seit dem Friedensvertrag von St. Germain keine staatlich protegierten Religionen in Oesterreich mehr zu geben hat, da es ferner allgemein bekannt ist, daß es Weltreligionen gibt, die den

Begriff Gottes in unserem Sinne gar nicht kennen, so daß es als durch die Praxis erwiesen gelten kann, daß der Begriff Gott keine *conditio sine qua non* der Religion darstellt, was überdies und außerdem sogar durch mehrere der jüngsten Entscheidungen des österreichischen Verwaltungsgesichtshofes anerkannt wurde — aus allen diesen Gründen beantrage ich, gegen den Pater Adolf Innerkofler sowie gegen den verantwortlichen Leiter des Verlages des katholischen Schulkalenders die Voruntersuchung wegen § 122 b St.G. einzuleiten und die Konfiscation der beiden oben zitierten Stellen zu veranlassen.

Sollte die Empörung eines Einzelnen für kein genügendes Substrat der Anklage gehalten werden, so bin ich nicht nur gerne bereit Unterschriften von Leuten zu sammeln, die gleich mir über die Verdächtigung Falotten zu sein, aufgebracht sind, sondern auch mit der chinesischen und japanischen Gesandtschaft in Verbindung zu treten, damit sie sich im Namen der von ihnen vertretenen 550 Millionen ohne Gott nur als Falotten zu wertenden Chinesen und Japaner meinem Unternehmen anschließen, damit endlich einmal jenen Leuten, das Hand- und Mundwerk gelegt werde, die nicht müde werden, zu behaupten, alle Wege führten nach Rom, von dort aber nur ein einziger, schmaler und alleinseligmachender in den Himmel und die zu beiden Seiten dieses Weges — vermutlich auf parallel mit ihm verlaufenden Abwegen — lagern, um Maut- und Stolgebühren einzuheben, die Verweigerung dieser Gebühren aber mit frechen Insulten zu beantworten.

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn
Schriftsteller
Stübing bei Graz.

Rekommandiert!



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich. Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Von der Salvierung der Seele / Von der Salvierung
des Körpers / Alles nur z'wegen des Schuhwerks,
der Knöpfe und des großen Ledergalanteriewaren-
geschäftes / Das letzte Röcheln Peter Zapfels / Eine
moderne Art, Literaturgeschichte zu schreiben / Gott
erhalte!

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 26

15. JANUAR 1928

II. JAHR

VON DER SALVIERUNG DER SEELE

Sehr geehrter Herr Doktor!

Als ich Ihnen meine in der letzten Nummer abgedruckten Darlegungen schickte, hegte ich die leise Hoffnung, diese könnten Sie vielleicht doch bestimmen, von Ihrem für Sie und andere unheilvollen Unternehmen, aus dem Bewußtsein Ihrer Leser ein grundlegendes Sittengesetz auszulöschen, abzustehen. Wie ich jedoch aus dem Hefte ersehe, begegnen Sie meinen Ausführungen mit einer Reihe von Einwänden, wodurch Sie sie zu entkräften und Ihr Gewissen zu salvieren glauben. Es wäre ein Leichtes, diese Einwände als zum Teil geradezu frivole Sophismen aufzuzeigen. Allein, einmal dürfte das Nebelhorn nicht der richtige Ort sein und dann wäre es schon deshalb völlig zwecklos, weil Sie offenbar im Vorhinein entschlossen sind, unter keinen Umständen eine Revision Ihres Standpunktes vorzunehmen.

Es bleibt mir deshalb zur Salvierung meines Gewissens nichts anderes übrig, als Sie zu bitten, von der ferneren Zusendung Ihrer Zeitschrift an mich abzusehen.

Der Betrag für das Heft 25 liegt bei.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

VON DER SALVIERUNG DES KÖRPERS

Hochgeehrter Herr Doktor!

Das letzte „Nebelhorn“ mit seiner Erledigung der Buddhistin war wieder wunderbar! Besonders erfreut hat mich die Stelle über die Wohltätigkeit ändern gegenüber. Ganz richtig: jedes Wohltun wäre eine verbrecherische Einmischung in die karmischen Gesetze. Ich hatte erst vor kurzem einem Mann von der gleichen Denkungsart einen solchen Vortrag zu halten: Du hast zum Beispiel Zahnschmerzen. Durch irgend ein Verschulden in einem Deiner vorigen Leben hast Du es verdient. Dich von dem Schmerz zu befreien*) wäre eine vermessene Einmischung in die karmische Amtshandlung, die ich mir absolut nicht zu schulden kommen lassen will.

Es ist nur verwunderlich, daß sonst kluge Leute diesen einfachen logischen Gedankenwegen nicht folgen können.

Viel trauriger aber ist die Tatsache, daß ich noch einen Grund zum Kinderkriegen gefunden habe und zwar wenige Stunden nach Beendigung der Lektüre von „Karma und Abtreibung“. Abends heimgekommen erfuhr ich, daß meine Nachbarin — eine sogenannte „moderne“ Frau — ein Mädchen in die Welt gesetzt habe. Da ich wußte, daß diese Dame an offener Lungentuberkulose leidet — also staatlich zur Abtreibung berechtigt gewesen wäre — gab ich meiner Verwunderung über die Austragung des Kindes Ausdruck, zumal ich wußte, daß ihr das Kind bei Tanzunterhaltungen u. dgl. nur ein Hindernis sein könne.

*) Der Schreiber des Briefes ist Zahnarzt (Anm. des Herausgebers.)

Und da erfuhr ich zu meinem Grauen, daß es noch andere Gründe zum Kinderkriegen gibt als die von Ihnen aufgezählten: Fehltritt, Irrtum, geplatzttes Präservativ oder Sehnsucht der Mutter nach dem Kind.

Der Grund, warum besagte Bestie das Kind zur Welt gebracht hatte, war der: Sie hatte gehört, daß durch die Geburt ihre Krankheit auf das Kind übergehen werde und sie auf diese Art ihre Tuberkulose loswerden könne, um ungehindert weiter tanzen zu können.

Es fehlt mir an Phantasie, um eine Strafe ausdenken, die einer derartigen Bestie gebühren würde. Unter den zahllosen Paragraphen unseres famosen Strafgesetzes dürfte auch kein einziger passender zu finden sein.

Noch etwas fällt mir ein: Wenn eine jenseitige Seele auf der Suche nach einem neuen Körper in ein kaum befruchtetes Ei gefahren ist und dieser neuen Wohnung sagen wir in den ersten drei Monaten schon wieder verlustig wird, so ist ja dadurch nichts verloren. Denn derartige Wohnungen gibt es in bedeutend mehr als für schon geborene Menschen, somit kann sie sich ja sofort wo anders „festsaugen“ und die drei Monate Zeitverlust werden wohl angesichts der Ewigkeit nicht gar so ins Gewicht fallen.

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, hochverehrter Herr Doktor, wie wohltuend es ist, einen Menschen wie Sie sprechen zu hören! Nur bedauerlich, daß so wenige diese Wohltat zu schätzen wissen. Ich habe unten einige Adressen aufgeschrieben. Vielleicht wird doch einer Abonnent; ich würde mich ja so sehr darüber freuen.

Nochmals vielen Dank und die besten Empfehlungen von Ihrem

ergebensten

— —

ALLES NUR Z'WEGN DES SCHUHWERKS, DER KNÖPFE UND DES GROSSEN LEDER- GALANTERIEWARENGESCHÄFTES.

Die Januarnummer der Zeitschrift des Wiener Tierschutzvereines „Der Tierfreund“ fand ich mit folgenden Betrachtungen beklebt:

Tierschutz.

Von Käthe Schilling.

Die Ansichten der Tierschützer sind geteilt. Die einen bekennen sich zu der extremsten Anschauung, man solle überhaupt keine Tiere töten; sie haben die gleiche Daseinsberechtigung wie der Mensch, der dem Fleischgenuß entsagen und sich nur von Pflanzen, Obst, Mehlspeisen usw. nähren soll. Schön wäre es ja, gewiß, wenn wir nicht morden brauchten. Aber praktisch durchführbar ist dieser Gedanke, wenigstens in absehbarer Zeit, nicht. Warum? Es müßte vor allem das Züchten der Tiere ausgeschaltet werden; denn wohin würde es führen, ließe man die Tiere sich bis ins Unendliche vermehren. Sie würden schließlich uns dem Hungertode zuführen. Man denke nur an die enorme Vermehrung der Hasen, die würden in den Gärten uns das letzte Krauthäuptel wegfressen.

Bedenken wir ferner, daß wir ja nicht nur das Fleisch der Tiere verzehren — das könnten wir wie die Vegetarier leicht entbehren. Vor allem sind es die Häute, die wir zu unserem Schuhwerk benötigen, ferner das Horn zu Knöpfen usw. Blicken wir einmal in ein großes Ledergalantierwarengeschäft, ja, wovon sollen diese tausende notwendigen Artikel gefertigt werden, wenn wir keine Tiere töten wollen? Und nicht zuletzt sind auch die Felle — ich spreche nur von inländischen, wie Reh-, Hirsch-, Gams-, Hasenfelle usw., zur verschiedensten Verarbeitung nötig. So paradiesisch schön der Gedanke sein mag, kein Tier zu töten, in so unerreichbarer Ferne liegt die Verwirklichung dieses Gedankens.

Nennen wir diese Gruppe der Tierschützer die Idealisten, zum Unterschied von den Praktikern. Letztere stellen

sich die Aufgabe, unseren Freund und Lebensgefährten, das Tier, weil es leider gezwungen ist, sich uns zu opfern, im Leben zu schützen, zu lieben, zu betreuen, den Tod ihm aber so leicht, so schmerzlos wie möglich zu machen.

Warum an nicht erreichbare, unabsehbare Zukunfts-ideale sich festklammern, wenn in der Gegenwart ein so großes Feld von Arbeit, Mühe, Selbstverleugnung und Opfermut vor uns liegt, das wir für unsere Lieblinge zu bearbeiten haben?

Nun folgt das Verlangen nach einem Tierschutzgesetz mit Wiedereinführung der Prügelstrafe und nach Propagierung des Tierschutzgedankens durch die Schule. Den Beschluß bildet dann folgender Passus:

Ebenso wäre es aber eine Pflicht der Geistlichkeit, namentlich der Landpfarrer, durch warnende Worte der Roheit, Dummheit, Unwissenheit und dem Aberglauben der ländlichen Bevölkerung entgegenzuarbeiten. Eine Predigt in diesem Sinne verstößt nicht im mindesten gegen unseren Glauben. Denn der große Tierfreund Christus sagte selbst: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.“

Man könnte über diesen Kohl, der sich hier vor unseren Augen aus einem Gemüse in ein Brechmittel verwandelt, mit Achselzucken und der trockenen Feststellung hinweggehen, daß das, was die Frau Schilling da schreibt aus einem geheimnisvollen Grunde keinen Groschen wert sei. Da sich aber nicht so bald wieder eine derart günstige Gelegenheit ergeben dürfte, die selbstgefällige Dummheit einer allgemeinen Meinung beim Kristallisationsprozeß zu belauschen und einen Praktiker, der sich — vom beifälligen Gemurmel der Konsumenten angestachelt — den Idealisten überlegen fühlt, in flagranti bei der Unzucht mit dem Worte „Tierschützer“ zu ertappen, möchte ich lieber nicht schweigen. Auch haben angesichts dieser Tierfreundlichkeit, die den Mord an ihren „Lieblingen“ durch ihren Bedarf an Knöpfen, Schuhen und Handtaschen plausibel machen will, alle jene ehrlichen

Fleischfresser, die keine andere Begründung für ihr Tun in Anspruch nehmen als die, daß es ihnen schmeckt und daß sie das Fressen und Gefressenwerden für einen natürlichen Zustand auf Erden halten, meinem Gefühl nach einen begründeten Anspruch auf die Versicherung meiner wärmsten Sympathie.

Ehe ich mich aber mit den von der Verfasserin berufenen praktischen Notwendigkeiten eines Galanteriewarengeschäftes befaße, ist es notwendig, jenen Brauch der Idealisten, der auch mir eignet, und der vulgo „Galanterie“ genannt wird, für kurze Zeit aufs Eis zu legen und dadurch sinnig anzudeuten, daß er ebenso entbehrlich ist wie die von ihm hergeleiteten Waren. Erst so fühle ich mich innerlich genügend beweglich, um vor allem einmal konstatieren zu können, daß der Satz: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs“, der neben dem Satze: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden“ immer wieder zitiert wird, da die beiden das tierfreundliche Um und Auf des heiligen Buches von 600 Millionen Abendländern, die danach sind, darstellen — daß dieser Satz gar nicht von Christus stammt, sondern aus den Sprüchen Salomonis (XII, 10). Er wurde schon vor hundert Jahren von Schopenhauer als eine ganz besondere Schweinerei angeprangert, so daß sich eine weitere Kritik erübrigt. Von dem „großen Tierfreund“ Christus jedoch ist lediglich seine Segnung des Fischzuges Petri überliefert und sein Gleichnis vom guten Hirten. Jene gehört aber hier nicht zur Sache, da aus Fischen weder Schuhwerk, noch Knöpfe, noch Ledergalanteriewaren erzeugt werden, dieses aber sagt ja doch nichts weiter aus, als daß es verdienstvoll sei, ein Tier vor einem für den Menschen unrentablen Tode zu retten, da sein, hier implicite göttlich geoffenbartes Erdenziel der rentable Tod für die sogenannten Kulturbedürfnisse des Menschen ist. Und

vielleicht hat der gute Hirt dieses unter allen Umständen verlorene Schaf einige Tage später, ohne deshalb vom religiösen Standpunkt aus weniger gut zu sein, selber „mit Liebe“ geschlachtet, wie die Praktiker unter den Tierschützlern, die infolge irgendeines anatomischen Defektes der Gaumenhöhle nicht mehr speien können, zu fordern nicht müde werden.

Schließt aber auch Frau Schillings Elaborat mit einer unrichtigen Beobachtung, so beginnt es dafür mit desto richtigeren. Abgesehen davon, daß ich schon einmal gebeten habe, Ansichten, die als ganze nichts wert sind, nicht auch noch zu „teilen“, da sie dann logischer Weise noch weniger wert werden — eine Bitte, die, wie ich heute bemerke, besonders für die Ansichten der Tierschützer gilt —, also abgesehen von diesem Schönheitsfehler, nimmt uns hier der Satz: „Schön wäre es ja, gewiß, wenn wir nicht morden brauchten“ durch seine eigenartige Geistigkeit und in die Augen springende Gültigkeit gefangen. Man beachte nur das pikante Komma der Beteuerung vor dem Worte „gewiß“! Das ist wahre Kunst der Ausdrucksweise! Ach dieser unleidliche, durch die Galanteriewarengeschäftsinhaber, durch die Schuster und die Knopfmacher hervorgerufene Zwang zum Morden, unter dem wir alle seufzen! Da kannte ich einen ländlichen Fleischhauer, der allwöchentlich am Freitag, ehe er an sein blutig Handwerk ging, zum Surren des Schleifsteins, an dem er sein Messer wetzte, seufzend dies Liedlein summete:

„Schön wär' es ja, gewiß,
Wenn man nicht morden brauchte!
Doch muß man's, weil man sich
Barfuß die Zeh'n verstauchte.

Und dann: woraus sollt' man
Die vielen Knöpfeln machen?
Den Hosenlatz zunäh'n?
Das wär'n mir schöne Sachen!

Die feinen Lederwar'n
Sie fehlten in den Läden;
Taschen aus Wichsleinwand
Sind nur für die Proleten.

Am besten ist's, die Schuld
Den Tierzüchtern zu geben,
Und ganz kommod vom Mord
Mit Widerwill'n zu leben.

Kumm, Kalberl Nummer eins,
Du stirbst, dein Fell lebt weiter!
O süßer Opfertod
Für'n Pflanz der Pflanzenmeider!

O Aussicht voller Trost,
Schweißfüße zu bekleiden!
Wir sind nicht ganz bei Trost,
Trostlos drum unsre Leiden.

Wär aber Gott gerecht,
Er müßt uns nach dem Sterben
Für daß, was wir gequatscht,
Die „ird'sche Hülle“ gerben.

Also sang er und wetzte dabei. Er war ein wackerer Praktiker dieser Mann und hatte jedenfalls auf diesen Ehrentitel aller Blitzblöden mehr Anspruch als die Frau Schilling und sämtliche ihrer

Gesinnungsgenossen und -genossinnen, die die Tiere schützen und zum Fressen gern haben, weil sie ihnen dazu von anderen zuerst hingerichtet und dann hergerichtet werden, und die sich rühmen, sie könnten das Fleisch ebenso leicht entbehren wie die Vegetarier, wenn auch nur mit der Pappnase und nicht mit dem Mund. Denn diese Praktikerinnen sind nur in zwei Beziehungen praktisch. Erstens darin, daß sie sich beim Fleischessen auf die Tierzüchter ausreden, während diese — praktisch wie auch sie sind — sich beim Züchten wieder auf die Fleischesser berufen. Und zweitens in der Hinsicht, daß sie durch ihre Nachfrage nach Fleisch eine ganze Kategorie von Menschen zum professionsmäßigen Morden und die, die irgendwie mit diesen in Berührung kommen, zu unabwendbarer Verrohung zwingen, andererseits aber wieder gegen diese durch ihre Schuld verrohten Menschen nach einem Tierschutzgesetz und nach der Prügelstrafe schreien. Wenn das nicht praktisch ist, dann weiß ich wirklich nicht, was sonst noch praktisch sein könnte! In allen anderen Beziehungen aber ist die Verfasserin weitaus unpraktischer als die von ihr belächelten Idealisten, welche die „extremste“ Anschauung vertreten, nämlich die, daß die Tiere — so was! — die gleiche Lebensberechtigung wie der Mensch hätten und die es wagen, der Anerkennung dieses Gedankens nachzustreben, einer Anerkennung, die aber infolge der Idiotie der Praktiker noch in „unerreichbarer, paradiesischer Ferne“ liegt. Weltfremd, wie diese Praktikerin ist, hat sie sich scheinbar noch nie dafür interessiert, womit denn eigentlich zum Beispiel die Galanteriegeschäfte in Japan, wo es keine Viehzucht gibt, angefüllt seien und weshalb die Japaner, die vielleicht gar keine solchen Geschäfte haben und daher das Notwendigste entbehren müssen, nicht schon längst den verdienten Tod aller Idealisten gestorben sind? Sie hat keine Ahnung davon, daß die Vegetarier in

einem äußerst praktischen Lande, nämlich in England, schon längst für ihre Schuhe ein Kunstleder benützen, das dem Naturleder nur darin nachsteht, daß es infolge des Treibens der Praktiker noch etwas teurer ist als das Naturleder, solange dieses ein bloßes, in Massen vorhandenes Nebenprodukt des Fleischfressens ist. Und ich glaube auch kaum, daß sie eine kurze Notiz nachdenklich gemacht hat, die in derselben Nummer des „Tierfreund“ die von ihr behauptete Notwendigkeit der Mordprodukte Lügen straft:

Zur Tierschutzwoche!

Auf mehrere Anfragen gibt der Wiener Tierschutzverein bekannt, daß die von ihm anlässlich der Tierschutzwoche vorgeführten Pelzimitationen bei den Firmen Gerngroß, Herzmansky, Kullmann (Rudolfsplatz) und Herzfeld (Bauernmarkt) zu haben sind.

Sie hat in ihrer Ahnungslosigkeit noch nie etwas von Zäunen gehört, durch die man „Krauthäupteln“ vor Hasen schützen kann und sie erhebt sich geradezu ins erhabene Gebiet des uns aus den letzten Nummern sattsam bekannten Religiösen, wenn sie meint, die Natur brauche ihren mit Liebe zelebrierten Mord am Tier, um nicht in Ueberproduktion zu ersticken, so wie andere glauben, die sittliche Weltordnung ginge auf Fransen, wenn sie nicht strenge auf einen karmischen G'hörtsich bei anderen schauen würden. Rätselhaft bleibt es bei dieser Auffassung nur, weshalb jene Tiergattungen, die der Mensch keiner planvollen Liebkosung durch Pulver und Blei oder durch das Schlachtmesser unterzieht, die Erde nicht schon längst mit ihren Massen überschwemmt und verdienstvoller Weise alle Praktiker „dem Hungertode zugeführt“ haben? So zum Beispiel die meisten Arten der Vögel, der Insekten und Reptilien, die sich doch auch nicht gerade schlecht vermehren und so gar keine Gelegenheit haben, „sich für uns

zu opfern“, wie der überaus praktische Fachausschuss für Umgebrachtworden mit Gewalt lautet.

Fassen wir resumierend zusammen: Die Materie ist für Praktiker bei näherer Betrachtung noch ziemlich ungeklärt. Soviel aber ist klar: Man soll dem Ochsen, der da drischt, zwar nach wie vor nicht das Maul verbinden; wenn er aber weiblichen Geschlechtes ist und leeres Stroh drischt, wird es sich unter Umständen, wie z. B. heute und hier, nicht ganz vermeiden lassen. Oder hätte ich mich als Gerechter einer Gans, die ja doch auch ein Vieh ist, erbarmen sollen?

Ich lasse diese Frage unbeantwortet, hole die mir angeborene Galanterie wieder vom Eis, wo ich sie bei Beginn dieser Auseinandersetzung deponiert habe

und bin von Stund' an wieder
wie eh und je — galant.



DAS LETZTE RÖCHELN PETER ZAPFELS

Der rechts- und linksseitige Maulhaken, den ich Peter Zapfel (Pierre Ramus) [Rudolf Großmann] in Nr. 24 versetzt hatte, schien gut gegessen zu sein. Das boxende Känguruh aus Klosterneuburg schwieg und schien knock out geschlagen. Verschiedene Leser des Nebelhorns verwandelten sich in Schiedsrichter und begannen ihn auszuzählen: Eine Nummer, zwei Nummern, drei Nummern des „Anarchisten“ erschienen ohne einen Mukser Zapfels. Aber Zuschriften kamen wie diese:

„Ich sehe mich veranlaßt, Ihnen meine vollste Sympathie auszusprechen. Es ist eine Infamie von Großmann, im Namen des Bundes oder aller Anarchisten eine rein persönliche Meinung zum Ausdruck zu bringen. Ich hoffe aber, sehr geehrter Herr Doktor, daß Sie nicht meinen, alle Wiener Anarchisten seien mit Großmann einer Meinung und Trabanten dieses selbstsichtigen Geschäftsmannes, der es vermeidet, des Nebelhorns Erwähnung zu tun, da eben ein Geschäftsmann an alles — insbesondere an die Konkurrenz — denken muß. Indem ich Ihnen versichere, daß es in Wien mehr Anarchisten gibt, die gegen Ramus' Person und Taktik sind, als solche, für die er unbedingte Autorität ist, bin ich mit vollster Hochachtung Ihr — —“

oder:

„Ihre Polemik gegen den „Anarchisten“ R. Großmann hat mir besonders gefallen und ich bin wohl berechtigt, mich zu dieser Sache zu äußern. Ueber ein Jahr lang habe ich als Agitator und Organisator im Bunde herrschaftsloser Sozialisten des Herrn Großmann genügend Gelegenheit gehabt, diesen sonderbaren „anarchistischen“ Apostel kennen zu lernen. Und ich kann auf Grund der traurigen Erfahrungen mit dem Menschen ruhig sagen:

Einen größeren Schurken sah ich nie! Seine Ehrlosigkeit wird nur durch seine Geldgier übertroffen.

Da ich ein begeisterter Anhänger und Verfechter der anarchistischen Ideenwelt eines Krapotkin, Bakunin und Tolstoi bin, danke ich Ihnen aus ganzem Herzen für die Bekämpfung dieses schmarotzerischen Freibeuters. Dieser Mensch ist ein großes Hindernis für die Entfaltung einer anarchistischen Bewegung in Oesterreich. In seinem übermäßigen Erwerbstrieb monopolisiert er alle Lebensäußerungen dieser Bewegung, was ihm Dank einer raffinierten Redegabe und seiner skrupellosen Methoden bis jetzt noch immer gelungen ist. Realen Angriffsstoff gegen ihn gibt es in Hülle und Fülle; es mangelt nur die Veröffentlichungsmöglichkeit. Deshalb erfüllt mich und meine Freunde Ihre glänzende Abfertigung des Großmann mit großer Freude.“

oder:

„Tiefgefühlten Dank für die Hinrichtung Peter Zapfls, dessen Schüler ich vor 18 Jahren war!“

Da — in der vierten Nummer des „Anarchist“ (vom 8. Januar) wurde folgendes Röcheln vernehmbar:

Erklärung. Die am 27. Dezember 1927 tagende Vollsetzung des B. h. S. (A.) Graz, hat sich mit den von Guttenbrunn gegen Kam. Ramus erhobenen Anwürfen und Verdächtigungen beschäftigt und diese einstimmig als gemeine und infame Verleumdungen erkannt. Wir sprechen dem Kam. Ramus das vollste Vertrauen in seinem Kampf im Sinne des Anarchismus aus und bringen zur Kenntnis, daß H. M.-Guttenbrunn — nach seinen bewußt verleumderischen Agriffen gegen Ramus — bereits den Dank der Sozialdemokratie geerntet hat! Im Sinne unserer Bewegung lehnen wir M.-G. ab, und ersuchen die Redaktion unseres Blattes, solche Verleumdungen im Genre eines Bekessy oder Sandor Weiß und Jelenek — Konjunktursozialdemokraten, die heute ihre früheren Parteiführer unsachlich-persönlich bekämpfen, Die Red. — zu ignorieren.

Im Auftrage: Max Selenko, Alois Zarastnik, Franz Rath, Gustav Kern, Norb. Bartoschek .

Es ist also klar: Während ich — Bekessy mit jedem Tage ähnlicher werdend — den Dank der So-

zialdemokraten für die Nr. 24 (der aus einer Notiz im „Kampf“ über die Nr. 16 bestand!) ernte und in meine Scheuer einheimse, weil ich meinen früheren Führer „Peter Zapfel“ unsachlich — persönlich bekämpft habe, ist dieser Zapfel bereits tot. Vollkommen tot. Er kann nicht einmal mehr selbständig röcheln, er muß andere beauftragen, für ihn zu röcheln. Er hat sich mit mir beschäftigt und hat — lang hats gedauert — erkannt, daß dies gefährlich sei. Unverbrauchte, neue Gestalten treten auf den Plan. Auch sie haben sich „beschäftigt“ (nämlich mit meinen Anwürfen und Verdächtigungen), auch sie haben „erkannt“ (nämlich, daß diese gemeine, infame Verleumdungen seien). Aber wie solche Erkenntnisse zustandekommen, habe ich wieder mit eigenen Ohren vernommen.

Am 28. Dezember wars, also einen Tag nach der Geburt dieser ihrer Erkenntnis zur Befreiung von einem lästigen Philanthropen, einer Geburt, die am 27. in Graz unter der geburtshilflichen Mitwirkung Zapfels stattgefunden hatte, der zu Weihnachten mit seiner Phrasendreschmaschine auf Lohndrusch nach Graz gekommen war. Ich saß bei einem Bekannten in dessen Grazer Büro. Da erschien ein Manne Zapfels und brachte die neueste Nummer des „Anarchist“. „Na, wie wars bei Ramus' Weihnachtsfeier?“ fragte ihn mein Bekannter, der einen diebischen Spaß daran hatte, daß mich Zapfels Sendling nicht kannte. „Oh, sehr schön!“ — „Hat er nichts übers Nebelhorn gesagt?“ — „Ah“, rief jener. „Ramus ist mit einem ganzen Paket Dokumente gekommen und hat alles widerlegt!“ — „Habt ihr das Nebelhorn überhaupt gelesen?“ — „Nein! Es kann aber nicht so arg gewesen sein, was drinnen gestanden ist.“ — „Na“, sagte mein Bekannter, „es war ganz nett. Hat er euch die Dokumente gezeigt?“ Da antwortete der Genosse Zapfels mit dem lapidaren Worte

„Nein“ und entfernte sich mit dem für seine geistige Freiheit sehr bezeichnenden Gruße „Freiheit!“

So wars; ich schwöre es. So haben diese „Anarchisten“ sich beschäftigt, so haben sie erkannt, so haben sie beschlossen, mich zu ignorieren.

Ich bin erledigt. Ich bin entlarvt. Alles, was ich gegen Zapfel vorgebracht habe, ist infame Verleumdung. Ich habe behauptet, daß philanthropisch mit „h“ geschrieben wird. Es ist nicht wahr. Ich habe behauptet, daß ihm das Nebelhorn privat zu billig war, obwohl es ihm offiziell zu teuer ist. Es ist nicht wahr. Ich habe behauptet, daß ich nicht mein Vater bin. Es ist nicht wahr!

Ich bin mein eigener Vater und bleibe es. Fünf wildfremde Menschen haben es am 27. Dezember beschlossen, und eine Demonstration gegen diesen Beschluß nützt mir nichts. Sie wird ignoriert. Ist vor mir schon, k a n n vor mir schon ein Mensch in einer derart grusligen Lage gewesen sein?

Es ist nicht das erstemal, daß die Anhänger Zapfels so beweisen, daß der Apfel nicht weit vom Zapfel fällt. Sie sind dazu da, die Sprache, wenn er sie verloren hat, wiederzufinden, und sie ihm zu apporrieren. Als Zapfel im Mai 1927 als ein vom Ehrengerichte in Leipzig Geschlagener dasaß, da wurden sie ebenso mobilisiert wie jetzt gegen mich. Und zwar wurde das so gemacht: Das Ehrengericht hatte aus drei von ihm und drei von seinem Gegner normierten Beisitzern bestanden, die im gegenseitigen Einvernehmen einen Berliner als Vorsitzenden gewählt hatten. Zapfel wurde, laut dem mir vorliegenden Protokoll in allen verhandelten Punkten der Anklage mit vier zu drei Stimmen schuldig gesprochen; im Punkt 9 aber (dem Vorwurf der Fälschung Kropotkins) mit 6 zu 1 Stimme. Das heißt, hier hatten sich sogar zwei seiner Getreuen gegen ihn ausgesprochen. Kaum wieder in Klosterneuburg, dem be-

kannten Sammelpunkte sämtlicher Gelder angelangt, ließ er von seinen Unterläufern für die, die nicht alle werden, eine Broschüre veröffentlichen, in der das Urteil des Ehrengerichts insofern höchst eigenartig dargestellt wurde, als nur das Urteil seiner eigenen drei Beisitzer zu jedem Punkte der Anklage veröffentlicht wurde, so daß er in allen Punkten freigesprochen erschien. Da aber selbst diese originelle Methode im Falle Kropotkins nicht zum Ziele führen konnte, da ihn hier nicht einmal seine eigenen Freunde für schuldlos befunden hatten, erfand man in der Broschüre folgende kurze, aber geniale Wendung:

Punkt 9, Bezeichnung des KOHL wegen Kropotkins „Worte eines Rebellen“ Uebersetzung: Gemeinsam erledigt.

Punktum, Nix schuldig und nix unschuldig. Gemeinsam erledigt, d. h. gemeinsam gefälscht. Das ist eine Solidarität der Unsolidität, die einen Rekord darstellt und in Erich Mühsams Zeitschrift „Fanal“ (Dezember 1927) folgendermaßen gewürdigt wird:

Erklärung.

Rudolf Großmann, Wien, hat als Antwort auf das Urteil des Schiedsgerichts, welches ihn schuldig erklärte, eine Broschüre herausgebracht, die an Lügenhaftigkeit und Größenwahnsinn alles übertrifft, was je von dieser Seite geleistet wurde. Wie immer, ist er auch hier zu feig, seine Schreibung mit seinem Namen zu decken. Er überläßt dies gnädigst seinem „B. h. S.“ und seinen Leipziger Sekundanten. Die Bloßlegung dieser Lügen erfordert eine Antwortbroschüre. Da ich als Arbeiter nicht über so viel freie Zeit verfüge wie dieser Geschäftsmann, wird dies einige Wochen in Anspruch nehmen. Dies soll dann mein letztes Wort in dieser Affäre sein, obgleich ich weiß, daß es auch weiterhin „Anarchisten“ geben wird, die ohne servile Götzenanbetung sich nicht in ihrem Element fühlen.

Oskar Kohl, Dresden-A. 34, Zeunerstraße 13.

Wir erklären uns hiermit mit unserem Kameraden O. Kohl in jeder Beziehung solidarisch.

**'Syndikalistische Arbeiterföderation Dresden.
Geschäftsleitung der Provinzarbeiterbörse Sachsen.**

Damit aber bis zum Erscheinen dieser Broschüre, für deren Verbreitung ich gerne sorgen will, auf daß die Freiheit endlich von ihm frei werde, den Anhängern Zapfels die Zeit nicht lang werde, möchte ich sie bitten, sich zum Bezirksgericht Klosterneuburg zu bemühen und sich dort für die Grundbucheinlage 859, Katastralgemeinde Kierling, Haus Nr. 237, zu interessieren. Sie werden dort über den Proletarier Zapfel, der mir im Namen der Besitzlosen meinen Besitz vorgeworfen hat, trotz seiner roten Färbung ihre blauen Wunder erleben. Ich vergaß nämlich unter den oben zitierten Briefen noch einen zu erwähnen:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Von einem guten Bekannten höre ich, daß der Groß(kauf-)mann des österreichischen Anarchismus Ihnen Ihren Besitz vorwirft. Da ich den Herrn sehr gut kenne, weiß ich auch, daß er eine respektable Villa besitzt. Ich sende Ihnen mitfolgend den Grundbuchsauszug, sein Haus betreffend. Daß die Villa seiner Frau Sarah (die in der „Bewegung“ aber nur als „Sonja“ bekannt ist), zugeschrieben erscheint, ist nur eine Vorsichtsmaßregel des „Kämpfers“, der gerade in kaufmännischen Dingen virtuos ist. Hauen Sie doch diesem Heuchler eine in die dicke Pfanne! Er ahnt natürlich nicht im geringsten, daß auch nur eines seiner geistesarmen Schäfchen auf ein Grundbuchsamt kommen könnte!

Ich sag's ja: die Welt ist schlecht! Da kann man freilich arm und besitzlos dastehen, wenn man eine Frau hat, die man aus revolutionären Gründen immer für seine „Lebensgefährtin“ ausgibt, aus bolschewistisch-musikalischen Klangmotiven statt Sarah Sonja

nennt, aus ziemlich bürgerlichen Ursachen aber als Besitzerin der aus den „armseligen Mitteln des Proletariats“, die man Obdachlosen vorenthalten möchte, erstandenen und lastenfrei gemachten Villa fungieren läßt.

So, und jetzt können sie mich alle — ignorieren.



EINE MODERNE ART, LITERATURGESCHICHTE ZU SCHREIBEN

Schon seit längerer Zeit trage ich mich mit der Absicht, im Nebelhorn auf das Buch eines Wiener Schriftstellers aufmerksam zu machen, dessen eminente Begabung für die Parodie ihresgleichen sucht. Stets wurde ich durch den leidigen Platzmangel daran gehindert, der sich immer deutlicher als die Auswirkung eines — wahrscheinlich durch Vielschreiben in einer meiner früheren Existenzen verursachten — üblen Karmas darstellt. Heute endlich bietet sich Gelegenheit. Das Buch heißt: Mit fremden Federn. Parodien von Robert Neumann. Verlag I. Engelhorn's Nachf. Stuttgart 1927.

Aus der Fülle des in diesem Buche dem Leser Gebotenen bringe ich im Nachfolgenden mit Erlaubnis des Verfassers fünf Musterbeispiele und zwar je eines aus dem Gebiete der Lyrik, der Novelle, des Romans, des Dramas und der wissenschaftlichen Abhandlung. Wer je von den Autoren, die hier parodiert werden, etwas gelesen hat, wird von der visionären Erfassung des Charakteristischen bei jedem bis ins kleinste Detail der Interpunktion verblüfft sein. Aber man würde die Bedeutung dieser Parodien verkennen, wenn man sie bloß zwerchfell- und nicht auch in einem anderen, weitaus tieferen Sinne erschütternd fände. Denn sie führen den Leser geraden Weges an die Kluft, die heute zwischen dem Echten und dem Betriebe klafft und überlassen ihn hier seinen Gedanken über die Ausübung der Kunst auf Grund eines von der Kritik der Presse ausgestellten Gewerbescheines. In den 1—2 Fällen aber, wo sie

diese Kluft nicht finden, sind sie die höchste Anerkennung, die einem Autor gemacht werden kann.

Aus den Sonetten an Ead

Nach Anton Wildgans

Denn ich bin Dichter. Und was ich Dir bringe
Sind nicht die Klänge einer kleinen Kunst.
Und sieht ein anderer im Ackerdunst
Noch Raupen kriechen oder Engerlinge —

Mir hebt der Schmetterling schon seine Schwinge!
(Ich bin ein Dichter, Schönste, mit Vergunst!)
So brech ich auf in einer breiten Brunst.
Daß ich Dich mir einfüge und bezwinge.

Noch kenn ich Deines Leibs nicht die Gesetze.
(Nie sah ich Deine lieben Füße nackt.)
Doch wird bei mir so Königin wie Metze

Ganz auf die gleiche Weise angepackt:
Ich hüll' sie in heroisches Geschwätze
Bis sie sich hingibt in verwegnem Takt.

Aktschluß aus „Mannesehr“

Nach Karl Schönherr

Vroni: Tu's!

Sepp (abgewandt): Nein!

Vroni (klammert sich an ihn): Tu's!

Sepp (schüttelt sich, daß sie taumelt): Laß, Weib! An mich klammert sich's nit mehr gut!

Vroni (wieder zu ihm, heiß, zischend): Drin ist er in der Kammer, ganz bei der Tür. Du nimmst Dein Messer... Hast kein Messer? (Tastet über die Tischplatte, bekommt das lange Brotmesser zu fassen und drückt es ihm in die Hand.) Hast kein Messer bei dir? Ein Bua wie du! Da ist's... das Messerle. Und jetzt gehst nur drei Schritt dort hinter die Kammertür... (fieberhaft) und ein Stich und ein Schnitt!

Sepp (nach innerem Kampf): Weib; ich kann nit!

Vroni (mit gellendem Lachen): Zipfelbubele! Hosenscheißer!

Sepp (auffahrend, faßt einen gefällten Baumstamm und erhebt ihn drohend): Sag das nit mehr.. Du!

Vroni (an ihn geschmiegt, seinen Arm bestastend): Die Muskeln! Schier lauter Stein und Stahl. Da hat eine einmal was zum Anhalten dran. (Plötzlich wild an seinem Halse) Tu's! Ein Stich und ein Schnitt!

Sepp (hoch aufgereckt): Da wird nit g'stochen Weib und da wird nit g'schnitten. Da kriegst nix. Die Speckschwarten, die da drin in der Kammer hängt, die g'hört mein Vater, und... (erschüttert) Du

sollst Vater und Mutter ehren, hab i g'lernt. Das wird von mir keiner derleben, daß i mein Vater nit ehren tu. Die Speckschwarten dort drin. Weib, die schlag dir aus'n Kopf! (Ferne Glockenklänge) Horch, 's Aveläuten! (Nach einem langen Blick auf Vroni und innerem Kampf, entschlossen) Da schweigt all's. B'hüt Dich Gott, Weib... wennst noch einen Gott hast. (Rafft noch einige Baumstämme zusammen, legt sie über die Schulter und geht schweren Schrittes ab.)

V r o n i (zusammenbrechend, unter gellendem Gelächter): Hosenscheißer!

*

Oponophlia

Nach Karl Heinz Ewers

Ev. Joh. XXXVIII, Vers 6922

Insel Pahnagaladomandi

1. April 1930

Mein Führer blieb auf der Höhe des verschneiten Passes stehen und äugte scharf durch die Nachtbläue ins gegenüberliegende Tal hinab. Dann sagte er im schlechten Englisch der kanadischen Indianer: „Hier, Herr, das Tal der Nacht. Ich warne dich nochmals.“

Ich schnallte statt jeder Antwort die Skier an. „Du bist bezahlt, Kochuapeto“, sagte ich dann, „aber wenn du zu feig bist —“

Da straffte er sich. „Fahren wir.“ Mit zusammengebissenen Zähnen.

Wir glitten sausend durch den mondblau stäubenden Schnee. Jagten über die Lawinentaler. Erreichten den weißen, schweigenden Talgrund.

Schon im letzten Viertel der Abfahrt war mir aufgefallen, daß der Schnee unter mir nicht mehr knirschte. Das Tal war erfüllt von einer weichen, breiigen Masse. Es war warm. Ich wunderte mich, keine Pfützen zu sehen.

Da kroch mir das Weiße langsam und stetig die Beine empor. Als ich näher hinblickte, bemerkte ich, daß von Schnee längst keine Spur mehr war.

Ich stand auf Maden.

Weiße Leichenmaden lagen in einer meterdicken weich breiigen Schichte über dem Boden und krochen zu Hunderttausenden an mir hoch. Als ich mich nach meinem Führer umwandte, bemerkte ich, daß

der Madengürtel ihm schon bis in Brusthöhe reichte. Die Augen quollen ihm aus den Höhlen. Er röchelte.

Da galt es, keine Zeit zu verlieren. Man weiß, daß *Oponophlia malplex*, die Totenmade, Aas dem lebenden Fleische vorzieht und nur in größtem Hunger atmende Wesen angreift. Ich band also meinem Führer die Hände auf den Rücken, zog mein Messer hervor, wetzte es an dem Taschenwetzstein, den ich für solche Fälle stets bei mir führe, und schnitt ihm ein Ohr ab. Ich warf es hinter mich in den Brei. Und während die Flut der fressenden Raupen darüber zusammenschlug, schob ich mich zwei Schritte durch den Tiersumpf gegen den schwarzen Wald vor, der vom Talende herüberschaute. Kochuapeto schleppete sich hinter mir her.

Dann kehrten die Raupen zurück. Ich opferte Kochuapetos zweites Ohr und seine Nase. Das brachte mich zehn Schritte weiter. Ehe ich ihm die Zunge abschnitt, bat er mich um den Gnadenstoß. Aber ich durfte ihm nicht willfahren. Er mußte langsam geopfert werden...

Als ich nach etwa einer Stunde den Waldrand erreichte, hörte die Decke weißer, qualliger Tiere plötzlich auf. Der Kanadier stand noch ohne Ohren, Nase, Zunge, Augen und Arme auf einem Bein — denn das andere hatte ich den Tieren geopfert — etwa zwanzig Schritte hinter mir im weißen Gewimmel. Plötzlich riß er den blutigen Rachen auf. Ein breiter Strom zuckender, halbzerkauter Maden brach daraus hervor. Da lachte er. Lachte, daß es durch Mark und Bein ging.

Dann ward er weiß im Gesicht und wand sich wie eine Made. Ich sah noch, wie die Flut der Tiere sich über ihm schloß. Unter der wimmelnden, eklig bewegten Decke aber hörte ich noch einen Augenblick lang sein Gelächter.

Dann wird mir endlich übel.

Aus dem Roman „Teutonen“

Nach Walter Bloem

Als Teuto an das Flußufer trat und die badenden Basen erblickte, glaubte er sich einen Atemzug lang von Ohdinns blaublickenden Wunschmaiden umgaukelt. Doch dann erkannte er: Teutungeninnen waren's, seiner Sippe Gesippte. Aber wer war die Schlanke, die da unter den Nackten sich wandte, ihrer Nacktheit Geheimnis zu hüllen? Hiltipurch war's, mit nichten der Sippe der Teutungen entstammt. Sie trug keinen Schmuck, die Stolze.

„Heilo, Teuto, der Teutung“, rief sie und trat auf ihn zu, mit hellen Händen schirmend die Scham vor der Schau. „Begehrst du zu baden?“

Trotzig wandte sich der Teutungenproß. Denn es war immer der Stolz der Teutonen gewesen, daß ihre Söhne und Töchter erst spät das Geschlecht in sich erwachen fühlten. Da aber war's eine Welsche, die warb.

„Weißt du, Teuto“, funkellächelte die Gleißende. „wie Ohdinns Storch uns die Kinder beschert?“

Der Teutung errötete. Denn es war immer der Stolz, der Teutonen gewesen, daß ihre Söhne und Töchter erröteten. Trotzig sprach er: „Was kümmern mich Kinder? Was wallt dir Welsche das Wissen? Ohdinn schuf mich, heilo, und die Kunde genügt mir. — Haleilo“, grimmtretzte er und wandte sich waldwärts.

Doch der Welschen wogte Brunst in der Brust. Sie gehrte des Grimmen, „Teuto“, eislachte sie hinter ihm drein, „dich zeugte nicht Ohdinn! Brünstig im Bette zeugte dich Techo, dein Tate!“

Da taumelte der Teutung. Ihn, den Unberührten,
hatte ein Weib wissend gemacht — eine wissende
Welsche unterwühlte das Wirtsvolk.

An der Wurzel der Weltesche nagte der Wurm.

★

Der Uebergang des Morgenlandes

Nach Oswald Spengler

In diesem Buche ist zum erstenmal der Versuch gemacht, Geschichte vorauszubestimmen. Das Mittel, lebendige Formen zu verstehen, ist die Analogie. Der französische Konvent sprach von Karthago, wenn er England meinte, und die Jakobiner nannten sich Römer, wobei sie übersahen, daß ein Vergleich Kyaxares und Heinrich I. ebenso plausibel ist wie einer zwischen Anaximenes von Milet und dem Schreiber dieser Zeilen. Das wird noch besser verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Schlacht bei Issus, also das Gegenüberstehen zweier Schlachtreihen an den Flußufern mit abwechselnder Eröffnung der Feindseligkeiten, sein Korrelat hat im Gesellschaftstanz unserer Väter, der Quadrille, während das Keilschriftzeichen $\blacktriangle \text{---} \blacktriangle$, das soviel wie „a“ oder „aufwärts“ oder auch „Held“ bedeutet, sich gleicherweise wiederfindet im semitischen „pleite“ (die Friedenswirtschaft), im Grundriß der Peterskirche zu Rom und in der Form des Schnurrbarts Kaiser Wilhelm II. Und nun denke man an das Symbol $\overset{\text{J}}{\text{V}} \text{---} \text{I}$ und stelle sich vor, daß Skopas und Praxiteles die Upanishaden nicht gekannt hätten! Das wird einleuchten.

Ist dem aber so, so ist auch bewiesen, daß die Firma M. E. Mayer, die sich bekanntlich von Mayer Helmbrecht herleitet, im Grunde keine andere kontrapunktische Funktion in der infinitesimalen Konsonanz des Universums hat als jene Maja, deren Schleier charakteristischer Weise ebenso als ein kosmetisches Requisit anzusehen ist wie die Fabrikate der genannten Parfümerie.



GOTT ERHALTE!

Heute gibt der Angeklagte an, daß er es beim Militär bis zum Feldwebel gebracht habe und wiederholt wegen seiner Tapferkeit ausgezeichnet worden sei. Im Spital in Cilli soll er der Exkaiserin Zita auf ihr Befragen, wie es ihm gehe, schroff geantwortet haben: „Was fragst denn noch, einen Hunger hab' ich!“ Darauf wurde er degradiert und als Offiziersdiener nach Rumänien geschickt.

Eine Vorkehrung, die nach monarchistischer Ernährungslehre als Surrogat der Nahrung seit Jahrhunderten erprobt ist.

DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Vorbemerkung
Feuer!

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 27

1. FEBRUAR 1928

II. JAHR

VORBEMERKUNG

In einer behördlichen Zuschrift, die dieser Tage — im Sinne des Liedes: Was kommt dort von der Höh', was kommt dort von der ledernen Höh' — an mich „herabgelangte“, wurde mir der Charakter und die Beschäftigung eines Arztes angedichtet. Ich habe diesen in mir selbst bisher verborgenen, aber von der Behörde „ausgeforschten“ Arzt sogleich konsultiert; denn angesichts der besonderen Fülle des in den letzten Wochen allenthalben in Erscheinung getretenen Irrwitzes und vor allem angesichts der Notwendigkeit, mich mit ihm satirisch beschäftigen zu müssen, da, solange täglich gelogen wird, auch die Wahrheit täglich gesagt werden muß, hatte ich das bestimmte Gefühl einer herannahenden Gehirnlähmung. Der Arzt in mir bestätigte mir die Richtigkeit dieser Diagnose und verordnete meinem Hirn ein kurzes Ausspannen und gleichzeitig meinen, durch mehr als einjährigen Aufenthalt im stickigsten Nebel geschwächten Lungen eine kleine Erholungspause in reinerer Luft und künstlerischer Höhensonne. Ich begeben mich mit dieser Nummer also in ein schöneres Land, in das der Jugend, der Liebe und der Naturverbundenheit. Und ich will den Brauch, einer längeren Reihe von Kampfnummern eine solche Erholungsnummer folgen zu lassen, auch in Zukunft beibehalten. Mag in diesen Erholungsnummern die Schönheit des Zieles, für das, mag in ihnen die Häßlichkeit der Gegner, gegen die gekämpft werden muß, ihre weitaus eindringlichere als sonst, weil rein ästhetische Darstellung finden — sie werden dazu beitragen, die Ausdauer zu stählen, den Kampf mit dem dunkelsten Gelichter zu adeln, und den Lärm des Tages einer ewigen Melodie als Text zu unterlegen.

FEUER!

Die Krone der Natur ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Goethe („Natur“).

Endlich hatte ich wieder einmal meinen lieben Freund Ernst in meinem abgelegenen Hause auf dem Lande zu Gast. Er lebte viel in der großen Welt, befand sich fast immer auf Reisen und nur ab und zu einmal kam von ihm ein Brief mit einer exotischen Marke, der mir sagte, daß er noch an mich denke.

Wir hatten im Garten zu Abend gegessen und saßen nun gemütlich beisammen. Es war ein wunderbar stiller Juniabend, der das Herz weich und mitteilbar machte. Schweigend lag das liebliche Tal in der Dämmerung zu unseren Füßen gebreitet. Ab und zu quackte ein Frosch unten in den Ufergebüschchen und die ersten Leuchtkäfer des beginnenden Hochsommers blitzten lautlos durch das immer tiefer werdende Dunkel. Und wenn der Chor der Grillen in den ungemähten und duftenden Wiesen ringsum für einen Augenblick verstummte, dann war es so stille, daß man den ziemlich entfernten Bach unten in seinem kühlen Grunde zwischen Steinen und Wurzeln glucksen hören konnte.

„Ach“, sagte Ernst und atmete tief auf „welch ein wundervoller, friedlicher Abend! Er erinnert mich an das sonderbarste, seligste Liebeserlebnis meiner Jugend. Soll ich es Dir erzählen?“

„Nur zu“, sagte ich, „wenn Du es mir nicht schon einmal erzählt hast.“

„Gewiß nicht. Ich schämte mich immer davon zu reden, denn es erschien mir zu närrisch und töricht. Heute aber sehe ich anders. Heute weiß ich, daß es nicht närrisch und töricht war und daß ich niemals reiner und tiefer das empfunden habe, was die Welt im Innersten zusammenhält.“

„Da bin ich doch neugierig!“

„Selbstverständlich war es in der Jugend“ fuhr er wie im Selbstgespräche fort, „in der fernen, schönen, seligen Jugend! Nur in der Jugend kann man sonderbare Geschichten erleben. Nur in der Jugend gehen wir noch unsere eigenen Wege, nur in der Jugend sind wir im Stande ganz unsere eigenen Gedanken zu denken, weil wir die Gedanken-Heerstraßen, die das Bequeme mit dem Nützlichen auf dem kürzesten Wege verbinden, noch nicht kennen. O, diese Bequemlichkeit! Alles wird durch sie gewöhnlich, schablonenmäßig und vor allem trostlos langweilig. Sie raubt uns alle persönlichen und tiefen Glücksmöglichkeiten und liefert uns dafür ein breiiges Allerweltsbehagen, das der Teufel holen möge. Sie überzieht die Sehnen des Körpers mit einer Fettschicht und das Sehnen des Herzens mit einer Kleisterschicht von Indolenz, die Widerwillen gegen jede Bewegung erzeugt.

Aber in der Jugend, in der auch für den bloß normal Begabten alles Problem ist, da ringt man noch mit diesen Problemen, die man später einmal — nicht am Ende löst, nein, nur beiseite schiebt, weil sie die Bequemlichkeit stören würden. In der Jugend, da handelt man noch nach Ideen und aus Ueberzeugung. Später einmal hat man weder die einen noch die andere, sondern man hat — nun, was hat man? Man hat Erfahrung. Und Erfahrung ist die Kenntnis des Weges, auf dem man sich am be-

quemsten aus jeder Affaire ziehen und sein Leben im Halbschlaf hinter sich bringen kann. Ja Erfahrung ist geradezu der Weg, auf dem man allem aus dem Wege gehen kann, so ein verlogener Pfad durch das Gestrüpp des blödsinnigsten Alltags, auf dem man es aber vermeidet, vom Wind angeblasen zu werden.

Aber hör zu!

*

Ich war damals neunzehn Jahre alt. Neunzehn Jahre! Mein Gott, welch' ein Alter!

Durch das Lesen von Dichtern und Mißverstehen von Philosophen hatte ich den Kopf schon voll glühendem Jünglings-Idealismus, mit dem ich an die überragende Macht des Guten und Vernünftigen auf Erden glaubte wie an etwas Selbstverständliches. Dabei war mein Herz' noch voll kindlicher Unbesorgtheit, Torheit und Verantwortungslosigkeit. Meine Eltern wohnten damals, wie jeden Sommer, seit ich denken kann, in H., einem kleinen Dörfchen am Rande des herrlichen Buchenwaldes, der Wien im Westen und Norden umschließt. Vier Kilometer östlich des Dorfes lag die Bahnstation. Manchmal an schönen Sommerabenden konnte man die Züge bis zu uns hinaus hören, wie sie schnauften und zischten.

„Der Wind kommt aus Ungarn, denn man hört die Bahn. Da bleibt das Wetter schön,“ sagten da immer die alten Leute, die es verstehen mußten.

Am westlichen Ende des Dorfes, zu beiden Seiten der Straße, die nach Tulln führt, standen die einfachen Landhäuser und bescheidenen Villen der Wiener, die den Sommer hier heraußen zu verbringen pflegten. Sie waren keine sehr begüterten Leute, diese Sommergäste. Geschäftsleute aus den Vorstädten und kleine Beamte, für die es keine Ferien, sondern höchstens einen achttägigen Urlaub gab, den sie dann

in verwilderten Gärten, in Hängematten zwischen Apfelbäumen über dem vom Schatten der Blätter dunkelgesprenkelten Rasen schwebend und genießend, zubrachten. Täglich fuhren sie im Lichte der Morgensonne auf den Dächern der beiden ländlichen Stellwagen zur Bahn, Aktentaschen unter den Armen, in deren Metallbeschlägen bei der abendlichen Rückfahrt eben noch die letzten Strahlen der schon wieder sinkenden Sonne erblitzten. Täglich wurden sie abends auf dem Platz vor der Kirche von ihren Frauen und Kindern erwartet, mit vielem Geschrei begrüßt und nach Hause begleitet.

Das Leben im Dorfe war still und ländlich. Hühner gackerten, Hähne krächten und aus manchem Fenster drang Klavierspiel auf die staubige, im grellen Vormittagssonnenlicht daliegende Straße, über der die Schwalben hin- und herflitzten.

Für uns junge, heranwachsende Leute war das Leben beinahe zu still und ereignislos. Selbst die Väter und Mütter sahen das ein und gründeten deshalb den „Klub“, der jeden Samstag im Gasthof zum goldenen Löwen einen Unterhaltungsabend veranstaltete, an dem Theater gespielt, gesungen und endlich von den jungen Leuten getanzt wurde, während die Alten behaglich an den Tischen saßen und zusahen. Die Väter rauchten im wohligen Vorgefühl des kommenden Sonntags und angesichts der Möglichkeit, sich gründlich ausschlafen zu können, ihre Zigarre mit doppeltem Genuß und die Mütter taten das, was überall den Frauen, wenn sie einmal länger verheiratet sind und fühlen, daß sie selbst nicht mehr für die Liebe in Betracht kommen, den größten Spaß macht: sie sahen den ahnungslos dahintanzenden Paaren zu und kombinierten und verheirateten sie im Geiste nach ihrem Geschmacke und unter Bedachtnahme auf die wirtschaftliche Lage der Eltern.

Ab und zu machte auch der „Klub“ an einem schönen Sonntag, nicht zu früh am Vormittag, einen Ausflug nach dem benachbarten J. in das Gasthaus des Herrn Richter, wo gefrühstückt und allerlei Vieh besichtigt wurde. Ein zahmes Reh, ein kleiner Fuchs, ein Pfau und ein Uhu. Außerdem gabs alle Jahre anfangs August ein Wohltätigkeitsfest mit Tombola, dessen Ertrag zu einer Weihnachtsbescherung für arme eingeborene Kinder verwendet wurde. Und wenn dann im September die Regenzeit begann und man nur mehr von Stein zu Stein hüpfend die Straße überqueren konnte; wenn dann jeden Tag vor einem anderen Hause ein Möbelwagen zur Uebersiedlung nach Wien bereitstand, dann schloß die Tätigkeit des „Klubs“ geräuschlos und friedlich ein.

Die Weinhauer, die H. bewohnten, waren wieder allein und in den sonnigen herrlichen Oktobertagen, die den septemberlichen Regengüssen gewöhnlich noch folgten, hallten ihre Stimmen seltsam laut aus den Weingärten, die gleich hinter dem Orte anstiegen, bis herab auf die einsame, leere Dorfstraße.

*

Es war im Juni, als sich die Geschichte zutrug. Ach, diese Geschichte! Wenn sich mir alles wieder so vor Augen stellt, dann kann ich es beinahe nicht glauben, daß ich es war, der alles erlebt hat.

Das Nachtmahl daheim war zu Ende und ich saß mit meinen Eltern noch um den Tisch, auf dem im Scheine unserer lieben, alten Petroleumlampe mit dem rosaroten Schirm, die schon die Abende meiner Kindheit erleuchtet hatte, ein paar Zeitschriften lagen, die das Mädchen, nachdem es die Schüsseln abgetragen, eben auf das weiße Tischtuch gelegt hatte. Ich reckte mich auf meinem Stuhle und fühlte mich unbändig wohl. Jung, stark, gesund und voll unbän-

digen Lebensgefühls war ich damals. Und während mein Vater mit der geliebten und wohlbekannten Handbewegung seine Brille vor die Augen schob und nach einer der Zeitschriften griff, öffnete ich verstoßen einen Knopf meines Hemdes und sah mit Vergnügen nach meiner braungebrannten Brust. Denn wir lagen täglich nachmittags in der Badeanstalt stundenlang in der Sonne, ließen uns rösten und einer wollte es dem anderen an Schwärze zuvertun.

Da ertönte von der Straße her ein wohlbekannter Pfiff, mit dem wir jungen Männer uns immer verständigten. Fast täglich nach dem Abendessen rief er uns zu den Genossen auf die Straße hinaus und wir machten dann mitsammen noch einen Spaziergang durch das dunkle, nur spärlich von Oellaternen erleuchtete Dorf. Lachend und plaudernd spazierten wir durch die engen Gassen, die von den Wohlgerüchen der vielen Gärten durchweht waren und sahen nach den Mädchen, die vor den Häusern standen oder an den Zäunen lehnten. Und manch einer trennte sich heimlich von uns und empfing oder nahm sich im tiefen Schatten eines hochgiebeligen Hauses die ersten wonnevollen Küsse der Liebe und tappte zum erstenmal nach einem runden, geheimnisvollen Mädchenbusen. Ach, wie neu und köstlich war das alles noch in jener fernen Zeit!

Ich eilte auf den Pfiff hin in den Vorgarten und sah auf die Straße hinaus, wo im Scheine der nahen Laterne zwei von den Kameraden warteten, mit denen ich den Nachmittag in der Badeanstalt zugebracht hatte. Sie teilten mir keuchend mit, daß es im Gasthof Richter zu J. brenne. Ich möge mit ihnen hinauskommen und sehen, was los sei.

Ich sagte es meinen Eltern, steckte den Hausschlüssel zu mir und eilte mit den beiden die Straße gegen J. zu.

Es war ein dunkler Juniabend wie heute. Wie heute stand kein Stern am Himmel. Zwischen den Gebüschten der Vorgärten und dem wilden Wein, der die Lauben, in denen noch genachtmahlt wurde, umspann, geisterte der Schein der Windlichter, klang Tellergeklapper und das Lachen von Frauen. Das leise Lüftchen, das uns entgegenwehte, roch nach Jasmin und den überall in voller Blüte stehenden Rosen. Wie heute flogen die ersten Leuchtkäfer des Jahres in sonderbaren Kurven durch das Dunkel.

Wir hatten eine halbe Stunde zu gehen. Keiner von meinen Begleitern wußte Genaueres darüber zu berichten, was eigentlich brenne. Ob der ganze Gasthof, ob nur eine Scheune. Aber aus Sensationslust und Unverstand wünschten wir wahrscheinlich, daß möglichst viel in Flammen stehe, um unser eintöniges Sommerdasein von einem bemerkenswerten Ereignis unterbrochen zu sehen.

Die beiden erzählten, daß sich nach dem telephonischen Anruf der Feuerwehr die Nachricht rasch in H. verbreitet habe und daß sie auf dem Wege zu meinem außerhalb des Dorfes gelegenen Elternhause viele junge Leute, die gleich uns zur Brandstätte eilten, überholt hätten. Auch viele Mädchen seien dabei gewesen. Selbst die überspannte Marianne hätten sie gesehen. Dabei blickten sie mich, wie ich in der Dunkelheit mehr fühlte als sehen konnte, von der Seite an und lachten.

Ach die Marianne! Sie war wirklich ein sonderbares Mädchen. Sie war die einzige Tochter eines bekannten Wiener Schriftstellers, der für den reichsten aller Sommergäste in H. galt. Und da sie obendrein hübsch war, fehlte es nicht an jungen Männern, die das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden suchten. Aber sie verstand sich darauf, sich alle vom Leibe zu halten. Sie tanzte nicht, sie hatte keinen Sinn für die oberflächlichen und geistlosen Beziehun-

gen, die man mit ihr — mein Gott, wie eben mit jedem anderen jungen Mädchen — anknüpfen wollte, und sie verbarg es kaum, daß sie alle jungen Männer in H. für Dummköpfe halte. Lieber machte sie mit den schmutzigen Kindern der Einheimischen Ausflüge in die Buchenwälder der Umgebung, bewirtete oft zwanzig und mehr von ihnen mit Milch, Honig und Butter, und oft sah ich sie im Kreise dieser kleinen unappetitlichen Rotznasen, die sie alle zärtlich zu lieben schien, singend, und wie die Kinder einen Blumenkranz im Haar, heimkehren.

Sie hatte trotz ihren siebzehn Jahren viel gelesen und viel nachgedacht und war eine zwar noch im Werden begriffene, aber schon durchaus eigene Persönlichkeit, die nichts so wenig kümmerte als das Gerede der Leute. Ihre Kleider waren nicht nach der Mode, sondern nach ihren eigenen Angaben geschneidert, ihre Haare trug sie in einem losen Knoten tief im Nacken und nicht hoch aufgetürmt, wie es die damalige Mode verlangte, und an den nackten Füßen trug sie Sandalen, die die Zehen frei ließen. Sie trug auch kein Mieder und zeigte in ihrem ganzen Wesen die ruhige Selbstsicherheit von Leuten, die vermögend und dadurch unabhängig sind, und die es wagen können, ihre eigenen Wege zu gehen. Den spöttischen Neid der anderen Mädchen übersah sie, den ärgerlichen Spott der abgeblitzten jungen Männer überhörte sie. Sie war allen gegenüber immer gleich höflich und kühl und man erzählte sich, wie witzig sie so manchen abgefertigt hatte, der ihr zu nahe hatte kommen wollen.

Mir hatte sie immer gut gefallen: wahrscheinlich deshalb, weil ich mir einbildete, der Einzige zu sein, den sie wärmer behandle. Sie nahm Anteil an meinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Interessen und mir war wohl in ihrer Gegenwart. Da sie die Klubabende wegen der schlechten Luft in

dem Tanzlokale nicht besuchte, so trafen wir uns manchmal auf dem Promenadewege und saßen dort oft lange auf einer Bank, von der man einen schönen Ausblick über das Tal genoß. Dort führten wir endlose, ach, so schöne, ernstgemeinte und doch so törichte Gespräche über die Welt und das Leben und konnten doch keinen Ausweg aus den verwirrenden Widersprüchen finden, von denen wir uns umgeben sahen und die wir umso tiefer fühlten, je neuer und überraschender uns das Treiben der Menschen noch erschien. Das Einzige, was wir mit Sicherheit erkannten, war, daß wir beide anders seien als die übrigen jungen Leute und wir machten uns mit ungeschickter und täppischer Aufrichtigkeit gegenseitig Komplimente darüber, daß dem so sei. Und einmal gaben wir uns das Versprechen, jedes Vorurteil ohne Rücksicht in uns zu bekämpfen, denn schon damals schienen uns diese die Hauptursache aller großen Uebelstände dieser Welt und Gesellschaftsordnung zu sein. Immer wollten wir aufrichtig und wahr so handeln und reden, wie wir ehrlich empfanden und dachten. O du liebe theoretische, alles so genau nehmende Jugend!

Ich liebte Marianne nicht eigentlich. Weil ich in ihrer Gegenwart immer meinen Verstand anstrengte bei der aussichtslosen Mühe, das klar auszudrücken, was ich so verworren fühlte, ging mir ihre körperliche Weiblichkeit beinahe ganz verloren. Ich sah kaum etwas von ihrer schönen, fast schon frauenhaften Gestalt und kein anderer Wunsch regte sich in mir als der, ihre geistige Zustimmung zu allen meinen Theorien zu erlangen. Aber selbstverständlich hielten alle Leute dieses unschuldsvolle geistige Band, das uns verknüpfte, für Liebe, ja es gab welche, die Mariannen nach ihrem sonstigen dünnhäftigen Benehmen sogar ein „unsittliches“ Verhältnis mit mir zutrauten. Und auch meine beiden Beglei-

ter hatten nur deshalb gelacht, weil sie die gleiche Vermutung hegten, na, und weil es überhaupt vernünftig ist, einem anderen zu zeigen, daß seine Geheimnisse doch nicht gar so geheim seien, als er meint.

Ich stellte mich, als hätte ich nichts gehört; aber ich fühlte, wie um meine Mundwinkel ein Lächeln der reinsten Freude über die Nachricht zuckte, daß sie kommen werde. Es war dunkel und so sah es niemand.

Ein hinter uns schmetterndes, immer näher erschallendes Trompetensignal ließ uns zur Seite der Straße treten. Der einzige Wagen der freiwilligen Ortsfeuerwehr raste im Galopp an uns vorüber der Brandstätte zu. Und bald konnten wir auch schon die Flammen sehen, die höher emporleckten als der das Gehöfte umstehende Buchenwald.

Es war hohe Zeit, daß die Feuerwehr gekommen war. Die große Scheune brannte schon lichterloh und das Feuer drohte auch die kleine zu ergreifen, an die sich die Stallungen und das Wohngebäude schlossen. Weiber aus J. umstanden jammernd die Flamme und rissen ab und zu die Kinder zurück, die sich zu nahe an das Feuer herangewagt hatten. Ein paar Männer bemühten sich die kleine Scheune niederzureißen, um ein Uebergreifen der Flammen auf das Wohngebäude zu verhindern. Richters Knechte und ein kleiner o-beiniger Kellner in einem fleckigen Frack, dem noch seine Serviette aus der Hosentasche herausbaumelte, zogen schreiend das wildgewordene Vieh aus den Ställen und banden es in einiger Entfernung an die Bäume, wo es unruhig an Ketten und Stricken riß und das Feuer anbrüllte.

Die Feuerwehr hatte ausgespannt. Schläuche wurden ausgelegt und zwei dicke Saugrohre in den glücklicher Weise ganz nahe vorbeifließenden Wienerwaldbach versenkt. Dann aber zeigte es sich,

daß die ganze Mannschaft nötig war, um mit langen Haken das Heu auseinander zu reißen und den Wasserstrahl auf die richtigen Stellen der Flammen zu lenken.

Für die Pumpe blieb niemand übrig.

*

Inzwischen waren nach und nach die Neugierigen aus H. angekommen und es war schließlich fast die ganze Jugend des „Klubs“ versammelt. Und — ich weiß nicht, wem die Idee zuerst kam — mit einem Male standen sämtliche jungen Mädchen und Männer an der Pumpe. Der ungefähr fünf Meter lange doppelarmige Pumpenhebel, der in der Mitte um einen festen Zapfen drehbar war, trug an jedem Ende einen drei Meter langen quer durch ihn hindurch gesteckten Holzgriff. An jeden dieser beiden Holzgriffe traten zwölf Personen, zu sechs und sechs einander gegenüber, die Gesichter einander zugewendet.

Am Ende des einen Hebels bemerkte ich plötzlich Marianne. Der ihr gegenüberliegende Platz war noch frei und ich trat zu ihr.

„Wie schön, daß Sie gekommen sind!“ sagte ich. „Ich glaubte schon mit der Gesellschaft hier allein bleiben zu müssen.“

Sie war noch vom Wege erhitzt und lächelte nur. Ich legte meine Hände neben und zwischen die ihren (wie klein die im Verhältnis zu den meinen waren!) auf den Holzgriff und nun gings los!

Prutzend und krachend schoß das Wasser aus den Schläuchen. Mit dem Elan und dem Eifer, mit dem Menschen, die keine Praxis im schweren körperlichen Arbeiten haben, jede solche Arbeit angehen, pumpte alles wie besessen. Bei jedem Niederdrücken des Hebels kamen die Gesichter der Gegenüberstehenden einander so nahe, daß man den Kopf

zur Seite neigen mußte, um nicht mit den Stirnen zusammenzustoßen. Mariannens Haare streiften meine Wangen und ich witterte den Duft ihrer in Schweiß geratenen Haut. Und bei jedem Niederdrücken des Hebels traf mein Blick unwillkürlich den ziemlich tiefen Ausschnitt ihres Kleides und die Kerbe zwischen ihren Brüsten.

Ich staunte, mein Lieber! Zum erstenmale hatte ich, durch keine philosophischen Tüfteleien gestört, Muße sie zu betrachten! Ihre vollen Arme, ihre weichen, runden Hüften, ihre feinen, nackt in den Sandalen steckenden Füße — mir wars, als sähe ich sie jetzt im Feuerschein überhaupt zum erstenmale! Ihr mochte es ebenso gehen, denn sie blickte mich unentwegt mit ihren braunen, innigen Augen, in denen die Unruhe der züngelnden Flamme flackerte, an. Und als ich sah, welch' ehrliche Mühe sie sich gab, mit ihren unzureichenden weiblichen Kräften am allgemeinen Werk mitzuhelfen: da fühlte ich mich ihr gegenüber zum erstenmal als Mann; nicht mehr wie bisher immer als gleich und als Mensch gegenüber dem Menschen, sondern als der Stärkere, als der Ueberlegene! Unsägliches Glück schoß heiß durch mein Herz, unbändige Kraft in meine Arme. Damals erfuhr ich es zum erstenmal, daß es das Weib ist, das dem Mann die Kraft gibt, die es ihm nimmt. Ich riß den Hebel so stark herunter, daß beim zweiten Holzgriff drüben ein Geschrei entstand, weil er durch den plötzlichen Ruck mehreren Händen entglitten war. Und wenn ich mich in diesem Augenblicke nicht geniert hätte, zu schreien, ich hätte den Brunftschrei des Menschen erfunden.

Die Fröhlichkeit unter den Pumpenden wurde allgemein. Alles lachte, schrie und rief durcheinander. Die meisten waren so klug gewesen, sich dem Mädchen, das gerade ihrem Herzen am nächsten stand, auch gegenüberzustellen. Lustige Bemerkun-

gen und Witze flogen hin und her, man stieß mit den Köpfen absichtlich aneinander und küßte sich dabei rasch und verstohlen. Die Nebenstehenden, die es bemerkten, machten schreiend die anderen darauf aufmerksam und das Gelächter wurde allgemein. Unbelästigt durch strafende Elternblicke wurden die Schüchternsten kühn. Die Mädchen quietschten, aber sie blieben bei der Pumpe. Wie hätten sie ihre selbstlose Tätigkeit, die dem Wohl des Nächsten gewidmet war, auch aus so persönlichen Motiven einstellen können! Aller Augen glänzten und der Rhythmus und Takt des Pumpens erhitzte die Gemüter immer mehr. Aus allen Mienen strahlte eine heitere Zufriedenheit mit sich selbst, weil man so tätig und hilfsbereit war und nichteinmal eine so schwere körperliche Arbeit scheute, um dem Nachbarn zu helfen. Und die Freude über die eigene Hilfsbereitschaft und die der anderen Mitpumpenden, die da schnauften, keuchten und schwitzten, schlang das einigende Empfinden um alle: wie edel sind doch im Grunde diese zu Unrecht als egoistisch verschrieenen Menschen! Niemand merkte, daß das, was am Anfang wirklich einer Regung von Hilfsbereitschaft entsprungen war, längst zum Selbstzweck geworden war. Daß niemand mehr an das Feuer und an das Unglück eines solchen Brandes für den Herrn Richter dachte, sondern nur mehr daran, wie lustig und originell das alles sei, wie man noch lange werde darüber reden können und ob wohl noch ein Küßchen zu riskieren sei.

Allmählich ermüdete man und das Pumpen ging langsamer, aber auch gleichmäßiger weiter. Die Fröhlichkeit aber ließ nicht nach, ja die Heiterkeit würde noch durch die Schweißtropfen, die jetzt von den einzelnen Nasen zu fallen begannen, verstärkt. Einer behauptete, er könne in dem Hemde, das überall an seinem Körper klebe, nicht mehr

weiterpumpen. Er zog es kurz entschlossen über den Kopf und warf es hinter sich ins Gras. Und wir andern taten so wie er. Das Quietschen der Mädchen, deren Frisuren sich gelöst hatten und denen der flackernde Schein des Feuers und die nassen, ins erhitzte Gesicht hängenden Haare ein mänadenhaftes Aussehen gaben, ging in ein schreiendes, unauslöschliches Gelächter über. Sitte und Zucht, die sonst immer an den Klubabenden das taten, was ihre einzige Beschäftigung ist, nämlich „walteten“, waren vergessen. Was sonst nie möglich gewesen wäre, hier wurde es möglich und der gute Zweck heiligte auch dieses Mittel. Wir pumpten mit nacktem Oberkörper weiter und ich bemerkte mit Vergnügen, daß meiner der braunste und muskulöseste war.

Marianne war bisher eine von den Stillsten gewesen. Nun wanderte ihr Blick von einem zum andern und blieb schließlich auf meiner Brust ruhen.

„Fein“, sagte sie anerkennend und lachte. Ich glaubte vor Stolz vergehen zu müssen. Eine rasende Lust am Leben, an meiner Kraft, an der Bewegung, ja selbst am Schwitzen ergriff mich. Und beim nächsten Niederdrücken des Hebels küßte ich sie auf den feuchten Nacken.

Sie lachte übermütig auf, wollte etwas sagen, brachte aber nichts heraus, sondern schüttelte nur mit dem Kopfe als wolle sie damit anzeigen, daß sie alle Luft zum Atmen brauche und zum Protestieren keine übrig habe. Aber ihre Augen verschwammen, ihre feinen Nasenflügel zitterten und ich sah mit einer Art von Mitleid und mit Liebe, mit unsäglicher, brennender Liebe, daß sie, die sonst so Ruhige und Kühle, erregt war.

In all dem Vergnügen und in der lauten bacchantischen Fröhlichkeit, in die sich für uns Hilfsbereite das Unglück des Nächsten verwandelt hatte, merkte niemand, daß das Feuer eingedämmt war und im-

mer niedriger brannte. Erst als der Wirt selbst kam, sich für unsere Unterstützung mit anerkennenden Worten bedankte, wobei er nur schwer sein Stauen über unser sonderbares Kostüm verbarg, erst als er uns einlud, uns auf seine Kosten für unsere Mühe zu stärken, bemerkte man mit Bedauern, daß alles zu Ende sei. Vier Feuerwehrmänner, die nun beim Brande entbehrlich waren, traten an die Pumpe, wir zogen wieder unsere Hemden an und alle begaben sich, mit den Taschentüchern die Stirnen trocknend und sich Kühlung fächelnd, in den nahen Gasthausgarten.

*

Marianne und ich blieben allein zurück.

Die vier Feuerwehrmänner spuckten in die Hände und begannen gleichmütig zu pumpen.

Sie stand vor mir, die Arme emporgehoben und ein wenig ihr Haar in Ordnung bringend. „Nun, was geschieht jetzt mit uns?“ fragte sie.

Kannst Du Dir vorstellen, mein Lieber, was mir dieses „uns“ damals für Herzklopfen verursachte! Dieses kleine Wort, in dem wir, wie mir schien, zum erstenmal miteinander verbunden waren!

„Ich will nur das, was Sie wollen“, sagte ich. „Das meiste Verlangen aber hätte ich, offen gestanden, nach einem Bade!“ Im Augenblick als ich diese Worte aussprach, bedrückten sie mich aber auch schon wieder, denn ich war mir bewußt, nicht ganz die Wahrheit gesagt und nach etwas anderem ein noch größeres Verlangen zu haben. Aber wie hätte ich ihr das auf schickliche Weise gestehen sollen?

„Das ist eine herrliche Idee!“ rief sie. „Mir ist entsetzlich heiß. Aber wo kann man hier in diesem seichten Bache baden?“

„Ich weiß fünf Minuten von hier eine Bade-stelle: Dort kann man doch wenigstens bis zum Hals

im Wasser liegen. Kommen Sie, ich will Sie führen.“

Wir gingen miteinander die vom Staube weiß schimmernde und noch ein wenig vom verlöschenden Feuer erleuchtete Straße gegen H. zurück und bogen nach einigen hundert Metern links auf einen Wiesenpfad ab.

Alles, alles war plötzlich verändert. Das laute Gelächter, das Geschrei, das Keuchen der Pumpenden, das Prasseln des Feuers, das Prutzen und Zischen des Wasserstrahls, das Klappern der Pumpe, der helle, flackernde Schein des Feuers auf den vielen erhitzten Gesichtern, die anordnenden Rufe des Feuerwehrhauptmannes, die kurzen Hornsignale, mit denen sich die Löschenden verständigten, das Stimmengesumme all der Menschen, die uns umstanden hatten — wo war das alles mit einmal? Nun war wieder der Abend da, der dunkle, schwüle, sternenlos schweigende, der Grillengesang der Wiese und das Blitzen der Leuchtkäfer. Was war Wirklichkeit? Was war Traum? Wie tief empfand mein erregtes Herz die Veränderung! Und Marianne, die schattenhaft im Dunkel mit leichten Schritten in ihren Sandalen neben mir herging — war es wirklich dieselbe? Jenes geschlechtslose Wesen, mit dem ich so oft schon so superklug debattiert hatte? War es dieselbe, die eben noch hellerleuchtet und keuchend inmitten des Lärmes vor mir gestanden war und die ich auf den Nacken geküßt hatte?

Ich erschrack, als ich an den Kuß dachte. Nie hätte ich es jetzt gewagt, so keck zu sein und das zu tun, was mir noch vor kurzem so selbstverständlich erschienen war. Zürnte sie mir? Ich dachte daran, sie um Vergebung zu bitten, aber ich traute mich nicht, wieder davon anzufangen. Aber wie konnte sie denn zürnen, da sie doch mit mir ging? Du hast sie geküßt und sie ist dennoch nicht davon gelaufen, sie ist bei dir geblieben, sie ist also mit diesem Kusse

einverstanden, ja sie hätte vielleicht sogar gegen einen zweiten nichts einzuwenden! Alles an mir zitterte bei diesem Gedanken. Fühlte ich doch zum erstenmal Liebe, Liebe, die etwas ganz anderes war, als das abscheuliche Zeug, über das ich sonst mit meinen Kameraden zu witzeln pflegte.

„Wenn uns nun die andern so in der Dunkelheit verschwinden gesehen hätten!“ flüsterte plötzlich Marianne und ich weiß es heute noch, wie meinen geschärften Sinnen dieses durch niemands Nähe begründete Flüstern auffiel. „Mein sogenannter guter Ruf ist ohnehin schon schlecht genug!“

Ich sah im Scheine des gerade noch einmal aufflammenden Feuers, wie sie ihre Miene zu einem Lächeln zu verziehen suchte. Aber es mißlang und ich erblickte nur Erregung in ihren lieben Zügen.

„Marianne“, sagte ich und zwang meinen Atem mit Gewalt zur Ruhe, „erinnern Sie sich noch des Versprechens, das wir uns einst gaben, alle Vorurteile abzulegen und immer restlos wahr miteinander zu sein?“

„Ja,“ sagte sie leise.

„Was ist denn eigentlich der „gute Ruf“ eines Mädchens?“ fragte ich mit lächerlichem Pathos, in der Absicht, meine Erregung hinter weisen Worten zu verbergen. „Ist er etwas anderes als die Anerkennung der blöden Masse für jene konsequente Temperamentlosigkeit, die mit trauriger Energie darauf hinweist, daß sich mit dem Ring am Finger auch die Gefühle einstellen würden?“

Sie lachte. „Na ja, etwas Wahres ist schon dran. die Gefühle einstellen würden?“

„Warum nicht?“ rief ich beleidigt. „Sind die logischen Gesetze andere für Mann und Weib? Die Ehe ist der Minimalpreis des Weibes, festgesetzt von denen, die bei Betrachtung ihres Spiegelbildes

mit Recht in Bezug auf sich eine Absatzkrise auf dem Heiratsmarkt voraussehen. Wer billiger gibt, verdirbt den anderen das Versorgungsgeschäft und sein guter, man kann ruhig sagen: kaufmännischer Ruf ist dahin. Ein Trust der Unterleiber, der könnte ihnen so passen!“

Wie klug ich zu reden und wie geschickt ich alles einzufädeln vermeinte!

Sie merkte damals das komische meiner aufgeregten Rede gar nicht, obwohl sie doch sonst immer gleich mit ein paar spöttischen Bemerkungen bei der Hand war. Mit Bewegung erkannte ich daran, wie sehr sie heute eine andere war. Es ist so rührend, zu sehen, wie eine Frau, die viel Verstand hat und eine starke Natur ist, mit einemmale schwach wird. ein hingebendes kindliches Geschöpf, ein Weib wie alle.

Wir waren beim Badeplatz angelangt. Der Bach floß hier durch eine Wiese, stille und nur ab und zu wie in Wohlbehagen glucksend. Dunkle Gebüsch verrieten den Lauf seiner Ufer und eine blühende Sommerlinde streckte ihre Zweige über das kaum hörbare, nächtliche Wasser und duftete schwer.

„Hier sind wir,“ sagte ich.

„Wie schön!“ flüsterte Marianne, als ob sie fürchtete, die Stille zu stören.

Wir setzten uns ans Ufer. Das Gras war trocken und infolge der Bewölkung des Himmels ohne Feuchtigkeit. Ich zitterte vor dem, was nun kommen würde. Meine Zähne schlugen aneinander und meine Knie bebten.

„Aber“, sagte sie nach einer Weile. „wie machen wir es nun wirklich mit dem Bade? Ich habe kein Badekleid.“

„Nun ich auch nicht“, sagte ich und bemühte mich, meiner Stimme Festigkeit und Gleichmut zu geben. „aber wir können uns ja ungefähr denken, wie

wir aussehen. Doch, wenn es Ihre Schamhaftigkeit verletzt, so verspreche ich Ihnen, die Augen zuzumachen, obwohl ich ohnehin nur sehe, daß ich nichts sehe.“

„Ach, Sie können die Augen ruhig offen halten“, rief sie mit übermütiger Stimme. „Die dunkle Nacht soll heute mein Badekleid sein.“

Und sie begann ihre Sandalen zu lösen.

„Wie töricht ist doch im Grunde diese Schamhaftigkeit“, fuhr sie dabei wie im Selbstgespräch fort. „Ich habe schon oft über sie nachgedacht. Sie scheint wie eine Forderung des Neides der Häßlichen, die einen guten moralischen Grund haben wollen, ihre eigene Unschönheit verbergen zu können und deshalb auch von den Wohlgebauten verlangen, daß sie ihre Körper verhüllen.“

Ich gab ihr Recht. „Und da sie in der Mehrheit sind“, sagte ich noch, „machen sie es wie jede Mehrheit: sie erheben das, was ihnen nützt, zum moralischen Gesetz, als ob die Moral etwas mit der Eitelkeit der körperlich weniger Gelungenen zu tun hätte!“

„Wie lächerlich das alles ist!“ sprach sie.

Nun war ich aber am Ende meiner, wie Du gemerkt haben wirst, aus Schopenhauer bezogenen Weisheit. Mein Herz klopfte, daß ich meinte, sie müsse es durch die Stille der Nacht hören und gegen das Geräusch des Herabgleitens des Kleides von einem Mädchenleibe war kein Philosophensprüchlein mehr gewachsen. Ich blickte scheu zu ihr hinüber. Es war so finster, daß ich wirklich nicht viel mehr, als einen ungewissen Schimmer ihrer Bewegungen sehen konnte.

„So lange ich bekleidet bin“, sagte sie langsam und ich hörte, wie irgend ein Druckknopf beim Öffnen knaxte, „habe ich immer das Gefühl, daß zwischen mir und der Natur noch eine Scheidewand er-

richtet ist. Erst wenn ich nackt bin, trete ich ganz in sie hinein als ihr Geschöpf und nichts weiter.“

Ich riß rasch meine wenigen Kleider von mir und stand auf.

„Ach“, rief sie leise und erhob sich ebenfalls, „wie köstlich und wie kühl!“ Sie stand nackt neben mir und ihr weißer Leib schimmerte sanft durch die Dunkelheit, wie ein mildes, verhülltes, dämmerndes Licht.

Und da geschah etwas Seltsames. Meine Begierde, die eben noch so hoch ging, zerrann mit einemmale zu nichts. Das Herz begann sanft zu schlagen, leicht hob und senkte sich die Brust, besänftigt und geglättet durch eine unfaßbare, neue, alles umspannende Seligkeit.

Unbeschwert von Bedenken der Schicklichkeit, die ich noch vor einigen Minuten gehabt hatte, gestand ich ihr's.

„Ich weiß es, lieber Freund,“ sagte sie weich. „So wie wir beide muß sich wohl Adam und Eva im Paradiese gefühlt haben, als sie von ihrer Blöße nichts wußten. Ob nicht das hüllenlose Beisammensein von Mann und Weib inmitten der freundlichen Natur immer wieder und auch heute noch das Paradies ist, das wir nur durch unsere eigene Torheit verloren haben?“

Wir lägen nebeneinander ausgestreckt auf dem Rücken, bis zum Kinn in dem sanft dahinfließenden Wasser. Es war warm, zärtlich plätscherte es über unsere Schultern und aus seiner Wärme begrüßte uns noch der längst versunkene Sonnenschein des heute gewesenenen Tages.

„Marianne“, fragte ich nach einer Weile des Schweigens, „was denken Sie?“

Ihre liebe Stimme kam aus dem Dunkel zurück: „Ich denke gar nichts, ich empfinde nur. Ich fühle nur die tiefe Göttlichkeit dieses durch keine Sorge.

durch keinen Gedanken mehr beschwerten Lebens. Diese tierische Lust des Atmens, diese Wonne des Seins. Ist nicht das Leben als Zweck des Lebens hinreichend? Wozu brauchts noch andere Zwecke? Aber gilt dieser Zweck überhaupt noch für uns Menschen? Wo tappen wir gewöhnlich umher und wie tief empfinden wir es, wenn unser Irrweg — wie heute bei uns — wieder einmal den rechten Weg kreuzt!“

Ich stimmte ihr zu. „Ich war immer der Ansicht“, sagte ich, „daß der, der das wahre Leben nicht kennt, sondern nur jenes Dahinvegetieren, zu dem die meisten, sei es durch eigene, sei es durch fremde Schuld gezwungen sind, daß nur der behaupten kann, das Leben sei der Güter höchstes nicht. Wie müßt ihr Frauen euch fühlen, weil ihr dieses höchste und seligste von allen Gütern schenken könnt!“

Sie gab keine Antwort und schwieg.

Minutenlang dauerte die Stille und durch sie vertraut gemacht, begann rings die Natur laut zu werden. O, diese warme, freundliche, selige Hochsommernacht, wie goß sie ihren Zauber in unsere jugendlichen, offenstehenden Herzen! Wie liebte sie uns, da sie sich unseren allmählich an die Dunkelheit gewöhnten Augen sogar ein wenig entschleierte! Wir sahen das sanfte Gebreite des lieblichen bachdurchschlängelten Wiesentals und ahnten mehr als wir sahen, die zu beiden Seiten gemächlich ansteigenden waldigen Hügel. Ein Rehpärchen zog, ein Tier hinter dem anderen, nahe bei uns vorüber durch die Wiese zur Tränke. Die Linde über uns duftete immerzu. Ganz nahe in einem Ufergebüsch quakte plötzlich ein Laubfrosch so laut auf, daß wir beinahe erschracken, ein zweiter antwortete weit in der Ferne, ein dritter und vierter mischten sich dazu und ein Chor erhob sich. Wir verstanden al-

les. Ohne Unterbrechung stieg der Gesang der Grillen aus den ungemähten Wiesen. Zwischen allen Gräsern knisterte es und wisperte es, zwischen allen Blättern flüsterte und rauschte es. Seltsame glucksende Töne drangen aus dem Wasser und kleine Weißfische zupften vertraulich an unseren Beinen. Leuchtkäfer tanzten immer zahlreicher durch die Finsternis und suchten nach den Weibchen, die still und lockend im Ufergrase glühten. Fledermäuse jagten einander und huschten schattenhaft knapp über den Wasserspiegel und Nachtschmetterlinge surrten in der Krone der bräutlich blühenden Linde.

Die Bahn piff unten an der Donau und unter einer rötlichen Wolkenkuppe brauste kaum hörbar hinter den Hügeln der nächtliche Lärm von Wien, anschwellend und abklingend mit dem Wehen der Luft.

Wie fremd klangen diese Geräusche törichter, Leben untergrabender menschlicher Unrast in der Harmonie der lebenden, liebenden, brünstigen, immer neues Leben zeugen wollenden Natur um uns her!

Wie ein schriller Mißton in einem reinen Akkord, wie ein schwarzer Fleck auf einem weißen Kleide, so weh taten uns diese Rufe aus dem Leben der Menschen. Wie fern und fremd lag das alles zurück in einer wüsten, kaum mehr vorstellbaren Vergangenheit. Wo waren wir hingeraten? Waren wir überhaupt noch Menschen, Angehörige jenes Reiches der klugen, allzuklugen Gedanken, der technischen Fortschritte, der sittlichen Gesetze, der moralischen Vorurteile, des Neides, der Eitelkeit, der Bosheit, der Schadenfreude und der Lüge? Unverständlich und unfaßbar erschien uns dies alles, ganz erfüllt waren wir von dieser reinen Harmonie der Natur und des einfachen tiefen Lebens der Tiere, nur in ihr atmeten und lebten wir noch. So muß es

dem Liebespaar im Märchen gegangen sein, das plötzlich die Stimmen aller Vögel und Tiere verstand, die Stimmen der Menschen aber nicht mehr. Zugeklappt war hinter uns die Türe zu der schmutzigen verlogenen Menschenwelt, in ein neues, unbekanntes, seliges Reich waren wir geraten. Wundersam verwoben und vermischten sich die Empfindungen in unseren zitternden Herzen.

Und als wir das Wasser, in dem es uns in unserer tiefen Erregung zu warm geworden war, verließen, da waren wir weiter nichts mehr als zwei nackte, unverbildete Geschöpfe dieser Erde. Männchen und Weibchen, nicht mehr und nicht weniger als zwei Grillen, zwei Käfer oder zwei Tiere des Waldes. Angetraut war mir Marianne, nicht durch Priester und Weihrauch, nicht durch Ehepakte und Erklärungen, sondern nach dem heiligen, uralten Gesetz der Natur von der Ewigkeit alles Lebens. Ein tiefes, göttliches, urgewaltiges Verlangen nach ihr ergriff mich, tausendmal heiliger und reiner als die Begierde nach Lust, die ich noch vor kurzem empfunden hatte. Mit unsäglicher Bewegung streckte sie die Arme nach mir aus und sank mit mir zwischen Blumen und Gras.

War ich noch ich? War ich nicht der Regen, der in die Ackerschollen fällt und sie befruchtet, die Sonne die in die Tiefe dringt und Leben hundertfältig weckt, war ich nicht das Leben selbst, das wie Feuer in allen meinen Adern glühte? Und lag sie nicht in meinen Armen, so warm, hingebend und süß wie die geliebte, ewig junge, empfangende Allmutter Erde?

Und alles Weben der Natur, das liebende Rufen der Tiere, das Duften der Linde, der Hauch des Windes, das Glucksen des Wassers, das Flüstern des Grases und unser beider Glück — alles, alles, alles, schmolz hin in Eines

DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Kein Grund / Zu Hilfe! / Hitler spielt auf! / Hilfe überflüssig / Postkarte genügt

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 28

15. FEBRUAR 1928

II. JAHR

KEIN GRUND

Staatsanwaltschaft Wien I

St. I 1520/27

Herrn

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn

Stübing bei Graz.

Die Staatsanwaltschaft Wien I findet keinen Grund zur Verfolgung des Adolf Innerkofler u. N. N. wegen Verbr. der Religionsstörung aus Anlaß der von Ihnen gegen dieselben eingebrachten Anzeige.

Hievon werden Sie gemäß § 48. Zahl 1 STPO. verständigt.

Staatsanwaltschaft Wien I, am 16. I. 1928.

Unterschrift unleserlich.

Man kann sich vorstellen, wie sie ihn Tag und Nacht gesucht haben werden, den Grund, ohne ihn finden zu können! Pech.

Innerkofler war inzwischen nicht müßig und fungierte während des Suchens bei derselben Staatsanwaltschaft Wien I als Zeuge in einem der Geschworenenprozesse gegen „Juliverbrecher“:

Im Verlaufe der gestrigen Zeugeneinvernahme wurde auch Pater Innerkofler verhört. Er berichtet, daß er am 15. Juli am Fenster seiner Wohnung gegenüber der Paulanerkirche gestanden sei und plötzlich aus der unten angesammelten Menge den Ruf vernommen habe: „Das war heute nur die Generalprobe!“ Später hörte er, wie jemand sagte: „Ich stell' mich jetzt hinter die Ecken und pleder eins um!“ Um ungefähr $\frac{1}{4}$ 10 Uhr fielen in der Paulanergasse Schüsse. Der Kirchendiener wollte, daß ich das Zimmer verlasse und das Licht auslösche. Ich tat es jedoch nicht, sondern machte über die Vorgänge Eintragungen in mein Tagebuch.

Als ich am nächsten Tage zur Beichte in die Kirche ging, wurde der Gehsteig an der Kirchenecke gerade von den Blutspuren gereinigt.

Hier fanden aber wieder die Geschworenen keinen Grund und fällten einen Freispruch. Es war der zehnte und letzte bei der zehnten und letzten Verhandlung.

So wird auf dieser Welt, während der eine zur Beichte geht, nachdem er heldenhaft Eintragungen in sein Tagebuch gemacht hat, das Pflaster von den Blutspuren der anderen gereinigt.

Er aber, der alles auf dem Gewissen hat, er, der vor dem Revolver Bekessys die Jaketttschößeln eingezogen hat, aber mit Hilfe von Karabinern die Straßen Wiens mit Blut beschmutzen ließ, denkt nicht daran abzutreten. Wir können ihm alle den breiten Rückert hinunterrutschen.

Auch er findet keinen Grund.



ZU HILFE!



(Darf nur in einem Zuge und nur nach vorheriger Verständigung eines Irrenarztes gelesen werden!)

Die Sonn- und Montagszeitung mißbilligt Angriffe gegen die Presse:

Dr. Ude (erregt): „Der Herr, der die Zwischenrufe macht, existiert für mich nicht mehr. (Großer Lärm.) Ich trete ein für Wahrheit und Gerechtigkeit und kämpfe gegen das Alkoholkapital, das durch und durch korrupt und unmoralisch ist.“ (Stürmische Kundgebungen. Rufe: Beleidigen

Sie nicht ein ehrbares Gewerbe! Ein Priester darf nicht beleidigen! Zahlreiche Gastwirte verlassen unter Protest den Saal.) Professor Dr. Ude schloß seine Ausführungen mit exzessiven Ausfällen gegen die Presse.

die den „Morgen“ nicht interessieren:

Der Herr, der diese Zwischenrufe macht, existiert für mich nicht mehr! (Großer Lärm.) Ich trete ein für Wahrheit und Gerechtigkeit und kämpfe gegen das Alkoholkapital, das durch und durch korrupt und unmoralisch ist.

Viel weiter kam Dr. Ude nicht.

Die anwesenden Gastwirte, Weinhändler und Brauer, die derart apostrophiert worden waren, gaben ihrem Unmut so intensiv Ausdruck, daß minutenlang kein Wort mehr im Saale zu verstehen war. Man hörte an Stelle Dr. Udes Zwischenrufe, wie den, er möge ein ehrbares Gewerbe, wie das der Gastwirte, nicht beleidigen, und ein Priester dürfe überhaupt nicht beleidigen. Schließlich verließen die Gastwirte unter Führung ihres Vorstehers, Kommerzialrates Holzmann, laut protestierend den Saal.

Der Rest war nicht mehr interessant.

Das „ehrbare Gewerbe“ aber sieht so aus:

Ein angenehmes Gasthaus
Bier aus einem Irrigator.

Wieviel ist sein Inhaber wert? Ueberhaupt:

Wieviel ist ein Mensch wert?

Nach den Berechnungen eines amerikanischen Arztes ist der körperliche Mensch nur 8 österreichische Schillinge wert, nach denen eines italienischen Arztes 3356 Schilling. — Edisons Gehirn hat einen kaufmännischen Wert von 114 Billionen Schilling.

Ist zum Beispiel der auch etwas wert?

König Eduard erhielt seinerzeit gleichfalls eine Einladung Lord Walsinghams zur Eröffnung der Birkhuhnsaison, die er jedoch mit der Ausflucht ablehnte, daß er schon nach Schottland geladen sei. Walsingham war durch die Absage derart beleidigt, daß er ganz allein auf die Jagd ging und an einem Tage 1058 Birkhühner schoß, wahrscheinlich ein Weltrekord für einen einzelnen Schützen.

Und sind diese mit 8 Schilling per Stück nicht überzahlt?

Im Jahre 1926 sind in den Vereinigten Staaten für 35 Millionen Dollar Cremes und Gesichtsfarben, für 22 Millionen Toilettenpuder, für 21 Millionen Parfüm und für 2 Millionen Hautfärbemittel hergestellt worden.

Wieviel Puder werden die wohl verbrauchen:

Sechs Menschen auf einem Strohsack.

da sie diesen für die Möglichkeit des Strohsacks noch Zins zahlen müssen:

Gemeinsame Ziele der Hausbesitzer zum Wohle aller.

deren Sorge um das Wohl aller so aussieht:

Bitter kalt war es am Weihnachtsabend, viele Grade unter Null. Zitternd machte die Lisl einen letzten Versuch. Als sie an eines der nächsten Häuser klopfte, um um Unterkunft zu bitten, wurde ihr die Tür vor der Nase zugeschlagen. Da erinnerte sie sich in ihrer Verzweiflung eines Gasthauses, hoch oben am Berge, mit einer Kegelbahn an der Seite, wo sie ungesehen unterschlüpfen zu können glaubte.

Zwei Tage später wurde sie in dieser Kegelbahn von einem Wachebeamten, der zufällig dorthin kam, halb ohnmächtig unter einem Wägelchen, unter das sie sich verkrochen hatte, aufgefunden.

Man wird der Einundzwanzigjährigen in den nächsten Tagen im Neunkirchner Krankenhaus beide Beine abnehmen müssen. Sie sind bis zu den Knöcheln abgefroren, schwarz.

Während so die einen die Enge des Strohsacks genießen, haben andere Sehnsucht nach der Weite der Großstadt:

Oesterreichische Landschaft: Blauer Himmel, treibender Wildbach, schöne anmutige Frauen, silberige Auen, dunkler Forst, die volle Rundung des Melos an der Sprachgrenze. Dann Menschen mit viel Romantik und ein wenig Sentimentalität, innigem Naturgefühl und der Sehnsucht nach der Weite der Großstadt.

Aber Oesterreicher zu sein, ist zwar schön, aber nicht billig:

Die Steuerbelastung in Oesterreich.

Auf den Kopf jährlich 238.5 Schilling.

Dieser Betrag ist umso bedeutender, als in Oesterreich nur zwei Fünftel der Bevölkerung erwerbsfähig sind.

dennoch läßt 's sich leben:

„Nun kostet die Leihgebühr einer weißen Perücke im Durchschnitt dreißig Schilling, das Aufsetzen und Frisieren zirka zehn Schilling, so daß man jeden Damenkopfputz mit vierzig Schilling einsetzen kann.“

(Ein Montagblatt über die Opernredoute.)

Oder auch nicht:

Zwei herzige Kinder.

Mäderl 3 Jahre, Buberl 4 Monate, werden wegen Armut an Kinderliebende abgegeben. Johanna Schweizer, Pachmüllergasse 18/4.

Uebrigens haben andere Frauen andere Sorgen:

Die Zulassung der Frauen zum Börsenbesuch.

Die größten Sorgen aber hat der Staat um neue Steuern:

Wiens Elend in Zahlen.

Betrag der Gesamtpfändungen S 72,000.000, davon entfielen auf private S 20,000.000, polit. Exekut. S 52,000.000.

Die Folgen seiner Energie sind aber auch segenreich. Nicht nur im Ausland:

Selbst die schweren Erschütterungen, die uns der Sommer brachte, haben in ihren Auswirkungen die Staatsautorität und den Kredit, den wir im Ausland genießen, nur gestärkt und nicht geschwächt. (Seipel.)

sondern auch im Inland:

— — Die Wachstube in der Elisabethstraße ist jene Wachstube, in der ein Juliverhafteter nach seinem Verhör von dem dort dienstverrichtenden Beamten in die „Waschenmaschine“ kommandiert wurde. Alle, die mit dieser Wachstube am 15. Juli irgendwie in Berührung gekommen

sind, haben angegeben, daß sie dort blutig geschlagen wurden. Auch dem Angeklagten Skopal, der schon auf der Straße neun Säbelhiebe abbekommen hatte, ist es nicht besser ergangen.

Aber Undank ist der Welt Lohn:

Etwas Unverantwortliches, etwas Ungeheuerliches, ist geschehen: Die Wiener Freiwillige Rettungsgesellschaft, von Wiener Bürgern nach der Ringtheaterkatastrophe geschaffen und mit schweren Opfern erhalten, sieht ihre Existenz in ihrer bisherigen Form bedroht! Polizeipräsident Schober, der sich vor fünf Jahren auf das Ersuchen der christlich-sozialen und der sozialdemokratischen Partei hin bereit erklärt hatte, an die Spitze dieser segensreichen Institution zu treten, um durch das Gewicht seiner Persönlichkeit und seiner Autorität den für eine Großstadt unentbehrlichen freiwilligen Rettungsdienst in vollem Umfang aufrechtzuerhalten, demissioniert!

und nicht einmal Musik ist im Stande:

Der am Balkon des Ministeriums erschienene Minister Vaugoin wurde stürmisch begrüßt. Die seit dem 15. Juli jeden Montag, Mittwoch und Freitag um 13 Uhr mit klingendem Spiel aufziehende Hauptwache erfreut sich bei der Bevölkerung immer größerer Beliebtheit und jedesmal strömt eine große Menge herbei, um unsere Truppen zu akklamieren.

das Versiegen der Spenden von rechts zu verhindern:

Es ist ganz zweifellos, daß alle Spenden von Bürgern, die besonders in den letzten Jahren auf den Appell des Präsidenten hin, der eben eine das Durchschnittsmaß überragende Persönlichkeit darstellt, erfolgten, jetzt versiegen werden. Es ist ebenso sicher, daß kein bürgerlicher Hausbesitzer eine Sammlung zugunsten einer unter dem Terror der Linkspartei stehenden Unternehmung zulassen wird, und es ist mehr als fraglich, ob die organisierten Genossen bei öffentlichen Sammlungen auf den Straßen, die bisher aus den bürgerlichen Taschen geflossen, Milliarden aufbringen können.

weil alle von links fließen:

**Für die Julioffer
Siebzehnter Ausweis der Sammlungen. Parteisekretariat.
Gebahrungsausweis des Fonds:**

Im Parteisekretariat bis zum 13. d. eingelangt Schilling 186.170.51, im ganzen bei der Gewerkschaftskommission eingelangt Schilling 504.368.21.

so daß es rechts nur tröpfelt:

Spendenausweis des Sekretariates der Bodenkreditanstalt.

Alle Gesuche um Unterstützung wurden abgelehnt, nur ein Gesuch der Kriminalbeamten nicht; hier die Verfügungen der Sieghart-Bank:

Wiener Freiwillige Rettungsgesellschaft, ad acta.

Spital der Barmherzigen Brüder, Wien 2., ad acta.

Invalidenheim, 10., Schleiergasse, ad acta.

Kriminalbeamte der Polizeidirektion Wien (Ball) fünfzig Schilling.

Trotzdem muß einmal der Tag kommen, an dem man das „beobachten“ können wird:

Die Richterschaft erwarte mit Zuversicht, daß sie in Anerkennung der jederzeit, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen geleisteten Pflicht bei ihrem Einzug in den wiederhergestellten Justizpalast festlich empfangen werde. So wird man im Juli 1929, wenn der bis dahin fixierte Termin zur Vollendung der Bauarbeiten nicht überschritten wird, das interessante Schauspiel des feierlichen Einzuges der Richter in den wiederhergestellten Justizpalast beobachten können.

und auch dies wird ihn nicht verzögern:

Ich war gestern, den 26. d., nach zwölf Uhr nachts, in Begleitung eines Kollegen und einer Dame auf dem Nachhausewege von meinem Nachtdienst bei einer Wiener Tageszeitung. Aus dem engen Teil der Schottengasse in der Richtung Schottentor kommend, warf ich vier Briefe in den dort befindlichen Rohrpostkasten ein, meine Gesellschaft ging einstweilen zirka zehn Schritte voraus. In der Nähe des Briefkastens stand ein Wachmann, der mir beim Einwerfen der Briefe zusah, und nach einigen Sekunden erreichte ich wieder meine Begleiter. Plötzlich kam mit mächtigen Schritten ein anderer Wachmann von einer wei-

teren Gruppe von zwei oder drei Wachleuten, die am Schottentor standen, auf mich zu, rief mich zur Seite und fragte unvermittelt:

„Warum ham S' denn durt jetzt uriniert!!!“

Ich besah mir den Mann, von dem ich doch nicht annehmen konnte, daß er als nicht Vollsinniger den Dienst bei der „besten Polizei der Welt“ verrichten könne, und mußte mir nochmals die Frage vorlegen lassen:

„Alsdern, warum ham S' durt uriniert!!!“

Außerdem gibt es Vereine:

Eine Abordnung des Vereines gescheiterter Existenzen sprach beim Bundesminister für Justiz Dr. Dinghofer vor.

und was die Justiz verbricht:

Die Folgen eines verpönten Eingriffes. Frau Elisabeth G. ließ sich nach einem verpönten Eingriff aus Angst vor angeberischen Nachbarn von niemandem pflegen und betreuen; die Folge war, daß sie eines Tages mit tödlichem Fieber auf dem Krankenlager gefunden wurde. Aertzliche Hilfe kam zu spät; die Frau starb im Spital.

machen Beratungsstellen wieder gut:

Die Ethische Gemeinde wird im Gebäude der Rettungsgesellschaft eine Selbstmörderberatungsstelle errichten.

Die Amerikaner haben solche Sorgen nicht:

Queens College. Die Pi Delta Literarische Gesellschaft begann ihre regelmäßigen Zusammenkünfte am Sonnabend abends um 7 Uhr. Fräulein Sunshine Cathcart präsierte, übergab aber dann den Vorsitz an die Vizepräsidentin Fräulein Friendship Brown. Das Programm des Abends wurde aus dem Stegreif zusammengestellt. Zuerst entstand eine Debatte über die Liebe. Allgemein wurde die Ansicht vertreten, daß es leichter sei, in einem Ford Liebe zu machen als in einem Einspänner.

auch solche nicht:

Schwierige Rettung eines lebensmüden Arbeitslosen

Er kämpft im Wasser mit dem Retter.

und auch die Sorgen der Engländerinnen:

Die Londoner Gesellschaft hat für ihre Kostümbälle eine neue Sensation. Man trägt nicht mehr historische oder Phantasiegewänder, sondern Kleider, die das Innenleben der Trägerin ausdrückt. So erschien in einem der führenden Londoner Salons ein junges Mädchen in rotem Pyjama, auf dem Palmen gestickt waren, in deren Blättern sich Affen tummelten. Die Affen sollten die Necksucht der Trägerin ausdrücken. Ein Herr, der eben eine reiche Amerikanerin geheiratet hatte, hüllte sich in Dollarnoten. Eine der reizvollsten jungen Aristokratinnen kam als Fuchs. Sie wollte damit sagen, daß die Männer immer hinter ihr her hetzten, und ihre zwei Begleiter bestätigten dies, indem sie sich als Hetzhunde kostümierten.

sind nicht die der Wienerinnen:

In der Hutfabrik, Mariahilferstraße 47, trank heute die 21jährige Hilfsarbeiterin Hermine C., 12. Bez., Tivoligasse, Lysol. Sie verfiel in Bewußtlosigkeit und wurde von der Rettungsgesellschaft ins Franz-Josefsspital gebracht. Sie soll die Tat aus Kränkung über den Verlust von zehn Schilling begangen haben.

Aber das Heldentum:

Sie wurde gefragt, ob sie im Falle eines Krieges einen Feind Amerikas töten würde, um einem amerikanischen Soldaten das Leben zu retten. Das erwartet das patriotische Amerika von seinen Frauen.

ersetzt nicht die Kultur:

Doch für all das haben die Menschen hier kein Verständnis, sie sind durchwegs kalt und berechnend, roh und kulturlos. So etwas Manierloses wie die hiesige Gesellschaft sah ich noch nie. Alle Veranstaltungen liegen in den Händen der Frauen, die in ganz Amerika die führende Rolle innehaben, sich jegliche Freiheiten erlauben können, ohne daß man sie kritisieren dürfte.

und 3000 Jahre Zuchthaus:

Im Vorjahre jedoch wurden die Nazarener von einer Katastrophe ereilt. Dreihundert Rekruten wurden einge-

stellt, verweigerten aber den Eid und lehnten „die tödliche Waffe“ ab. Die Kommandanten hielten Ansprachen an die Rekruten, ließen Gewehre bringen, um sie an die Sektierer zu verteilen. „Nimm das Gewehr!“ befiehlt der Kommandant dem ersten Nazarener. „Ich darf nicht!“, lautet die Antwort. „Weshalb nicht?“ — „Weil es Gott verboten hat!“ Der zweite und dritte geben dieselbe Antwort. So ging das fort, bis der letzte die Uebernahme der Feuerwaffe abgelehnt hatte. Was tun?

Das Militärgericht hat jeden von ihnen zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt: Mit dreitausend Jahren Zuchthaus sollten sie ihre Ueberzeugung büßen.

sind für die zu wenig:

Das Ueberhandnehmen von Bankräubereien in Amerika hatte, wie kürzlich berichtet wurde, verschiedene Banken veranlaßt, eine Belohnung auszusetzen für den Fall, daß Bankräuber von Polizisten erschossen würden. Nun sollen in einer kleinen Stadt in Texas Polizisten drei mexikanische Wanderburschen erschossen haben, um sich die Belohnung zu sichern. Zwei der Mexikaner starben, der dritte jedoch berichtete, daß die Polizisten sie außerhalb der Stadt getroffen hätten und sie zu einer bestimmten Stunde nach der Bank bestellt hätten. Kaum seien sie vor dem Bankgebäude erschienen, hätten die Polizisten das Feuer auf sie eröffnet.

die diese Einbrecher verfolgen:

In Mailand fand ein Einbrecher in der Wohnung eines Wirtes 2000 Lire, doch nahm er nur 700 an sich. Er erwies sich nicht nur als bescheiden, sondern auch als Kinderfreund. In der Wohnung schlief ein Säugling, auf dessen Wange man noch die Spuren eines Kusses (der Dieb hatte sich das Gesicht geschwärzt) bemerkte.

und, fleißig in der Bibel lesend, doch nicht daran denken, zu werden wie die Kinder:

Tierliebe eines Kindes. Am 5. Juli abends fiel ein Hase in den Mühlgang in der Wienerstraße. Das Tier war bereits dem Ertrinken nahe. Die elfjährige Justine Watzin, Tochter der Eheleute Krenn, Wienerstraße 63, kam gerade herbei. Die Kleine zog mutig ihr Kleidchen aus, sprang in den Mühlgang, schwamm dem Tiere entgegen und zog mit dem Aufgebot aller Kraft den schweren Hasen, der schon ganz ermattet war, aus dem Wasser.

die davon nichts ahnen:

Fischfang mit Elektrizität.

und nichts davon:

Großwildjagd mit Maschinengewehr.

und auch davon nichts:

Die im oberen Teil des Rennweges und im unteren Teil der Simmeringer Hauptstraße Wohnenden müssen nicht im Kalender nachsehen, um zu wissen, wann Donnerstag ist, denn an diesem Tage ist Kälbermarkt, und die Schreie der Tiere sind weithin vernehmbar.

Mit der Bahn von weither oder mit Wagen aus der näheren Umgebung werden die Kälber dem Markte zugeführt. Die Tiere werden einzeln im Wagen umgeworfen, und während einer das liegende Tier hält, bindet ihm ein zweiter die vier übereinander gekreuzten Beine mit einem Bande an den Fesseln eng zusammen. Entsetzen, Schrecken, qualvolle Angst, Ungewißheit über das Bevorstehende, mag wohl so ein Tier empfinden. Ruhig, in das Schicksal ergeben, sind die einen, widerstrebend und sich widersetzend andere. Sie wehren sich, doch einer der Viehtreiber stößt mit dem Fuße nach dem Kalbe: „Warte, du Bestie, gleich bekommst du deine sechs Stunden Spangen!...“ Stricke dürfen nach einer behördlichen Vorschrift zur Fesselung der Tiere nicht verwendet werden, sondern nur etwa zwei Finger breite Gurtenbänder, aber auch diese schneiden tief ein. Ist die Fesselung vollzogen, dann schiebt sich der Abträger das Vieh zurecht, indem er es beim Schweife packt und nach vorn zieht. Den Tierschweif eindrehend, macht er eine Schlinge, und an dieser reißend, wirft er sich das Kalb auf die Schulter, und zwar derart, daß die Fesselung der vier Beine gerade auf der Schulter des Trägers zu ruhen kommt. Die ganze Last des 50 bis 60 und auch mehr wiegenden Tieres zieht nun an der Fesselungsstelle der Beine. Der Kopf des Kalbes hängt tief nach unten, und so geht der Träger mit dem Vieh fort bis zum Stande. Eine dünne Lage von Stroh bedeckt den Steinboden. Hierher wird das gefesselte Tier gelegt.

Das heißt, der eine oder der andere Träger legt es so hin, während einzelne die gefesselten Tierkörper sich von der Schulter schleudern, daß man alle Knochen des Tieres krachen zu hören vermeint. Andere Kälber folgen nach und durchschnittlich sind es etwa 2000 Lebendkälber,

die an jedem Donnerstag zum Markte gebracht werden, die hier nebeneinander, teilweise sogar übereinander geschichtet, auf dem mit einer dünnen Strohschichte überdeckten Steinboden oft von 8 Uhr früh, zu welcher Stunde der Markt beginnt, bis zum Schlusse, bis um 2 Uhr nachmittags, in dieser qualvollen Lage herumliegen. Sie suchen sich aufzubäumen, ziehen sich zusammen, die schwachen Muskeln der Leiber straffen sich, um der Fesselung zu entkommen. Dazu kommt das Schreien der jungen Tiere, die nicht nur unter der Fesselung leiden, sondern vielleicht mehr noch darunter, daß ihnen allzu deutlich vor Augen geführt wird, was ihnen bevorsteht. Die Verkaufshalle ist nämlich nicht nur für Lebendvieh bestimmt, sondern auch für schon geschlachtetes. In den Gassen der Stände liegen die 2000 gefesselten Tiere, und zu beiden Seiten dieser schmalen Gassen sind an eisernen Rechen geschlachtete Tiere aufgehängt. Das Kalb muß den Blutgeruch verspüren, und die Schädel der Geschlachteten hängen den dem Rechen zunächst liegenden Tieren in die Augen hinein, das Blut tropft herab, und wie der Mensch, empfindet doch wohl auch das Tier das Grauen vor dem Ende.

Da liegen nun diese zweitausend gefesselten, dampfenden Tierleiber und eine ebenso große Zahl geschlachteter, vielfach noch blutender Tiere hängt an den Eisenrechen. Die Fleischer gehen durch die Gassen, betasten die Tiere, reißen ihnen das Maul auf, ziehen ihnen die Augenlider hoch und dann kommt es zum Kaufe. Wieder dreht sich der Abträger aus dem Tierschweif einen Haken, wirft sich das Kalb mit den gefesselten Beinen über die Schulter, und wieder legt es der eine auf die Wage hin, während der andere es hinschleudert. Und zum drittenmal wiederholt sich der Vorgang, wenn das gekaufte Kalb auf den Wagen des Fleischers gebracht wird. Geschlachtete Kälber liegen schon hier, und neben diese werden die lebenden, zur Schlachtung bestimmten Kälber hingelegt oder hingeworfen, und dann wird die Fahrt angetreten.

Mein Gott, die Qual ist ja groß, aber auch die Wirkung ist nicht klein:

Schön und jung bleibt man vom Kalbfleischgenuß!

Brust . . .	per Kilo	S 2.60
Rückel . . .	„	S 2.80
Schulter . . .	„	S 2.80
Braten . . .	„	S 3.40
Schnitz . . .	„	S 4.—

nur bei Rudolf Stern, Kälberstecher, Jakominiplatz, Stand 9.

und wer Wildschweine frißt, redet so:

Wir entnehmen dem „le libertaire“ folgendes vom Pfarrer R. P. Mieschkis in Wilna verfaßte ultramoderne Gebet, das wir unseren Lesern unverzüglich mitteilen wollen, so sehr atmet es den Geist des Evangeliums:

„O Gott! Gib Kraft unseren Händen, Treffsicherheit unseren Kanonen, Unverletzlichkeit unseren Tanks; mache unsere Flugzeuge unsichtbar, unsere Giftgase tödlich für den Feind, mach' unsere Waffen ebenso schrecklich, wie Deinen Grimm. Möge der Feind fallen, wie das Gras unter der Sichel, mögen seine Frauen und Felder unfruchtbar werden, mögen seine Kleinen auf den Landstraßen betteln gehen und seine Töchter geschändet werden.

Mögen seine Kugeln ins Gras fallen, die unsrigen dagegen seine Herzen zerreißen.

Unsere Seele ist tausendjährig, sie haßt immerfort den Feind und will nicht verzeihen. Auch du, Gott, verzeihe ihm nichts mehr, verdamme ihn, daß er ohnmächtig bleibe Jahrhunderte hindurch! Amen.“

Denn der Kirche ist es gleich, ob sie Soldaten oder Esel weiht:

In Aosta fand wie alljährlich die Weihe von Pferden und Eseln statt.

nur die Kinder, die Jesus liebte, würdigt sie nicht:

In einem Berichte über ein neues Museum im Lateran erzählt die „Reichspost“ von den vielen Wandlungen, die dieser Palast im Laufe der Jahrhunderte durchzumachen hatte. Erst der große Umbauer Roms, Papst Sixtus V. stellte ihn wieder auf, so wie wir ihn heute sehen. Und nun folgt ein Satz, den man sich merken müßte, wenn man sich alles merken könnte, was die „Reichspost“ an Kulturwidrigem, Mitleidlosem, Unsozialem und sonstigem Unfug druckt: „Aber auch über seinen neuen Renaissanceglanz ging eine kunstlose Zeit und machte ihn zu einem Waisenspital, bis ihm Papst Gregor XVI. wieder Würde gab.“ Nach der „Reichspost“ entwürdigt es also, wenn arme Waisenkinder ein Spital bekommen.

oder höchstens nur des Religionsunterrichtes:

Die „Reichspost“ veröffentlicht einen an die österreichischen Bischöfe gerichteten Papstbrief, in dem es u. a. heißt: Er (der Papst) bestehe darauf, daß die Jugend in

räumen ließ. Die Menge nahm eine feindselige Haltung an. Der Geistliche wurde von einem Polizeiaufgebot nach Hause geleitet; es kam zu heftigen Szenen, in deren Verlauf zahlreiche Verhaftungen vorgenommen wurden.

und weil Christus diesen Blödsinn gewollt hat:

Beim 5. Gebot „Du sollst nicht töten“ verurteilt der Sozialdemokrat jeden Waffengang, ohne Unterschied, ob es um Raub oder Verteidigung geht und fernab von Schillers Wort: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld“

(Aus dem kathol. Schulkalender)

wenn er auch so gesprochen hat:

Ich aber sage euch: Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel; sondern: Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so wende ihm auch die andere zu!

(Matth. 5, 39.)

deshalb ist die katholische Kirche die einzig wahre:

Die Enzyklika widerlegt die verschiedenen Argumente der Altkatholiken zugunsten der Einheitsthesen und behauptet, daß man diese Einheit nur mit der Rückkehr der Dissidenten zur römischen Kirche erreichen kann, die die einzig wahre Kirche ist

und wers nicht glaubt, ist ein Kirchenmausi:

Jungbleibenwollender

gebildeter, fescher älterer Herr, gesund, ersehnt ehrbare Freundschaft wirklich schöner, junger Prinzessin oder Kirchenmausi mit Eigenheim. Anrufnummer oder unverbindliche Treffvorschläge unter „Uneigennützig 9362“ Admin. 9362—11

Fern liegt es ihren Gläubigen, eigene Ideen zu haben:

Eine folgenschwere Eingabe an das bischöfliche Ordinariat, Vor dem Straferichte (LGR, Dr. Presinger) klagte heute der Bundesrat Hans Hocheneder einige Damen des Ausschusses vom Bunde für Fraueninteressen wegen Ehrenbeleidigung. Die umfangreiche Klage kam wahrscheinlich wegen ihrer Fülle nicht zur Verlesung; die Vorgeschichte war ungefähr folgende: Die Oberstensgattin

Helene W. begab sich zum Fürstbischof und bat ihn, im Rahmen des Bundes einmal zum Thema der Ehereform und zum Ehwirrwarr zu sprechen. Der Fürstbischof wies daraufhin Helene W. an, eine Eingabe an das Ordinariat zu verfassen. Das geschah, die Eingabe wurde von drei weiteren Damen unterschrieben. In dieser wird Bundesrat Hocheneder im Zusammenhang mit dem Bund für Männerrechte gebracht und ihm Ehereformideen nachgesagt. Die Privatanklage steht auf dem Standpunkte, daß der Vorwurf von Reformplänen ja an sich kein strafwürdiges Delikt darstelle, wohl aber, wenn er einem bekannten Parteimanne gemacht werde, der solche Ideen nach seinem Parteiprogramme gar nicht haben dürfe

denn sie sanken dadurch auf die Stufe der Wilden:

Wenn wir es also in unserem Ehwirrwarr bereits so weit gebracht haben, daß man uns mit dem Urvolk der Weddas auf eine Stufe stellt, so mag das schon auch den Urhebern solcher Zustände bedenklich werden. Ob der spöttische Vergleich taktvoll war, überlassen wir dem Urteile der wissenschaftlichen Kreise.

der Wilden, die zwar religiös sind:

Die Seele des Negers ist religiös, mit seinen alten Göttern unzufrieden, sucht er einen neuen Gott, der stärker und mächtiger ist

aber nicht für voll genommen werden:

Wie die Korrespondenz Herwei meldet, beabsichtigen Präsident Doktor Waber und Abg. Jerzabek noch heute beim Bundeskanzler Dr. Seipel und beim Vizekanzler Dr. Hartleb als dem Leiter des Bundesministeriums für Inneres vorzusprechen und mit Rücksicht auf die Erregung der völkischen Kreise wegen der geplanten Niggertänze und Nacktszenen der Negertänzerin Josefine Baker ein Verbot dieser Aufführungen zu erwirken

denn mit dem Gedanken der Rassenreinheit haben reine Gedanken nichts zu tun:

Das Kunstbekenntnis der Baker.

Oh ich weiß, daß viele Menschen halten meine Kunst für unsittlich! Oh, ich weiß, but you know, there are many

cranks in the world! Warum soll sein nackter Körper unsittlich — überhaupt was ist unsittlich? Eine schöne Körper haben vielleicht? Ich denke, eine schöne Körper ist sittlich. Aber wenn Menschen sehen schöne, nackte Körper, sie bekommen bad thoughts — schlechte Gedanken — und weil sie nicht wollen zugeben, daß ihre Gedanken sind unsittlich, sie sagen dann schöne, nackte Körper ist unsittlich. So ich denke, daß Leute sollen machen reiner ihre Gedanken und sich freuen an schöne Körper wie über schöne Statue, schöne Bild, schöne Musik. Oh, Musik! Wenn ich höre Musik, ich muß sein Musik mit ganze Körper und mit ganze Seele! Oh, schwarze Leute wissen viel von Musik — weil Musik war ihr Trost, wenn sie waren weg von schwarze Heimat

Was bis zum 1. Januar 1928 immerhin möglich war:

Sklaven werden frei!

London, 2. Jänner 1928. In dem britischen Protektoratsgebiet Sierra Leone (an der Westküste von Afrika) sind mit dem gestrigen Tag 215.000 Sklaven auf Grund einer Verordnung, die im September vorigen Jahres vom gesetzgebenden Rat von Sierra Leone auf Anweisung des britischen Kolonialamtes beschlossen worden war, freigelassen worden.

Damit begibt sich

Die nordisch-arische Edelrasse

wieder eines Beweises ihrer Ueberlegenheit über die Wilden. Sie übertrifft sie aber noch immer auf dem Gebiete der Mathematik:

In dem Gebiete eines Häuptlings hatten Bohrungen stattgefunden, bei denen reiche Petroleumquellen entdeckt worden waren. Ein Agent, der den Häuptling besuchte, bot ihm für die Ueberlassung der Ausnützung ein Achtel des Gewinnanteiles an. Der alte Häuptling schüttelte den Kopf und sagte: „Ein Achtel ist mir zu wenig. Du mußt mir ein Sechzehntel geben.“ Der Agent verbarg seine augenblickliche Verblüffung und sagte mit unerschütterlichem Ernst: „Das ist zu viel, ich werde dir ein Zwölftel geben“

und der Chirurgie:

In den Chikagoer Blättern stand dieser Tage unter andern Kaufangeboten folgende Anzeige eines Rechtsanwalts:

Ich biete 2500 Dollar der Person, die einer meiner Klientinnen ihr linkes Ohr überläßt. Die Operation wird diskret durchgeführt werden von Chirurgen, deren Tüchtigkeit alle wünschenswerten Garantien für Gefährlosigkeit bietet. Nur Personen unter 25 Jahren mögen sich melden

und des Irrsinns:

Jetzt teilt Frau Mathilde von Ludendorff mit, daß sie festgestellt habe, daß Juden, Jesuiten und Freimaurer Mondnaturen seien, das heißt sie zeigen immer nur eine Seite, kehren aber die andere, ganz verschiedene Seite, die ihr eigentliches Wesen ausmache und bekunde, von der Oeffentlichkeit ab. Damit erkläre sich die geschichtliche Tatsache, daß alle Kämpfe gegen diese Mondnaturen, die ohne genügende Kenntnis dieser Kehrseite geführt wurden, „ein vergebliches Anbellen des Mondes bedeuten mußten.“ Jetzt aber seien die Mondnaturen durch die geschichtlichen Bemühungen, vor allem des Ehepaars Ludendorff, auf eine Drehscheibe gesetzt worden, so daß allmählich auch ihre Kehrseite sichtbar werde.“ Frau Ludendorff schließt mit der Aufforderung an ihre Anhänger, unermüdlich die Kurbel dieser Drehscheibe zu drehen, damit die Kehrseite so klar erkannt werde vom ganzen deutschen Volke wie das ganze Mondgesicht.

Ob auf dieser Drehschreibe auch der Kongreß der Wunderrabbis Polens

stattgefunden hat, ist zweifelhaft; zweifellos aber hat Seipel recht, wenn er sagt:

Die zweite Weise besagt aber: 1. daß wir die Tatsachen anerkennen. Die Menschheit ist in Völker geschieden. Die Völker bedürfen der Staaten und finden in ihnen die Vorbedingung für ihr Wohlergehen

Selbst nach dem Tod geht es ihnen noch wohl:

Der König von England hat dem amerikanischen Unbekannten Soldaten das Kreuz des Viktoria-Ordens verliehen.

Aber er verleiht nicht nur Preise, er läßt sich über sie auch informieren:

König Georg von England würde als seinen Beruf Viehzüchter angeben können, denn er ist Besitzer einer großen Musterwirtschaft, auf die er ebenso stolz ist wie König Umberto auf seine Tomatengärten. Er interessiert sich für seine Viehzucht sehr stark und läßt sich über die Preise, die sein Vieh erzielt, genau informieren,

Zur Hebung der Viehzucht geschieht in Italien dieses:

Die neue italienische Nationalhymne. Auf Veranlassung Mussolinis hat Maestro Pietro Mascagni eine Hymne „Cante del lavoro“ (Lied der Arbeit) komponiert, welche von diesem selbst und dem gefeierte Tenor Papaccio zuerst auf den Plätzen Neapels öffentlich vorgetragen wurde.

In Ungarn dieses:

Der „Verband der gesellschaftlichen Vereinigungen“ (Tesz), an dessen Spitze Erzherzog Albrecht steht, erläßt ein Preisausschreiben an die ungarischen Dichter und Komponisten für ein „nationales Gebet“, das den Widerstand des ungarischen Volkes gegen den Friedensvertrag und seinen Glauben an die Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete in würdiger und wirkungsvoller Weise zum Ausdruck bringen soll.

und in Deutschland dieses:

Die nationalistischen Verbände haben unter Führung des ehemaligen Meininger Hofchauspielers Klaudiv zur Herstellung nationalistischer Riesensfilme eine Gesellschaft gegründet.

Das lädierte Vieh ist aber nicht mehr viel wert:

Man anerkennt ihn als Vollinvaliden.

Da muß man nichts dazu sagen, wenn man weiß, wie einer aussehen muß, der als Vollinvalide anerkannt wird. Man haut ihm

achtzig Schilling monatlich

hin, Leb' davon! Leb' davon mit deiner Frau und deinen vier Kindern, IB, zahl' deine Wohnung, kleide dich davon und kauf dir obendrein Sidol, damit du die Medaillen putzen kannst, die man dir angeheftet hat.

denn es kann nicht geleugnet werden, daß sich Verluste:

An Toten, Verwundeten, Vermißten und Kriegsgefangenen verlor Ungarn 2,139.000, Oesterreich 2,777.000.

immerhin ersetzen lassen:

Der Bürgermeister von Quadrelle (Provinz Avenilo) hat ein eigenartiges Wettrennen ausgeschrieben. 5000 Lire sind für denjenigen Bürger der Gemeinde in Aussicht gestellt, dem es gelingen werde, seine Familie innerhalb von fünf Jahren mit der größten Zahl von Kindern zu vermehren. Eine öffentlich angeschlagene Kundgebung des Bürgermeisters fordert die Bewohner von Quadrello zu diesem „Zeugungsrennen“ auf.

Und weil die Zeitungen, die alles das berichten, sich im Ernstfall in den Dienst des Vaterlandes stellen:

Wie eine Kriegsgreuelige entsteht.

Der frühere englische Unterstaatssekretär Artur Posonby stellt in einer Zuschrift an die Zeitschrift „The Nation“ folgende Zeitungsberichte aus dem Jahre 1914 untereinander:

Die „Kölnische Zeitung“ schrieb: „... Als der Fall Antwerpens bekannt wurde, läuteten die Kirchenglocken“ (nämlich in Deutschland).

Darauf der „Matin“ (Paris): „... Laut „Kölnische Zeitung“ wurde die Geistlichkeit von Antwerpen gezwungen, beim Falle der Festung die Kirchenglocken läuten zu lassen.“

Nunmehr die „Times“ (London): „... Wie der „Matin“ aus Köln erfährt, wurden die belgischen Geistlichen, die sich weigerten, beim Falle Antwerpens die Kirchenglocken läuten zu lassen, aus ihren Aemtern vertrieben.“

Weiter der „Corriere della Sera“ (Mailand): „... Wie die „Times“ aus Paris über Köln erfahren, wurden die unglücklichen belgischen Geistlichen, die sich weigerten, beim Falle Antwerpens die Kirchenglocken läuten zu lassen, zu Zwangsarbeit verurteilt.“

Und nun nochmals der „Matin“: „... Wie der „Corriere della Sera“ aus Köln über London erfährt, bestätigt sich, daß die barbarischen Eroberer von Antwerpen die unglücklichen belgischen Geistlichen für ihre heldenhafte Weigerung, die Kirchenglocken läuten zu lassen, dadurch be-

strafft, daß sie sie mit den Köpfen nach unten als lebende Klöppel an die Glocken hängten.“

werden sie auch im Frieden geehrt:

Wien, 12. Jänner. Zeitungsberichte haben gerichtliche Beweiskraft.

Zu Hilfe!



HITLER SPIELT AUF!

Ich bin ein großer Freund der Musik und daher keiner der Oper. Nicht daß ich ein Lied, eine Ouvertüre, einen Chor oder irgend einen Mehrgesang der Oper nicht zu schätzen wüßte, aber ich möchte sie losgelöst vom läppischen Tam-Tam der Opernbühne genießen. Wenn diese in einem ganz unglückseligen Verhältnis hergestellte Mischung von Musik und Theater, wenn dieses Um-jeden-Preis-Komponieren aller, auch der albernstern Worte und Phrasen überhaupt eine künstlerische Berechtigung hat, dann hat es sie nur in der Operette (älteren Stils, in der es unsinnig, aber unterhaltlich zuring, während die neueren bloß blödsinnig und fad sind) oder in der komischen Oper; denn was für die unvoreingenommenen fünf Sinne komisch ist, das paßt nur dorthin, wo die Komik ein Wesentliches des Bühnengeschehens ist. Aber wenn in einer Oper, der ein tragischer Vorwurf zum Grunde liegt, lapidare Worte wie die: „Tretet ein!“, „Nehmet Platz!“, „Schweiget still!“ etc. g e s u n g e n werden, wenn einer zu Tode getroffen auf dem Boden liegt und noch viertelstundenlang singt ehe er stirbt, so daß man den Eindruck hat, sein endliches Schweigen sei keine Folge des Lebens-, sondern des Textendes und wenn einer, dessen Rettung nur rasches Handeln ermög-

lichte, infolge der Langatmigkeit des Gesanges, den ihm der Textdichter noch vorschreibt, die schönste Zeit verpaßt — dann ist es kein Wunder, wenn man nervös wird. Dem von der spannenden Handlung eines Dramas hingerissenen Zuschauer sind die Kuliszen ein Mittel zur Erhöhung der Stimmung, weil er gar nicht dazukommt, sie mit Ruhe zu betrachten. Wenn aber Wolfram von Eschenbach minutenlang eine Glühlampe als Abendstern ansingt, wenn Siegfried den Gesang der Vögel in einem Urwalde nachahmt, dessen dickste Stämme sich biegen, wenn der Inspizient hinter der Bühne eine Tür öffnet und dadurch Zugluft entsteht, dann kommt kein Kunstgenuß, sondern bloß der Eindruck zustande, daß hier mit der Musik Schindluder getrieben werden und daß man der Stimmung, die aus Harmonie und Melodik erblühen soll, in unverschämter Weise mit Leinwand, Farben und Pappendeckel nachhelfen will, um die Musik zum Spektakel zu degradieren.

Obwohl ich aus allen diesen Gründen, die ich — wie das bei mir immer ist — schon dunkel fühlte noch ehe ich sie erkannt hatte, nie ein Freund von Opernvorstellungen war, ließ ich mich doch ab und zu verleiten einer beizuwohnen. So besuchte ich einmal im Jahre 1913 die Oper „Faust“ oder „Margarete“, was nach französischer Vorstellung gehupft wie gesprungen ist. Ich hielt tapfer aus bis zu dem Augenblicke, da Margarete Mephistos Kästchen findet, es öffnet, auf der Rückseite des Deckels einen Spiegel entdeckt und in die Worte, nein, in den Gesangstext ausbricht:

„Ein Spiegel! Wie bequem!“

Da wars aus. Ich fühlte in mir etwas wallen, sieden, brausen und zischen, ich sprang von meinem Sitze auf, stolperte über die Füße entsetzt zurückweichender Sitznachbarn, kollidierte mit Billeteuren, stürzte in die Garderobe und verließ fluchtartig den

„Prachtbau Siccardsburgs und von der Nulls“, wie die Wiener Oper aus zeilenhonorarigen Gründen von den Musikkritikern mit Vorliebe genannt wird. Ich wollte durch die verlängerte Kärntnerstraße in die Lothringerstraße zum Denkmal Beethovens eilen und dort das feierliche Gelübde ablegen, nie wieder eine Oper zu besuchen. Zum Glück fiel mir unterwegs ein, daß ja auch Beethoven eine Oper geschrieben habe, ich hemmte verwirrt den Schritt, sprang auf die Straßenbahn und fuhr — immer den Spiegel und seine Bequemlichkeit vor Augen und Ohren — nachhause.

Seit damals sind viele Jahre vergangen und ich hielt das Gelübde, das ich gar nicht abgelegt hatte, treulich, obwohl ich manchmal doch wieder in Versuchung kam. Gern hätte ich mir zum Beispiel einmal den „Bajazzo“ angesehen, den ich mir wegen seines Cirkusmilieus inmitten des verwandten Opernmilieus noch am besten vorstellen konnte. Als ich aber im Klavierauszug zu einer der schönsten Melodien dieser Oper den Text entdeckte:

„Drum kommt Vielverehrte
Heute abends ins Schauspiel
Das Stück ist ganz herrlich
Um neun Uhr Eröffnung!“

da schauderte ich wieder zurück. Einmal wurde ich aber meinem Vorsatze dennoch untreu. Durch den Anblick der hyänenartigen Gestalten, die in der ersten Nachkriegszeit die Straßen Wiens bevölkerten, an Schauerliches gewöhnt, riskierte ich es im Februar 1919, einer Einladung in eine Loge zu einer Nachmittagsvorstellung von Wagners „Siegfried“ zu folgen. Ich wurde für meinen Aberwitz schwer bestraft. Jeder Streich, den Siegfried dem Drachen, der — wie schauerlich — rote Glühlampen im Maule hatte, versetzte, daß die Pappe krachte und die Staubwolken des Kulissenmagazins der Oper in die

reine Waldesluft auf der Bühne emporstiegen, traf mich aufs Haupt und ich war froh, daß ich infolge des Genuschels der Sänger nicht auch noch den Text zu verstehen brauchte. Denn daß man gewöhnlich nichts versteht und jederzeit die Möglichkeit hat, die Augen zu schließen — das ist zwar nicht der Zweck der Uebung, aber doch noch das Einzige, was meinem musikalischen Gefühl nach den Besuch der Oper entschuldigt.

Man mag dieses Gefühl für unberechtigt halten, man mag mir vorwerfen, daß ich nichts von Opernkunst verstehe — mir solls recht sein. Ich gedenke nicht einen Finger zu meiner Verteidigung zu rühren und in den Fehler sovieler Ganzgescheiter zu verfallen, die meinen, eine Debatte darüber, was Kunst sei, sei möglich und führe anderswo hin als ins Uferlose. Denn die Kunst ist kein Problem des Intellektes, sondern eine rein metaphysische Angelegenheit. Auch der Künstler kann nicht sagen, woher ihm das Beste, das Eigenlichste seiner Kunst kam, und was einer als Kunst empfindet, was ihm in Augenblicken gesteigerter Empfänglichkeit Tränen in die Augen und eine Ganshaut über den Rücken treibt (und die Gleichzeitigkeit dieser beiden Erscheinungen ist ein untrügliches Kennzeichen künstlerischer Ergriffenheit) — das ist ebenso Sache seiner Konstitution wie sein religiöses Glauben. Das aber läßt sich mit dem Verstande entscheiden: wenn in der Wiener Oper schon einmal Einer diese Erscheinungen an sich beobachtet hat, dann sind sie nicht infolge des Bühnengeschehens, sondern trotz diesem eingetreten. Denn die Wiener Oper hat den Anspruch auf den Titel eines Kunstinstitutes verwirkt, seit sie mit den Milliarden, die in diesem Staate überall für die primitivsten sozialen Zwecke fehlen, die Oper „Schlagobers“ von Richard Strauß ausgestattet hat und seit sie sich dem zwischen

weitauseinanderstehenden Spiegeleieraugen thronenden Erwerbstrieb dieses Komponisten, der — ein Spezialist der Erlustigung — von den Milliarden, die er verdient, noch keine zehn Millionen zur Linderung irgend eines Erleidens ausgelassen hat, auch durch die Aufführung seiner zweiten Oper, „Intermezzo“, dienstbar gemacht hat, die ödeste Privatangelegenheit in Geld umsetzt und nur insoferne als dies eine Kunst ist etwas mit Kunst zu tun hat. Diese Staatsoper, die für jene, die en gros stehlen und entweder noch nicht erwischt sind oder sich schon wieder gerichtet haben, Opernredouten veranstaltet, ist längst entweiht und kann wahrhaftig nicht mehr durch die Aufführung der Jazzoper „Johnny spielt auf“ entweiht werden.

Zur Aufregung ist also durchaus kein Grund vorhanden. Weder für den Musikkritiker der Neuen Freien Presse, dessen Sohn Erich Wolfgang Korngold in seiner letzten Oper auch schon eine Entkleidungsszene braucht, um das ewig Weh und Ach der Besucher des Opernparquetts aus einem anderen, als aus dem Kontrapunkte zu kurieren, noch für die Hakenkreuzler, die in ihrer bekannt eigenartigen Logik gegen die Juden demonstrieren, weil Krenek, der Sohn eines böhmischen Generals, einen Neger auf die Opernbühne gebracht hat. Das Einzige, was man den Gründen der Hakenkreuzler ohne Bedenken zubilligen kann, ist, daß sie unterhaltlicher sind als die des Herrn Korngold, der sich darüber aufregt, daß auf einer Bühne, auf der nur Drachenschnürlbodenständig sind, plötzlich eine Lokomotive auftaucht und der damit wieder den öden Streit, ob irgend ein Werk „Kunst sei“ oder nicht, vom Zaune bricht. Man sollte diesen Streit wirklich schon einmal endgültig der Justiz überlassen, bei der er seit Jahren im Gerichtssaal die schönste Altersversorgung genießt und bei jedem Aergernis, das

einer an den Nuditäten einer Ansichtskarte nimmt, stets neuerlich aufgewärmt und endlich immer wieder dahin entschieden wird, daß ein von Rubens gemalter Akt sittlich läuternd, ein photographierter aber sittlich verheerend wirke. Und zwar aus demselben Grunde, aus dem ein Drache unbedingt die Kunst gewährleistet, die eine Lokomotive untergräbt. Da sind die Wiener Hakenkreuzler doch weitaus originellere Idioten! Sie suchen die Weiber, die zu Jonny in die Oper rennen, weil sie der Zauber der Potenz zum Neger zieht, durch vaterländische Gesänge, Stinkbomben und Gummiknüttel auf die unleugbaren Reize ihrer Impotenz aufmerksam zu machen. Sie tanzen auf ihren Faschingsunterhaltungen sämtliche Negertänze, aber sie dulden nicht, daß arische Weiber sich diese Tänze auf der Bühne ansehen und prügeln deshalb die Juden, die ins Theater gehen und wie immer an allem Schuld sind. Oder wollen sie auch die Juden vor Entartung durch Negerkünste bewahren? Es ist nur zu staunen, daß sich angesichts dieser Bemühungen, deutsches Wesen immer wieder lächerlich zu machen noch kein ehrlich nationalgesinnter Mann gefunden hat, der auf der Hauptstiege der Oper vor Beginn der Vorstellung Harakiri begeht, weil der Siegeszug der Neger nicht mehr aufzuhalten ist, da die wilden Völker heutzutage die einzigen sind, die noch Kultur haben.

Ein Neger auf der Bühne! Im deutschen Wien! Im ersten Kunstinstitut! Man denke! Und eine deutsche Frau folgt ihm ins Schlafgemach! Welche Unmöglichkeit! Welche Verdrehung der Tatsachen! Bis zu jenen Tagen, in denen Aschanti und Somali im Prater die Wiener Weiblichkeit in Rage gebracht haben, reicht das Erinnerungsvermögen dieser Leute nicht, da es, wenns möglich wäre, noch kürzer ist als ihr Verstand und wer sie daran erinnert, läuft Gefahr den schöpsernen, aber allgemein ge-

bräuchlichen Vorwurf gemacht zu erhalten, daß er sein eigenes Nest beschmutze, weil er die Insassen auf den Dreck, in dem sie sich wälzen, nachdem sie ihn hervorgebracht haben, aufmerksam macht. Aber man sollte unter solchen Umständen doch mit Recht erwarten können, daß endlich von diesen Hitlerkindern auch einmal eine Demonstration, gegen die Aufführung des „Othello“ im Burgtheater arrangiert wird. Sollten sie, die nur die Werke völkischen Schrifttums von Fraungruber bis Kernstock in ihren Büchereien stehen haben, am Ende gar nicht wissen, daß sich auch hier eine weiße Frau mit einem schwarzen Manne einläßt? Ist Shakespeare nicht schon aus diesem Grunde dringend verdächtig, ein Jude gewesen zu sein? Spricht nicht auch die Theorie, die behauptet, daß seine Werke von Bacon stammen, dafür, da dieser aller Wahrscheinlichkeit recte Bakolm (!) geheißten haben dürfte? Warum wird nur Krenek verfolgt? Warum soll nicht auch vor dem Burgtheater abends manchmal das Deutschlandlied gesungen werden, dieses arme Lied, das zu diesem Anlaß wie die Faust aufs Auge paßt? Nur keine Inkonsequenz! Aber, ach, die deutschen Frauen, denen da vorgesungen wird, daß sie in der Welt „ihren alten, schönen Klang bewahren“ sollen, wollen nichts von der deutschen Treue und dem deutschen Sang auf der Straße wissen, rennen in die Kunstinstitute und Kulturstätten und zeigen durch diesen zahlreichen Besuch nicht nur an, daß die Oper „Jonny spielt auf“ wahrscheinlich ein Dreck ist, sondern auch daß sie hoffen, bei Negern eher zu „Recht und Freiheit“ zu kommen, die nach dem Deutschlandliede bekanntlich „des Glückes Unterpfand“ sind, als bei den Armitzskerln auf der Straße, die den Sexualgeschmack durch Geschmacklosigkeiten in jene arisch geordneten Bahnen lenken wollen, in denen Recht und Freiheit lediglich

ein Thema des Gesanges sind, aber nie eines des sozialen Lebens sein dürfen.



HILFE ÜBERFLÜSSIG

(Die haben sich's gerichtet!)

Die englische Schriftstellerin Annie Rogers ist von einem zweijährigen Aufenthalt auf einer Insel des südlichen Atlantik zurückgekehrt. Sie lebte dort die ganze Zeit völlig abgeschlossen von jeder Verbindung mit der zivilisierten Welt, um genau die Menschen zu studieren, die sich dort als freiwillige Robinsons niedergelassen haben. Von den drei Inseln im südlichen Atlantik heißt die größte Tristano d'Acunha, die sich in einem vulkanischen Berg bis zu 2500 Meter erhebt. Aber interessanter als alle Nachrichten über die Vulkane, die Fauna und Flora der Inseln sind die Schilderungen, die Annie Rogers von den dort lebenden Menschen und deren Sitten mitbringt.

135 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, haben sich auf dieser Insel niedergelassen, um fern und völlig unabhängig von allen Sorgen und Qualen moderner Zivilisation leben zu können, in Freiheit, Sicherheit und Frieden. Sie erfüllten sich den Wunsch, den viele andere nur in Salons aussprechen: auf einer Südseeinsel irgendwo frei und unabhängig leben zu können. Die 135 Menschen sind in fünfzig Familien eingeteilt. Jede Familie ist unabhängig, ihr ältestes Mitglied ist das Haupt der Familie. Eine Regierung gibt es nicht. Gesetze gibt es nicht! Es werden auch keine geplant. Denn sie wären überflüssig, da Begriff, Wert und Umlauf des Geldes auf

der Insel unbekannt sind. Folglich fehlt auch jeder Anlaß zu all den Konflikten, die aus dem Geldkomplex entstehen. Selbst die Missionäre, die in langen Jahresintervallen ab und zu mal die Insel aufgesucht haben, fanden an der Moralität der Bevölkerung nichts auszusetzen.

Aber keineswegs sind Eigentum und Besitz abgeschafft. Jede Familie hat ihren eigenen Grundbesitz. Und eine kann und darf reicher sein als die andere, das heißt, sie kann mehr Land als eine andere Familie besitzen, unter der einzigen Voraussetzung, daß die betreffende Familie über mehr eigene Arbeitskräfte verfügt als die andere, selbstverständlich keine Lohnarbeiter, sondern Familienmitglieder. Eine darf auch mehr Vieh als die andere haben, unter der Voraussetzung, daß ihr Landbesitz für größere Viehnahrung ausreicht. Wenn manchmal, bei furchtbaren Stürmen, die Ernährung schwierig wird, wird das Essen für alle rationiert, Vorräte werden aufgespeichert, die bis zum Ende der Not zu reichen haben oder bis zufällig ein Dampfer vorbeikommt, und den Bewohnern einen Teil der Vorräte im Tausche mit Landesprodukten überläßt.

Aber es vergehen auch drei Jahre und mehr, ehe überhaupt ein Dampfer in der Nähe der Insel auftaucht. Denn sie liegt fern von allen Hauptlinien des Schiffsverkehrs. Nur ganz besondere Umstände veranlassen ein Schiff, im Hafen von Tristano vor Anker zu gehen. Von der großen Welt erfahren diese modernen Robinsons — alles frühere Europäer — also viele Jahre nichts. Aber man dürfte nicht glauben, daß sie nach irgendwelchen Nachrichten aus der Welt begierig wären. Sie wollen gar nichts von ihr wissen. Der Reiz der Freiheit und völligen Unabhängigkeit ist für sie so groß, daß sie sogar ein Angebot der Regierung von Südafrika, die ihnen

besseres Land in ihren Dominions geben wollte, abgelehnt haben, weil sie dann unter der Herrschaft dieser Regierung hätten stehen und wieder in Geld hätten denken müssen. Denn vom Geld der Welt haben sie sich nur als reine und für sie lächerliche Kuriosität einige Münzen aufbewahrt, die kaum zehn Schilling an Wert darstellen. Sie zeigen ihren Kindern die Geldmünzen als den verächtlichen Preis jeglicher Freiheit und jeglicher Menschenwürde...
(Zeitungsnachricht.)



POSTKARTE GENÜGT Cosmopolitische Union

Erste Aufgabe: Internationale Zusammenfassung aller Menschen, die keine Staatsangehörigkeit zu besitzen wünschen.

Zweite Aufgabe: Interessenvertretung der Staatenlosen.

Erste Forderung: Der Zwang zur Staatsangehörigkeit soll abgeschafft werden. Mit 17 Jahren soll jeder Mensch frei darüber entscheiden dürfen, ob er dem Staat angehören und die Konsequenzen (Parteikämpfe, Völkerhetze, nationale Ambitionen; Militärdienst, Krieg, Heldentod; Internierung, Vermögenssequestrierung, Verantwortung für die Fehler und Verbrechen der Regierung) auf sich nehmen will, oder ob er es vorzieht, sich am Staate zu desinteressieren und Cosmopolit zu werden. (Vergleiche das Recht zum Kirchenaustritt).

Politisches Dissidententum schließt Liebe zum Heimatboden nicht aus.

Zweite Forderung: Cosmopolitischer Paß und internationaler Rechtsschutz. (Eventuell durch den Völkerbund.)

Ausbau-Möglichkeiten: Gründung einer cosmopolitischen Bank und Fürsorgetentrale. (Sympathisieren mit den Bewegungen für Neutralisierung der verhetzten Völker, Totalabrüstung, Erleichterung des internationalen Verkehrs, Esperanto, Vereinheitlichung der Währung und Maße etcetera.)

Folgeerscheinung: Automatisch mit dem Anwachsen der Zahl der Staatenlosen wird die willkürliche Selbstherrlichkeit und Allmacht des Staates abbröckeln.

Der Staat wird sich schließlich aus Mangel an Patrioten auf seine natürliche Bestimmung beschränken müssen: nichts zu sein als eine subalterne administrative Institution.

Leitsatz: Nicht Kampf gegen den Staat, sondern Emanzipation vom Staat.

Mitgliedschaft: Jeder Mensch, einerlei, welchen Anschauungen er huldigt, kann sich der C.U. anschließen. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Es genügt die Einsendung einer Postkarte an das „Provisorische Sekretariat der C. U. (W. Ackermann), Ascona bei Locarno, Schweiz“ mit deutlich geschriebenen Personalangaben (Name, Vorname, Beruf, Geburtsdaten, jetzige Staatsangehörigkeit, genaue Adresse) und dem Zusatz: „Ich erkläre meinen Beitritt zur C.U. (Unterschrift). Gegen doppeltes Briefporto wird eine Mitgliedskarte abgegeben. Alle, denen aus irgend einem Grund die Staatslosigkeit wünschenswert erscheint, werden hiermit zum Anschluß an die C.U. und zur Verbreitung dieses Textes aufgefordert.

Werner Ackermann.

(Aus der „Weltbühne“, Berlin.)

**Das Porto für eine Postkarte in die Schweiz beträgt
24 Groschen!**



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Nur nicht die Leut' vor den Kopf stoßen! / Faschings-
treiben in Linz / Betrieb des Karnevals zu Berlin
O quae mutatio rerum!

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 29

1. MÄRZ 1928

II. JAHR

NUR NICHT DIE LEUT' VOR DEN KOPF STOSSEN!

Von einer führenden Persönlichkeit der österreichischen Innenkolonisationsbestrebungen, der ich auf ihr Verlangen die Nr. 20 und 23 des Nebelhorns (mit den Abhandlungen „Glück und Erde“ und „Emanzipation vom Vieh“) gesandt hatte, erhielt ich folgenden Brief:

„Besten Dank für die Zusendung der beiden Nebelhornhefte. Gestatten Sie zwei Bemerkungen. Daß die höchststehende Gärtnerei, auch die Getreidegärtnerei, die Ing. Leinweber eben im Großen ausprobiert, das Ziel der Sanierung sein muß, ist klar. Daß übermäßiges Fleischessen und Alkoholismus durch mehr vegetarische Kost ersetzt werden muß, ist auch meine Meinung. Die Amerikaner essen zu jeder Mahlzeit Obst und die Masse trinkt dort nicht — wenigstens in den Vereinigten Staaten. Es würde aber Ihrer und unserer Bewegung sehr schaden, wollten Sie mit der Propagierung einer viehlosen Wirtschaft beginnen. In unseren Breiten ist die Viehzucht die Grundlage der Landwirtschaft und für viele ist sogar mäßiger Fleischgenuß geboten. Wir leben eben nicht in den Tropen oder Subtropen; die Affen gehen hier meist zugrunde.

China. Ich war leider nur zwei Jahre und ein Monat dort, aber ich kenne die Landwirtschaft bei Shanghai, in Shantung und in Nordchina. Es gibt prachtvolle Gärten, aber auch sehr viel armselige Elendswirtschaft. Die chinesische Düngerwirtschaft ist für uns besonders ekelhaft. Der menschliche Dünger wird einem Anreicherungsprozeß im offenen Faß unterzogen — Würmer entwickeln sich und sterben — und dann erfolgt Kopfdüngung bei jeder Pflanze,

was als bedenklich gilt. Da ist Kuhdungung hundertmal besser. Daß unsere Kühe frei spazieren gehen sollten, ist richtig. Aber ohne Kühe Gärtnerei zu betreiben, ist Wahnsinn.

Die Technik zu verurteilen à la Tolstoi ist lächerlich; die Bodenfräse bearbeitet den Boden vollkommener als Spaten oder Holzpflug. Die künstliche Beregnung ist besser als die Gießkanne. Die chemische Düngung als Ergänzung des Kuhdüngers und des menschlichen Düngers ist ebenso anzustreben wie die geruchlose und fliegenfreie Landwirtschaft; aber gehen wir nicht zum Extrem.

Ich habe auch Herrn Heisig*) in Gmunden mitgeteilt, daß ich gegen Vegetarismus und Versuche mit viehloser Wirtschaft nichts habe, daß man die Leute damit aber nicht vor den Kopf stoßen soll.

Lernen wir von den Chinesen die Liebe zum Boden, die intensive Kleinwirtschaft, die sich neben der Großwirtschaft, die genossenschaftlich umgestaltet werden soll, erhalten kann. Verlangen wir, daß jeder Industriearbeiter nach sechsständiger Arbeitszeit in seinem Garten graben kann, aber versteigen wir uns nicht zu einer Anbetung der chinesischen Kultur, die gar nicht besteht.

Simons Darstellung ist ganz einseitig und bezieht sich nur auf einzelne Gebiete Chinas. Ich habe viel Sympathie mit den Chinesen; ich habe nie mit einem Chinesen einen Streit gehabt und mit allen Schichten der Bevölkerung verkehrt. Aber die Spannung zwischen chinesischer Philosophie und dem Alltag ist unendlich.“

Ha! Hier haben wir sie einmal faßweise beisammen, die zuckersüßen Töne, die uns tropfenweise das Leben verbittern, diese schleimigen Einwände des gesunden Menschenverstandes, der Besonnenheit, der Versöhnungsmeierei nach allen Seiten und nach keiner Richtung, der Konzessionsbereitschaft und Kompromißgeneigtheit, der Wissenschaftlichkeit, der technischen Beschlagenheit, der Vorurteilslosigkeit auf dem Boden der Vorurteile, der stillen Bewunderung amerikanischen Wesens, der guten Erziehung, der feinen Nase — kurz, die betu-

*) Ein Hauptakteur der ehemaligen „Liga für Ackerbeetkultur (Anm. d. Herausgebers).

lichen Bedenklichkeiten des vergebildeten, intellektuell aufgeweckten, aber seelisch schlafenden Abendländers, der, voll guten Willens, anderen zu helfen, die Welt nach seiner Art reformieren, nein, die unreformierte Welt sanieren möchte! Hier haben wir sie alle versammelt, die Einwürfe des Teufels, die sich sonst immer nur einzeln ans Licht wagen und aus der stereotypen Redewendung hervorgrinsen, die vom Schildbürger, der wie ein Ochsenfrosch auf dem Boden der Tatsachen hockt und alles bedacht und erwogen hat, am liebsten gehört werden: Das ist ja alles recht schön und recht gut aber — wahnsinnig, lächerlich, absurd, verrückt, unmöglich! Beim Schwanz jenes Rinderviechs, dem wir unter sotanen Umständen überhaupt erst die Bewohnbarkeit der Erde für uns und die Möglichkeit, auf ihr zu leben, verdanken, — die Versuchung ist groß und die Gelegenheit ist günstig, heute einmal als Polizei im höheren Sinne nicht die Plätze vom Volk, sondern das Volk von den Gemeinplätzen zu säubern und die geistige Ordnung wenigstens auf dem Papiere wieder herzustellen!

Ich habe gegen den mir unbekanntem Schreiber persönlich gewiß ebenso wenig Antipathie wie er gegen mich und ich möchte deshalb wünschen, daß das, was ich zu sagen habe, ebenso unpersönlich gewertet werde, wie das, was er geschrieben hat. Ich bin davon überzeugt, daß er es mit mir und mit meiner „Bewegung“ (die eine absolut rückläufige ist, in der Richtung nach den Quellen wahren Menschentums) gut gemeint hat; er muß nun aber auch glauben, daß ich es mit ihm gut meine und daß ich ihn davor schützen will, seine besten sozialen Kräfte weiterhin in den Dienst jener Leute zu stellen, die das was ich mir in jahrelanger, oft schmerzlicher Erfahrung geistig und praktisch errungen habe, als „lächerlich“ und als „Wahnsinn“ anprangern möch-

ten. Gegen solche Versuche muß ich den Wahrheitsbeweis dafür antreten, daß in der Breite, in der wir leben und in der Enge, in der wir denken, die Affen keineswegs ausnahmslos zugrunde gehen. Und in diesem Sinne ist die Viehzucht bei uns zwar nicht als Grundlage der Landwirtschaft nötig, aber doch zur Heranbildung eines „Volkswirtschaftler“-Nachwuchses praktisch, und nicht nur in China ist die Spannung zwischen Philosophie und Alltag unendlich.

Vieh oder Nichtvieh, das ist hier die Frage. Soll dieser Planet im Weltraum auf ewig im Sternbild des Stiers und seiner Deszendenz hängen bleiben, weil ein paar alte Medizinalräte die Voit'sche Eiweißtheorie nicht vergessen können? Weil sie deshalb mäßigen Fleisch „genuß“ für geboten halten, so wie sie seinerzeit nach der Erfindung der Eisenbahn in einer denkwürdigen, aber viel zu wenig bekannt gewordenen Eingabe an die bayrische Regierung, die Einplankung sämtlicher Eisenbahnlinien für geboten hielten, damit niemand vom Anblick seiner mit wahnwitziger Geschwindigkeit auf den Schienen dahinrasenden Mitmenschen nervenkrank werde? Ist die Viehlosigkeit des Teufels oder ist es eine Landwirtschaft, die solch vertrackter Grundlage, wie es die Viehzucht ist, bedarf? Gärtnerei ohne Kühe — die notabene noch im Freien, also in der Gärtnerei „spazieren“ gehen sollten — ist Wahnsinn! Wo sind die mindestens neunzig Prozent Wahnsinnigen unter den Gärtnern, daß sie für mich zeugen und es in alle Welt bis dorthin, wo sie mit Bretter vernagelt ist, hinausbrüllen: Wir können keine Kühe, und am wenigsten spazierengehende Kühe brauchen, weil wir unsere Gartenerde zur Erzeugung von Menschennahrung benötigen! Was hat es mit der geographischen Breitenlage zu tun, wenn sich die Menschen in Städten zusammenhocken, ihren Dünger

mit Hilfe der Technik ins Meer fortschwemmen und schließlich aus dem Irrsinn eine Wissenschaft machen, die behauptet: „Kuhdungung“ ist hundertmal besser als menschlicher Dünger? Dieser stinkt! Würmer bilden sich in ihm! Das ist bedenklich! Ja, warumperl denn? Vielleicht stinkt er deshalb, weil noch immer mäßiger Fleischgenuß geboten ist und weil nur verwesendes Animalisches stinkt und Würmern jenen Nährboden abgibt, der ihnen beim Kuhdünger fehlt, weil eben die Kühe noch immer nicht mäßigem Fleischgenuß huldigen? Segnet eure Nasen, denn sie verraten euch dadurch, daß ihnen der Unsinn stinkt, die Wahrheit! Mißtraut eurem Intellekt, denn er wird euch immer auf Abwege bringen, wenn ihr euch nur auf ihn verlaßt! Zur Erzeugung von Kuhnahrung ist Kuhdünger am besten, zur Erzeugung von Menschennahrung, Menschendünger. Wenn die Wissenschaft dieses einfache Gesetz noch nicht entdeckt hat, kann sie mir leid tun. Sie wird schon noch einmal draufkommen, so wie sie in den letzten Jahren draufkommen ist, daß das Obst mehr enthält als Wasser und daß man keineswegs 15 kg Aepfel essen muß, um den Nährwert eines Fleischstückes zu ersetzen. Und sie wird dann als höchste Errungenschaft ausposaunen, was jeder, der sich auf seine unverdorbenen fünf Sinne verlaßt, a priori weiß.

„Uebermäßiges Fleischessen und Alkoholismus“ müssen „durch mehr vegetarische Kost ersetzt werden.“ Fehlt nur noch der Dritte im Bunde, der Tabak. Wo ist er? Wodurch soll er ersetzt werden? Durchs Daumenlutschen? Mein Fluch auf den Kerl, der als erster die Enthaltbarkeit von Fleisch, Alkohol und Tabak in einen Nachtopf zusammengeworfen und auf solche hinterlistige Art den Vegetarismus aus einem Gebot der Ethik in eine hygienische Forderung verwandelt hat. Er hat auch die

Behauptung, daß für viele mäßiger Fleischgenuß geboten sei, auf dem Gewissen. Mäßigem Fleischgenuß liegt mäßiger Mord zum Grunde. Seit wann exkulpiert das Maßhalten den Mörder? Wer jemals auch nur der Schlachtung eines einzigen Tieres mit unvoreingenommenen Sinnen beigewohnt hat, dem graut. Wenn die Wissenschaft bis heute noch nicht entdeckt hat, daß ein Wesen, dem vor einer Tat graut, diese Tat unmöglich zu seiner Ernährung nötig haben könne, also zur Erhaltung seines Lebens, dessen eine Aeüßerung eben jenes Grauen ist, also zur Erhaltung jenes Grauens — dann kann sie mir schon wieder leid tun. Sie wird auch hier noch im Verlaufe der Jahrhunderte entdecken, was fünf gerade Sinne seit Jahrtausenden spüren: daß ein Essen, vor dessen Herrichtung dem Körper ekelt und die Seele Entsetzen packt, kein geeignetes Mittel ist, um diesen Körper mit dieser Seele „zusammenzuhalten“. Es geht halt mit den wichtigsten Entdeckungen ein bisserl langsam, dafür aber sicher.

„Die Amerikaner“ (die wo bekanntlich den elektrischen Stuhl erfunden haben und überhaupt für jeden Fortschritt sind) „essen zu jeder Mahlzeit Obst und die Masse trinkt dort nicht.“ Infolgedessen wird am amerikanischen Wesen noch einmal die Welt genesen. Weit davon entfernt, aus Rücksicht auf andere Wesen kein Fleisch zu essen, trinken sie nicht einmal aus Rücksicht auf das eigene Wesen keinen Alkohol, sondern verbieten anderen aus Rücksicht auf die Rentabilität des eigenen Betriebes das Trinken! Das ist eine ganz besonders komplizierte Ethik, die in noch reinerem Lichte erstrahlt, wenn man bedenkt, daß mehr als die Hälfte aller Amerikaner magenkrank sind, weil sie sich aus Opposition zu den Schweinereien in den Schweineschlachthäusern zu Chicago hauptsächlich von „Ice-Cream“, Konfitüren und Kaugummi nähren. Deshalb

wäre es auch lächerlich, à la Tolstoi die Technik, die solche Nahrungsmittel erzeugt und mit ihr mehr Giftmorde begeht, als eine solide Statistik erfassen kann, zu verurteilen. Die Bodenfräse bearbeitet den Boden vollständiger als der Spaten. Richtig. Ich besaß hier auch eine, als ich im ersten Jahre mit tausend Masten auf dem Ozean der Landwirtschaft hinaus schiffte. Aber merkwürdiger Weise bearbeitet sie nur den rohen Boden besser, der noch von keinem Spaten unvollkommener bearbeitet wurde. Und außerdem wächst auf dem von ihr bearbeiteten Boden weniger, weil die Erde — die Erde ist ein lebendes Wesen mit Gefühl! — es nicht liebt, wenn einer mit einer Maschine kommt, um mit den zu großen Flächen, die er besitzt, weil andere nichts besitzen, überhaupt fertig werden zu können. Fast überall gilt Handarbeit für wertvoller als Maschinenarbeit; auch bei der Landwirtschaft wird man dieses Gesetz noch einmal entdecken

„Aber gehen wir nicht zum Extrem“. Wir wollen ja doch nicht in die sträfliche Einseitigkeit des in Nr. 20 zitierten Buches von Simon verfallen, der ja nur vielleicht fünfmal so lang wie der Briefschreiber in China war und fast ganz China bereist hat. Wir könnten sonst auf die Vermutung verfallen, daß die prachtvollen Gärten, die unser Korrespondent in den von den „Mächten“ am gründlichsten devastierten Gebieten Chinas gesehen hat, nur deshalb noch nicht zu armseligen Elendswirtschaften geworden sind, weil sie noch keines Abendländers Fuß betreten hat. Vielleicht waren gerade sie die Regeln, die die Ausnahmen bestätigten. In einem Land, das „ohne Kultur“ Jahrtausende überdauert hat, ist ja schließlich nichts unmöglich.

Damit bin ich mit dem ersten Teil meiner Aufgabe, der Säuberung des Volkes von Gemeinplätzen zu Ende. Die Hauptarbeit aber bleibt noch zu leisten.

Ich beginne jetzt mit der Herstellung der geistigen Ordnung. Den Gipfelpunkt des Briefes sehe ich nämlich in dem Satze: „Lernen wir von den Chinesen die Liebe zum Boden!“

Also beginnen wir!

A, a, a, der Boden, der ist da!

Hoppla, wir lieben! Nun? Vorwärts! — „Wie machen wir das?“ fragt da Einer, „der Boden gehört ja dem (Baron) Mayr-Melnhof, dem Stifte Admont, dem (Fürsten) Esterhazy, dem Staate...“ — „Das ist richtig. Aber lieben die ihn?“ — „Nein!“ — „Seht ihr! Die leben von ihm durch die Arbeit anderer. Ihr aber müßt ihn lieben!“ — „Ja, aber...“ — „Schon gut. Ich kenne Eure Einwände. Machen wir die Sache anders. Verlangen wir zuerst, daß jeder Industriearbeiter nach sechsständiger Arbeitszeit in seinem Garten graben kann! Verstanden?“ — „????“ — „Ihr merkt nicht auf. Also: Vyskocil, Du bist Industriearbeiter. Der Garten gehört Dir. Du wirst morgen nur sechs Stunden arbeiten. Dann kannst Du in Deinen Garten gehen, graben!“ — „????“ — „Ja, verstehst Du nicht? Du sollst graben gehen — graben...“ (Geste.) — „Ja, warum soll ich denn durtn graben? Is eppa wos eingraben?“ — „Du bist ein Esel. Die Erde sollst Du bebauen, damit Du von ihr das Gemüse als Zukost zu dem mäßigen Fleischgenuß erhältst, der, wie Du weißt, geboten ist.“ — „Dös is mir z' blöd! I kauf mir dö Zuaspeis bei der Großwirtschaft nebenan, die genossenschaftlich umgestaltet werden soll. Beim Inschenöhr Leinweber. Der hat Kren gnua, fürs Krenfleisch morgen auf d' Nacht. I geh lieber ins Kino. Sö, herns, habn Sö den Film schon gsehn? „Dar löcherliche Tolstoi und dö Technik“ haaßt er. Haaßt er wos?“ — „Mein Gott! Rede jetzt nicht vom Film. Tolstoi ist lächerlich; aber das gehört jetzt nicht zur Sache. Warum willst Du nicht graben? Empfindest Du keine

Liebe zum Boden?“ — „Zu dera Gstött'n? Naan!“
— „Aber die Erde ist doch unser aller Mutter!“ —
„I bin a Findelkind. I hab ka Muatter: nur a Tant'.“
— „Ja, aber ohne Erde müßten wir ja verhungern!“
— „Wer sagt lhna denn dös? Bald ma am Samstag
's Geld heben in der Fabrik, nacha gehn ma zum
Greißler und kauf ma was! Da brauch ma ka Erden
net! Dös is vül kommoder wie dö Graberei!“ — „Du
willst mich nicht verstehen! Begreifst Du denn nicht,
daß die Getreidegärtnerei das Ziel der Sanierung
sein muß?“ — „Sanierung? Jetztn fangt er gar mit'n
Seipel an! Hörns auf!“ — „Schweig jetzt mit den
dummen Reden und paß auf! Kannst Du Dir nicht
denken, daß Du die Erde, die schon Dein Vater und
Dein Großvater und Dein Urgroßvater bebaut hat,
die den bekannten sauren Schweiß Deiner Ahnen ge-
trunken hat, lieben könntest?“ — „Mei Vater —
dös is der, der mit meiner Tant' was ghabt hat —
war a Viechhandler; der hat nur beim Essen
g'schwitzt und is in an Irrenhaus gestorbn, weil er
in aner Gärtnerei a Kuh spazieren g'führt hat. Son-
stige Ahnen hab' i kane; die san mit'n Adel ab-
geschafft wordn.“ — „Ja, zum Teufel hinein, könn-
test Du Dir nicht denken, daß Du die Erde lieben
könntest aus — hm — sagen wir — hm — also so-
zusagen aus — hm — Religion?“ — Uj Jegerl!
Hörns ma mit dem Schwindel auf! Gebts uns lieber
mehr z'fressen und soziäulisierts dö Fabrikn! Da
brauch ma kan Himmel und ka Erdn! Und wann bei
uns gar nix wachst, dö Saubauern könnan uns alle
am Oarsch leckn. Mir gründn an Konsum und lassn
uns alles aus Amerika komman. Dö G'scheartn durt
wissen eh net, wohin mit der Sach, so vül habns!“

So sprechen nicht alle Industriearbeiter, aber
die meisten sind durch die Industrie, durch die
Technik schon so weit gebracht. Ich hoffe zuver-
sichtlich, daß ich mit diesem Dialog die Leute vor

den Kopf gestoßen und so die einzig mögliche Gelegenheit ergriffen habe, sie mit Erfolg darauf aufmerksam zu machen, daß sie einen besitzen. Merkt der Herr Weltreformer, woran es fehlt und worum es geht? Liebe zur Erde gibt es nur, wenn es keinen Greißler, keinen Import und keinen Großbetrieb gibt gibt oder, wenn der Greißler nichts zu verkaufen hat, wie im Krieg, der den Wert der Erde erst allgemeiner bekannt gemacht hat. Wenn der Mensch nur auf sein Stück Erde und auf sonst nichts gestellt ist. Liebe ist ein Gefühl, das ein Monopol verlangt und voraussetzt und das Bewußtsein der Verbundenheit in guten und schlechten Tagen, das ist der Boden, aus dem sie ihre besten Kräfte zieht. Nur aus der Erde, aus der dem Menschen alles wahre Heil erblüht, und aus sonst nichts könnte im Laufe der Generationen auch für den Abendländer wieder eine Religion und ein seelischer und geistiger Zusammenhang mit dem Unendlichen geboren werden, ohne den alles haltlos ist. Alle Gewächse, die der Erde entstiegen, wachsen gegen Himmel und jeder Grashalm, jeder Baum ist ein Symbol für die Sehnsucht alles Irdischen nach dem Himmlischen. Glaubte der Schreiber dieses Briefes, es sei Zufall, wenn jede Kultur unaufhaltsam zu Grunde geht, sobald die Religion dahin ist, sei diese Religion wie immer beschaffen, denn jede ist gut, solange sie keine Priester kennt? Die Priester sind immer wieder die Priester sind es, die jede Religion und damit jede Kultur umbringen. Die Notwendigkeit, ihre Stoffwechselbedürfnisse aus den Erträgnissen der Religion zu bestreiten, zwingt sie, „für Seelen zu sorgen“, die sie nichts angehen, und die Hingabe des Menschen ans Ueberirdische mit Abgaben vom Irdischen zu kuppeln. Künstlich werden die Religionen durch Kultus, Liturgie, und tausenderlei Gesetze und Vorschriften auseinandergewalkt wie ein Stru-

delteig, um möglichst viel Platz und Gelegenheit zu den mannigfachsten Anlässen für Abgaben zu schaffen. Man vergleiche nur einmal die Bergpredigt, die das ganze Christentum enthält, mit den Millionen Seiten heiliger christlicher Religionsbücher, die nur zu dem Zwecke zusammengeschmiert wurden, die Menschen zu benebeln. Früher oder später aber kommt für jede Religion, an deren Webstuhl Berufspriester schaffen, der Augenblick, in dem sie durchschaut wird und dann ists aus mit ihr und mit der Kultur, die sie in undurchschauten Zeiten geschaffen hat. Dieser Augenblick ist für das Christentum längst gekommen. Für China aber, das keine Priesterkaste kennt, sondern nur in jedem Tempel einen Tempelhüter, noch lange nicht. Dort lebt die Lehre vom Tao, die Lehre des Konfuzius und die Religion der Ahnen noch in der Familie, in erdverbundenen Menschen, dort sorgt jeder selbst für seine Seele und jedem Fremden, der in sie einzudringen versucht, wird dadurch, daß der Chinese „sein Gesicht bewahrt“, die Türe gewiesen. Im tiefsten Dreck ist dort mehr Kultur als im marmorgetäfelten Badezimmer eines europäischen Snobs. Kultur gibt Glück, die Organisationen der Zivilisation aber, wie sie der Verfasser des Briefes beantragt, geben bestenfalls einen schäbigen Komfort. Nur wer die Erde als Vermittlerin des Glücks ehrt, wird Gnade finden. Wer ihr aber einen höheren allgemeinen Komfort ablisten will, wird Steine ernten, auch wenn sie scheinbar das Aussehen von Weizenkörnern haben sollten.



FASCHINGSTREIBEN IN LINZ

Die bekannten Proteste des Linzer Domkapitels und der oberösterreichischen katholischen Organisationen gegen das Künstlerfest unter der Devise „Umwege zu Kraft und Schönheit“ des Oberösterreichischen Künstlerbundes und gegen eine andere hiesige Faschingsveranstaltung soll, wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, eine ungeahnte Weiterung erfahren. Der Bischof hat angeordnet, daß heuer in Linz keine Firmung stattfindet. Diese Maßnahme ist als Kirchenstrafe gedacht und vermutlich dazu bestimmt, auf gewisse Bevölkerungskreise, namentlich auf die Geschäftsinhaber und Wirtschaftskreise, einen starken Druck auszuüben. Das Bekanntwerden dieser Maßnahme hat unter der Bevölkerung größte Erregung ausgelöst.

Wenn man von einer solchen „ungeahnten Weiterung“ liest, gibt es einem einen Ruck; wenn es einem einen Ruck gegeben hat, ergreift einen Beutelust; wenn einen Beutelust ergriffen hat, greift man zur Schere; wenn man nach der Schere gegriffen hat, schneidet man sich die Notiz aus der Zeitung; wenn man die Notiz ausgeschnitten hat, betrachtet man sie mit verzückten Blicken; wenn man sie mit verzückten Blicken betrachtet hat, beginnt man zu zweifeln; wenn man zu zweifeln begonnen hat, erinnert man sich daran, daß es ja auch der Linzer Bischof war, der das Theaterspielen mit nur männlichen Rollen als das höchste erreichbare Ideal hingestellt hat (siehe Nr. 4, Seite 14 ff); wenn man sich daran erinnert hat, glaubt man alles; wenn man alles glaubt, wird man verwirrt; wenn man verwirrt geworden ist, greift man nach dem „dicken Buch, in dem alles drinsteht“; wenn man nach ihm gegriffen hat, liest man Folgendes:

„Die Firmung, auch Firmelung (siehe Maximilian Harden!), in der katholischen Kirche das zweite der sieben Sakramente, besteht in Händeauflegen

des Bischofs, der Salbung mit dem Chrisma und Gebet. Hierauf erhält der Firmling einen leichten Backensfreich zur Erinnerung an Christi Leiden und als Hinweis auf die eigenen Widerwärtigkeiten um des Glaubens willen. Als Wirkung der Firmung, die nicht wiederholt werden darf, da sie der Seele einen „unauslöschlichen Charakter“ einprägt, gilt die geistliche Stärkung durch den heiligen Geist. Schon im neuen Testament findet sich die Vorstellung, daß durch Handauflegung von Aposteln und Aeltesten der heilige Geist übergeleitet werde. — — — Die Firmung, die gelegentlich der Firmungsreisen der Bischöfe gespendet wird, ist frei von der Entrichtung von Stolgebühren.“

Wenn man das gelesen hat, sieht man schon klarer. Vor allem ist nach den Mitteilungen des letzten Satzes die Beantwortung der ersten Frage, die sich einem aufdrängt, nicht mehr so schwer, nämlich: weshalb denn ausgerechnet die Firmungen entfallen sollen und nicht lieber die stolgebührenpflichtigen Taufen, Trauungen, Einsegnungen und das Messelosen? Alles in der Natur vollzieht sich bekanntlich in der Linie des geringsten Widerstandes. Und da auch der Bischof Gföllner von Linz irgendwie zur Natur gehört (Abteilung: Raritätenkabinett), so wird wahrscheinlich auch er in der Linie des geringsten seelischen Widerstandes gehandelt haben. Ich weiß zwar nicht, wie hoch auf dem Oel- und Fettmarkt derzeit das Chrisma des Heiles notiert, weiß auch nicht, wieviele Barrels der Bischof Gföllner alljährlich in seiner Diözese verschleißt, aber ich kann mir unschwer denken, daß der Verbrauch in Linz als der Hauptstadt am größten sein wird. Auch die Repräsentationskosten dürften dort weitaus mehr ins Gewicht fallen als auf dem Lande, wo die Leute schon beglückt sind, wenn sie nur eine Bischofsmütze von ferne sehen können. Es konnte also, wenn schon

von der Kirche Christi etwas gegen Gschnasfeste unternommen werden mußte, nur jenes Sakrament für einen eventuellen Streik in Betracht kommen, das ohnehin nichts trägt und infolge seiner allgemeineren Anwendung auch die größten Kosten verursacht, nämlich: die Firmung in Linz.

Soweit wären wir also im Klaren. Mannigfache Fragen aber harren noch der Antwort. So ist es vor allem unbegreiflich, wie es der Bischof Gföllner vor seinem Gewissen verantworten kann, gerade den Linzern geistliche Stärkung vorzuenthalten, die sie doch, wie ihre Feste beweisen, am nötigsten hätten! Wie er sich weigern kann, den heiligen Geist, dessen sichtlicher Hort er ist, durch Handauflegung dorthin zu „überleiten“, wo man ihn dringend wie einen Bissen Brot braucht! Ob er sich schon für so gottähnlich hält, daß er meint, dort, wo nichts ist, durch nichts etwas hervorbringen zu können? Ja, wenn der Bischof von Linz angeordnet hätte, daß sich am Pfingstsonntag sämtliche Einwohner von Linz, ohne Unterschied des religiösen oder politischen Bekenntnisses auf dem Trabrennplatz zu versammeln hätten, um von ihm mit Gewalt gefirmt zu werden; wenn er beim Erzbischof Piffl in Wien zu diesem heiligen Zwecke und weils billiger kommt, gleich einen Waggon Chrisma bestellt hätte; wenn er sich so die Gelegenheit hätte verschaffen wollen, der ganzen Bevölkerung von Linz den „unauslöschlichen Charakter“, der ihr trotz dem bereits in der Jugend empfangenen Sakramente noch immer abgeht, jetzt noch einmal gründlich einzubläuen und sie durch eine Fülle von Backenstreichen an die „eigenen Widerwärtigkeiten um des Glaubens willen“ zu erinnern; da die häufigen Erlässe des Bischofs scheinbar nicht genügen, den Linzern diese Widerwärtigkeiten gar nicht aus dem Gedächtnis schwinden zu lassen — dann, ja dann müßte man sagen:

Hut ab vor dieser Logik! Heil diesem tüchtigen Führer der ecclesia militans!

Aber so nimmt der heilige Geist, den er verzapft, indem er seine Ueberleitung verweigert, geradezu absonderliche Formen an. Seine Gestalt ähnelt kaum mehr der einer Taube, sondern schon viel eher der einer Schraube, die sich gelockert hat. Und diese Umwege zu Kraft und Schönheit einer Ueberzeugung, die Arbeitern das Streiken, das ihre Einnahmen vermindert, verbieten möchte, aber selber dort streikt, wo sich durch Ersparung von Ausgaben die Einnahmen erhöhen lassen, diese Umwege gehören keineswegs in die Kategorie eines guten Weg-um, der nicht krumm ist. Wie sollen die Kinder, die auf dieser vertrottelten Welt noch an den heiligen Geist glauben, sich mit der Tatsache seines Streiks auseinandersetzen? Was gibt man ihnen, die sich seit Monaten auf die Firmung freuen, als Ursache ihres Unterbleibens an? Führt man ihnen in den Religionsstunden eine Filmaufnahme des „Künstlerfestes“ vor, für dessen Abhaltung sie leiden müssen, und erklärt man ihnen an Hand unanständigster Bilder die Bestialität eines Geschlechtsverkehrs, dem Leute wie der Bischof Gföllner ihr zelotisches Dasein verdanken? Und wenn ein aufgeweckter Junge darauf hinweist, daß dieses Fest ja nur für geladene Gäste zugänglich gewesen sei und fragt, woher denn der Bischof das alles wisse und warum seine Spitzel zuerst hingegangen seien, um sich zu begehnen und dann hergegangen, um es entrüstet anzuzeigen — was wird man ihm antworten?

Auf alle diese Fragen könnte man keine Antwort finden, wenn nicht ein kurzer Hinweis in der Notiz selbst die Sache erleichtern und darauf aufmerksam machen würde, daß man der heutigen Kirche Unrecht tut, wenn man ihren Anordnungen geistige Motive, ihren Strafen geistige Zwecke unter-

schieben möchte. Die Kirche verbrannte ehemals die Leiber der Ketzer, um ihre Seelen zu retten, heute vermietet sie für Theateraufführungen Kirchen an Juden, um den Fremdenverkehr zu heben. Sie ist heute eine Rekommanditgesellschaft zum Zwecke der Anempfehlung von Zucht und Sitte zwecks Erhaltung einer zwar gottgewollten, aber nicht mehr menschengewollten Ordnung und für ihre Bemühungen, den Staat als Lamperl hinzustellen, erhält sie von ihm die Erlaubnis, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen. Eine der Grundlagen des Staates ist bekanntlich jene Kleidung des Weibes, die nur Gesicht und Hände dem Zublick durchs Zölibat per-vertierter Männeraugen preisgibt. Dieses Kleidergespenst mit Gesicht und Greiforganen reizt die Männer zwar nicht zur Ehe, die bekanntlich eine weitere Grundlage des Staates ist, aber das ist auch gar nicht nötig. Der Anreiz zur gottgewollten Ehe hat sittlicher Weise vom männlichen Magen auszugehen, der, der Wirtshauskost überdrüssig, nach Hausmannskost verlangt. Südlicher gelegene Organe haben da gar nichts mitzureden, denn südlich und sittlich sind unvereinbare Gegensätze und nördlicher gehts behördlicher zu. Dieses Verlangen nach Hausmannskost verursacht dem Mann des Hauses natürlich Kosten. Ist es aber einmal durch den Ankauf einer Frau, deren Marktpreis gewöhnlich sein Aequivalent in der Pensionsberechtigung des Mannes findet, gestillt, dann hat jegliche Eschütterung dieses paradiesischen Zustandes durch unzüchtige Kleidung anderer Frauen zu unterbleiben. Und da es bei diesem untrennbaren Zusammenleben nicht ausbleiben kann, daß sich die Frau manchmal vor den Augen des Mannes aufs Topferl setzt — eine Möglichkeit, die meines Wissens noch nie den Bischof Gföllner — mit Recht — dazu veranlaßt hat, das Sakrament der Ehe zu sistieren, so ist das Erwachen einer ru-

dimentären christlichen Drecksualität nicht ganz zu verhindern, gegen deren Betätigung auch — natürlich nach vorschriftsmäßiger Ablieferung sämtlicher Präservative an den Professor Ude — weder ein staatliches, noch ein kirchliches Bedenken obwaltet, wenn es vom sittlichen Standpunkt aus auch immer bedenklich bleibt, den unschuldsvollen Kinderglauben, die Geschlechtsorgane seien zum Pi-pi machen da, wie ihn sich der Linzer Bischof bis ins schönste Mannesalter bewahrt hat, zu zerstören. Aber woher sollen alle die leeren Schädel kommen, aus denen wie aus Hohlziegeln von geistlichen Händen das Fundament des Staates und der Kirche gemauert wird? Nachwuchs muß schließlich auch sein und dieser Nachwuchs muß auch geschützt werden. Der Staat schützt seinen Nachwuchs durch den Paragraph 144, die Kirche den ihren, wenigstens in Oberösterreich, durch den Bischof Gföllner, der längst entdeckt hat, daß der Klerikernachwuchs proportional zum Schwund der weiblichen Kleidung schwindet. Wenn aber Weiber gar Hosen anziehen, dann sind sie ebenso sehr des Teufels, wie jene Männer, die Röcke anziehen, des Himmels sind.

Doch ich bin da ganz ins Fahrwasser einer Dialektik gekommen, die die Schweißfüße mit dem Fußbade ausschüttet, und habe völlig jenen Hinweis vergessen, der uns den richtigen Weg zur Ergründung dieses linzerischen Versuches weist, weltlichen Geist nicht durch den heiligen Geist, sondern durch gar keinen Geist zu bekämpfen. Dieser Hinweis lautet: „Diese Maßnahme ist — — — vermutlich dazu bestimmt, auf bestimmte Bevölkerungskreise, namentlich auf die Geschäftsinhaber und Wirtschaftskreise, einen starken Druck auszuüben. Das Bekanntwerden dieser Maßnahme hat unter der Bevölkerung größte Erregung ausgelöst.“ Hier scheint mir der heilige Geist in Gestalt eines Hasen im Pfeffer zu liegen.

Die Kirche ist weder so dumm, wie sie aussieht, noch so schlecht, wie sie sich gebärdet. Sie denkt gewiß bei der Maßnahme des Linzer Bischofs nicht so sehr daran, arme Kinder zu kränken, die sich auf die Firmung freuen, und zwar nicht deshalb, weil es dabei einen heiligen Geist gibt, — der ihnen ja gewiß in höherem Maße eignet, als dem von allen guten Geistern verlassenen Bischof — sondern deshalb, weil es dabei Geschenke gibt. Und sie hat gewiß nicht die sinnlose Absicht, das Verschulden festlich gestimmter „Künstler“ unschuldige Kinder entgelten zu lassen, indem sie sie noch ein Jahr lang unbeschenkt und ohne unauslöschlichen Charakter umherlaufen läßt. Wie sollten denn diese Kinder auch im nächsten Fasching ähnliche Feste verhindern und den Zornpinkel mit dem Krummstaberl im Linzer Bischofpalast versöhnen können? Nein, die Kirche denkt vielmehr ausschließlich an jene Geschäftsinhaber, die an Firmungsgeschenken verdienen, während die Kirche am Chrisma draufzahlt, an jene nützlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, die durch Proteste und ähnliche Aktionen der Bürgerdemut vor Bischofsthronen immerhin verhindern könnten, daß ihnen das fröhliche Pfingstfest durch allzufröhliche Faschingsfeste vermießt wird. Da die Kirche als Inhaberin des größten Devotionaliengeschäftes auf dem Weltmarkt der Geschäftsinhaber schwache Seiten besser versteht als die jungen Menschen, versucht sie mit diesem „Druck“ nicht ohne kaufmännisches Geschick das Roß Gottes von der richtigen Seite aufzuzäumen und was der Drohung mit dem Entzug des heiligen Geistes heute nie mehr gelingen könnte, das wird der Drohung mit dem Entzug des Profites voraussichtlich glücken. Voraussichtlich. Denn die Sache des heiligen Geistes ist mit dieser versteckten Apostrophierung der Geschäftswelt durch den Bischof auf die Rentabilitätsebene ver-

schoben worden und in dem Moment, in dem sich die Linzer Kaufleute von den unzüchtigen Faschingsfesten mehr Gewinn versprechen als von den heiligen Firmungsfesten, hat sich der himmlische Hirt verspekuliert und kann in Zukunft die Türangeln in seinem Palais mit Chrisma schmieren. Ja, destruktive Elemente, denen die Verwendung des heiligen Geistes zum Pisaken von Geschäftsleuten schon lange nicht mehr paßt, hätten es ganz in der Hand, diese holde Möglichkeit in absolute Gewißheit zu verwandeln, indem sie versprechen, aus einer zu veranstaltenden Spendensammlung den Linzer Ladenbesitzern den Entgang des Pfingstgeschäftes verdoppelt zu ersetzen und zwar unter der Bedingung, daß sie nicht protestieren und den grollenden Seelenhirten, der sich nur mit der Bekleidung der Leiber beschäftigt, das tun lassen, was alle Gutgesinnten schon lange als Ziel, aufs innigste zu wünschen, ersehnen, nämlich: den Linzer Dom überhaupt zuzusperren.

Diese ganz anders gearteten „ungeahnten Weiterungen“ scheint auch der heilige Geist in Gestalt einer Grausbirn dem allzu hitzigen Bischof zu bedenken gegeben zu haben. Vielleicht hat ihm auch der heilige Vater aus dem Hauptgeschäft in Rom nach der Linzer Filiale telegraphiert: „Mittelalter endgültig vorüber. Chrisma nicht ranzig werden lassen! Papa Ratti.“ Kurz, fünf Tage nachdem die obige Notiz in den Linzer Zeitungen erschienen war, hinkte in der „Reichspost“ folgendes Dementi nach:

Einige Linzer Blätter wollten kürzlich erfahren haben, daß Bischof Dr. Gföllner wegen der bekannten Faschingsausschreitungen im heurigen Jahr in Linz keine Firmung ausspenden wolle. Nun äußerte sich heute, wie eine Korrespondenz meldete, Bischof Dr. Gföllner dem Vizebürgermeister Dr. Stampfl und den Gemeinderäten Puchner und Dr. Beiner gegenüber, daß vom bischöflichen Ordinariat keineswegs an ein Interdikt gedacht wird.

Dieses Dementi ist ein Musterbeispiel in die Neuzeit verschlagener Scholastik. Abgesehen davon, daß es beruhigend ist, zu vernehmen, daß im Linzer Ordinariat, in dem so wenig gedacht wird, wenigstens an eines gedacht wird, nämlich an ein Interdikt nicht, ist es gleichzeitig überraschend, zu erfahren, daß durch ein Dementi das, was dementiert werden soll, geradezu bestätigt werden kann und daß der Linzer Bischof keine Ahnung davon hat, was ein Interdikt sei, wenn er glaubt, die Einstellung der Firmung genüge hiezu. Nein, zusperren müßte er, ganz und endgültig zusperren. Erst wenn er uns so fluchte, könnten wir ihn aus vollem Herzen segnen. Alle unsere Kräfte wollten wir daran wenden, ihm ein nochmaliges Aufsperrn und weiteren Aerger zu ersparen.

Die Drohung mit der Firmungs-Einstellung war eine fliegende Wurst, die gegen die Wurstigkeit der Welt als Versuchsballon benützt wurde. Schade, daß der Versuch selbst nicht riskiert wurde. Gerne hätte ich auch der Linzer Staatsanwaltschaft einmal Gelegenheit gegeben, keinen Grund zu finden, indem ich gegen den Bischof Dr. Gföllner die Anzeige wegen Verbrechens der gefährlichen Drohung nach § 99 St.G.B. erstattet hätte, der da lautet:

„§ 99. Wer die im § 98 (Erpressung) bezeichnete und auf die dort angegebene Art zur Erregung begründeter Besorgnisse geeignete Drohung bloß in der Absicht anwendet, um einzelne Personen, Gemeinden oder Bezirke in Furcht und Unruhe zu versetzen, begeht das Verbrechen der öffentlichen Gewalttätigkeit durch gefährliche Drohung.“

Und wird mit schwerem Kerker von 1—5 Jahren bestraft.

Da Zeitungsnachrichten bekanntlich gerichtliche Beweiskraft haben (siehe Nr. 28, Seite 22!), so wäre die vom Gesetz geforderte Angst und Unruhe ja

leicht aus dem letzten Satz der an der Spitze dieser Abhandlung stehenden Notiz zu beweisen gewesen: „Das Bekanntwerden dieser Maßnahme hat unter der Bevölkerung größte Erregung ausgelöst.“ Und da es ferner bei der Erpressung maßgebend ist, daß der Täter auf die abzunötigende Leistung, Duldung oder Unterlassung (das ist im vorliegenden Falle auf die Unterlassung ähnlicher, nur geladenen Gästen zugänglicher Faschingsfeste) keinen rechtlichen Anspruch hatte, während es gleichgültig ist, ob er zur Drohung berechtigt war oder nicht (und zur Firmungseinstellung ist ein Bischof berechtigt), so hätte die Sache zum Klappen kommen müssen.

Schade. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Hoffentlich ist übers Jahr wieder ein schamloses „Künstlerfest“ in Linz und der Bischof macht dann seine Drohung zur Wirklichkeit. Daß er bis dahin gescheiter geworden sein und erkannt haben sollte, daß die Schamlosigkeit eines solchen Festes nicht in den Kostümen der Weiber, sondern in der Präpotenz der Männer liegt, die — weil sie mit Feder und Pinsel handwerkern — sich selber „Künstler“ nennen und so mit dem heiligen Titel jener Wenigen Schindluder treiben, die gelitten haben, um die Menschen zu beglücken, während sie bloß Bälle veranstalten, um sie zu unterhalten — das ist ja nicht anzunehmen.



BETRIEB DES KARNEVALS ZU BERLIN

Zwei Tote Mediziner

24, 26 J. alt, mit Motor-
rädern, ersehntenehrl.
Bekanntheit zwei
reizender Wiener Mäd-
chen zw. gem. Aus-
flüge, Theaterbes. Ge-
trennte Zuschr. unter
,Hilde u. Elinor 2576'
Admin. 7576 — 11.

Wenn etwas mit dem Steglitzer Mordprozeß aussöhnen kann, so ist es der Umstand, daß er gerade in jenen Tagen verhandelt wurde, in denen hierzulande der Karneval seinen Höhepunkt erreicht hat. Man kann dem leider unbekannt gebliebenen preußischen Justizbeamten, der ihn für diesen Zeitpunkt angesetzt hat, ein gewisses satirisches Talent nicht absprechen, und die Idee, an hellichten Wintertagen nüchterne ältere Herren mit Talaren zu bekleiden und Barette aufsetzen zu lassen, um über das zu urteilen, was betrunkene junge Herren in einer schwülen Sommernacht begangen haben, ist das Musterbeispiel einer Fastnachtsidee und hat unbedingt etwas redoutenmäßiges an sich. Nun aber ist der Vorhang über dem großen Justiztheater zu Berlin gefallen, das Fast-Nachtleben bei Tageslicht ist zu Ende und was bleibt, ist ein wirrer Kopf, ein bitterer Geschmack im Munde und die Feststellung: Viel Lärm um nichts. Und doch: Zu wenig Lärm um alles. Denn um Alles hätte es gehen können, wenn es nicht gerade um Nichts gegangen wäre.

In den ersten Tagen des Prozesses, als noch die Anklage gegen Paul Krantz wegen Beteiligung am Morde Günther Schellers an Hans Stefan auf halbwegs festen Füßen stand, als sich der Vorsitzende zur Klärung des mörderischen Tatbestandes bei Hilde Scheller erkundigte, ob sie ein Nachthemd oder mehr oder gar weniger angehabt habe und ob sie Hans Stefan nur geküßt habe oder am Ende

mit ihm „weitergegangen“ sei, als Hildes Freundin Ellinor Ratti noch über ihre Erlebnisse berichten mußte (dem Papst bleibt auch nichts erspart, wenn er seinen Familiennamen in solcher Gesellschaft lesen muß!), als alle Zeitungen noch von der sexuellen Not der heutigen Jugend schmusten — da hatte man noch die Hoffnung, daß jeden Augenblick in diesem Gerichtssaal ein noch halbwegs bei Trost befindlicher Mann aufstehen mü s s e, um mit ein paar handfesten, logischen Worten die juristische Katze beim Genick zu packen und sie mit der Nase in den von ihr voll Scheu umkreisten heißen Brei einer wirklichen gesellschaftlichen Not zu tunken. Aber nichts geschah. Die Debatten einer Versammlung von Blinden über das Sehen und die Farben wurden immer wässriger, arteten in Streitigkeiten zwischen Vorsitzenden und Verteidiger aus, ließen die Nerven der jungen Leute, die beim Mord ausgehalten hatten, zusammenbrechen und endeten schließlich mit Freispruch, neckisch erhobenem Zeigefinger des vorsitzendem Papas gegen den freigesprochenen Primaner, der nun seine Reife, die er Hilde gegenüber im Bett nicht beweisen konnte, der Welt gegenüber, die mehr auf papierene Fähigkeiten hält, durch eine „Reifeprüfung“ beweisen soll, und schließlich dem Antrage, Hilde Scheller der Jugendfürsorge und der staatlichen Erziehung „zuzuführen“, so wie man Tiere der Schlachtbank „zuführt“. Da kann man nur sagen: Höchste Zeit! Vielleicht kann unter dem Druck staatlicher Erziehungsmethoden sogar das Geheimnis enthüllt werden, ob sie noch Jungfrau ist oder nicht, ein Problem, dessen Lösung im Gerichtssaal zur Klärung der Frage, ob Paul Krantz ein Mörder sei, leider vegeblich von verschiedenen halbimpotenten Männern versucht wurde. Da es aber dem Rechtsanwalt Frey gelungen ist, ihr nachzuweisen, daß sie geraucht hat, dürfte sie aller

Wahrscheinlichkeit nach auch südlich des Nabels nicht mehr ganz in staatlicher Ordnung sein.

Diese von einer Gehirnhautentzündung befallene Justitia, die, eine Jungfernhaut vor den Augen, nichts anderes mehr sieht als diese, während auf ihrer Waage das Gewicht eines Mädchennachthemdes oder einer Zigarette jederzeit in Mordprozessen den entscheidenden Ausschlag geben kann — sie ist als alte Eselin geboren, hat keine Pubertätszeit hinter sich, stellt nur Leute als Richter an, die sich nicht mehr daran erinnern können, was sie selbst in jener Zeit getrieben haben, in der jeder mehr oder weniger kriminalistisch denkt und handelt, aber sie hat glücklicher Weise nach tagelangem Verhandeln doch wenigstens bemerkt, daß die Anklage falsch war. Daß auch der Angeklagte falsch war, weiß sie bis heute nicht. Denn auf die Anklagebank hätte nicht der Primaner Krantz gehört, sondern das Alkoholkapital, das alljährlich tausende von Morden in Deutschland verschuldet, und der Waffenhandel, dessen Waren ausschließlic h dazu da sind, Leid zu erzeugen, auch wenn sie nur zur Verteidigung da sind, denn dienten sie nicht zum Angriff, brauchte man sie auch nicht zur Verteidigung. Vor allem aber hätte, wenn sich die Deutschen schon etwas darauf zugute tun, das Volk der Denker zu heißen, ein Wesen unbedingt unter Anklage gestellt gehört, eine Idee, die wie ein Alp auf der „Kultur Menschheit“ lastet und mehr Blut, Tränen und Leid auf dem Gewissen hat als sämtliche Kriege seit Menschengedenken zusammen: die neunmal verfluchte Vorstellung, daß der organischen Verrichtung, ja schon dem mißlungenen Versuche des Coitus beim erwachsenen Menschen irgend eine ganz exzeptionelle Bedeutung zukomme und daß der Coitus etwas mit Liebe zu tun habe, weil die Liebe — nicht immer, aber doch in den weitaus meisten Fällen — etwas mit dem Coitus

zu tun hat. Diese Vorstellung ist der zweite Teil des Märchens vom Storch, erfunden für die Erwachsenen, die an den ersten Teil nicht mehr glauben. Und auch Paul Krantz war ein Opfer dieses Wahnes, als er mit einem Rausch und einer Pistole bewaffnet beschloß, Hilde Scheller zu töten, weil sie sich in der ersten Nacht mit ihm, in der zweiten mit Hans Stefan zu Bett begeben hatte. Ihr, dem naturwahr empfindenden Weibe aus der Klasse der absolut Unmütterlichen, denen es nicht aufs Kind, sondern auf den Mann ankommt, war dabei aber gar nichts aufgefallen! — Ich habe heute nicht mehr Raum genug und muß es einer der nächsten Nebelhornnummern vorbehalten, diesem lähmenden Doppelpfeil, unter dem wir alle mehr oder weniger leiden, auf den Grund zu gehen, weil die Denker im Moabiter Gerichtsgebäude es versäumt haben, obwohl die Gelegenheit so günstig wie noch selten gewesen wäre. Nur soviel kann ich schon heute sagen: Die Kirche ist wiederum einmal an allem schuld. Der legendarisch verbrämte erste Coitus zwischen Adam und Eva, der nach ihrer Lehre die Erbsünde, den Tod und die Notwendigkeit der Reinigung jedes neugeborenen Kindes durch die Taufe zur Folge hat, hat dieser im allgemeinen nichts weiter als vergnüglichen Betätigung der Unterleibsorgane eine derart katastrophale Bedeutung impu- tiert, daß man heute nach Jahrtausenden noch nicht imstande ist, den Geschlechtsverkehr mit den unvoreingenommenen Blicken eines Hellenen zu betrachten. Ein eifersüchtiger Naturmensch ist so unvorstellbar wie ein nicht eifersüchtiger Europäer. Der Naturmensch kann nicht eifersüchtig sein, weil er bei seiner Geringschätzung des Weibes keine andere als die sexuelle Liebe kennt, der Europäer aber hat einmal etwas läuten gehört von einer wahren Liebe, mit der es sich, wie La Rochefoucauld

sagt, ebenso verhält, wie mit einer Geistererscheinung: alle reden von ihr, aber keiner hat sie gesehen. Aber weil beim Schwinden dieser Liebe eifersüchtiger Schmerz wegen ihres hohen Wertes seine Berechtigung hat, darf doch nicht, wie üblich, jedesmal, wenn irgend eine Marianka ihren sexuellen Gusto wechselt, gleich das Schießisen gelockert werden! Die jungen Männer lernen heute in der Schule tausende von Vokabeln. Daß aber die Vokabel „Liebe“ ganz verschiedene Bedeutung haben kann, lernen sie nicht und begehen infolge dieser fortwährenden Verwechslung von Liebe und Liebe Morde und Selbstmorde. Vielleicht gelingt es aber doch noch, es ihnen beizubringen.



O QUAE MUTATIO RERUM!

Aus dem Fastenhirtenbrief der österreichischen Bischöfe:

— — — Das ist Christi Fürsorge für die Kinderwelt, für jedes eurer Kinder, Ihr Eltern! Es ist eine Fürsorge voll Lieb e und Erbarmen, voll Hochschätzung und Wohlwollen, eine Fürsorge für das ewige Heil der Kinder zu allererst und viel mehr als für das irdische Glück. Was nützt es den Kindern auch, wenn sie das vergängliche Glück der ganzen Welt gewinnen, aber an ihrer Seele Schaden leiden?

— — — Und nun sehen wir in der heutigen Zeit eine Kinderfürsorge, die alles verspottet und verhöhnt, was

Aus „Ausgeburten des Menschenwahns im Spiegel der Hexenprozesse und Auto-da-fés“ von B. Emil König:

Nachdem der Bischof Julius von Würzburg im Jahre 1616 in dem Oertchen Gerolzhofen allein 99 wegen Hexerei Verurteilte verbrennen lassen, begannen unter seinem Nachfolger, dem Bischof Philipp Adolf erst recht die Hexenverfolgungen. Er ließ während seiner 8-jährigen Amtszeit 900 Hexen verbrennen. Auch 18 kleine

Christus hierüber gelehrt hat — eine Kinderfürsorge, welche darauf abzielt, die Kinder dem religiösen Leben vollends zu entziehen — eine Kinderfürsorge, die wir vom christlichen Standpunkt aus als ein Verderben und als ein Verbrechen bezeichnen müssen, auch wenn sie zeitliche Vorteile gewähren sollte.

— — — Diesem planmäßigen Kinderverderben stellen wir die Kinderfürsorge nach dem Gebote Christi entgegen. Katholiken Oesterreichs! — — —

Wo Christi Wort gilt, wird jedes Kind mit Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe aufgenommen. — — —

Jedes Kind, dessen Leben man unmittelbar und absichtlich zerstört, schreit zum Himmel um Rache. Katholische Christen! Ihr wißt, was für ein Verbrechen wir meinen — jenes Verbrechen, das die Kraft des Volkes in seinen Wurzeln vergiftet — jenes Verbrechen, das die Quelle des Völkerglückes trübt, jenes Verbrechen, das man den Selbstmord der Völker nennen muß, jenes Verbrechen, das — — — — —

Wir reden hievon in einer Zeit, da man darangeht, das Strafgesetz zu reformieren.

Wir Bischöfe Oesterreichs sprechen es im Bewußtsein unserer Pflicht aus, daß jede Abschwächung des Strafgesetzes bezüglich dieses Mordes ein unseliges Verhängnis und ein großes Verbrechen wäre. Direkte, d. h. unmittelbar beabsich-

Schulknaben, ein blindes Mädchen, ein neun-jähriges Mädchen mit ihrem noch jüngeren Schwesterlein wurden Opfer des Holzstoßes, um ihre Seelen zu retten. Auch ein Verwandter des Bischofs, Ernst von Ehrenberg, ein talentvoller und frommer Jüngling und Page, wurde bezichtigt, von einer alten, vornehmen Base verführt worden zu sein, seine Studien und den Gottesdienst zu vernachlässigen, zu spielen und Mädchen nachzugehen. Gefoltert, erklärte er, er wolle bleiben wie er wäre. Erzürnt befahl der Bischof, dem Rechte seinen Lauf zu lassen. Der Jüngling wurde geköpft. Sein Beichtvater schreibt über seine letzten Augenblicke: Er fiel ohne eine Aeußerung der Frömmigkeit zu Boden! Wollte Gott, daß er nicht auch ins ewige Feuer gefallen wäre!

— — — Der letzte Hexenprozeß fand 1775 in Bayern im Stifte Kempten statt. Anna Maria Schwägelin, eine Tagwerkerstochter von Lachen, hatte früh ihre Eltern verloren und wurde im Zuchtschloß Langenegg einer geisteskranken Person namens Kuhstaller für 42

tigte Tötung eines Kindes, auch schon in seinen Lebensanfängen, ist Mord und deshalb eine himmelschreiende Sünde wie jeder andere Mord. Gottes heiliges Gesetz schützt jedes Menschenleben, schützt in gleicher Weise das Leben des Kindes und das der Mutter. Wenn das Gesetz auch nur einen Fall direkter Tötung eines unschuldigen Menschenwesens als irgendwie erlaubt bezeichnen würde, wäre das ganze Gebot Gottes der Mißachtung preisgegeben und jedes Leben gefährdet. Denn man könnte gar nicht absehen, wo es dann noch eine Grenze des Mordes geben wird. Ist nicht jedes Leben heilig, dann ist es keines. Katholisches Volk! Erhebe deine Stimme für diese christliche Auffassung. Sie ist im fünften Gebote Gottes begründet. — — — — —

Gegeben am Sonntag Sexagesimä, 12. Februar 1928.

† Friedrich Gustav
Kardinal Piffl, Erzbischof von Wien — — —

Kreuzer wöchentlich in Pflege gegeben. Sie wurde von dieser überaus schlecht gehalten und ernährt und dabei mißhandelt. Sie konnte zuletzt weder stehen noch gehen. Unmutig sagte einmal die Schwägelin, sie wolle lieber beim Teufel als in solcher Pflege sein, worauf die Kuhstaller sie anzeigte, sie habe bekannt, mit dem Teufel Unzucht getrieben und Gott und die Heiligen abgeschworen zu haben. Unter der Folter gestand sie, sie habe sich nur einmal mit dem Teufel, u. zw. auf der Harth, versündigt. Am 30. März wurde sie zum Tod durch das Schwert verurteilt. Die Bestätigung des Urteils lautet:

Fiat justitia!

Honorius,

Fürstbischof.

Ach wenn sie doch heute noch mit den Körpern so tun könnten! Wie Sie da die Seelen retten wollten! Aber da jedes gemordete Kind „zum Himmel um Rache“ schreit, so wollen wir auch nicht die toten Kinder vergessen, welche die Kinderfürsorge nach dem heiligen Gebote Christi erlitten haben. Amen.



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Eja, Popeia, was raschelt im Stroh? / Mexikomödie /
Die Damen ohne Unterleib / Fastenzeit und Sünde /
Für die „Christianisierung“ der Heiden / Werner
Ackermann: „Unser Wissen vom Sein“.

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 30

15. MÄRZ 1928

II. JAHR

EJA, POPEIA, WAS RASCHELT IM STROH?

Die Ejarufe für den Duce dauerten minutenlang.

Ob Mussolini diese Ejarufe seiner wohlgezogenen Kinder, denen er, wenn sie brav sind, ab und zu erlaubt, Parlament zu spielen, mit den dazugehörigen Popeiarufen beantwortet hat, wird von den Berichten leider verschwiegen. So viel ist gewiß: im Stroh aller politischen Strohköpfe hat es ganz bedenklich geraschelt.

Wenn Nationalisten die Praktiken des Nationalismus am eigenen Leibe spüren, dann schreien sie Zeter und Mordio. Das sagt nichts für den Nationalismus, aber alles gegen seine Praktiken.

Der Antrag im Kärntner Landtag, den Slowenen weitestgehende kulturelle Selbstverwaltung zu gewähren, wird allseits zweifellos außerordentlich überraschen, da ein greifbarer Anlaß zu derart schwerwiegenden Maßnahmen und Entscheidungen augenblicklich nirgends zu entdecken ist. Gewiß, die Kärntner Slowenen haben in böser Zeit treu zu Oesterreich gehalten und gegen Berücksichtigung ihrer Wünsche, so weit sie mit den Interessen des Landes und des Bundes vereinbar sind, kann daher gewiß nichts gesagt werden. Die Zugeständnisse aber, die man nun ins Auge gefaßt hat und die weit über all das hinausgehen, was Minderheiten selbst nach den Bestimmungen des in diesem Punkt gewiß sehr liberalen Vertrages von Saint-Germain beanspruchen können, müssen doch zu ernstesten Bedenken Anlaß geben. Diese Befürchtungen beziehen sich nicht so sehr auf die Kärntner Slowenen selbst, als auf die Gefahr eines Präjudizfalles, den man hier zu schaffen im Begriffe

steht, der anderwärts zweifellos neue Begehrlichkeiten wecken und so sehr ernste Folgen nach sich ziehen kann. Auch die Erfahrungen, die man im alten Oesterreich mit der Politik der Zugeständnisse an die Nationalitäten gemacht hat, sind keineswegs ermutigend. Vollends die Hoffnung, daß diese österreichische Weitherzigkeit günstige Rückwirkungen auf die Lage der deutschen Minderheiten in Südslavien, Italien, Ungarn usw. haben werde muß angesichts der dauernden Unterdrückung und Entrechtung der Deutschen dort, wo sie Minderheit sind, als Phänom betrachtet werden. Wagt man sich mit diesem Antrag nicht an ein Experiment, zu dem Oesterreich weder berufen, noch dem es gewachsen ist?

So stand im vergangenen Sommer einmal in einer deutschnationalen Tageszeitung zu lesen. So sieht die Kehrseite der Medaille aus, die man nicht unbeachtet lassen darf, will man ihren Wert richtig einschätzen. Da keine Hoffnung dafür besteht, daß die österreichische Weitherzigkeit eine italienische Weitherzigkeit im Gefolge haben werde, ist es besser, engherzig zu sein und über die Engherzigkeit der Italiener zu schimpfen. Das sind so die üblichen völkischen Schmonzes, die heutzutage zu Stahlbädern führen. Früher einmal aber war es anders:

Die deutsche Kolonisierung Steiermarks begann im 9. Jahrhundert durch die Bajuwaren. Dort, wo die dichteste Kolonisation stattfand, trifft man noch auf rein deutsche Ortsnamen, beispielsweise zwischen Schladming und Gröbming (alle Orte auf —ing). Das damalige friedliche Zusammenleben zwischen Slawen und Deutschen brachte parallele deutsche und slawische Bezeichnungen, die oft bis zu einem Synonym gingen „Goritzenberg“ setzt sich aus „goritza“ und „Berg“ zusammen. „Goritza“ (slawisch) heißt aber schon Berg. Ebenso „Dollingraben“; auch „dolling“ heißt „Graben“.

So instruktiv es nun wäre, einmal darüber nachzudenken, warum damals Slawen und Deutsche so friedlich zusammenlebten und sich nur die Untertanen des Herzogs X und die des Herzogs Y, einerlei welcher Nationalität sie angehörten, die Schädel einschlugen; so aufklärend es wirken würde, zu un-

tersuchen, weshalb dann in späteren Jahrhunderten, als Deutschland schon ein einheitliches Kaiserreich war, nicht nur die Untertanen der Herzoge X und Y, nicht nur Deutsche und Slawen friedlich nebeneinanderlebten, dafür aber die Katholiken und Protestanten sich gegenseitig umbrachten; und so interessant es schließlich wäre, zu ergründen, warum heute wieder Protestanten und Katholiken friedlich nebeneinander wohnen, während sich die Slawen, Italiener und die Deutschen in den Haaren liegen — keinem völkischen Beobachter fällt es ein, sich über diese Merkwürdigkeiten, die den ganzen Schwindel der Menschenverhetzung enthüllen könnten, den Kopf zu zerbrechen. Mit irgendwelchen Gründen und „Idealen“ muß doch schließlich gehetzt werden, sonst wäre es auf der Welt gar keine Hetz mehr und es ist nur recht und billig, daß der von den Religionen gehandhabten Praxis der Ausdehnung des eigenen Glaubens auf andere, eine Ausdehnung der eigenen Nationalität auf andere folge! Und wenn die Welt voll Teufel wär! Heil!

Nach dieser lehrreich sein könnenden Vorbe-merkung muß vor allem festgestellt werden: Oesterreich macht sich. Seit es den St. Schermäng als Friedenskrone aufhat, hat es noch nie durch eine andere Tätigkeit als durchs Schuldenmachen die Aufmerksamkeit der wild-westlichen Kulturstaaten auf sich lenken können. Nun sind ihm aber in kurzer Aufeinanderfolge zwei Streiche geglückt, die es in den Mittelpunkt der Weltpolitik gerückt haben. Mit der Aufdeckung des St. Gottharder Waffenschmuggels hat dieses begabte enfant terrible unter den Staaten eines der Geheimnisse, über die die Großen mit Stillschweigen hinwegzugehen pflegen, ausgeplaudert und dadurch verschiedene Peinlichkeiten unter den sonst doch so eng miteinander befreundeten Nationen hervorgerufen, die jetzt zum Gaudium aller Eingeweihten über das, was sie mit der

Rechten tun, die Linke in sittlicher Entrüstung ringen müssen. Mit dem Südtiroler Rummel im Nationalrat ist es ihm aber sogar gelungen, Mussolini aus einem Schwadronneur in einen Aphoristiker zu verwandeln, dessen Aperçu

Oesterreich ist das, was es ist.

schon heute mehr ewige Gültigkeit als dem A.E.I.O.U. prophezeit werden kann.

Wer mit Mussolini unzufrieden ist, läuft immer Gefahr, für mit der Demokratie zufrieden gehalten zu werden. Aber so wahr die Demokratie jene staatliche Richtung ist, die unter dem Rufe: Freie Bahn dem Tüchtigen! den Tüchtigen, die sich ein Pöstchen erquatscht haben, vor allem freie Bahnfahrt nach allen Richtungen im Staate gewährt, so wahr ist Mussolini eine erquickliche Erscheinung, weil er als reiner Maultrompeter Abwechslung in die politische Reihe der Maul- und Hosentrompeter bringt. Wenn überhaupt einer das Märchen vom Segen der staatlichen Gewalt ad absurdum führen kann, so ist er es und es ist ein Verbrechen an einer schöneren Zukunft, von ihm in Worten und Taten eine Mäßigung zu verlangen, die die Befreiung der Menschheit von einem altertümlichen Popanz nur verzögern könnte. Ich bin in seinem Falle für absolute Rede- und Handlungsfreiheit. Von einer Erscheinung wie der seinen wird der den meisten Gewinn haben der den stillen Beobachter macht und die Kniffe des Patriotismus, die heute in Italien in Reinkultur gezüchtet werden, aufzeichnet, um sie der Mit- und Nachwelt als Mittel gegen staatliche Gehirnverstopfung zu überliefern. Wenn Mussolini in seiner Rede den Satz geprägt hat:

Diese Menschen von faschistischer Gestaltung haben feste Nerven, kurze Redewendungen und wissen festzuhalten.

so ist das eine unbezahlbare anarchistische Propa-

ganda, denn er enthüllt mit diesen Worten auch dem Begriffstüchtigsten die Aehnlichkeit zwischen einem Menschen faszistischer Gestaltung und einem Straßenräuber, der mit den Worten: Geld oder Leben! ebenso feste Nerven, kurze Redewendungen und die Wissenschaft des Festhaltens bekundet.

Mag nun aus Italien die Arrangierung von „Zeugungsrennen“ gemeldet werden; mag berichtet werden, daß jedem fascistischen Studenten, der irgendwo im Kampfe mit den Tunesiern gefallen ist, automatisch das Ehrendoktorat der Universität, die er besuchte, verliehen werden muß; mag berichtet werden, daß der Generalstabschef des Luftschiffwesens General Piccio dem Schriftsteller D'Annunzio, der in Gardone Riviera in einer dem Schwiegersohn Richard Wagners, Professor Henry Thode, gestohlenen Villa haust, den „Säbel eines Generals des Luftschiffwesens“ überreicht habe; mag man sich fragen, wozu ein General des Luftschiffwesens überhaupt einen Säbel braucht; mag man sich plagen, sich von der Besonderheit eines solchen Säbels eine Vorstellung zu machen und sich schließlich mit der Vermutung beruhigen, daß er wahrscheinlich genau so aussehen werde wie das Luftschiff eines Generals des Säbelwesens; mag man in illustrierten Zeitungen das Bild Mascagnis sehen, der mit aufgerissenem Munde auf einem Platz Neapels das von ihm auf Befehl Mussolinis komponierte fascistische Arbeiterlied singt — immer, immer wird man in Italien mit bewundernswerter Naivität den Deckel vom patriotischen Verblödungsmechanismus abgehoben finden, der in anderen Staaten aus Angst, die vaterländische Maschinerie könnte verstauben, streng geschlossen gehalten wird.

Als das Vaterland Rom hieß, Italiener, warst du Herr!
In die harte Welt zogst du,
Schweigsamer Auswanderer.

Als das Vaterland in Knechtschaft fiel!
Nun der Geist der ungezähmten Rasse
Den Besiegten zum Sieger macht,
Singt der Dichter, verkündet der Denker
Das heilige Recht der Zivilisation:
Eine Idee ist es, die uns einigt,
Eine Einheit das fascistische Reich:
Das Vaterland wird nicht verneint,
Das Vaterland wird erobert!

Als noch Morgendämmerung und keine Sonne war,
Brach der Geist der Revolte durch.
Der Pöbel, Sklave aller dunklen Umtriebe,
Verfluchte damals den Namen des Vaterlandes!
Italien aber wollte, daß ein Bekenntnis
Seine Söhne binde.

Alles erneuert das Blut des Krieges
Und Rom will auferstehn in der Menschheit!
Eine Idee ist es, die uns einigt,
Eine Einheit das fascistische Reich:
Das Vaterland wird nicht verneint,
Das Vaterland wird erobert!

Pflüge deinen Acker, bronzefarbiger Bürger,
Singe und lache vor Glück!
Du Ruheloser, wunderbarer Kunstbegabter,
Grab Spuren in die Ewigkeit!
Lehrer, preise in der Schule das italienische Volk
Und seine Geschichte!
Sag an was Arbeit ist:
Licht, Leben, Ruhm, Waffe und Fahne der Freiheit!
Eine Idee ist es, die uns einigt,
Eine Einheit das fascistische Reich:
Das Vaterland wird nicht verneint,
Das Vaterland wird erobert!

so lautet das neue, von Mascagni komponierte fascistische Arbeiterlied! Es ist was Großes um ein Volk, das noch einer Idee, weil es sie für gut hält,

auf den Leim gehen kann, aber der Leim bleibt doch der Leim, der aus den Knochen der in den Dolinen des Karstplateaus nur notdürftig verscharzten Heldenleichen in den Spodiumfabriken gekocht wird, wie vor einigen Jahren aus einer Zeitungsnachricht ruckbar wurde. Diese Hymne ist nach einem Musterrezept aus dem patriotischen Kochbuch bereitet worden und enthält sämtliche Ingredienzien, aus denen herkömmlicherweise der Gott-, Vaterland- und Kaiserschmarren bereitet wird. Man nehme 15 dkg ruhmvolle Vergangenheit, mische sie mit 20 dkg trauriger Vergangenheit und 25 dkg rosiger Zukunft innig durcheinander und setze etwas Hefe vom „Geist der ungezähmten Rasse“ zu. Diese Mischung lasse man einige Stunden stehen, um dem bronzefarbenen Bürger, der — alle Italienreisenden wissen es — besonders schweigsam ist in seiner Ruhelosigkeit Zeit zu lassen, über dieses Kompliment an seine Hautfarbe und über die Versicherung seiner wunderbaren Kunstbegabtheit vor Glück zu singen und zu lachen. Hat sich dann der Teig von Eitelkeit etwas gebläht, gieße man Blut zu, rühre alles über einem tüchtigen Brennerholzfeuer mit der Fahne der Freiheit kräftig unter Ejarufen durcheinander, forme Knödel daraus und beschieße damit alles, was das Vaterland verneint.

Und mit einem Staate, der seine Bürger ständig unter einem solchen Maultrommelfeuer seiner Tintenfaßkanoniere hält, möchten wir anbandeln! Die Anfangserfolge Seipels waren ja nicht schlecht, denn es wurde — nicht lachen! — berichtet:

Newyork, 27. Februar. (Tel.-Komp.) Die Nachrichten über die Zuspitzung der Beziehungen zwischen Oesterreich und Italien haben eine ungünstige Rückwirkung auf die italienischen Werte zur Folge gehabt. Die siebenprozentigen „Italiener“ sind um einen Punkt zurückgegangen und die von den Städten Mailand und Rom ausgegebenen Obligationen sind gleichfalls in Baisse begriffen.

Die Amerikaner, das sind mir Schlankeln! Die spitzen doch rein schon auf alle Zuspitzungen, um bei den Rückwirkungen, bei denen wir draufzahlen, etwas zu verdienen! Aber was hilft uns das alles dem Fascismus gegenüber, der sich in seiner Hymne auf eine Idee beruft, ohne der Berufung anderer auf dieselbe Idee des menschlichen Rechtes auf sprachliche und volkliche Freiheit Gehör zu schenken! Ja, bronzefarbiger Bürger, das ist etwas anderes! Mussolini bezeichnete in seiner Rede die Deutschen in Südtirol als eine „absolut zu übersehende Minderheit“ und bekannte sich damit vor aller Welt zu der sonderbaren Ansicht, daß das Recht etwas mit Ziffern zu tun habe und daß man Minderheiten, weil man sie infolge ihrer geringen Stärke kujonieren könne, auch kujonieren dürfe! So verblödet der Nationalismus auch besser organisierte Gehirne, vor denen man aus mancherlei Gründen Achtung haben könnte. So verneint diese Idealgestalt so vieler masochistisch verwirrter Menschen das Vaterland der anderen, um es zu erobern. So weiß dieses idealistische Monstrum auf den Vorwurf der Schändung primitivster menschlicher Freiheit, für die es Achtung haben sollte, weil es selbst für sie gekämpft und gelitten hat, keine andere Antwort als die Feststellung, daß in Südtirol 270.000 Pferdekräfte in der Elektrizitätswirtschaft ausgebaut worden seien und daß solche Investitionen durch Aufhebung der Menschenklaverei, für Italien nicht unfruchtbar gemacht werden könnten. So droht es mit Gewalt dort, wo seine Kraft versagt. So rechtfertigt es das Urteil:

Ein schmonzesfarbiger Bürgermeister mit Strupfen!



MEXIKOMÖDIE.

Die Aufregung über die Verfolgung der katholischen Kirche in Mexiko flackert immer wieder in den Spalten der christlichen Blätter auf. In Budapest fand neulich eine Protestversammlung der katholischen Ungarn gegen die dortige „Blutherrschaft“ statt, die die staatlichen Behörden der Kirche abgesehen haben und nun gegen sie zur Anwendung bringen. Nachdem der Kardinal-Fürstprimas betont hatte, daß „die katholische Mutterkirche der geheimnisvolle Körper unseres Herrn Jesus Christus“ sei, erhob der ehemalige Chefredakteur eines katholischen Tagblattes, der Abgeordnete Aladar Krüger, der sich sogleich durch seinen Stil als solcher verriet, folgende Forderung:

Wir ersuchen die ungarische Regierung, sie möge folgendes Ansuchen der ungarischen Katholiken vermitteln: Der Völkerbund möge im Namen der Humanität, der Kultur und der Menschenrechte sein Veto einlegen gegen die Verfolgung der mexikanischen Katholiken, um den späteren Nachfahren der Caligulas und Diokletiane auf dem Wege des Irrsinns Einhalt zu gebieten.

Bemerkenswert ist, daß die früheren Nachfahren der Caligulas und Diokletiane machen können was sie wollen. Von den Nachfahren der Alma Tademias, die als Inquisitoren Zehntausende verbrennen ließen, war überhaupt nicht die Rede. Vielleicht deshalb, weil es dann hätte ruchbar werden können, weshalb denn die katholischen Priester ausgerechnet in Mexiko verfolgt werden. Denn in Iwan Blochs Werk „Das Sexualleben unserer Zeit“ (19.—40. Tausend) findet man auf Seite 130 unten folgende instruktive Anmerkung:

Nach Holzinger wurden am 20. August 1877 zu St. Jakobo in Mexiko fünf Hexen lebendig verbrannt!

Wenn man die Sache recht erwägt, ist das ei-

gentlich noch garnicht so lange her. Da braucht man nicht einmal die bekannten ältesten Leute, wenn man jemanden finden will, der sich daran noch erinnern kann. Es wäre zu wünschen, daß sich jemand fände, der dem „geheimnisvollen Körper unseres Herrn Jesus Christus“, wenn er noch einmal das Wort Mexiko auszusprechen wagt, Fünfundzwanzig auf den Popocatepetl versetzt.



DIE DAMEN OHNE UNTERLEIB.

die man früher ab und zu einmal im Prater ausgestellt sah, scheinen jetzt in der „Katholischen Frauenorganisation für die Erzdiözese Wien“ vereinigt zu sein:

Katholische Frauenorganisation für die Erzdiözese Wien.
Wien, I., Wollzelle 7. Telephon 79—3--26.

Sprechstunden: — — — —

Berufsberatung: — — — —

Staatsbürgerliche Sektion: — — — —

Kunststelle: — — — —

Handarbeitskränzchen: — — — —

Hausfrauenkonferenzen: — — — —

Kostenlose Auskünfte in allen Steuerangelegenheiten:

Rechtstauskunftsstelle: — — — —

Beratungsstelle für Versicherungswesen: — — — —

Das sind so die Interessensphären der katholischen Frauen. Das punktum punkti und alles was damit zusammenhängt ist tabu und durchaus verpönt. Kinder kriegt man zwar, aber man redet nicht davon, vertraut auf Gott, der sie gegeben hat, und läßt ihn walten, er wird sie wunderbar erhal-

ten. Steuerauskünfte und Versicherungswesen sind weniger zweideutig. Eine Sektion für die von den katholischen Frauen schon so oft verlangte Wiedereinführung der Todesstrafe vermisste ich noch. Gründung sofort veranlassen!



FASTENZEIT UND SÜNDE.

Seredi, der neue Primas der zur Kapelle zusammengeschrumpften Kirche Rumpfungarns, entlockt seiner Maultrommel folgende betörende Weise:

Seid von wirklich großem, unverbrüchlichem Vertrauen in die göttliche Vorsehung erfüllt und zweifelt nicht, daß, wer das Leben spendet, auch Mittel zu dessen Erhaltung gewährleistet. Niemand berufe sich als Entschuldigung auf die Armut, denn die Armut berechtigt nicht zur Sünde, wie ja arme Eltern, wenn sie Gott fürchten, die vielen Kinder leichter groß ziehen, als die gottvergessenen reichen die wenigen.

Also da kenn' ich mich nicht mehr aus. Wenn Gott das Leben schon selber spendet, möcht' ich wirklich wissen, wozu er dann noch arme Eltern mit dem Zeugungsgeschäft bemüht? Wozu zum Teufel hinein gibts den einen heiligen Geist, der schon seit 1929 Jahren sexuell enghalbsam leben muß und sicher auch eine Freud' hätte, wenn er wieder einmal eine Beschäftigung kriegte? Und woher kommen die vielen verhungerten Kinder, wenn Gott die Erhaltung jedes gespendeten Lebens gewährleistet? Aus lauter „unerforschlichen Ratschlüssen“ und ähnlichen Partezettelweisheiten? Eine schöne Wirtschaft in der Allmacht ist mir das! Die Armut berechtigt nicht zur Sünde — das kennen wir schon,

das ist das alte Leiblied aller jener, die die Armut auf dem Gewissen haben; aber absolut neu und originell ist die Behauptung, daß es eine Sünde sei, keine Kinder zu kriegen. Wenn das der weltbekannte Budapester Heiratsvermittler Davidovics liest, wird er dem Fürstprimas hoffentlich eine standesgemäße Einheirat in ein lukr. Geschäft der Devotionalienbranche vorschlagen. Und überhaupt — was ist denn unter solchen Umständen mit den in der katholischen Kirche so angesehenen und für den Himmel so verdienstvollen „Josefseher“? Die sollen angesichts der allseits drohenden Kanonenfuttermittelnnot wohl ganz von der kirchlichen Empfehlungstafel gestrichen werden? Schade, daß es im Strafgesetz noch keinen Betrugsparagrafen gegen Eheverführung unter Zusage himmlischer Alimentation gibt. Da lob' ich mir den Erzbischof von Mailand! Der deutet doch wenigstens zart an, wie es sein wird:

Mussolinis Politik für die Vermehrung der Geburten in Italien wird nun auch von den katholischen Kirchenbehörden eifrig unterstützt. In vollem Einklang mit seinen Richtlinien empfiehlt der Erzbischof von Mailand, Kardinal Tosi, in seinem Hirtenbrief für die Fastenzeit kinderreiche Familien als christliches und patriotisches Ideal. Der aus schrankenlosem Egoismus hervorgerufene Geburtenrückgang sei beunruhigend.

Kinderreiche Familien sind für die Fastenzeit ein Ideal. Das stimmt. Aber der gute Erzbischof übersieht in seiner sexuellen Naivität, daß die Fastenzeit bloß anderthalb Monate, die Schwangerschaft aber neun Monate dauert und daß dann erst boß ein ein Kind da ist. Oder will er zur Bekämpfung des schrankenlosen Egoismus die Fastenzeit zu einer dauernden Einrichtung machen? Das wird dann angesichts des Kinderreichtums nicht mehr nötig sein.



FÜR DIE „CHRISTIANISIERUNG“ DER HEIDEN

habe ich im Jahre 1899 als Schüler der zweiten Klasse des Wiener Schottengymnasiums dem Religionsprofessor Pater Ernst Spreizenhofer den Betrag von 10 Hellern übergeben. Welcher Bruch- und Körperteil eines Heiden für dieses Geld bekehrt worden ist, weiß ich nicht, da ich nie erfahren konnte, wie teuer die katholische Kirche die Bekehrung eines kompletten Heiden zu stehen kommt. Da aber in den letzten Jahren von den 700 Millionen Menschen in Indien und China höchstens 4--5 Millionen christianisiert werden konnten, so dürfte die Vermutung, daß das Missionieren kostspieliger als das Automobilfahren sei, nicht ganz von der Hand zu weisen sein. Seitdem ich aber meine Zahlungen an die Kirche eingestellt habe, wills gar nicht mehr gehen und der scheinheilige Vater in Rom sieht sich jetzt zu folgender Transaktion veranlaßt:

Kardinal Mundelein hat sich nach Rom begeben, um den Abschluß einer Anleihe im Betrage von eineinhalb Millionen Dollar durchzuführen, die der Vatikan von den Vereinigten Staaten aufgenommen hat. Die Anleihe ist zur Schaffung eines neuen Propagandakollegs in Rom bestimmt. Es ist dies die erste Anleihe des Vatikans; sie ist in 62 Jahren zahlbar und mit 5 Prozent verzinslich.

Hoffentlich wird dieses Unternehmen in den Ländern, in welchen die Heiden wohnen, denen für dieses Geld das Wort Christi von der Schändlichkeit des Zinsens und den Schätzen, die der Rost und die Motten fressen, gepredigt werden soll, mehr als bei uns geheim gehalten. Denn die Wilden sind nicht so ohne und was unsere vom alltäglichen Blödsinnsbad abgestumpften Sinne gar nicht mehr merken, das verursacht dem primitivsten Fidschiinsulaner Bauchgrimmen:

Auf einer anderen Insel, die schon längere Zeit hindurch von Weißen besucht wurde, wo auch schon einmal Mis-

nionäre gewesen waren, kam ein Eingeborener ganz aufgeregt zu dem Fremden, fragte ihn, ob er seinen Landsmann Moses kenne. Mac Laeren sah ihn erstaunt an, da folgte ein ganzer Wortschwall. Moses, das war der Mann, der bei dem großen Unwetter im Lande der weißen Menschen, als die Wasser immer mehr stiegen und das ganze Land überfluteten, rechtzeitig das Unheil voraussah, sich ein Schiff zimmerte, groß und geräumig, und niemanden mitnahm ins Land der Rettung als seine Familie. Der Wilde war so erzürnt über den bösen Mann, der nicht einmal seinen Stamm vor den Fluten gerettet hatte, nur sein Weib und seine Kinder, daß er vor Wut die Fäuste ballte. Sonst wußte er nichts von der Biblischen Geschichte.

Das war sein Glück, sonst wäre er wahrscheinlich zersprungen.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um die gesamte christliche Welt eindringlichst auf die eminente Gefahr des Bolschewismus im Osten aufmerksam zu machen. Die Gefahr bedroht in erster Linie das Christentum, das sich in seinen aufopfernden Bemühungen um die Christianisierung der Heiden empfindlich gehemmt sieht. Letzten Endes aber ist die Bolschewisierung der dunklen Völker eine Angelegenheit, die die ganze Menschheit betrifft. Sind die westlichen Kulturvölker nicht imstande, die durch die Bolschewiken genährte Rassenemanzipation im Osten aufzuhalten — das Mandatssystem des Völkerbundes erscheint in diesem Lichte als gefährliche Waffe in der Hand dieser Völker — und ziehen sich die europäischen Großmächte aus Indien, China und Afrika in Zukunft im selben Maße zurück wie bisher, dann stehen eines Tages nahezu

eine Milliarde Menschen gegen den Westen

auf und beschwören eine Katastrophe herauf, deren Ende nicht abzusehen ist.

Ernste und opferwillige Unterstützung der Missionsbestrebungen des Christentums ist daher notwendig. Immer wieder zerschellt die Stoßkraft des Christentums in den Missionsländern an den unzulänglichen Mitteln. Und das Christentum muß dort eine Macht werden; denn nur so kann es den gefährlichen Vorstoß des Bolschewismus abwehren und die dunkle Flut zurückdrängen, die den europäischen Westen und letzten Endes die weiße Rasse wegzuspülen droht.

Die aufopfernden Bemühungen der Schwarzen, die Schwarzen zu christianisieren, die heroischen Versuche der Dunkelmänner mit Hilfe der Stoßkraft des Christentums die dunkle Flut zurückzudrängen, zeigen sich hier in einem ganz besonders charakteristischen Lichte. Vor lauter fremden Katastrophen sehen sie die eigene Katastrophe nicht, die in der horriblen Naivität liegt, mit der sie zugeben, daß sie zwar für die Christianisierung der Heiden, aber ganz entschieden gegen die Emanzipation der Rassen sind. Die Bekehrung zur Lehre Christi drückt der Seele zwar einen „unauslöschbaren Stempel“ auf, die Hautfarbe dem Körper aber noch einen weit unauslöschlicheren. Vor allem aber macht die Annahme des Christentums den Menschen zinspflichtig, ist also gut; die Emanzipation der Rassen aber würde Millionen von Menschen von der Zinspflicht befreien, ist also unter allen Umständen schlecht und ein Anschlag des bolschewistischen Teufels auf die gottgewollte Ordnung. Das ist so im allgemeinen die Ethik der weißen Rasse, die weggespült zu werden droht. Im Detail sieht sie so aus:

— -- — und schließlich durch den englischen Kapitalsertrag für die 1000 Millionen Pfund Sterling englisches Kapital, das in Indien steckt. Dieses Kapital allein wirft jährlich einen durchschnittlichen Profit von hundert Millionen Pfund ab.

Dabei wird dieses Volk von 320 Millionen Menschen, der sechste Teil der ganzen Menschheit, von 100.000 englischen Männern niedergehalten.

— -- — zu lesen, daß in den Jahren 1876 bis 1900 nach amtlichen Angaben in Indien 26 Millionen Menschen des Hungers gestorben sind. Jedes Jahr sterben eine Million Menschen an Hunger. Die häufigste Todesursache der indischen Statistik ist „Fieber“, „ein verschönernder Ausdruck für ungenügende Nahrung, kärgliche Kleidung und ungesunde Wohnung“, wie ein medizinischer Fachmann sich äußerte. Ist es nicht entsetzlich, zu lesen, was K. T. Shah, Professor der Oekonomie in Bombay im Jahre 1924 schrieb?:

„Das durchschnittliche Einkommen genügt gerade, um jeweils zwei Leute von drei der Bevölkerung zu ernähren (oder allen jeweils nur zwei Mahlzeiten an Stelle der nötigen drei zu geben), aber unter der Voraussetzung, daß alle bereit wären, nackt zu gehen, das ganze Jahr unter freiem Himmel zu leben, keinerlei Erholung oder Unterhaltung zu haben, daß sie nichts benötigen, als das Futter, und zwar das schlechteste, gröbste, am wenigsten nahrhafte Futter. Wenn sie aber alle anderen Bedürfnisse befriedigen wollen, noch so primitive Kleider haben, noch so schlechte Unterkunft, dann müssen sie einwilligen, eine Mahlzeit statt drei zu erhalten — oder nur eines von je drei menschlichen Geschöpfen in Indien zu füttern.“

Die Schulkinder gehen statt zur Schule in die Arbeit. Von rund 85 Millionen Kindern im schulpflichtigen Alter gingen 1914 nur neun Millionen zur Schule. Wie es mit der Kinderarbeit aussieht, zeigt ein amtlicher Bericht, in dem es heißt: „Im Jahre 1925 wurde eine Verordnung erlassen, um zu verhindern, daß Kinder an demselben Tag in zwei Fabriken arbeiten.“ Ja, nach zwei Jahrhunderten englischer Zivilisation gibt es in Indien noch Reste der Sklaverei. Die Hali, eine Gruppe landwirtschaftlicher Arbeiter, sind an ihre Herren samt ihren Familien und zukünftigen Kindern durch ein System des Barvorschusses gebunden, dessen Zinsen durch die Arbeitsleistung bezahlt werden, ohne daß das Kapital jemals getilgt werden könnte. Die große Masse der Bauernschaft ist zu ewigem Hunger verdammt. Nachdem alle Abgaben, Steuern und Zinsen bezahlt sind, bleibt nicht genug übrig, um sich satt zu essen. Die Lage der Arbeiter in den Fabriken ist nicht besser. Elfstündiger „gesetzlicher“ Arbeitstag bei niedrigen Löhnen. Das Eingeborenenehend in den Städten, über das der Indienbesucher hinweggeht, als ob es eine naturgegebene Notwendigkeit wäre, ist unbeschreiblich. In Bombay wohnen 70 v. H. der Bevölkerung in einem Raum mit durchschnittlich vier Bewohnern.

Angesichts all dieser Schweinereien drängt sich einem die Frage auf, was denn die Missionäre noch in Indien wollen, da doch ohnehin alles in schönster Ordnung und von Rassenemanzipation keine Spur zu sehen ist? Wenn nur die Engländer christlich sind, wozu sollen es denn auch die Inder werden? Aber können solche Zustände bei der mangelhaften sittlichen Einsicht der Heiden Dauer haben und ist

es nicht dringend notwendig, ihnen den alleinseligmachenden Glauben beizubringen, daß im Himmel dann mehr Platz und weniger Hunger sein wird, weil die Engerln bekanntlich von der Luft leben?

Doch ach, es waltet ein tragischer Unstern über den Bestrebungen der Kirche! Während ihre Missionäre im Osten noch lange nicht damit fertig sind, die Heiden zu christianisieren, beginnen im Westen bereits wieder die Christen zu Heiden zu werden und ich sehe den Tag kommen, an dem die frommen Prediger aus den Ländern der Schwarzen nach Europa zurückberufen werden und bei den schwarzgebrannten Europäern am Gänsehäufel und am Wannsee mit der Christianisierung wieder von vorne anfangen können. Das walte Gott!



„UNSER WISSEN VOM SEIN“ (Eine verdächtige Spekulation.)

Wieder einmal ist die „richtige“ Wahrheit gefunden. Wieder einmal kämpfen und leiden die ehrlichen Finder für ihre Ueberzeugung. Wieder einmal ist die Menschheit theoretisch gerettet und — wenn sie nur wollte! — von allem Leid erlöst.

Der Weltall im Erdball ist der Spielball der neuen Theorie über die wahre Beschaffenheit des Kosmos.

Ausgangspunkt ist die Nichtigkeit des kopernikanischen und die Richtigkeit des neupertschen Sy-

stems. Neupert stellt die These auf, daß die Erde keine konvexe, sondern ein konkave Kugel ist.

Die neupertsche Konkavallerieattacke auf das kopernikanische Konvexierbild wird mit verblüffender Schneid geritten. Die forschenden Apostel heißen Johannes Schlaf, Karl Neupert und Johannes Lang. Sie wollen den Horizont der Menschheit verändern, indem sie ihn verbiegen. Wir waren gewöhnt, den Horizont nach unten abfallen zu lassen, wodurch sich in uns der Grundbegriff einer konvexen Oberfläche der Erdkugel bildete. Nun werden wir höflich und energisch aufgefordert, den Horizont einmal nach oben umzubiegen. Dann entsteht nämlich eine konkave Kugel, in der sich Sonne, Mond und Sterne, also das gesamte Universum, befinden. Die Erde umschließt die Welt. Die Menschen leben nicht auf der Erde, sondern unter der Erdkruste, auf der inneren Seite der Hohlkugel. Da der Erddurchmesser bekanntlich — ich habe soeben nachgesehen — 12.750 km beträgt, können die Gestirne nicht mehr unzählige Lichtjahre, Trillionen von Kilometern von uns entfernt sein, sondern allerhöchstens etwas über 6000 Kilometer. Die „schwindelerregende Gefühle ohnmächtigen Erschauerns“ auslösende „astronomische Zahleninflation“ hat damit ihr Ende. Die Astronomie ist stabilisiert. Die neue Theorie ist reines Gold wert und braucht nur noch an Börsen und Universitäten notiert zu werden.

Bis hierher ist kein Grund vorhanden, den neuen Berechnungen, Beweisen, Fehlernachweisen, Reduzierungen und Voraussetzungen unliebenswürdig gegenüber zu stehen. Besonders, da mehrfach betont wird, daß überhaupt kein Weltbild direkt beweisbar, sondern jedes ein Produkt der Phantasie ist. Ausgenommen wird in der Hitze des Gefechts allerdings das eigene System, für das auf einmal „exakte, einwandfreie Beweise“ vorhanden sind.

Nun, man kann von den kühnen Eroberern des Weltalls keine Veilchengemüter verlangen. Auch Alexander der Große war unbescheiden. Und schließlich ist es ja, unter uns gesagt, wirklich beinahe egal, ob wir auf der Kruste oder unter der Kruste unser Leben erleiden. Ob die Entfernung von uns zur Sonne groß ist oder beängstigend groß — unser Hunger und unsere Sehnsucht bleiben unverändert groß.

Schlaf, Neupert, Lang — das ist der Rhythmus eines Wiegenliedes. Sollten vielleicht die etwas kindlichen Vorstellungen des neuen Weltbildes dazu dienen, die erwachende Menschheit einzuschläfern? Im Gegenteil! behaupten die drei Gelehrten. Die Menschheit soll aus der Lethargie, in die sie durch den Monotonismus der Unendlichkeit und den Monismus des kleinen Mannes verfallen ist, aufschrecken. Sie soll erkennen, daß Kopernikus ein Demagoge war, dessen astronomisches Prinzip schuld ist an Kriegen, Kampf um Besitz und der Macht Aller gegen Alle. Er ist die satanische Ursache des soeben zu Ende gehenden materialistischen Zeitalters, das das Menschentum fast vernichtete. Der individuelle Mensch wurde zur Maschine, zum Herdenmenschen entwürdigt.

Auf der anderen Seite stehen Neupert und Lang und — unabhängig von ihnen — der Dichter Johannes Schlaf. Mit ein paar heldenhaften Stößen werfen sie das ganze Kartenhaus der materialistischen Weltanschauung über den Haufen und lassen ein organisch sich entwickelndes Weltall vor unseren Augen entstehen. War die Menschheit bei Kopernikus ein „Nichts“, so wird jetzt jeder Einzelne in eine schöpferische Beziehung zum Weitganzen gebracht. Der Mensch gelangt wieder zum Vollgefühl seiner Geistesmacht und seines Menschentums. Karl Neupert hat die Großtat des Geistes vollbracht, diese Götzen zu stürzen.

Das ist alles wörtlich zitiert. Und jetzt kommt des Pudels Kern.

„Kopernikus schlug jede Ethik tot. Daraus erklären sich auch die Bemühungen der katholischen Kirche, das kopernikanische System zu unterdrücken. Ja, man ist versucht, tatsächlich an die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche zu glauben, deren Richter 1633 in Rom über das kopernikanische System urteilten: „Es ist absurd, philosophisch falsch und förmlich ketzerisch.“ — „Betrachtet man die Folgen der falschen materialistischen Weltanschauung in Bezug auf Religion und Ethik, so muß man der Kirche das Recht der Notwehr zugestehen. Haben wir alle doch in unseren heutigen Zuständen den Mangel wirklicher wissenschaftlicher Erkenntnis der Zusammenhänge, auch in rein wirtschaftlicher Hinsicht zu spüren. Besserung wird erst dann kommen, wenn die Menschheit sich wieder zu einer wahren Ethik durchgerungen hat. Die ‚Spottgeburt aus Dreck und Feuer‘, die nach kopernikanischer Anschauung der Kosmos doch darstellt, läßt in ihrer erbärmlichen Dürftigkeit für den denkenden Menschen keinerlei Ethik zu.“ — „Die Religion hat das größte Interesse an der Beseitigung des zum Atheismus geradezu zwingenden kopernikanischen Systems. Wie soll denn in diesem unfäßlich großen, kopernikanischen Universum das belanglose Stäubchen ‚Planet Erde‘ in eine persönliche Beziehung zu Gott kommen.“ (!) — Zum Schluß heißt es: „Genug und gut. Wir haben in diesem Buche die Unrichtigkeit des kopernikanischen Weltbildes nachgewiesen. Seine dem Menschentum schädliche, kulturfeindliche Wirkung braucht man einer durch den Weltkrieg gegangenen Menschheit doch eigentlich nicht weiter zu beweisen. Wahrheiten sind nicht zu widerlegen!“ Nämlich neupertische. Sie sind gut gemeint, es ist nichts gegen sie zu sagen, und tatsäch-

lich brauchten sie eigentlich gar nicht bewiesen zu werden. Daß die Welt mit Gott und dem kriegerischen Segen der Kirche in den fünfjährigen Mord zog, das war natürlich auch das Werk des kopernikanischen Teufels. Wie aber wird es uns ergehen, wenn Mars uns noch viel näher rückt?

Es ist dem Neupert in die Krone gefahren, daß wir die Krone der Schöpfung sind und einen der Krone entsprechenden vergrößerten Kopf benötigen. Vorläufig merken wir nur, daß wir alle eine Dornenkrone tragen. Darüber hilft keine Arroganz hinweg. Die Zitate haben das Werk charakterisiert. Es handelt sich allem Anschein nach um tendenziöse Wissenschaft.

Wenn kosmische Wissenschaft sich mit den ganz relativen und wechselnden Zweckseinstellungen einer Gemeinschaft vermengt und identifiziert, wenn sie sich mit den Aufgaben aus dem rein konventionellen Gesetzkreis der Menschheit befaßt, so ist schärfstes Mißtrauen am Platze. Kosmos und menschliche Gesellschaft sind getrennte Gebiete, insofern die Menschheit wohl Teil des Kosmos, der Kosmos aber nicht der Ausdruck der Menschheit ist. Der Biologe hat sich nicht mit dem Standesamt zu befassen. Zur Begattung braucht es im allgemeinen keinen Priester. Sobald die Morallehre in Kraft tritt, handelt es sich nicht mehr um kosmische, sondern um konventionelle, zur Harmonisierung des Zusammenlebens unbedingt erforderliche Begriffe.

Im Fall Neupert-Lang-Schlaf ist auf eine wissenschaftliche Theorie eine ethische Lehre aufgebaut. Da liegt der Verdacht handgreiflich nahe, daß das ethische Prinzip Zweck der ganzen Weltallrevolution ist. Falls das neue astronomische Gebäude nur Vorwand ist so hat sich die Theorie von der 6000 Kilometer entfernt wohnenden Weltseele einfach unendlich lächerlich gemacht. Die religiöse Moral-

theorie als selbständiges philosophisches Gebilde ist diskutabel. Das neue Weltbild, für sich betrachtet, meinetwegen auch. Aber wenn die Erde den Kosmos nur in sich einschließt, um das Selbstbewußtsein der Menschen zu heben, so ist plumper Größenwahn am Werke, der der Menschheit keinen Gewinn bringen kann.

Es scheint, wir haben es weder mit drei ernstesten Wissenschaftlern, noch mit drei ernstesten Philosophen zu tun. Drei Theoverlogen wollen uns durch die Kraft des Pathos glauben machen, daß wir Menschen, verkörpert durch den Allmutterplaneten Erde, Persönlichkeiten, quasi Stars im Weltraum sind, und daß wir ein anständiges Verhältnis zu den Gestirnen haben, sobald wir nicht mehr gezwungen sind, uns allzu klein und häßlich zu fühlen. Frau Venus ist nunmehr nur noch 3700 km von uns entfernt und hat den annehmbaren Durchmesser von nur 5 Kilometern. Holdrioh!

Sehen wir von dem Vorteil ab, den unser Selbstgefühl erringt, wenn wir mit Sonne und Mond auf Du und Du stehen, so bleibt nichts Bemerkenswertes von der Ethik der neuen Lehre übrig. Vielleicht ist sie nichts weiter als ein Trick der neuen Kosmostheorie. Oder umgekehrt. Für uns gilt es, die klare Erkenntnis zu behalten, daß Kosmos und Ethik nichts miteinander zu tun haben — es sei denn, man verbinde sie zu Kosmetik, die allerdings mit Recht der Verschönerung des Lebens dient.

Die Vergrößerung des bisher engstirnigen Menschen durch Verkleinerung des bisher unendlichen gestirnten Himmels ist insofern gefährlich, als diese Methode dazu beiträgt, den sozialen Gerechtigkeitskampf zu stören. Die natürliche Auspendelung der gesellschaftlichen Energien wird paralysiert durch die Verkündigung: „Ist das Ich tatsächlich

unsterblich, fällt alles, was der Mensch tut, auf ihn zurück (Karma), so ist es unsinnig, sich in dem Kampf um das tägliche Stückchen Brot bzw. um Macht und Besitz selbst geistig zu verderben.“ Das sind Vertröstungen, die im Dienste der Ausbeuter stehen, und die um ihre Menschen- und Existenzrechte ringende Masse lähmen. Solche erdenfremde Ethik tötet die sozialen Ideale und macht das Streben nach Ausgleichen illusorisch.

Die Hypertrophierung der menschlichen Bedeutung innerhalb des Weltalls wirkt sich praktisch nicht so aus, daß alle Menschen gleichermaßen die Konsequenzen aus dem Gefühl der Größe ziehen dürften. Denn dann würden sie den Nutznießern der Arbeit gegenüber ihren Anspruch auf Freiheit, Würde, Brot und Freude geltend machen. Der Gefahr solch unwillkommener Auslegung begegnet der zweite Teil der Weltall-Ethik: die Aufforderung zur Demut. So reiht sich die neue Theorie, mit verblüffenden Sprüngen zwischen Wissenschaft und Morallehre, in den Sinn der bereits bestehenden sozialen Systeme ganz gefügig und ein wenig scheinheilig ein. Es ergibt sich ganz von selbst, daß sich groß vor allem die Großen und Mächtigen fühlen sollen. Die Berechtigung zu diesem Hochgefühl wird der Allgemeinheit durch den wissenschaftlichen Teil dargelegt und zur Anerkennung empfohlen. Die Wirklichkeit sorgt dann schon dafür, daß die Demut für die Massen übrig bleibt — seit altersher ihr Privileg. Natürlich fehlt es auch in diesem Falle nicht an den großen Losen, die allen Demütigen bereitwilligst in die Taschen gesteckt werden. Ziehung findet im Jenseits statt.

Im Diesseits gilt die Formel der Großen. Es gibt dafür bei der I.-G.-Farbenindustrie — sie steht den Sternen mit am nächsten — ein vielsagendes Beispiel. Der I.-G.-Konzern ist Besitzer der Leuna-

Werke. Diese produzieren Salvarsan. Die Herstellungskosten für 1 kg Salvarsan betragen 200 Mark. An Apotheken wird das Kilogramm für nicht weniger als 8000 Mark abgegeben. Die Apotheken verkaufen mit nur 100 Prozent Gewinn — was nachher das demütige Publikum bezahlen muß, grenzt schon an die verpönte Zahleninflation. Zum Teufel mit der Demut! Der Kopernikus soll sie holen!

Daß man mit solchen bösen Beispielen Folgerungen aus der guten Weltall-Lehre ziehen könnte, ist Lang natürlich nicht im Schlaf eingefallen. Und Schlaf kann lang warten, bis die Massen den Neupertschen Theorien auf den ethischen Leim kriechen. Und so bleiben wir vorläufig, in Treue fest, bei dem schillernden Ausruf: Diesen Kopernikuß der ganzen Welt!

Werner Ackermann.



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Klenreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stfasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Magnus Schwantje: Tierschlachtung und Krieg /
Schwacher Kopf und starker Urtrieb / Schwacher
Ur- und starker Betrieb

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 31

1. APRIL 1928

II. JAHR

TIERSCHLACHTUNG UND KRIEG

Ein am 7. September 1927 auf dem
VII. Internationalen Demokratischen Friedens-
Kongreß in Würzburg gehaltener Vortrag
von Magnus Schwantje.

Fast jede ethische Bewegung wird in der ersten Zeit ihres Bestehens nicht nur deshalb bekämpft, weil ihre Gegner die Ziele, denen sie tatsächlich zustrebt, für verwerflich, oder die Wege, auf denen sie ihre Ziele erreichen will, für ungangbar halten, sondern beinahe ebenso sehr deshalb, weil die ihnen noch fernstehenden Kreise ganz falsche Ansichten haben von den Zielen der neuen Bewegung und von den Wegen, auf denen sie zu diesen Zielen gelangen zu können glaubt. Es ist eines der am meisten angewandten Kampfmittel unehrlicher Gegner des Fortschrittes, den Reformern Ansichten zuzuschreiben, die höchstens einige Phantasten, aber nicht die Schöpfer und nicht die Führer der neuen Bewegung ausgesprochen haben. Dadurch verbreiten sie in weiten Kreisen die Meinung, die Reformer seien unwissende Schwärmer und Fanatiker, und es sei nicht der Mühe wert, ihre Schriften zu prüfen. — Die Anhänger ethischer, religiöser, sozialer und politischer Reformen müssen daher, solange ihre Zahl noch klein ist, manchmal bei der Werbearbeit ebenso viel Mühe darauf verwenden, bekannt zu machen, was sie nicht wollen, wie darauf, die ihnen

noch fernstehenden Kreise darüber zu belehren, was sie tatsächlich wollen und warum sie es wollen. Wenn erst in weiten Kreisen die Lehren einer guten Bewegung bekannt sind, ist es meistens nicht mehr schwer, zahlreiche Menschen von der Richtigkeit dieser Lehren zu überzeugen und viele zur Mitarbeit anzuregen.

Noch heute werden zum Beispiel alle Bestrebungen zur Abschaffung des Krieges schwer gehemmt durch das Vorurteil: die Pazifisten hielten jede Gewaltanwendung, auch die persönliche Notwehr, für verwerflich; sie wollten nicht nur die besondere Art des Kampfes, die allein Krieg genannt werden darf, sondern jeden Kampf, auch den mit geistigen Waffen, beseitigen. Wenn es uns erst gelungen ist, das Volk darüber aufzuklären, daß wir nicht jede Anwendung der Gewalt, wohl aber die Herrschaft der Gewalt, das heißt: die Entscheidung von Streitigkeiten durch Gewalt, verwerfen, daß wir also die Gewalt nur zu einer Dienerin des Rechtes machen wollen, und daß wir nur eine besondere Art der Gewaltanwendung und des Kampfes, nämlich die massenhafte Tötung, Verkrüppelung und sonstige Schädigung von Menschen, sogar auch von Menschen, die an der Entstehung des Streites ganz unschuldig sind, daß wir also den Krieg unbedingt verwerfen, dann werden auch viele unserer jetzigen Gegner geneigt sein, die von uns vorgeschlagenen Mittel zur Beseitigung des Krieges vorurteilsfrei zu prüfen.

Auch der Vegetarismus wird in unserer Zeit schwer gehemmt durch die weite Verbreitung ganz falscher Ansichten von den Lehren der Vegetarier. Von diesen Vorurteilen über den Vegetarismus muß ich zunächst eines anführen, das der soeben von mir zurückgewiesenen falschen Ansicht vom Pazifismus sehr ähnlich ist, nämlich die Meinung: die Vegetarier hielten jede Tiertötung für verwerflich.

Die meisten Menschen unserer Zeit glauben sogar, die Grundlage des ganzen Lehrgebäudes des Vegetarismus sei der Grundsatz von der Verwerflichkeit alles Tötens, und dieses ganze Lehrgebäude breche zusammen, wenn man nachweise, daß der Mensch ohne Tiertötung überhaupt nicht sein Leben erhalten kann, und daß er daher auch berechtigt ist, Tiere zu töten. Aber so wenig wie der Pazifismus widerlegt wird, wenn man nachweist, daß Kampf und Gewaltanwendung nicht ganz vermeidbar und daher nicht unbedingt verwerflich sind, so wenig wird die Lehre von der Verwerflichkeit des Fleischessens widerlegt durch den Beweis, daß der Mensch die Tiertötung nicht ganz unterlassen kann. Gleichwie die Pazifisten sagen: nicht jeden Kampf und jede Gewaltanwendung verurteilen wir, aber wir verurteilen die besondere Art des Kampfes und der Gewaltanwendung, die allein Krieg genannt werden kann, — so sagen die vernünftigen Vegetarier: nicht jede Tiertötung, aber die Tiertötung zum Zwecke des Fleischessens ist verwerflich.

Freilich gibt es unter den Vegetariern auch manche, die aus Abneigung gegen jede Gewalttat dem Menschen ohne Einschränkung das Recht zum Töten absprechen; ebenso wie es ja viele Pazifisten gibt, die jeden Kampf für verwerflich halten. Insbesondere hat ein Mann, der von vielen als der gelstige Führer der heutigen vegetarischen Bewegung betrachtet wird: Tolstoi die Lehre von der Verwerflichkeit des Fleischessens einfach mit der Behauptung begründet, daß das Töten unter allen Umständen eine Sünde sei; ebenso wie er ja auch jede andere Gewaltanwendung, sogar die ganz uneigennützig zum Schutze eines anderen Individuums ausgeführte Notwehr, verurteilte. — Tolstoi hat auf die sittliche Entwicklung der Menschheit einen sehr segensreichen Einfluß ausgeübt; und seine verdienstvollste Tat ist es, daß er viele Menschen zu

der Erkenntnis gebracht hat, daß echtes Mitleid sich in gleicher Weise auf Menschen und Tiere ausdehnt, daß die Enthaltung von Fleischnahrung die erste Stufe auf dem Wege zu einem moralischen Leben ist, und daß daher alle Bemühungen zur sittlichen Hebung der Menschheit damit beginnen müssen, das Recht der wehrlosesten Wesen, der Tiere, zur Anerkennung zu bringen. Aber Tolstoi war größer als Verkünder wie als Begründer der vegetarischen Lehre; er war mehr Prophet als Denker, mehr Anreger als Führer. Er hat viele Menschen angeregt zum Nachdenken über den Vegetarismus, aber auch viele leicht widerlegbare Behauptungen aufgestellt, durch welche die Vegetarier, als deren Führer er fälschlich vielfach angesehen wird, in den Verruf gekommen sind, sie seien Phantasten und Fanatiker, Menschen mit starkem sittlichem Gefühl, aber schwachem Verstand. Man darf die Anschauungen der Vegetarier ebenso wenig wie die der Kriegsdienst-Verweigerer nach Tolstois Schriften beurteilen.

Die Vegetarier, die sich mir angeschlossen haben, fordern nicht, kein Leben zu vernichten. Diese Forderung ist unerfüllbar; denn wenn wir gar kein Tierleben vernichteten, so würden wir dadurch das Leben von Menschen zerstören; und das Zerstören von Menschenleben würde ein größeres Leid erzeugen, also ein größeres Uebel sein als das Töten von Tieren. Wir betrachten es aber als oberstes Gebot der Sittlichkeit, anderen Wesen, sowohl Menschen wie Tieren, so wenig Leid wie möglich zu bereiten. Und wir glauben, daß durch das Fleischessen eine ungeheure Menge von Leiden mehr erzeugt wird als durch die vegetarische Ernährung. Wir glauben, daß durch die Schuld der Fleischesser nicht nur Millionen Tiere täglich unausdenkbare Qualen erdulden, sondern auch fast alle Menschen einen schweren seelischen Schaden erleiden, und daß die gesamte Lebensführung und auch die Ge-

sundheit und die wirtschaftliche Lage der Menschen durch die Ernährung mit Fleisch schädlich beeinflußt werden.

Aus diesen Gründen, aber nicht in dem Glauben, daß jede Tiertötung verwerflich sei, erklären wir das Fleischessen für ein Unrecht.

Die Behauptung, daß das Fleischessen mehr Leid verursacht als die vegetarische Ernährung, kann allerdings nicht in einem kurzen Vortrag bewiesen werden. Denn um das zu beweisen, müßten wir zunächst versuchen, uns eine richtige Vorstellung zu bilden von der Größe der Leidensfähigkeit der Schlacht- und Jagdtiere; dann müßten wir die vielen tierquälerischen Handlungen, die beim Schlachten und Jagen, sowie beim Züchten, Mästen und Transportieren der Schlachttiere unvermeidbar sind, betrachten; drittens müßten wir die Wirkung der Gewohnheit des Fleischessens und des Schlachtens auf die seelische Entwicklung der Menschen untersuchen; und endlich müßten wir die nützlichen und die schädlichen Wirkungen der vegetarischen Lebensweise auf die Gesundheit und auf die Wirtschaft vergleichen mit denen der Ernährung mit Fleisch. Dazu reicht heute unsere Zeit nicht aus.*) Was ich Ihnen heute über die schlimmen Folgen des

*) Ich habe aber alle diese und viele andere Untersuchungen angestellt in meinem Buch „Hat der Mensch das Recht, Fleisch zu essen?“ Ich weiß, daß viele Tausend Leser dieses Buches meinen, daß mir der Beweis, daß der Mensch durch das Fleischessen das Leid in der Welt um eine ungeheure Menge vermehrt, gelungen sei; aber noch nie hat mir jemand gesagt, daß meine Behauptungen in diesem Buch falsch seien. Es sind auch viele Dutzend zustimmende Besprechungen dieser Schrift erschienen, auch viele in Blättern, die bisher nicht den Vegetarismus förderten, und die nicht von Vegetariern redigiert werden; aber bis jetzt ist mir keine einzige Schrift bekannt geworden, in der versucht würde, meine Thesen zu widerlegen, obwohl ich in dieser Abhandlung schwere Anklagen gegen die Fleischesser erhebe, die diese sich nicht gefallen lassen würden, wenn sie sie entkräften könnten.

Fleischessens sagen kann, das können nur kurze Andeutungen sein, die Sie anregen sollen, selber über die Tatsachen, die ich anführe, nachzudenken und sich auch aus Büchern Belehrung zu holen.

Vor allem bitte ich Sie: denken Sie selber über die Seele der Tiere und über das Verhältnis des Menschen zu den Tieren nach! Den meisten heutigen Menschen, besonders den Fleischessern, fällt es schwer, die Tiere unbefangen zu beurteilen, weil sie einsehen, daß sie, wenn sie ihnen die höheren seelischen Eigenschaften, besonders große Leidenschaft, zuerkennen müssen, sie nicht in dem Maße ausbeuten dürfen, wie sie es heute tun. Gerade weil der Mensch von den Tieren großen Nutzen empfängt, verachtet er sie. Die heutige Tier-Verachtung hat dieselbe Ursache wie die Unterschätzung der Arbeiter, der Frauen, der Neger und anderer unterdrückter und ausgebeuteter Menschen. Immer wenn die Menschen andere Menschen unterdrücken und ausbeuten wollen, pflegen sie sich Ansichten über diese Mitmenschen zu suggerieren, die ihnen die Ausbeutung erleichtern. Sie pflegen sich einzureden, diese anderen Menschen besäßen nicht die feineren seelischen und geistigen Bedürfnisse der höheren Menschenklassen und könnten daher durch die Ausbeutung gar nicht oder nur wenig leiden. So betrachten heute viele Leute die Arbeiter als eine tief unter ihnen stehende Menschenklasse, um die Knechtung der Besitzlosen durch die Besitzenden zu rechtfertigen, — um es zu rechtfertigen, daß die Menschen, die die härtesten, die unangenehmsten Arbeiten verrichten müssen, den geringsten Teil von den Erträgen der menschlichen Arbeit erhalten. Viele Männer neigen dazu, die intellektuellen Fähigkeiten und den moralischen Charakter der Frauen zu unterschätzen, um ihnen nicht dieselben Rechte wie den Männern zuerkennen zu müssen. In jedem Kriege neigen die Menschen dazu, den feindlichen

Völkern eine Menge niedriger Eigenschaften anzudichten, um sich das Morden zu erleichtern. Viele Europäer unterschätzen sehr die geistigen und seelischen Fähigkeiten und den Charakter der farbigen Völker, um die in den Kolonien verübten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Und so ist auch die heutige Geringschätzung der Tiere entstanden: Um sich nicht durch den Gedanken an die Leiden der Tiere hindern zu lassen bei deren Ausbeutung, oder um das Mitleid mit den von anderen Menschen gequälten Tieren zu unterdrücken, — um den peinlichen Gedanken abzuwehren, daß es sehr feinfühlende, gemüthvolle, der Liebe, der Dankbarkeit und der Hilfsbereitschaft fähige Wesen sind, die von anderen Menschen so behandelt werden, als wären sie Holz oder Stein, — besonders aber um das Fleischessen vor dem Gewissen zu rechtfertigen, deshalb verschließen die meisten Menschen die Augen vor allen den Tatsachen, die ihnen die hohen seelischen und geistigen Eigenschaften der Tiere zeigen, und unterdrücken die natürliche Tierliebe schon in ihrem ersten Aufkeimen. — Dadurch geht den Menschen aber eine Fülle von gemütherfreuenden und gemüthveredelnden Eindrücken verloren. Wer nicht die Seele der Tiere versteht, der ist zu bedauern, weil er des höchsten Naturgenusses unfähig ist. Andererseits muß allerdings einem mitfühlenden Menschen das Herz bluten, wenn er die Seele der Tiere kennt und dann daran denkt, wie der Mensch die Tiere behandelt. Es gehört zu den größten Schandflecken der Menschheit, daß sie die rührende Anhänglichkeit und die treuen Dienste gutmütiger Tiere, denen der Mensch so viel verdankt, mit so ruchloser Grausamkeit vergilt.

Ich kann nun leider keine lange tierpsychologische Untersuchung anstellen, um zu beweisen, daß es lächerlich ist, zu glauben, die Tiere seien so

stumpfsinnige Wesen, daß sogar die mit der Schlachtung und der Jagd verbundenen Mißhandlungen ihnen keine großen Qualen bereiten könnten. Beobachten Sie selber vorurteilsfrei die Tiere, suchen Sie ihre Handlungen vorurteilsfrei zu deuten, lesen Sie tierpsychologische Schriften! Es ist der Mühe wert, die Aeüßerungen tierischen Seelenlebens kennen zu lernen.

Ich kann Ihnen heute auch nicht schildern, welche Mißhandlungen die Schlacht- und Jagdtiere auszuhalten haben. Ich kann Ihnen auch da nur raten: Beobachten Sie selber die Schlachtungen, gehen Sie also in ein Schlachthaus, und lesen Sie Schriften über die zahllosen Greuel, die an Schlacht- und Jagdtieren verübt werden! Wenn Sie im Schlachthaus die Verzweiflungsschreie und das Schmerzens-Gehul der unglücklichen Opfer menschlicher Gefräßigkeit hören, ihre Abwehrbewegungen, ihr Zappeln und ihre angstvollen Augen sehen, dann fragen Sie sich, ob Sie durch den Verzicht auf Fleisch sich selber und anderen Menschen einen Schaden bereiten würden, der größer wäre als die Qualen dieser Tiere, das heißt: ob Sie das Recht haben, Fleisch zu essen! Ueber die Scheußlichkeit der Schlachtungen, die sich die meisten Menschen gar nicht vorstellen können, so lange sie nicht Schlachthäuser besucht haben, sagt der Schlachthof-Direktor und Sanitätstierarzt Simon, also ein Fachmann, der viele Tausende von Schlachtungen gesehen hat, in seinem „Grundriß der Fleischschau“:

„Eine Schlachtung ist, nächst einer Hinrichtung oder dem gewaltsamen Tode eines Menschen, sicherlich das scheußlichste und empörendste Schauspiel, und nichts ist dem Tierfreund martervoller, als täglich diesem Schauspiel in ungezählten Wiederholungen beiwohnen zu müssen. Wer in dieser Weise sich von der Tragik des Lebens stündlich um-

geben sieht, der muß in dem Streben des Vegetarismus „ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen“ erblicken.“

An diesen Greueln kann man durch die sogenannte Schlachtreform, insbesondere durch die Betäubung der Tiere, nur verhältnismäßig wenig ändern. Es ist lächerlich, daß viele Fleischesser behaupten, durch den Betäubungszwang könne man die Schlachtung so schmerzlos machen, daß die Schlachttiere eigentlich zu beneiden seien, weil sie einen so leichten Tod stürben. Das ist eine beinahe ebenso unsinnige Ansicht wie die, daß durch das Rote Kreuz und durch völkerrechtliche Vereinbarungen über sogenannte humane Kriegsführung der Krieg seine Schrecken verlieren könne. Das Schlachten in den Schlachthäusern kann ebenso wenig „humanisiert“ werden wie das Schlachten auf den Schlachtfeldern.

Ich selber fördere die Schlachtreform. Millionenfache Tierquälereien können durch sie verhütet werden. Solange wir Milliarden Tiere nicht vor dem Schlachtode retten können, müssen auch die Vegetarier sich bemühen, diesen nicht zu rettenden Tieren die Qualen zu erleichtern. Aber ich habe in meiner Schrift „Hat der Mensch das Recht, Fleisch zu essen?“ an unbestreitbaren Tatsachen nachgewiesen, daß die furchtbaren Leiden von Millionen Tieren, die durch die Verbesserung des Schlachtverfahrens verhütet werden könnten, doch nur ein winziger Bruchteil der Leiden sind, die durch keine Schlachtreform beseitigt werden können. Von den vielen Gründen, aus denen die weitaus meisten Tierquälereien der Schlachttiere durch die Schlachtreform nicht verhütet werden können, kann ich in diesem kurzen Vortrag nur einen angeben: Durch kein Gesetz betreffend die Behandlung der Schlachttiere kann verhindert werden, daß heimlich bei der Aufzucht, der Mästung, der lebenslangen oder jahrelangen Einsperrung in Einzelhaft und auf dem Trans-

port Millionen grauenhafte Tierquälereien verübt werden. Die Qualen, die Millionen Schlachttieren schon vor der Schlachtung bereitet werden, sind noch schlimmer als die, welche sie im Schlachthaus zu erdulden haben. In zahlreichen Fällen ist es eine Erlösung des Tieres von schier unerträglichen Leiden, wenn es ins Schlachthaus getrieben wird, — oder nicht getrieben, sondern gefahren, weil ihm infolge des jahrelangen Stehens auf derselben Stelle die Gelenke so steif geworden sind, daß es fast gar nicht mehr gehen kann.

Es wird oft sowohl von Vegetariern wie von Fleischessern behauptet, daß, wenn jeder Mensch, der Fleisch essen will, selber die Tiere schlachten müßte, die meisten Menschen auf die Fleischnahrung verzichten würden. Diese Meinung zeugt von einer viel zu günstigen Vorstellung von dem Charakter des Durchschnittsmenschen. Nicht die meisten, aber immerhin eine große Anzahl Fleischesser würden zur vegetarischen Lebensweise übergehen, wenn sie sich Fleischnahrung nur dadurch verschaffen könnten, daß sie selber die Tiere schlachten, ihnen die Gedärme aus dem Bauch nehmen und die Tierleichen zerstücken. Alle Fleischesser aber, welche eingestehen, daß sie aus sittlichen Gründen einen solchen Ekel vor diesen Arbeiten fühlen, sprechen dadurch selber sich das Recht zum Fleischessen ab. Sie müssen einsehen, daß es ein Unrecht gegen Mitmenschen ist, sie zu diesen Arbeiten zu nötigen. Arbeitsteilung ist zwar notwendig, und es ist durchaus berechtigt, daß ein Mensch es ablehnt, eine Arbeit, die ihm Nutzen bringt, selber auszuführen, weil er durch andere Arbeiten mehr Gutes schaffen kann als durch diese, oder weil anderen Menschen diese Arbeit weniger unangenehm ist als ihm. Wenn aber ein Mensch eine Arbeit deshalb nicht ausführen will, weil sein sittliches Gefühl sich dagegen sträubt, oder weil er sich vor der seelenverderbenden Wirkung dieser Arbeit

schützen will, so handelt er ungerecht, wenn er andere Menschen nötigt, sie auszuführen.

Ueber den Gedanken an die schwere soziale Ungerechtigkeit, deren sie sich durch das Fleischessen schuldig machen, setzen die meisten Fleischesser sich leicht hinweg, indem sie sich einreden, daß der Schlächterberuf nur von Leuten erwählt werde, denen die Roheit angeboren sei und an denen daher nicht mehr viel verdorben werden könne. Das ist eine grundfalsche Ansicht. Die weitaus meisten Schlächter sind nicht durch einen Hang zur Grausamkeit, sondern durch Verhältnisse, deren Einwirkungen nur ein Mensch von ungewöhnlicher geistiger Selbständigkeit und sittlicher Kraft widerstehen kann, zum Schlächterberuf gedrängt worden. Die meisten Schlächter und Schlächtergesellen stammen aus armen Familien, deren Kindern es viel weniger als anderen möglich ist, bei der Wahl ihres Berufes ihren eigenen Neigungen zu folgen. Wenn aber wirklich die meisten Schlächter ihren Beruf erwählt hätten, weil sie zu rohen und grausamen Handlungen neigen, so wäre das von den Fleischessern an ihnen verübte Unrecht doppelt groß; denn ein Mensch von diesem Charakter bedarf doppelt des Schutzes vor verrohenden und den Grausamkeitstrieb weckenden Eindrücken.

Es zeugt von einer widerwärtigen Heuchelei, wenn ein Fleischesser mit Verachtung auf die Schlächter hinabblickt; denn der Mensch ist nicht nur verantwortlich für die Handlungen, die er selber ausführt, sondern auch für die, die er von andern ausführen läßt. Das Hehlen ist so schlimm wie das Stehlen, und das Fleischessen so schlimm wie das Schlachten. Man darf nicht mit blutigen Lippen mit Verachtung von blutigen Händen sprechen.

Die meisten Schlächter sind nicht roher, als ein Durchschnittsmensch durch die jahrelange Gewöhnung an Schlächter-Arbeiten werden muß. Ich ken-

ne auch Schlächter, die sittlich weit über dem Durchschnitt stehen und sich redlich bemühen, den Tierquälereien beim Schlachten entgegenzuwirken. Aber diese Männer erkennen an, daß die meisten Schlächter durch die Ausübung ihres Handwerks einen schweren Schaden an ihrer Seele erleiden. Das nicht einzusehen, zeugt von einer erstaunlich geringen Kenntnis des menschlichen Charakters.

Wie die meisten Menschen sich keine rechte Vorstellung von den Leiden der Schlachttiere bilden können, solange sie die Vorgänge im Schlachthaus nicht aus eigener Anschauung kennen, so können sie sich auch nicht in die Lage eines Schlächter-Lehrlings versetzen, solange sie nicht den Schlächterarbeiten zugesehen haben. Ein Entsetzen muß einen mitfühlenden Menschen packen, wenn er solch einen jungen Burschen bei der Arbeit sieht. Da werden eine Anzahl Tiere in die Halle getrieben: Rinder, Kälber, Lämmer, Ziegen und andere. Bei ihrem Anblick wird vielleicht in dem Jüngling, der kaum das Kindesalter überschritten hat, eine warme Tierliebe wach. Er möchte die Tiere vielleicht gern streicheln, ihnen einen Leckerbissen hinhalten, mit ihnen spielen, vielleicht ein Lämmchen auf den Arm nehmen. Statt dessen muß er die zappelnden kleinen Tiere ohne Erbarmen auf die Schlachtbank legen, wo ein Geselle ihnen eine grauenhaft klaffende Wunde schneidet; und nach einigen Minuten muß er denselben Tieren, die er noch soeben in lebendiger Schönheit vor sich sah, das Fell abziehen, den Bauch aufschneiden, die dampfenden, scheußlich stinkenden Gedärme aus dem Leibe reißen, die schönen Tierleiber zu Fleischklumpen zerstückeln, den Unrat aus den Gedärmen entfernen. Wie kann ein geistig gesunder Mensch glauben, daß nicht die weitaus meisten dieser jungen Menschen jede Tierliebe, wie jedes Mitleid mit Tieren und mit Menschen gewaltsam zu ersticken sich bemühen, weil ihnen sonst

ihre Lage unerträglich ist! Nur ein Mensch von ungewöhnlichem Edelmut wird die edlen Regungen der Menschenseele: Liebe, Mitleid und Gerechtigkeit, Ehrfurcht vor dem Wunder des Lebens, Freude am Schönen, sich frei entfalten lassen, wenn er in seinen Jünglingsjahren, also in der eindruckreichsten Zeit seines Lebens, die meisten Tage in dieser Hölle, in diesem Gestank, zwischen schreienden stöhnenden, zappelnden unschuldigen Tieren verbringt und die ekelhaftesten Arbeiten an Tierleichen ausführt. Auch den edelmütigen Menschen unter den Schlächtern, die durch die Ausübung ihres Gewerbes nicht sittlich geschädigt werden, fügen die Fleischesser einen schweren Schaden zu, weil sie diese durch ihre Lebensweise nötigen, die schönsten Jahre ihres Lebens in dieser ekelhaften Umgebung zu verbringen. Das ist eine viel schlimmere „sittliche Gefährdung der Jugend“ als die, welche jetzt durch Gesetze gegen Schund und Schmutz und durch die Kino-Zensur bekämpft werden soll. Noch wichtiger als die Bekämpfung der geschlechtlichen Unsittlichkeit ist die der Grausamkeit und der Mitleidslosigkeit.

Aber nicht nur fast alle Schlächter, sondern auch fast alle andern Menschen werden durch die Sitte des Fleischessens seelisch geschädigt. Fast jeder heute lebende Mensch wäre zartsinniger und mitleidiger, wenn er nicht täglich an den Anblick von Tierleichen und an das Fleischessen gewöhnt worden wäre.

Alle Bemühungen zur Hebung der Gesittung werden daher schwer gehemmt durch die Gewohnheit des Fleischessens. Die Sicherung des Völkerfriedens wird durch keinen andern Brauch mehr erschwert als durch diesen. Ich glaube allerdings nicht, daß die Einführung der vegetarischen Lebensweise allein genügen würde, um den Krieg sofort unmöglich zu machen, und daß es Kriege geben werde, so-

lange die meisten Menschen Fleisch essen. Viele Leute glauben, die Vegetarier seien der Ansicht, erst nach der Abschaffung des Fleischessens könne der Krieg abgeschafft werden. Das ist aber nur eine der die vegetarische Bewegung hemmenden falschen Ansichten von den Lehren der Vegetarier. Es gibt zwar Vegetarier, die diese Behauptung aufstellen; aber es gibt auch Vegetarier, die sie für eine Uebertreibung halten. Sonderbarer Weise wird gerade mir sehr oft die Ansicht zugeschrieben: eine fleischessende Menschheit werde nicht dauernd ohne Krieg leben, und eine vegetarisch lebende Menschheit werde niemals Krieg führen. Es kommt sehr oft vor, daß Pazifisten mir sagen: sie seien zwar leider noch Kannibalen, aber sie stimmten mir durchaus zu, wenn ich sagte, daß die Menschen sich auch gegenseitig in Kriegen zerfleischen würden, solange sie Leichen fräßen. Innerhalb kurzer Zeit sagten mir das sogar zwei führende Pazifisten in fast wörtlicher Uebereinstimmung. Und ein dritter führender Pazifist schrieb im Juni 1927 im „Berliner Tageblatt“: „Schwantje's Glaube ist freilich, daß der Mensch nicht eher aufhören wird, Menschenblut zu vergießen, als bis er sich entschlossen hat, das Tier brüderlich zu behandeln, und der Idee kosmischer Liebe das Opfer zu bringen, des Tieres Blut zu schonen.“ In Wahrheit habe ich diese Ansicht nicht nur nicht ausgesprochen, sondern sogar wiederholt bekämpft. So sage ich in meiner im Jahre 1916 veröffentlichten Abhandlung „Tiermord und Menschenmord, Pazifismus und Vegetarismus“: „Ich gehöre nicht zu denen, welche sagen, daß es Kriege geben werde, solange die Menschen Fleisch essen. Der Krieg wird gewiß viel früher abgeschafft werden als das Fleischessen.“

Freilich, wenn der e i n z i g e Grund zur Abschaffung des Krieges der Abscheu vor dem Menschenmorden sein könnte, dann könnte der Krieg nur nach

der allgemeinen Annahme der vegetarischen Lebensweise abgeschafft werden; denn solange die Menschen Fleisch essen, werden nur wenige einen so starken Widerwillen gegen die kriegerischen Gewalttaten fühlen, daß sie aus reinem Mitgefühl mit den Opfern des Krieges jeden Krieg, auch einen, durch den sie sich selber einen großen Nutzen verschaffen zu können glauben, verwerfen. Aber der Abscheu vor dem Menschenmorden ist nicht der einzige Grund, aus dem der Krieg einmal abgeschafft werden wird; er wird auch deswegen abgeschafft werden, weil die Menschen zu der Erkenntnis kommen werden, daß jeder Krieg auch für den siegreichen Staat ein großes Unglück ist, und daß man die Vorteile, die man bisher nur durch einen Krieg erreichen zu können glaubte, durch andere Mittel mit viel geringeren Opfern erreichen kann. Aber obwohl der Völkerfriede schon gesichert werden wird, wenn die meisten Menschen noch so roh sind, daß sie nicht schon allein aus sittlichen Gründen den Krieg vermeiden würden, so werden die Menschen doch auch durch den sittlichen Widerwillen gegen die kriegerischen Gewalttaten einen starken Antrieb zur Abschaffung des Krieges erhalten. Die Weckung des Abscheus vor dem Menschenmorden ist also nicht das einzige, aber ein sehr wirksames Mittel zur Abkürzung der Zeit, in der Kriege möglich sind. Da aber keine andere Rohheit unserer Zeit den Abscheu vor dem Menschenmord so verringert wie das Fleischessen, so ist dieses eines des schwersten Hemmnisse der Friedensbewegung. Eine vegetarisch lebende Menschheit würde viel schneller zum gesicherten Völkerfrieden gelangen als die fleischessende. Und deshalb ist jeder Fleischesser mitschuldig an einer Verlängerung des kriegerischen Zeitalters.

Wenn die Menschen von Kindheit an daran gewöhnt werden, täglich blutige, zerschnittene, enthäutete, ausgeweidete Leichen von Tieren in den

Fleischerläden zu sehen und Teile dieser Leichen in den Mund nehmen, so muß dadurch auch der Abscheu vor der Vernichtung von Menschenleben, vor der Zerfetzung von Menschenleibern und vor jeder anderen Gewalttat so sehr abgestumpft werden wie durch keine andere Barbarei unserer Zeit. — Man schenkt den Kindern Tier-Bilderbücher mit dem Titel „Unsere lieben Freunde“ und ähnlichen Titeln, in denen Schafe, Rinder, Ziegen, Hasen, Rehe, Geflügel und andere Tiere als die lieben Freunde des Kindes in Wort und Bild dargestellt werden. Wenn dem Kind ein Lamm, ein Zicklein, ein Kalb begegnet, läßt man es das Tierchen streicheln und freut sich über die Tierliebe, die in jedem gutartigen Kind beim Anblick solcher Tiere aufkeimt. Und wenige Stunden nachher sieht das Kind dieselben Tiere, die es gestreichelt und mit denen es gespielt hat, als ob sie seine Geschwister wären, am Haken hängen mit blutiger Kehle, gebrochenen Augen und ausgeweidetem Bauch. Und bald darauf läßt man das Kind Stücke aus dem Leib seiner „lieben Freunde“, seiner Gespielen, essen. Kann es ein besseres Mittel zur Erziehung zur Treulosigkeit geben, als diese Gewöhnung an das Schlachten von Wesen, die man als seine lieben Freunde bezeichnet? — Die meisten gebildeten Menschen betrachten es als einen großen Fortschritt der Erkenntnis und der Gesittung, daß man im 19. Jahrhundert auch im Abendland wieder begonnen hat, im Tier ein dem Menschen verwandtes Wesen zu sehen, das der Liebe und des Schutzes des Menschen wert ist. Den Heiligen Franz von Assisi, dessen Gedächtnis im vorigen Jahre in allen Ländern gefeiert wurde, lieben Millionen hauptsächlich deshalb, weil er als Erster unter den großen Geistern des 2. Jahrtausends der christlichen Zeit die Tiere „die unmündigen Brüder des Menschen“ genannt und als solche behandelt hat. Ist es eine Heuchelei und Treulosigkeit oder ist es keine, wenn die Menschen, welche

die Äußerungen der Tierliebe des Heiligen Franz von Assisi ästhetisch genießen, ihre unmündigen Brüder qualvoll töten lassen und verzehren, ohne ernstlich und gründlich geprüft zu haben, ob der Mensch zu dieser Tötung berechtigt ist? Kann ein vernünftiger Mensch daran zweifeln, daß die meisten Menschen, denen es so leicht ist, ihr Verhalten gegen ihre unmündigen Brüder „umzustellen“, es auch fertig bringen, heute für Menschen-Verbrüderung zu schwärmen und morgen Giftgas-Bomben auf wehrlose und unschuldige Menschen zu werfen, ohne daß ihnen diese „Umstellung“ schwere Konflikte bereitet?

Ich verkenne nicht, daß manche Menschen ehrlich davon überzeugt sind, daß sie zum Fleischessen berechtigt seien. Ich erkläre nicht jeden fleischiessenden Pazifisten, auch nicht jeden fleischiessenden Tierfreund für einen Heuchler; aber für einen Heuchler erkläre ich jeden, der zwar für die Tierliebe des Heiligen Franziskus, oder Buddha's oder Tolstoi's schwärmt, aber überhaupt nicht ernstlich prüft, ob die Folgen der vegetarischen Ernährung für ihn wirklich so schlimm wären, daß er zum Fleischessen berechtigt wäre?

Seitdem ich, vor etwa 25 Jahren, das Wort „Ehrfurcht vor dem Leben“ gebildet habe, wird von vielen Pazifisten die Ehrfurcht vor dem Leben als die Tugend hingestellt, durch deren Pflege wir am wirksamsten aus den Menschen-Herzen die zum Kriege drängenden Triebe ausrotten können. Eine sehr einflußreiche, beständig an Zahl zunehmende Gruppe in der Friedensbewegung, die Kriegsdienst-Verweigerer, erklärten in einem Manifest: „Die Anerkennung der Heiligkeit des Menschenlebens muß das Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft werden.“ Es zeugt von einem erstaunlichen Mangel an psychologischer Einsicht, wenn man glaubt, daß wir die „Heiligkeit“, die Unantastbarkeit des Menschen-

lebens zur allgemeinen Anerkennung bringen könnten, solange die Menschen täglich im Blut unschuldiger Tiere waten, um sich ein leicht entbehrliches Nahrungs- und Genußmittel zu verschaffen. Die Ehrfurcht vor dem Menschenleben kann nur erwachsen aus der Ehrfurcht vor dem Leben in jeder Gestalt.

Oft wird die Ansicht ausgesprochen, die im Kriege in erschreckender Weise hervorbrechenden rohen Triebe seien im Menschen nur geweckt und großgezogen worden durch die heutigen wirtschaftlichen Kämpfe: durch die erbarmungslose Konkurrenz und die Ausbeutung der Besitzlosen durch die Besitzenden. Das ist eine noch viel größere Uebertreibung wie die Behauptung, daß nur durch die Ernährung mit Fleisch die Rohheit und Grausamkeit, ohne die ein Krieg nicht möglich ist, entstehen könne. Gewiß trägt die heutige Wirtschaftsordnung viel dazu bei, die Menschen mitleidslos zu machen und dadurch auch die Abneigung gegen das Morden zu schwächen. Aber noch viel mehr als alle wirtschaftlichen Kämpfe und alle wirtschaftlichen Ausbeutungen muß die Gewöhnung an das millionenfache Blutvergießen zum Zwecke der Ernährung auch den Abscheu vor dem Vergießen von Menschenblut abstumpfen und auch die Lust an Gewalttaten aller Art gegen Menschen stärken.

Ganz unbestreitbar ist es, daß fast jeder fleischessende Mensch im Kriege den Widerwillen gegen das Menschentöten leichter überwindet als fast jeder Vegetarier, — auch als fast jeder Vegetarier, der nicht aus Mitleid mit den Tieren, sondern aus gesundheitlichen oder wirtschaftlichen Gründen zur vegetarischen Lebensweise übergegangen ist. Denn fast alle Menschen, welche glauben, daß der Mensch sein Leben nicht anders erhalten könne, als durch die massenhafte Tötung der ihm am nächsten stehenden Tiere, noch dazu sehr gutmütiger, ihn nicht bedrohender, neigen zu der Ansicht, daß in der gan-

zen Natur ein rücksichtsloser, bis zur Vernichtung des Gegners gehender „Kampf Aller gegen Alle“ herrsche, und daß auch der Mensch gemäß diesem Naturgesetz nur dann dem Mitgefühl mit Menschen und Tieren nachgeben dürfe, wenn sein eigenes Wohl gesichert ist. Auf andere Weise als indem sie sich diesen falschen Glauben einreden, können sie eben nicht das Fleischessen rechtfertigen. Dieser Glaube an den Kampf Aller gegen Alle in der Natur erschwert es ihnen aber sehr, an die Möglichkeit der endgültigen Abschaffung des Krieges zu glauben. In meiner Schrift „Tiermord und Menschenmord, Vegetarismus und Pazifismus“ habe ich eingehender als es mir in diesem Vortrage möglich ist, nachgewiesen, welchen großen Einfluß auf die ganze Weltanschauung, insbesondere auf die ethischen Ansichten, die Anschauungen von dem Leben der Tiere in der freien Natur ausüben, und wie sehr die heutige Tierversachtung und die heutige Tierquälerei die Friedensbewegung hemmen.

Die Pazifisten erklären die Gerechtigkeit für das Fundament der menschlichen Gesellschaft und erklären es für des Menschen unwürdig, die Streitigkeiten zwischen den Staaten anstatt durch das Recht durch die Gewalt entscheiden zu lassen. Eine gerechte Gesinnung hat aber nur der, der nicht nur die Rechte derer, die sich gegen eine Verletzung ihrer Rechte wehren und sich rächen können, sondern auch die der wehrlosen Wesen, also insbesondere der Tiere, anerkennt. Je wehrloser ein Wesen ist, gegen das ein Mensch Unrecht verübt, umso mehr stumpft er sein Gerechtigkeitsgefühl ab.

Aus allen diesen Gründen müssen sogar diejenigen Pazifisten, welche aus irgend einem Grunde das Fleischessen nicht unbedingt für ein Unrecht halten, den Vegetarismus als einen Bundesgenossen des Pazifismus erkennen und einsehen, daß jeder Fortschritt der vegetarischen Bewegung auch die Friedensbe-

wegung vorwärts bringen muß. Auch die nicht vegetarisch lebenden Pazifisten müssen die vegetarische Bewegung unterstützen.

Es darf aber kein Pazifist ablehnen, ernstlich zu prüfen, ob er zum Fleischessen berechtigt ist.

In dieser Versammlung sind zahlreiche religiös gesinnte Menschen, die nicht nur die Schrecken des Krieges verhindern wollen, sondern die Arbeit für den Völkerfrieden nur als eine von vielen Arbeiten zur Errichtung eines Reiches der Gerechtigkeit, der Güte, der Brüderlichkeit betrachten, und die davon überzeugt sind, daß der Völkerfriede umso früher kommen wird, je mehr Menschen aus den ethischen Grundsätzen des Pazifismus die letzten Folgerungen ziehen und sie zur Richtschnur ihres ganzen Lebens machen. Diese Pazifisten frage ich:

Könnt Ihr Euch vorstellen, daß auch in einem „Reich Gottes auf Erden“ die Menschen Tiere schlachten und jagen würden?

Wenn nicht, dann müßt Ihr auch ernstlich und gründlich, sowohl durch Studieren wie durch eigenes Probieren, untersuchen, ob Ihr nicht schon heute Euer Leben reinhalten könnt von der Mitschuld an dem unermeßlichen Unheil, das durch das Fleischessen entsteht.

Wer ein gerechtes Leben führen, das heißt: anderen Wesen so wenig Leid und so viel Glück wie möglich bereiten will, der muß aber nicht nur deshalb vegetarisch leben, weil die Fleischnahrung nur durch Tiertötung gewonnen werden kann, sondern auch weil das Fleischessen auf die Wirtschaft und die Gesundheit der Menschen schädliche Wirkungen ausübt. In diesem kurzen Vortrag kann ich diese Wirkungen des Fleischessens nicht nachweisen, da mich das zu weit von meinem Thema ablenken würde. Aber ich halte mich doch für berechtigt, in dieser Versammlung, in der viele religiös gesinnte, nach einer Umgestaltung der ganzen Lebensweise stre-

bende Pazifisten sind, die folgenden Thesen aufzustellen, deren ausreichende Begründung mir erst in späteren Schriften möglich sein wird:

1. Die Erzeugung der Fleischnahrung erfordert viel mehr Arbeit als die der vegetarischen Nahrungsmittel. Der Vegetarier macht also seinen Mitmenschen weniger Mühe und nimmt ihnen weniger von der freien Zeit, die sie dem Lebensgenuß und dem geistigen und sittlichen Streben widmen können, als der Fleischesser. Jede Vermehrung der Arbeit, welche die Menschen zur Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse verrichten, schädigt die gesamte Kultur und die geistige und sittliche Entwicklung der Menschheit. — Da die Erzeugung der vegetarischen Nahrungsmittel weniger Arbeit verursacht, ist deren Preis niedriger als der des Fleisches; und daher ist es dem Vegetarier leichter als dem Fleischesser, Geld und Zeit zu gewinnen für die Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten, für geistige Genüsse und für Arbeiten zur Verminderung des Leides und zur Vermehrung des Glückes anderer Wesen.

2. Auch dadurch, daß es viele Krankheiten verursacht und die Arbeitskraft verringert, erschwert das Fleischessen die Ausbildung der geistigen und seelischen Fähigkeiten und das Wirken für das Wohl der Welt.

3. Das Fleischessen erzeugt viele leibliche Bedürfnisse, zum Beispiel die Neigung zum Alkoholgenuß, deren Befriedigung das geistige und sittliche Streben hemmt, den Lebensgenuß aber nicht erhöht, sondern verringert.

Zahlreiche Menschen sehen ein, daß die vegetarische Lebensweise die sittlich höhere ist. Aber sie sagen, an eine solche Reform wie die der Ernährung brauche man erst heranzugehen, wenn die große Masse der Menschen dafür gewonnen werden könne. „Das Bißchen Fleisch, das ich noch esse, darauf kommt es doch nicht an,“ sagen zahlreiche Fleisch-

esser. Das ist eine ganz unberechtigte Ausrede. Jeder einzelne Fleischesser erzeugt viel vermeidbares Leid; jeder einzelne Vegetarier ist ein gutes Beispiel für viele Menschen. Wir dürfen die Erfolge einer ethischen Bewegung nicht nach der Zahl ihrer Anhänger beurteilen. Oft wird von einer kleinen Schar Menschen, die mitten in einer feindlichen Umgebung einem hohen Ideal getreu leben, mehr Segen gesendet, als von manchen Bewegungen, die viele Tausend Anhänger zählen. Die Lehre und das Leben solcher Idealisten beeinflussen allmählich auch die Ansichten und die Lebensführung vieler derer, die gar nicht allen ihren Ansichten zustimmen. Die kleine Schar Vegetarier hat schon in sehr segensreicher Weise auch die Lebensführung der großen Masse des Volkes beeinflußt. Auch wenn gar keine Aussicht darauf bestände, daß jemals alle, oder die meisten Menschen zur vegetarischen Lebensweise übergehen werden, hätte niemand deswegen das Recht, Fleisch zu essen. Ein Unrecht bleibt auch dann ein Unrecht, wenn alle Menschen es verüben.



SCHWACHER KOPF UND STARKER URTRIEB

In einem Lande wie in der sogenannten „grünen“ Steiermark, in der fast jeder Mann, der Brot auf Hosen hat, Jäger ist, fast jeder aber, der es nicht hat, zur poesievollen Gilde der Wildschützen gehört, deren romantisches Charakterbild zwischen den treuherzigen Extremen „Jäger“, „Deandl“ und „Gamsbock“ durch die Gehirnwindungen der „Heimatschriftsteller“ schwankt; in einem Lande, in dessen Hauptstadt Graz ich vor zirka drei Jahren Zeuge eines allseits bejubelten Umzuges war, den bewaffnete Hartlebsche Gestalten hinter dem blutigen Inventar von Wildbrethandlungen veranstalteten, welcher öffentliche Tanz der Mörder hinter ihren ausgeweideten Opfern als „Jägerfestzug“ in der Erinnerung aller Gut- und Blutgesinnten fortlebt — in einem solchen Lande, in einer solchen Stadt muß auch der Tierschutzverein oder das, was sich so nennt, eine Nummer für sich sein.

Aber er ist nicht nur eine Nummer für sich, er gibt leider auch als „Mitteilungen des Grazer Tierschutzvereines“ Nummern für andere heraus, und aus der vierten des ersten Jahrganges leuchtet mir ein „Edles Weidwerk“ betitelter Aufsatz eines gewissen Dr. Adalbert Drasenovich entgegen, eines „angesehenen Jägers“, wie versichert wird. In diesem Artikel bemüht sich der Verfasser, den hygienischeren Freiluftbetrieb der Fleischhauerei, der statt mit Bolzenpistolen und Messern, mit Feuergewehren und Messern hantiert und sich deshalb aus einem dunklen Grunde „edel“ nennt, wenn schon nicht logisch, so doch wenigstens biologisch zu fundieren.

Vor 30 Jahren, im Jahre 1897, erschien eine häßliche Streitschrift, „Das edle Weidwerk und der Lustmord“, worin ein übler Schwärmer, Herr Magnus Schwantje, die Jäger beschuldigte,

so beginnt der schwärmende Uebeltäter und edle Weidmann — zwei Ausdrücke für dieselbe menschliche Species, die man mit gutem Gewissen einander gleichsetzen kann — seinen Bluterguß ins Gehirn des Lesers. Er beginnt ihn mit einer tölpischen Verunglimpfung jenes Mannes, der als Gründer des „Bundes für radikale Ethik“ in Berlin als erster den Mut besaß, das Substantiv „Ethik“ mit dem Adjektiv „radikal“ zu verbinden und die Ethik so aus einer Angelegenheit schwächerer Gefühlsduselei in ein Betätigungsfeld männlichster Logik und Tatkraft verwandelt hat; jenes Mannes, der zu den wenigen Jammerzeitgenossen zählt, deren Leben und Wirken immer wieder den, der an dieser Menschheit verzweifeln möchte, tröstet.

Dr. Adalbert Drasenovich ist von Beruf Präsident der Grazer Finanzprokuratur. Er ist also Vorstand einer juristischen Behörde, die in Oesterreich die traurige Aufgabe hat, den von irgend einem durch die Gesetze Geprellten auf Zahlung und Einhaltung seiner Verpflichtungen geklagten Staat professionsmäßig vor Gericht zu vertreten und dem Ungetüm, das die Gewalt hat, auch noch das sogenannte Recht botmäßig zu machen. Wenn ein solcher Würdenträger des Staates es wagt, einen Bewahrer menschlicher Würde, wie es Magnus Schwantje ist, über das Wesen der Jagd aufklären zu wollen, so kann man überzeugt sein, daß diese Aufklärung pikanter als jede sexuelle wird. Nicht die Grausamkeit, nicht die Freude am Töten und Schießen, ja nicht einmal die Freude an der Natur und an Abenteuern sind nach Dr. Adalbert Drasenovich die Ursachen der Jagdlust, sondern der „Beutetrieb“. Wenn dies ein Mann, der von Berufswegen den Beutetrieb des Staates sein juristisches Wissen dienstbar zu machen hat, behauptet, so ist das beinahe ein Sachverständigengutachten und es wäre vermessen, daran zu zweifeln.

Daß dieser aber nicht Grausamkeit, nicht Freude am Töten, sondern nur Freude an der Besitznahme ist, erhellt allein aus dem Umstand, daß die Jagdlust ebenso lebhaft wie beim Erlegen auch beim Fangen von Tieren, ja ähnlich sogar beim Suchen von Pilzen und Gesteinen auftritt.

so spricht er und es drängt sich einem dabei unwillkürlich die Frage auf, weshalb der Verfasser unter solchen Umständen nicht lieber statt „angesehener Jäger“ angesehener Schwammerlsucher geworden ist. Ich zum Beispiel stille meine Beutelust in gänzlich unblutiger Weise durch das Einfangen von Zeitungsausschnitten und meine Lust daran ist ebenso groß wie die, die ich dann hinterher beim Erlegen jener Zweibeine empfinde, die immer wieder durch tief-sinniges Geschwätz andere blöd zu machen versuchen.

Die Beutelust ist ein Urtrieb des Menschen — — — —
und kann und soll nicht ausgerottet werden. — — In der Rückkehr zu einem Urzustand des Menschen liegt eine tiefe Poesie — —

und wer je Gelegenheit gehabt hat, Zeuge einer bauerlichen Treibjagd zu sein, der kann angesichts dieser brüllenden Horde besoffener Idioten, die durch die Gebüsche stürmen und dem einzigen Urtriebe fröhnen, der im 20. Jahrhundert noch nicht unter der Sanktion des Strafgesetzes steht, nur poetisch ergriffen werden. Aber diese Jagdart des gemeinen Volkes ist denen, die sich eigene Wälder zum Abreagieren ihres Urtriebes mieten können, nicht vornehm genug:

Die heute beliebteste und herrschende Jagdart ist vielmehr die einsame Pürsche.

und wer je Gelegenheit gehabt hat, aus der Betrachtung eines abendfriedlichen sommerlichen Waldschlages durch das Geknalle eines solchen einsamen, von seinem Urtrieb gestachelten Pürschgängers aufgeschreckt zu werden und wer ihn dann hinterher

gar in Fleischhauerpositur beim „Abknicken“ und Ausweiden des angeschossenen Rehs ertappt, der wird auch hier nicht die Poesie vermissen.

...auch wird ein kapitaler Hirsch oder ein hauendes Schwein gerade durch die Menge der verfolgenden Hetzhunde eher veranlaßt, sich zu stellen und seine Waffen zu versuchen, ein Seelenzustand, der Herrn Schwantje offenbar unverständlich ist.

Die Frechheit dieser Behauptung gegenüber einem Manne, der in jedem Wort, das er geschrieben, mehr Mut bewiesen hat, als sämtliche Hubertusbrüder Mitteleuropas während einer ganzen Jagdsaison, wird nur von ihrer Dummheit übertroffen, die da meint, man könne eine Schweinerei nur dann ablehnen, wenn sie einem unverständlich, nie aber dann, wenn sie einem nur allzuverständlich sei. Schade, daß man Herrn Drasenovich nicht durch Hetzhunde, die ich zu diesem Zwecke gern zur Verfügung stellen wollte, in den Seelenzustand eines hauenden Schweines versetzen darf, den er so gut versteht, daß er ihn scheinbar für ein Vergnügen hält, weil er den ihm korrespondierenden Körperzustand noch nie kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Aber der Jäger tötet nicht nur das Wild, er hegt es auch zum Zwecke des Abkragens. Er ist auf diesem Gebiete absolut selbstherrlich und verfolgt gleichermaßen die Leute, die es an seiner Stelle nur umbringen und nicht hegen wollen, wie die Wilderer, mit Pulver und Blei und die, die es an seiner Stelle nur hegen und nicht umbringen wollen, wie Magnus Schwantje, mit Tinte und Feder.

...im Gegenteil hat gerade die strenge Zucht der deutschen Weidgerechtigkeit, ihr Zwang zur Selbstbeherrschung und die mit ihr den größten Teil des Jahres verbundene Sorge und Freude an der Hegung und Beschützung der Jagdtiere eine sittigende Wirkung.

Diese „sittigende Wirkung“ ist aber durchaus

kein Monopol des Weidwerks, sondern ist jeder Viehzucht eigentümlich. Jeder Bauer hegt sein Schwein (ohne sich etwas darauf einzubilden), den größten Teil des Jahres und der Ausspruch einer Bäuerin, die jeden Bettler von ihrer Türe jagte, beim Anblick ihrer Mastsau aber verliebten Blicks in die Worte ausbrach: „Du bist aber a liabs Schweinderl! Du wirst mir aber amal mit Erdäpfelsalat gut schmecken!“ zeigt genau, daß auch die Schweine- und nicht bloß die Rehwildzucht insoferne eine sittigende Wirkung ausüben kann, als sie selbst liebeleere Herzen mit einer Art Liebe zu erfüllen imstande ist.

Aber genug dieser Widerlegungsgründe! Es kann nicht meine Absicht sein, Herrn Schwantje überzeugen zu wollen, das wäre verlorene Zeit, denn wir denken verschiedene Begriffe und sprechen verschiedene Sprachen. Was er unter „edel“ versteht, das nennen wir schwach, schwärmerisch, gefühlsduselig und krank, und er kann nicht nachfühlen, was wir unter edel verstehen: ein festes Herz, das rechter Tugend und rechter Sünde gewachsen ist, das männlich oder weiblich, aber nicht weibisch empfindet, sich an Wehr und Waffe freut, Gefahr für sich und andere als Lebenserhöhung schätzt, kurz biologisch, nicht moralisch höher steht. Mag sein, daß dies ein bißchen heidnisch ist. Die Arier und insbesondere die Germanen haben

usw., eh scho wissen! Wenn ein Germane namens Drasenovich, der nebenbei noch — höherwertiger gehts nimmer! — als heidnischer Beamter des christlichen Seipel fungiert, die Gefahr, in die er sich begibt, wenn er bloß mit einem Repetiergewehr bewaffnet, einem Hasen mit dräuend langen Ohren und messerscharfen Nagezähnen zum Kampf auf Leben und Tod gegenübertritt, als Erhöhung des eigenen Lebens wertet, so ist gegen solch eigenbrötlerisches Gebaren gewiß nichts zu sagen. Wenn einer aber die Gefahr, in die er andere durch seine Urtriebe bringt — wir kennen das von den Kommanden im Kriege

her — zur Erhöhung des eigenen Lebens braucht, wenn einer schreibt:

Die Natur ist auf Kampf gestellt und eine Weltanschauung, die ihn ausschalten möchte (Schwantje ist auch Pazifist), ist müßige Spielerei.

und damit zeigt, daß der Urtrieb des Phrasendreschens sein Gehirn bereits so geschwächt hat, daß er gar nicht mehr kapiert, daß Pazifismus durchaus nicht jeden Kampf, sondern nur jenen ausschalten möchte, bei dem die einen mit dem Tod, die anderen aber mit der Erhöhung ihres Lebens eben durch diesen Tod beschäftigt sind, und wenn ein Heide also über den Willen des Schöpfers, der von den Heiden nichts wissen will, Bescheid weiß:

Wir sollen keine Tiere töten, weil sie Geschöpfe Gottes sind? Aber sind das die Pflanzen nicht auch? Und doch wollte der Schöpfer, daß ein Teil der Tiere von Pflanzen, ein anderer von Tieren und der Mensch von beiden lebt.

dann ist es Zeit, den Rest des Unsinns, der aus der Tatsache der Existenz von Raubtieren, die Bestimmung des Menschen, auch ein Raubtier zu sein, ableitet, zu überschlagen, zum Schlusse zu eilen und zu sehen, ob der Präsident des Grazer Tierschutzvereines Oberstleutnant Rudolf Drasenovich, der für diese Mitteilungen verantwortlich ist, dort nicht irgendwo die Erklärung abgegeben hat, daß er mit dem Verfasser dieses Aufsatzes weder verwandt noch verschwägert sei. Und man findet auch tatsächlich am Schlusse eine Erklärung der Redaktion, aber sie sieht so aus:

Wer Schwantjes Schriften gelesen hat, wird der Ansicht sein, daß jeder Jäger ein herzloser, grausamer Mensch ist. Dem ist aber bestimmt nicht so.

Glückliche Umstände haben es der Vereinsleitung ermöglicht, den als Jäger wie auch als Schriftsteller angesehenen Präsidenten der Fin.-Prok., H. Dr. Adalbert Drasenovich-Posertve, zu veranlassen, seine Meinung über die Jagd zu sagen. Die Vereinsleitung dankt diesem Herrn zugleich an dieser Stelle für die unentgeltliche Ueberlassung

des Artikels auf das herzlichste. Wie der Jäger denkt und fühlt, können unsere lieben Leserinnen und Leser aus der kleinen Geschichte „Des Rehes Tränen“ von Sepp Paulus erkennen. Wir haben sie in der heutigen Nummer erscheinen lassen.

Der Inhalt dieser Geschichte ist kurz folgender: Ein Baron schießt auf einer Treibjagd, zu einer Zeit, wo dies zwecks Erzeugung sittiger Wirkungen verboten ist, auf ein weibliches Reh, verletzt es schwer am Rückgrat und begibt sich hierauf zur Verspeisung eines anderen, besser getroffenen Rehs zum Diner ins Schloß. Ein Förster findet das vollständig gelähmte, aber noch lebende und vor Schmerzen stöhnende Tier, holt den Baron samt der Jagdgesellschaft von der Tafel und zeigt ihm den Jammer. Die Damen, die eben noch lustig drauflosgeknallt haben, beginnen, logisch wie Damen nun eben einmal sind, zu weinen, der Baron aber gibt dem Wild den „Gnaden“schuß und stapft mit den Worten: Mein letzter Schuß auf Wild! ohne sich zu verabschieden, zur Bahn. Und er hat, wie versichert wird, dieses Versprechen auch gehalten.

Diese Jäger müssen ein sonderbar konstruiertes Gehirn haben! Herzlos und grausam sind sie gewiß nicht alle und auch Schwantje hat das nie und nirgends behauptet. Aber borniert, nicht zu sagen! Daß einer, wenn er den Jammer, den er angerichtet hat, von der Nähe sieht, zu jagen aufhört, ist ihnen kein Beweis für das Verbrecherische, sondern für das Edle des Tuns jener, die nicht daran denken, aufzuhören! Der heilige Hubertus, der die Jagd abgeschworen hat, ist ihr Patron bei der Ausübung der Jagd und das bei ihnen so beliebte Bild des Hirschen mit dem Kreuz zwischen dem Geweih, mahnt sie nicht an die Unverletzlichkeit des Tieres, sondern an die Schönheit ihrer Urtriebe! Logik: Nichtgenügend.



SCWACHER UR- UND STARKER BETRIEB

„Die Beutelust ist ein Urtrieb des Menschen“. Wie recht der Schwachverständige Drasenovich mit diesem Ausspruche hat, wie sehr er mit ihm als zu Unrecht über die Achsel angesehener Jäger ins Schwarze getroffen hat, wurde erst kürzlich wieder eklatant bewiesen durch den zur Hof- und Staatsaktion aufgeblasenen Geschäftsklimbim anlässlich des Besuches Amanullahs in Berlin. Abgesehen von dem Urtrieb jedes Deutschen, Majestäten zu verehren, war hier der Urtrieb der Beutelust nach Bestellungen für Afghanistan bei einem Volke von Koofmichs in einer Weise erwacht, die etwas Epidemisches an sich hatte. Vor unser aller Augen verwandelte sich da ein simpler Trieb in einen komplizierten Betrieb. Während in Deutschland Tausende hungern, wurden hier Tausende fürs Essen ausgegeben und das Staatsdiner bei Hindenburg begann mit „Caviar in beleuchtetem Eisblock, in Schiffsform gemeißelt“ als erstem Gang, worin sich in gespenstischer Weise der zu Eis erstarrte Wunsch Deutschlands nach einer Zukunft, die auf dem Wasser liegt, dokumentierte, während der achte Gang: „Soufflé glacé Noisette in künstlichen Zuckerkörben in Form von innen erleuchteten Weltkugeln“ wenigstens eine, wenn auch bescheidene Form von Erleuchtung in die Angelegenheit brachte. Aber alle Mischung von Zapfenstreichen und Narrenstreichen, all die lodernde Beutelust, die ihn umgab: konnte Amanullah nicht erwärmen. Er blieb kühl bis ans Herz hinan und nicht einmal der

— — vom Minister Braun — einem Sozialdemokraten!
— ausgeheckte Plan, ihn im Wildpark einen Hirsch schießen zu lassen, der zu diesem Behuf durch Rübenfütterung an einen sicheren Abschußplatz geködert werden sollte,

könnte ihn veranlassen, seinerseits das geringste Grunzen eines Urtriebes von sich zu geben. Gefühls-

duselig, schwärmerisch und krank bis ins Mark, lehnte Amanullah dankend ab mit der Begründung: in seiner Heimat erlege er zwar gefährliche Raubtiere, aber die Tötung eines gezähmten, unschädlichen Tieres mache ihm kein Vergnügen!

Jetzt harrt nur noch eine bange Frage der Antwort: Wird ihm der Germane Drasenovich nach Afghanistan nachreisen und ihn auf die sittigende Wirkung der ausgerechnet deutschen Weidgerechtigkeit geziemend aufmerksam machen?

Wer kanns wissen! Heiliger Hubertus, bitt' für ihn!



Schriften von Magnus Schwantje

Portofrei zu beziehen gegen vorherige Zahlung durch den

Bund für radikale Ethik, e. V.

Berlin W. 15, Düsseldorfstraße 13.

Postscheckkonto Nr. 56.771, Berlin.

Hat der Mensch das Recht, Fleisch zu essen?

2. Auflage M. 1.—

Von hervorragenden Schriftstellern als die grundlegende Abhandlung zur ethischen Begründung des Vegetarismus anerkannt.

Tiermord und Menschenmord — Vegetarismus und Pazifismus M. 0.60

Die Verwerflichkeit des Jagdvergnügens M. 0.60

Das Recht zur Gewaltanwendung M. 1.—

Dr. Kurt Hiller: „Das ist ethische Mathematik, ein Meisterwerk der Dialektik.“ „Eine der bedeutendsten rechtsphilosophischen Untersuchungen, die seit dem Kriege erschienen sind... Auf geradezu klassische Art setzt Schwantje sich darin mit Tolstoi auseinander.“ (Berliner Tageblatt).

Zahlreiche ähnliche Urteile sind abgedruckt in dem Flugblatt „Ueber Gewalt, Zwang und Nötigung“, das der „Bund für radikale Ethik“, Berlin W 15, unentgeltlich versendet.

Radikalismus und Idealismus M. 0.60

Leopold Katscher: „Jeder Satz dieser Abhandlung ist eine wertvolle Perle, das Ganze ein klassisches Meisterstück. Mit dieser Schrift stellt Schwantje sich in die vorderste Reihe unserer Ethiker und Logiker.“

Sollen wir jede sogenannte ehrliche Ueberzeugung achten? Eine Untersuchung der Einwirkung des unbewußten Willens auf die Urteilsbildung M. 0.60

Ein Verzeichnis anderer Schriften Schwantje's, unsere Satzung und mehrere Flugblätter senden wir kostenfrei.

Mitgliedsbeitrag 4 Mark jährlich.

DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 32

15. APRIL 1928

II. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

D^{II}HERBERIMÜLLERGUTTENBRUNN

INHALT:

Die Ueberschätzung des Koitus / Ude als ethischer
Schismatiker / Die Wirkung der absoluten Ethik
Udes / Die Strafe des Koitus.

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 32

15. APRIL 1928

II. JAHR

DIE UEBERSCHAETZUNG DES KOITUS

Vor Jahren lief beim Bezirksgericht Klosterneuburg, bei dem ich damals gerade als Rechtspraktikant in Verwendung stand, um den erhabenen Beruf des Richters aus der Nähe kennen zu lernen, eine Anzeige des zum Sprengel dieses Gerichtes gehörigen Gendarmeriepostens Kritzendorf ein. die im Wesentlichen folgendermaßen lautete:

Vorgestern erschien beim hiesigen Gendarmerieposten Herr N. N., Hausmeister des Hauses Kritzendorf Nr. so- undsoviel und gab folgendes zu Protokoll: Im Hause, in welchem ich als Hausmeister angestellt bin, wohnt seit einiger Zeit ein Herr X. Y. aus Wien mit seiner jungen Frau zur Sommerfrische. Dieser Herr nun verübt fast jeden Abend in seiner ebenerdig gelegenen Wohnung, bei hellerleuchtetem Zimmer, offenen Fenstern und zurückgeschlagenen Vorhängen mit seiner Frau den Beischlaf und ähnliche Sittlichkeitsdelikte, so daß meine Frau, die Hausmeisterin nicht länger Zusehen konnte.

Herr X. Y. diesbezüglich von einem Gendarmen einvernommen, gibt an: Es ist richtig, daß ich in meiner ebenerdig gelegenen Wohnung, bei hellerleuchtetem Zimmer, offenen Fenstern und zurückgeschlagenen Vorhängen mit meiner Frau den Beischlaf und ähnliche Sittlichkeitstä ndeleien vollführt habe; doch kann ich in meiner Wohnung machen was ich will und geht dieses weder den Hausmeister, noch seine Frau, noch die Gendarmerie etwas an.

Da infolge dieses Eingeständnisses der Tatbestand des § 516, St.G. vorzuliegen scheint, wird hievon die Anzeige erstattet.

Schober, Postenkommandant.

Auf diese Anzeige hin wurde beim Gerichte ein Termin anberaumt und bei der Verhandlung ging es in Bezug auf die Hüllen, die sonst Seele und Körper gnädig bedecken, hoch her. Es wurde festgestellt, daß die Sommerwohnung des Herrn X. mit den Fenstern gegen einen rings von einer Mauer umgebenen Garten zu lag, in dem zur nächtlichen Zeit der Tat höchstens ein Liebespaar etwas zu suchen hatte, mit Deliktsabsichten ähnlich denen, die der Wohnungsinhaber verwirklichte, niemals aber eine schon jahrelang verehelichte Hausmeisterin. Es wurde ferner festgestellt, daß besagte Hausmeisterin jede Nacht unter Aufopferung ihres Schlafes auf den Beischlaf gewartet und auch verschiedene Nachbarinnen zur Besichtigung jener deliktischen Tändelei eingeladen hatte. Und es ereignete sich schließlich infolge ihrer überaus drastischen Darstellungsweise des Geschauten und Gehörten bei der Verhandlung insoferne ein Zwischenfall, als ein bereits einvernommener Zeuge vor Lachen in die Hose machte und aus dem Gerichtszimmer entfernt werden mußte, was eine kurze Verzögerung des Freispruches, mit dem die Verhandlung endete, zu Folge hatte.

Ich erzähle dieses Erlebnis aus sonniger Jugendzeit nicht deshalb, um zu zeigen, womit sich die Bezirksgerichte beschäftigen müssen, wenn sie nicht gerade über das Goethesche Delikt zwischen zwei Höckerinnen zu judizieren haben; ich mißgönne es dem alten Amtsschimmel auch keineswegs, wenn er ab und zu einmal Gelegenheit erhält einen Johannistrieb zu stillen; was mir jedoch an dieser unvergeßlichen Anzeige der Gendarmerie über Zeit und Raum hinaus bemerkenswert erscheint, ist die in ihr zutage tretende zwiefache Auffassung des Koitus. Ist er nun ein Delikt? Ist er eine Tändelei (wie ich das Wort aus Stilgefühl für den barocken Tatbestand lieber schreiben würde)? Welche Auffassung ist die

richtige? Dies und nichts anderes wäre zu untersuchen.

Ich weiß, es ist ein furchtbares Unterfangen, auf das ich mich hier voll Uebermut einlasse und wenn ich es nicht in Nr. 29 (S. 25, Z. 13 v. o.) versprochen hätte, würde ich mich wahrscheinlich heute hüten, ein Problem aufzurollen, da« durch die Fülle des Gequatsches derart kompliziert und verworren geworden ist, daß man ein ganzes Buch schreiben müßte, um einigermaßen die Einfachheit der ganzen Angelegenheit bloßzulegen. In einem kurzen Artikel kann man höchstens eine schwache Ahnung von dieser Einfachheit im Leser erwecken.

Wir alle haben es schon mindestens einmal am eigenen Leibe gespürt, daß offiziell die Auffassung, der Koitus sei ein Delikt, überwiegt. Kirche und Behörde, mit anderen Worten also: Alter und Weisheit sind der Meinung, der Koitus sei unter allen Umständen verwerflich und seine Nichtausübung gebe mit einer noch höheren Gewißheit das ewige Leben, wie seine Ausübung das Leben. Da aber Kirche und Staat gleichermaßen an der Ins-Leben-Setzung von Schafen und Untertanen interessiert sind, bemühen sie sich beim Werke der Geschlechtsvermischung gegen Bezahlung zu intervenieren und so der üblen Sache, die aber doch auch wieder, sollen sich nicht die Einkünfte mindern, unentbehrlich ist, eine gewisse eheliche Weihe zu geben, der die verblüffendsten Wirkungen zugeschrieben werden. Durch sie allein wird ja schon der geschäftsmäßigste, ja selbst der durch Androhung von Arreststrafen der Frau abgenötigte e h e l i c h e Koitus sittlich hoch über jeden außerehelichen emporgehoben, sei dieser auch der reinsten, wenn auch materiell nicht genügend fundierten Liebe entsprungen. Die Meinung aber, daß Gott dem Menschen die Geschlechtsorgane eigentlich nur zu Prüfungs- und Anfechtungszwecken mit-

gegeben habe und ein ganz besonderes Interesse dafür bekunde, was der Erdenkloß nun mit seinem Unterleib beginnen werde., ist ein unerschütterliches Glaubensdogma der Kirche und zeigt, daß sich der Priester selbst die Gottheit nicht ohne eine, wenn auch merkwürdige Art von Sexualität vorstellen kann, ja daß er ihr geradezu seine persönliche Sexualität, deren Interessen durch das Zölibat vom eigenen Unterleib auf den des Nebenmenschen verschoben wurden, andichtet.

Auch Menschen, die von dem offiziell approbierten Stuß einer Religion der Armen im Geiste nichts mehr wissen wollen, die das Morden gestattet, wenn der Staat einen Nutzen davon hat, das Lieben aber verbietet, wenn kein Pfaffe dabei etwas verdienen kann, auch solche Menschen leiden heute noch mehr als sie meinen unbewußt unter den ihnen durch Erziehung, Gewöhnung und Vererbung eingefleischten sexueligiösen Vorurteilen. Denn die verrückte metaphysische Bedeutung fürs Seelenheil, die dem Koitus von der Kirche von jeher beigelegt wird; das Märchen, durch seine erste Verübung im Paradiese gegen das ausdrückliche Verbot Gottes seien Sünde und Tod in die Welt gekommen; der Irrwitz, die Beschneidung des zu seiner Verrichtung nötigen männlichen Gliedes, sei ein „Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Menschen“; die heillose Verwirrung, die angerichtet wurde durch die Verbindung des alten Testaments, in dem der Koitus als Hauptaufgabe des Menschen hingestellt wird, mit dem neuen, in dem er als Hauptfeind der Sterblichen erscheint; die unverschämte Frechheit der Behauptung, der sexuelle Irrtum eines Zwanzigjährigen erfordere zu seiner Wiedergutmachung eine unauflöslche, lebenslängliche „Einehe“, aber nicht des Weibes wegen, dem mit einem solchen Zwang ja doch nie ein Glück bereitet werden kann, sondern

Gottes wegen, der „beleidigt“ worden ist; und schließlich die naive Identifizierung des Weiblichen mit dem Teuflischen, die derselbe theologische Idiotismus zuwege gebracht hat, der kein Wort darüber verliert, wenn im Städtchen Calcata bei Rom noch heute die „hochheilige Vorhaut Christi“ den Gläubigen zu einer Anbetung ausgestellt wird, die vom Papst noch heute mit einem vollkommenen Ablass der Sünden belohnt wird, weil eben dieser theologische Idiotismus lange Debatten darüber abgeführt hat, ob dieser „fleischerne u. elastische Verlobungsring Christi und der Kirche“ (wie der Jesuit Salmerón die Vorhaut genannt hat!) Christus auch in der Eucharistie anhafte und daher von den Gläubigen mitverschluckt werden müsse — all diese Manifestationen des Irrsinns haben den Koitus, der eine ziemlich unappetitliche und nur in einer gewissen geistigen Umnebelung mögliche Verrichtung der Unterleibsorgane ist, mit einem kosmischen Nimbus umgeben, der grotesk wirkt. Und wenn dann ein tiefer veranlagter junger Mensch in der Pubertätszeit diese Angelegenheit zum erstenmal am eigenen Leibe erfährt, diese Angelegenheit, die angeblich die sittliche Weltordnung erschüttern soll und dabei höchstens eine Bettstatt wackeln macht, dann ist ein unendlicher Katzenjammer womöglich mit Selbstmordgedanken die Folge, weil niemand der blödwitzigen religiösen Ausschlachtung des Koitus, die Tag für Tag aufs neue unfaßbares menschliches Elend erzeugt, rechtzeitig eine kalte Douche verabreicht hat in Gestalt der nüchternen Feststellung seiner natürlichen Bedeutung für den Menschen, der ihn ausübt und seiner absoluten Unbedeutung für alle andern, inklusive des Weltalls. Und auch der Einwurf, den hier einer machen könnte, indem er darauf hinweist, daß nicht nur das Christentum, sondern auch andere Religionen, zum

Beispiel die indischen, den Koitus ablehnen, ist durchaus unstichhältig. Denn die indischen Religionen lehnen den Koitus deshalb ab, weil er mit seinen Folgen (Kinder, Familie und Notwendigkeit, für diese zu arbeiten und zu sorgen) die Erreichung höchster religiöser Vervollkommnung verhindere, während ihn das Christentum nicht nur für Menschen eines so hohen Strebens, sondern für jeden ledigen Hausknecht ablehnt, weil Gott, der die Geschlechtsorgane erfunden hat, durch ihre Anwendung gekränkt wird.

Man kann natürlich bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der seelischen Situationen, in denen die Ausübung des Koitus möglich ist, nicht irgend ein Urteil in Bausch und Bogen fällen, ohne ungerecht zu werden. Aber man darf sich auch nicht einbilden, daß man alle Tage erleben könne, was man nur einmal im Leben als unsägliches und erschütterndes Erlebnis empfinden kann (Siehe die Novelle in Nr. 27!) und man darf nicht die Auswirkung einer durch die Liebe hervorgerufenen heiligen Verfassung der Seele auf das Konto einer höchst unheiligen körperlichen Vermeidung buchen, die ihre Beliebtheit nur der Verbindung mit der Lust verdankt. Diese Verbindung des Koitus mit der Lust aber — und dies ist jetzt der springende Punkt der ganzen Angelegenheit — ist ein ganz gemeiner Schwindel der Natur, um den Menschen, der die Welt als leidvoll empfindet und durchschaut hat, gegen seine Ueberzeugung zur Zeugung zu veranlassen, ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen und zu knechten. Dieser offensichtliche Betrug aber ist eine durchaus unsittliche Tat und einzig und allein in diesem Sinne kann man manchen Koitus, der ein Kind zur Folge hat, als unsittlich bezeichnen, niemals aber den, der kein Kind will, wie der öde reli-

giöse Standpunkt der Kirche fordert. Es ist vielleicht das bedeutendste Zeichen der Ueberlegenheit des Menschen über das Tier, wenn er diese Absicht merkt, verstimmt wird und seine Mitwirkung bei diesem Betrüge, den andere Wesen dann entgelten müßten, durch Anwendung empfängnisverhütender Mittel verweigert. Und solange das Bestehen des Menschengeschlechtes nur auf Betrug aufgebaut ist, solange es bei der Zeugung nicht ehrlich zugeht und solange nicht einzig und allein die ihrer Verantwortung bewußte Sehnsucht der Eltern nach einem Kinde genügt die Erde zu bevölkern, solange ist eine ethische Konsolidierung dieser besten der Welten ausgeschlossen und wenn sich sämtliche Pfaffen auf den Kopf stellen. Darum ist es heute die absolut wichtigste Aufgabe der Wissenschaft, ein beinahe kostenloses und dabei dabei unfehlbar wirkendes Mittel gegen die ungewollte Empfängnis zu finden. Dann wird man ja sehen. Dann werden nur jene Gemeinschaften blühen, die den Eltern die Gewißheit geben werden, daß ihre Kinder im Lande bleiben und sich redlich nähren können, nicht aber außer Landes gehen und für den Export kämpfen und fallen müssen. Dann wird sich kein Esel mehr aufregen, daß in einer Zeit, in der die Menschen viel leiden müssen, die Geburtenzahl zurückgeht. Dann wird man als sittlich erkennen, was heute als unsittlich gilt. Je mehr aber die Menschheit ausstirbt, desto mehr ist Gott der Blamierte, der „sahe, daß es gut war“ und der Teufel wird hoffentlich jene Priester holen, die die Präservative verfluchen, weil die Kanonen, die sie segnen, zu wenig Futter, haben.

Wenn naturfremde Menschen, wie die hinter scholastischen Scharteken mann- und streitbar gewordenen Priester, mit etwas Natürlichem Zusammenstoßen, dann ist erfahrungsgemäß die Schweinerei fertig. Dann wird behauptet, der Mensch habe

seine Geschlechtsorgane nur zur Fortpflanzung, sie daneben auch noch zur Unterhaltung zu verwenden sei tierisch, und der dumme Kerl von Rom glaubt es, obwohl er nur seine Augen aufzumachen brauchte, um zu merken, daß gerade die Tiere ihre Geschlechtsorgane nur zur Fortpflanzung verwenden, und daß man ihm eine Kaninchenethik predigt, die nicht einmal konsequent ist, denn nirgends wird von der Kirche der Koitus zu einer Zeit verboten, in der die Frau bereits schwanger ist, der Koitus also nur dem Vergnügen dienen kann. Dann kommt wieder der Professor Ude und reklamiert dieses Vergnügen am Koitus, das einzige, das den Armen und Ausgebeuteten nicht genommen werden kann, auch noch für die Reichen und verlangt, daß der, der kein Geld zur Erhaltung einer Familie habe, deren Wachstum Gott überlassen bleiben muß, eben absolut keusch zu leben und auf einen Haupttreffer zu warten habe. Dann dekretiert dieser selbe Professor Ude, daß es gegen die Natur verstoße, die Zahl der Kinder zu beschränken und niemand macht ihn darauf aufmerksam, daß es ebenso gegen die Natur verstößt, wenn man sich von einem Tiger nicht gutwillig auffressen lassen will und sich wehrt, denn wenn der Tiger den Menschen frißt, so ist das durchaus im Sinne jener Natur gelegen, die keine Präservative und auch keine Waffen an den Bäumen wachsen läßt. Und weil eine, langsam aber sicher immer aufgeklärter werdende Menschheit dem Blödsinn gegenüber täglich mißtrauischer wird, auch wenn er sich noch so himmlisch gebärdet, hören wir die Bischöfe immer wieder in Hirtenbriefen nach der religiös kommandierten „Bekennnisschule“ schreien, weil ohne dem, was diese Schmerzbäuche unter Religion verstehen, angeblich keine Moral und keine Sittlichkeit möglich sei. Abgesehen davon, daß es ein trauriges Eingeständnis ist, wenn sich eine Lehre

nur von einer gewaltsamen Verzäpfung an geistig unmündige und kritiklose Kinder noch einen billigen Erfolg verspricht, ist die Behauptung der Notwendigkeit kirchlicher Gesinnung zu ethischem Handeln ebenso geistreich, wie die Behauptung, man benötige zur Entscheidung der Frage, wieviel zwei mal zwei sei, den heiligen Geist und eine Inspiration der Gottheit. Denn die Entscheidung, ob etwas ethisch sei oder nicht, ist höchst einfach; nur die Umsetzung der Erkenntnis in die Tat bereitet dann, weil dies mitunter die Bequemlichkeit ganz erheblich stört — jene bekannten Schwierigkeiten, zu deren Ausdruck Gott die stereotype Redewendung: „Das ist ja alles recht gut, aber...“ geschaffen hat. Nein, das alte, gute und jedem Esel verständliche Sprüchlein: Was Du nicht willst, daß man Dir tu, das füg' auch keinem andern zu! genügt vollständig zur Aufrechterhaltung des ethischen Betriebes auf Erden, bedarf keiner religiösen Aufmachung und keiner Unterstützung durch Offenbarungen und ähnlichen Kohl. Heute sind Offenbarungen zu einem völlig untauglichen Mittel geworden, denn sie offenbaren bei näherem Zusehen immer häufiger das, was durch sie verschleiert werden soll und gehören längst neben Daumschrauben und Folterwerkzeuge in die Missionsausstellung die der Vatikan mitunter veranstaltet. Auch im Falle des Koitus sind sie entbehrlich. Auch der Koitus ist, wenn er nur das eigene Wohl mit keinem Wehe anderer verbindet, absolut ethisch. Und der außereheliche Koitus, der mit empfängnisverhütenden Mitteln ausgeführt wird, ist ethischer als der eheliche, der der Frau die Lasten einer achten Geburt aufhalst, weil nach Mussolinis neuestem Gebot Eltern von mehr als sieben Kindern freie Fahrt auf der Straßenbahn haben!

Wie ein Damoklesschwert schwebt heute noch die Möglichkeit einer ungewollten Empfängnis über

dem Koitus jener Menschen, denen die gottgewollte Ordnung nur noch die Möglichkeit Leben zu erzeugen, gelassen hat, während sie ihnen die Möglichkeit, ihres Lebens auch nur im bescheidensten Maße froh zu werden, längst genommen hat. In dieser steten Bedrohung der Menschen mit Qual durch die Lust liegt heute einzig und allein noch jene Bedeutung des Koitus, als eines Deliktes, die jene, die aus der Unfreiheit der Vielen die Subsistenzmittel zu dem freien Räuberleben, das sie führen, ziehen, um jeden Preis erhalten wollen. Die Welt stürbe aus, beteuern sie, wenn ein allgemein zugängliches Mittel der Empfängnisverhütung gefunden würde. Na, Prost Mahlzeit, das muß dann eine gute Welt sein, von der sie auf der andern Seite, weils ihnen gut geht, behaupten, sie sei die beste der Welten! Wenn in einem Laden den Kunden nichts geboten wird, wenn sie im Gegenteil die Gewißheit haben, ausgeraubt zu werden, dann bleiben sie eben aus und Zusperrern ist die Losung. Das ist nicht bloß ein Geschäfts-, das ist überall dort wo menschliche Logik herrscht ein Lebensprinzip.

Es ist nur mehr eine Frage weniger Jahre, ob dieses Mittel gefunden wird, das dem Menschen die letzte, höchste Freiheit gibt, zu entscheiden, ob es der Mühe wert sei, zu leben und das Leben zu erhalten, das Mittel, das ihn befreien wird von der Herrschaft eines Schwindels, die alle Schwindler erhalten sehen wollen. Dann wird man erkennen, daß der Koitus, will er überhaupt eine Berechtigung haben, nur eine Tätigkeit zur Vermehrung der Freude und keine zur Vermehrung des Leids auf Erden sein darf. Daß es nur dann zu einem Kinde führen darf, wenn dadurch Freude für die Eltern und Freude für das Kind entsteht.

Der Koitus ohne Willen zum Kind aber ist eine körperliche Verrichtung wie das Essen. Trinken und

Atmen, eine Reizung der Nerven, wie das Betrachten eines Bildes und das Anhören eines Liedes. Er spornt den Mann vielleicht zu Taten an, er heilt das Weib vielleicht von Hysterie und Blutarmut, aber er hat mit dem Himmel so wenig zu tun wie mit der Hölle, er macht den Menschen weder gut noch schlecht. Nicht er drückt dem Menschen, sondern der Mensch drückt ihm den Stempel auf. Nicht die Sexualität macht den Menschen zum Verbrecher, sondern der verbrecherische Mensch macht aus der Sexualität ein Verbrechen. Nicht die gewaltsame Unterdrückung des sexuellen Lebens führt zu einem reineren und höheren Leben, sondern ein höheres Leben führt von selbst zu einer geringeren Schätzung des Unterleibes. Der Zwang und die staatliche und kirchliche Reglementierung, die heute noch allenthalben auf dem Gebiete des Sexuellen als Allheilmittel propagiert werden, sie allein haben zur Verbindung der Gewalt mit dem Koitus geführt; sie allein haben es verschuldet, daß der Koitus heute mit Selbstverständlichkeit für ein Mittel gilt, sich selbst Befriedigung zu verschaffen, aber daß es als unkeusch gilt, auch nur davon zu reden, daß er eigentlich auch ein Mittel sei, den anderen zu befriedigen; daß er nicht nur Mittel sei, körperliches Glück zu erlangen, sondern auch ein Mittel körperliches Glück zu spenden. Daß er durch diese Berührung mit einer geistigen Sphäre erst zu dem wird, womit er sonst nicht das Geringste zu tun hat, nämlich zur Liebe. Daß ihm erst dann, wenn zwei liebende Seelen in dem großen Augenblicke des Sinkens alles Trennenden zwischen ihnen unaussprechlich klar empfinden, daß es nur eine Weltseele gibt; deren Teile sie sind, daß ihm erst dann, wenn sich in diesen Seelen der Wunsch regt, auch körperlich eins zu werden, aus zwei Körpern einen — das Kind — entstehen zu lassen, daß ihm erst dann jene heilige Be-

deutung zukomme, die ihm die, die nichts von ihm verstehen, alle Tage beilegen möchten.



UDE ALS ETHISCHER SCHISMATIKER

In der Nummer 41 des Jahrganges 1927 der in Berlin erscheinenden ärztlichen Wochenschrift „Die ärztliche Welt“ erblickte ein Artikel des bekannten Grazer Theologieprofessors Dr. Johann Ude — dessen Bekanntschaft die Leser des Nebelhorns in Nr. 9 gemacht haben — das Licht einer Welt, in der man sich ohne Ude langweilen würde. Der Artikel führt den etwas langatmigen Titel: „Zur Frage der Herstellung, der Einfuhr, des Verkaufes, der Anpreisung und des Gebrauches der geburtenverhindernden Mittel“ und ist eine weiter nicht verwunderliche Aeüßerung der Wirkung des Cölibates auf den Verfasser, dem nach der Tabu-Erklärung des eigenen Unterleibes durch die Kirche ja wirklich nur der Unterleib der anderen als Feld sexueller Betätigung übrigbleibt. Statt aber die Tintenejakulationen eines Menschen, der infolge Nichtanwendung eines Präservativs zur durch und durch verderbten Welt gekommen ist und nun unlogischer Weise gegen, statt für die Präservative kämpft, mit einem Achselzucken ad acta zu legen, hat sich eine Reihe deutscher Aerzte und Aerztinnen bewogen gefunden, Ude in den Nr. 43 und 44 obgenannter Zeitschrift zum Teil ganz ausgezeichnete und treffende Antworten zu geben, während Ude in der Nr. 3 des Jahrganges 1928 die Debatte mit einem Resumé schloß, sich darin aber ängstlich hütete, auf die Argumente seiner Gegner einzugehen, sich vielmehr der „christlichen Ethik“ gleichsam als eines Präservativs zum Schutze gegen die Ansteckung mit den sexuellen Ketzerien der anderen bediente. Das sah so aus:

Ich stelle zunächst fest: Es gibt nur zwei Arten von Ethik eine absolute und eine relative.

Die absolute Ethik, die eine theozentrische ist, eine Ethik also, die im Gottesgedanken wurzelt und nur eine sein kann mit ganz fest umrissenen Sittenvorschriften, unabänderlich, wie das Wesen Gottes selbst, tritt uns entgegen durch das natürliche Sittengesetz und durch die christliche Offenbarung. Die relative Ethik, die eine anthropozentrische ist, eine Ethik also, die den Eigenwillen des handelnden Subjektes, d. i. letzten Endes die Willkür des Menschen als Quelle aller sittlichen Verpflichtungen hinstellt und daher so vielfache Variationen auch hinsichtlich der theoretischen Forderungen aufweist, als es handelnde Subjekte gibt, ist die auf der Autonomie fußende Ethik. Mit diesen wichtigen Feststellungen ist der von mir als Vertreter der christlichen Ethik gegebene Standpunkt auch in der Frage der Verwendung der Präservativmittel in eindeutiger Weise ein für allemal entschieden, in einer Form, die keine Kompromisse duldet.

Als Christ, der nach dem Grundsatz der religiösen Aufrichtigkeit handelt, darf ich mir meine Ethik nicht willkürlich selbst konstruieren, sondern ich habe mein Vernunfturteil nach dem Urteil des göttlichen Vernunftwillens einzusteißen und danach zu handeln. Die Vertreter der relativen Ethik hingegen lassen als Maßstab ihres sittlichen Handelns letzten Endes immer nur die eigene Willkür gelten, die natürlich bald diesen, bald jenen Gesichtspunkt für ihre sittliche Einstellung geltend macht.

Dieses Gerede ist natürlich „letzten Endes“ ein Stuß, von dem man infolge seiner Offensichtlichkeit nur mit Zögern behaupten kann, er sei nicht bewußt, zur Förderung der Verwirrung in den Gehirnen, verzapft worden, einer Vewirrung, die der „göttliche Vernunftwille“ so notwendig wie einen Bissen Brot braucht, will er nicht durch die Frage in Verlegenheit versetzt werden, warum denn eigentlich die göttliche Vernunft nicht genau so konstruiert sei wie die menschliche, damit diese endlich jene verstehen könne und nicht schon allein angesichts der Möglichkeit der Niederschrift obenzitiertes Sätze sich versucht fühle, an dem Vorhandensein eines göttlichen Vernunftwillens zu zweifeln. Denn es gibt nicht

„nur“ zwei Arten von Ethik, sondern sogar nur eine und der Satz: Es ist unstatthaft, das eigene Wohl (oder auch Wehe) mit einem Wehe des anderen zu verbinden, unterliegt weder irgend einer persönlichen „Willkür“, noch einer „Einstellung“, noch ist er bald so, bald so, sondern immer so; und er nimmt von den Präservativen nur insoferne Notiz, als sie imstande sind ein fremdes Wehe zu verhindern, also absolut ethische Gebrauchsgegenstände darstellen. Ein Freund des Nebelhorns aber sandte, gereizt durch dieses in der Ethik künstlich erzeugte Schisma, folgenden vernichtenden Brief an Ude:

Sehr geehrter Herr Professor!

In Ihrem Schlußwort zur Diskussion über den geschlechtlichen Verkehr mit konzeptionsverhütenden Mitteln (medizinische Welt Nr. 3 ex 28) erwähnen Sie, daß Sie zahlreiche Zuschriften mancherlei Inhaltes bekommen haben. Es wird Ihnen wohl auf eine weitere nicht ankommen.

Weshalb ich mich aber trotzdem genötigt fühle, Ihnen jetzt nach dem Schlußworte privat zu entgegnen, wird vielleicht aus dem Inhalt der Entgegnung hervorgehen.

Zunächst Folgendes: lieber Weltanschauungen bezw. über die Einstellung des Einzelnen zu den Fragen der Transzendenz oder besser gesagt der Ewigkeit läßt sich nicht streiten. Am allerwenigsten kann ein gläubiger Christ wie Sie, sich darüber in eine Diskussion mit mir einlassen, denn Sie werden zweifellos auf Grund meiner diesbezüglichen Einstellung mich Ihrer Nomenklatur entsprechend als Heiden bezeichnen. Wenn ich trotzdem im Anfänge meines Schreibens einiget über meine Einstellung zu diesen Fragen sagen will, so geschieht dies bestimmt nicht, um eine solche von vornherein unfruchtbare Diskussion heraufzubeschwören, noch viel weniger in der Absicht, Ihren Glauben, vor dem ich (das ist weder Höflichkeitsfloskel noch captatio benevolentiae) Achtung und Respekt empfinde, herabsetzen zu wollen, es geschieht dies vielmehr lediglich, um mich Ihnen gewissermaßen vorzustellen. Denn von der Kenntnis meines Namens und meines Berufes haben Sie in solcher Diskussion nichts.

Sie sagen in Ihrem Schlußwort, es gibt 2 Arten von Ethik, eine absolute und eine relative. Hier komme ich schon

nicht mit. Eigentlich gibt es meiner Ansicht nach dem soziologischen Standpunkt nur eine, sagen wir zumindest nur eine gebräuchliche Ethik, das ist die relative, also jene Formen und Uebereinkünfte menschlichen Gemeinschaftslebens, die sich den jeweiligen Formen dieses Lebens entsprechend entwickelt haben, bezw., die daraus abgeleiteten Regeln und Gesetze. — Eine absolute Ethik kenne ich nicht. Ich habe sie bisher noch niemals, zumindestens noch nie in irgend einer menschlichen Gemeinschaft auch nur annäherd lebendig gefunden. Einsiedler, die in die Wüste gingen und dort von Heuschrecken u. wildem Honig lebten, scheinen ihr vielleicht nahe zu stehen. Doch erstens, was will eine Ethik, die die menschlichen Beziehungen flieht für die Menschengemeinschaften bedeuten? u. zweitens, was würden wohl die Heuschrecken und die wilden Bienen von dieser Lebensform denken? — und drittens und letztens: unser ganzes Erdenleben ist bedingt, woher sollen wir armen Menschen absolute Maßstäbe nehmen? Ich weiß, Sie werden mir hier erwidern: „die Offenbarung“ und Sie wissen gleichfalls aus meinen vorhergehenden Ausführungen, daß ich an diese nicht glaube, obwohl ich dem Volk entstamme, das als einziges auf Erden zweimal gewürdigt worden sein soll, diese göttliche Offenbarung direkt von der Urquelle ewiger transzendenter Weisheit her empfangen zu haben. — Ich sagte vorhin, obwohl ich diesem Volk entstamme, vielleicht hieß es aber besser gerade deswegen, weil ich diesem Volke entstamme und bei aller großen Liebe, die ich für dasselbe empfinde, nicht blind für seine Fehler und Schwächen bin. Und weil ich ferner bei aller Liebe zum eigenen Volke, Achtung und Liebe für andere Menschenvölker und Achtung und Liebe gegenüber den anderen Formen des Lebens auf dieser Erde nicht vergessen habe. Die Frage bleibt für mich unlösbar, warum diese Offenbarung zu einer Zeit gegeben worden, wo auf Generationen hinaus die Möglichkeit nicht gegeben war, die Heilsbotschaft zu den anderen Menschen der Erde zu bringen (zu den roten und schwarzen und gelben, die doch auch Gotteskinder sein müssen). Es hätte doch die göttliche Liebe sich auch dort direkt offenbaren müssen, wenn ich schon (um nicht zu weit abzuschweifen) darauf verzichte, die Frage zu erörtern, warum gerade der Mensch, dem ich keinen Vorzug gegenüber anderen irdischen Lebewesen zuzugestehen vermag, allein dieser Offenbarung gewürdigt worden sein soll. Unter den Bewohnern Amerikas gab es hochgesittete, sozial hochstehende Völker, deren Kultur der europäischen zumindest gleich kam, wie z. B. das Inkareich. War es richtig und entsprach es dem Willen einer allgütigen Vor-

sehung, daß die Heilslehre zusammen mit goldgierigem Abenteurergesindel, geführt von dem Räuber und; Mörder Pizarro, zu ihnen kam? Jenem Pizarro, der den Inka Atahualpa tückisch in sein Lager gelockt, ihm dann unerhörtes Lösegeld erpreßt und ihn schließlich doch ermordet hat? War es richtig, daß die Heilsbotschaft nur dadurch im neuentdeckten Lande Fuß fassen konnte, daß die friedlichen Einwohner in wenigen Generationen ausgetilgt und vernichtet wurden und die Nachkommen jener Abenteurer dortselbst eine Wolkenkratzerzivilisation errichtet haben, die am Maße christlicher Nächstenliebe gemessen weltweit hinter dem Gemeinschaftsleben des heidnischen Inkareiches zurück steht? Doch genug davon. Wie ich eingangs erwähnt habe: solches Debattieren hat wenig Sinn.

Wenn ich absolute Ethik als etwas Bestehendes leugne, so leugne ich nicht den dunklen Trieb in vielen Menschen, ihr Denken über Sittlichkeit und Gemeinschaft irgendwie tastend im Dunklen und Unbekannten, im Absoluten zu verankern. Der Trieb ist noch nicht erlangtes Ziel, der Versuch noch nicht Erfüllung. Es gibt also, so wie ich die Dinge sehe, keine absolute Ethik für den Menschen, aber ein triebmäßiges Sehnen, Streben und Verlangen danach. Dieses Streben nenne ich, wie immer es sich auswirken mag, Religion. Areligiös ist für mich der Mensch, der es nicht hat, mag er ein noch so geschätztes Mitglied was immer für einer Konfession sein.

All diese langatmigen Erörterungen waren, wie gesagt, nur eine Einleitung. Erschrecken Sie nicht! Ich hoffe mich in Bezug auf das *meritum* kürzer fassen zu können. Jedenfalls will ich gleich zu Beginn mit der Absicht, die ich Ihnen gegenüber habe, herausrücken. Vielleicht werden Sie dann mit einem „Apage Satanas!“ meinen Brief ins Feuer werfen, ich könnte und würde Sie nicht daran hindern. Ich will Ihre Seelenruhe stören. Sie scheinen mir im Bezug auf die Idee, die Sie vertreten, zu selbstbewußt und stolz. Sie übersehen, in Betrachtung einer gedanklichen Konstruktion versunken, Tatsächlichkeiten, und das ist nicht recht so, denn Tatsächlichkeiten können bitter wehe tun, und wenn man sie im Fluge der Gedanken übersieht, können sie sich leicht wiederholen und neue Schmerzen und neues Leid schaffen.

Noch Eines! Vom Selbstbewußtsein zum Selbstgerechten ist kein weiter Schritt und Sie, Herr Professor, wissen wohl besser als ich, wie wenig Ihr Herr und Meister die Selbstgerechten mochte. Wenn ich von ihm, den Sie göttlich verehren, hier spreche, kann ich das nicht tun ohne hinzu zu fügen, da auch ich ihn verehere. Von dem, was ich göttlich

nenne, ausgehend, kann ich ihn auch göttlich nennen. Doch ist das nur eine scheinbare Uebereinstimmung der Gedanken, denn wie Sie selbst genau wissen dürften, reden wir in dieser Hinsicht verschiedene Sprachen.

Und nun, *medias in res!* Sie schreiben in Ihrem mehrfach zitiertem Schlußworte davon, daß christliche Ethik und absolute Sittlichkeit identische Begriffe wären. Und hier möchte ich Sie stellen! Sie sind ein Philosoph und bekannter Denker, Herr Professor. Aber haben Sie in dem Momente, als Sie dies schrieben, den Sinn des schwerwiegenden Wortes „absolut“ auch restlos vor Augen gehabt. Absolut heißt, wie Sie ja genau wissen, losgelöst von allen Bedingtheiten, also auch vom Zeitlichen, Oertlichen und Menschlichen. Und wenn ich für Sie weiter folgere, der offizielle Vertreter der christlichen Ethik ist die katholische Kirche und wenn ich hier versuche, an die praktischen Konsequenzen des Wirkens dieser Kirche den Maßstab absoluter Sittlichkeit anzulegen, dann stehen selbst die fadenscheinigsten Argumente, die man im Kampfe gegen diese Idee und ihre irdische Organisation einzuwenden gewohnt ist, plötzlich in ganz neuem Lichte da und alle Verteidigungswaffen schmelzen wie Wachs im sengenden Licht des Absoluten. Viel große Ideen hat die Menschheit bereits hervorgebracht und niemals konnte sich ihre Verwirklichung mit der lauteren Reinheit des ursprünglichen Gedankens messen. Auch der kritischste Betrachter war, wenn er gerecht war, immer genötigt, den tatsächlichen Erscheinungsformen sittlicher Ideen die menschliche Unzulänglichkeit als weitgehendsten Milderungsgrund zuzubilligen. Die Lehren Moses, Mohammeds und Sidharatas, die Reformation und der Sozialismus, sie alle können an diesen Milderungsgrund appellieren. Glauben Sie wirklich im Namen des Christentums auf ihn verzichten zu können? Sind Sie tatsächlich im Stande die Herrschaft Alexander des VI., sind Sie im Stande, Hexenprozesse und Folterqualen, Scheiterhaufen und Inquisition, blutige Gegenreformation und die Taten der Kreuzfahrer mit den Forderungen absoluter Ethik ins Einvernehmen zu bringen? Es gab eine Zeit, da hätte ein solcher Brief genügt, den Schreiber einem qualvollen Tod zu überantworten. Ist ein solcher Kampf der Meinungen recht? Entspricht er den Forderungen absoluter Sittlichkeit? Daß diese Dinge der Vergangenheit angehören ist ein Argument, das im Absoluten lächerlich wird. Was wäre das für ein absolutes Denken, welches von ein paar Jahrhunderten fortschreitender menschlicher Gesittung abhängig wäre?

Aber ich kann Ihnen auch mit Gegenwart dienen. Soll es Ihnen entgangen sein, daß im benachbarten Ungarn Räuber und Mörder gehaust haben, die als Schlagwort für ihr unseliges Wirken die Bezeichnung „praktisches Christentum“ gewählt haben. Auf dem Throne des Reichsverwesers sitzt ein Mann, der von einem Ihrer Gesinnungsfreunde der Anstiftung zum Mord überführt worden ist. Im Namen des Christentums haben jenseits der Leitha Menschen unerhörte, schandbare Taten einer sogenannten Rachejustiz begangen, also im Namen dessen, der die Rache für sich in Anspruch genommen hat, um sie nicht auszuüben. Wollen Sie diese Dinge mit den Grundbegriffen absoluter Ethik vereinbaren? Die Verantwortung hierfür können Sie bestimmt im Namen des Christentums nicht ablehnen, denn in Rom residiert der allgemein anerkannte, unfehlbare, inappellable Repräsentant der christlichen Idee. Ein Wort von ihm, ein Bannfluch gegen den Lästler, der im Namen einer sittlichen Idee seine Horden räubern, morden und brandschatzen läßt, hätte alles Weitere unmöglich gemacht. Nichts dergleichen ist geschehen. Auch von Ihnen, Herr Professor, habe ich niemals ein öffentliches Wort der Mißbilligung, ein Zeichen des Abrückens von jenen Greuelthaten gesehen und gehört. Ich weiß wohl, daß Sie solche Dinge nicht billigen und glaube auch nicht, daß man in Rom Sympathien für solche Kampfmethoden hat, allein „qui tacet consentire videtur“. Mindestens muß eines gesagt werden, daß es mit der absoluten Ethik bestimmt nicht vereinbar ist, aus irgendwelchen diplomatischen Rücksichten gegenüber solchen Ereignissen zu schweigen.

Ob Sie mir antworten werden, weiß ich nicht. Wichtiger ist mir eines, daß sie selbst versuchen, sich Rechenschaft über solche Dinge abzulegen. Vielleicht kommen dann auch Sie zu dem Schluß, daß wir von irdischer Bedingtheit und Unzulänglichkeit auch durch transzendente Gnadentakte nicht erlösbar sind, und daß es infolgedessen ungemein bedenklich ist, irgend eine menschliche Institution, und mag sie einem auch noch so wert und teuer sein, in das grelle, erbarmungslose Licht des Absoluten zu stellen. Als Mensch zum Menschen redend, könnte man sich leichter verstehen und manches. Elend und mancher mörderische Krieg wäre der gequälten Menschheit erspart geblieben, wenn nicht die meisten Menschen immer und immer so fest überzeugt gewesen wären, daß Sie allein den echten Ring besäßen.

Ich hoffe, Sie nehmen diese Worte so wie sie gedacht

sind, nicht als Hohn und nicht als Herausforderung, sondern als das Ergebnis ehrlicher Gedanken, die ein wahrheitssuchender, gleichfalls unzulänglicher Mensch bei Ihren Ausführungen gedacht hat. Wer Gedanken in die Welt aussendet, muß auf Kritik und Gegenrede gefaßt sein, darum waren Ihre Ausführungen die Legitimation, die mich zu diesem Briefe berechtigte.

Ich bin mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung:
Dr. Rudolf M e n z e l , Linz-Kleinmünchen.

Auf diesen vor Wochen abgesandten Brief erfolgte nie eine Antwort. Aber auch das Schweigen ist schließlich eine Aeüßerung des göttlichen Vernunftwillens. Und in diesem Falle eine bedeutsame-
re als es das Reden gewesen wäre, wie mich dünkt.

DIE WIRKUNG DER ABSOLUTEN ETHIK UDES

durch das Zölibat auf den Mann:

Am 15. März vormittags fand im Grazer Versorgungshaus eine interne Jubiläumsfeier statt an der auch der 48jährige Hauspfarrer der Anstalt Leopold Janz, ein allseits beliebter Priester, in fröhlichster Laune teilnahm. Nach der Feier zog sich Janz in seine im zweiten Stock gelegene Wohnung zurück, um so wie alltäglich von 3—4 Uhr seiner obligaten Mittagsruhe zu pflegen. Da der Pfarrer aber nachmittags zu einer für halb fünf Uhr angesetzte Leicheneinsegnung zu der schon alle auf ihn warteten, nicht erschien, wurde der Ministrant um ihn geschickt, fand aber die Türe verschlossen. Da sich auch auf Klopfen niemand meldete, wurde die Türe gewaltsam erbrochen. Den Eintretenden bot sich ein furchtbarer Anblick: Pfarrer Janz hing in weiblicher Kleidung, mit hellen Frauenstrümpfen und Frauenschuhen den ganzen Körper eng mit einer dünnen eisernen Kette umschnürt leblos an einem Mauerhaken. Hände und Füße waren mit Ketten gefesselt, die durch eiserne Vorhängschlös-

durch Reliquienverehrung auf das Weib:

So Christus bemitleidend und beweinend fing die ehrwürdige Agnes Blannbekin an, darüber nachzudenken, wo seine Vorhaut sei. Und siehe da! bald fühlte sie auf der Zunge ein kleines Häutchen, gleich dem Häutchen eines Eies, voller übergroßer Süßigkeit und sie schluckte es hinunter. Kaum hatte sie es hinuntergeschluckt da fühlte sie schon wieder das Häutchen mit der Süßigkeit auf der Zunge und sie schluckte es nochmals hinunter. Und so machte sie es wohl hundertmal. Und da sie es ebenso oft fühlte, wurde sie versucht, es mit dem Finger zu berühren. Als sie das ausführen wollte, ging das Häutchen von selbst die Gurgel hinunter. Und es wurde ihr offenbart, daß die

ser, die abgesperrt waren, zusammengehalten wurden. Sogar durch die Nase war ein Ring gezogen. Da ein Verbrechen ausgeschlossen ist, kann nur angenommen werden, daß Pfarrer Janz an Masochismus litt. Er dürfte ohne die Absicht, Selbstmord zu begehen, vor dem Spiegel, vor dem die Leiche hing, Würgebewegungen versucht haben und dabei vom Tode überrascht worden sein. In seinem Kleiderkasten fand die Gerichtskommission nicht nur die obligate schwarze Kleidung des Priesters, sondern noch viel mehr der elegantesten Frauenkleider, seidene Damenwäsche, Strümpfe und Schuhe.

(Zeitungsnachricht)

Vorhaut mit dem Herrn am Auferstehungstage auferstanden sei. Während dieser Offenbarung war sie innerlich voller Licht, so daß sie sich selbst vollständig sah. Und so groß war die Süßigkeit beim Hinunterschlucken des Häutchens, daß sie in allen Gliedern und in allen Muskeln der Glieder eine süße Umwandlung fühlte.

(Aus: Venerabilis Agnetis Blannbekin vita et revelationes, herausgegeben vom Benediktiner B. Pez, Wien 1731, pag. 38 ff.)



DIE STRAFE DES KOITUS

(Aus einem alten Andachtsbuch)

Viertens, ist noch Eins, welches das höllische Feuer unaussprechlicher Weise heiß macht; nämlich der Athem Gottes, der selbiges allezeit anzündet. Denn also sagt der Prophet Isaias: Sieh, der Zorn des Herrn brinnt, und ist schwer zu tragen, seine Lefzen sind voll Grimmes, seine Zunge ist wie ein verzehrendes Feuer, und sein Athem ist wie ein reißender Regenbach, der Einem bis an den Hals geht, damit er die Sünder verderbe.

Unter allen ist das Aergste, das er sagt; Der Athem des Herrn blase das Feuer an. Denn wenn man ins Feuer blaset, so brinnt es viel mehr, und wenn man mit großen Blasbälgen (wie in den Eisen-schmieden geschieht) das Feuer erhitzt, so tobet es, als wenn es unsinnig wäre.

Weil dann der allmächtige Athem Gottes das höllische Feuer anblaset, wie grausamlich muß dann dasselbige wüthen und toben? Der Athem Gottes ist so viel stärker, als alle Sturmwinde, so viel als Gott mehr ist, als die Creatur. Wenn dann dieser gewaltige Athem Gottes das höllische Feuer ohne Unterlaß anblaset, o Gott! wie wird dann dasselbige hitzen und brennen? Wie wird es knallen und krachen? Wie werden die schwarze und braune und blaue Schwefelflammen so grausamlich in die Höhe schlagen, und die ungeheure dichte Steinwände erhitzen? Darum saget gar recht die Offenbarung der heiligen Brigittae: Die Hitze des höllischen Ofens sey so heiß, daß, wenn schon die ganze Welt sammt allem, was darinn ist, brennte, so wäre doch diese Hitze mit jener nicht zu vergleichen. O wohl eine grimmige Hitze! O wohl eine grausame und unglaub-

liche Hitze! so muß dann die Hitze des höllischen Feuers über allen menschlichen Verstand seyn!

So sieh dann, o Sünder! wie das höllische Feuer keine Gleichniß mit unserm Feuer habe, ja, daß unser Feuer, das uns dienet, nur eine Figur und Vorbildung, oder ein Gemählde sey gegen das peinliche Höllenfeuer. Denn dieses schmerzliche Feuer auch die Seelen und die bösen Geister auf wundersame, doch wahrhaftige Weise erschrecklich brennet und peiniget. O Gott! was müssen dann die armen Verdammten für erschreckliche Peinen ausstehen? o Pein! o Schmerz! O unaussprechliche Marter!

Von Uebung der Liebe.

16. Frage. Warum sollen wir Gott lieben?

Weil er unser größter Gutthäter ist, unser Anfang und Ende, unser Heiland und allergrößtes Gut.



**Vergessen wir nie, daß es das Christentum war,
das aus der Stunde des Sterbens eine Stunde der
Quai gemacht hat!**

Nietzsche.

DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich. Sackstraße und in Wien in
der Buchhandlung: Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44,
erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind
an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgarten-
straße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an
das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an
das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Aus-
land nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer
Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redak-
teur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller. Stübing bei
Graz. — Druck: Heinrich Stiasny. Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

Dr. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Spekulation auf die Uebersinnlichkeit / Unzucht!
Unzucht! Frau Pichl!!! / Bruno Prochaska: Das
Bundesschundmonopol.

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

NR. 33

1. MAI 1928

II. JAHR

SPEKULATION AUF DIE ÜBERSINNLICHKEIT

An den Herausgeber der
Schweine schrift „Das Nebelhorn“
Graz, Volksgartenstraße 12.

Ich möchte Sie ersuchen, so schweinishche Zeitschriften, wie sie Ihr Nebelhorn ist, mir nicht mehr zu senden. Schicken Sie diese an Freudenhäuser und Dirnen, die finden sicher Gefallen an solchen Sauereien!

Für Dr. Furtenbach:

M. Furtenbach, Wien, XVI., Friedmanngasse 24.

So lebt unsereins alle Tage. So gibt man seinen Zeitgenossen Grund zur Unzufriedenheit, Zeitgenossen, die einer Religion anhängen, deren Stifter von einer Dirne gesagt hat, ihr werde viel vergeben werden, denn sie habe viel geliebt. So achtet niemand der Wehmut, die einen immer befällt, wenn man das Wort „Freudenhaus“ im Sinne des Bürgers gebraucht sieht, der seine Freuden — sie werden danach sein! — mit derselben unnachahmlichen Selbstverständlichkeit vor die Schweine wirft, mit der er seine Leiden für Prüfungen Gottes ausgibt. So wird es klar, daß hier eines jener Weiber, für deren Anerkennung als Menschen und nicht als rechtloser Gefäße der christlich-sexuellen Andacht des Mannes das Nebelhorn kämpft, damit beschäftigt ist, die sittliche Integrität ihres Mannes vor dem Nebelhorn zur schützen. So sehen wir Goethes Wort: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an“ auch ohne An-

frage bestätigt. So wurde mit einemmale offenbar, was ich bisher noch gar nicht bemerkt hatte: Daß auch das Nebelhorn unter das neue, von der Bundesrätin Berta Pichl beantragte österreichische Gesetz „gegen Schmutz und Schund“ fällt, das Seipel derzeit in Karlsbad bei Karlsbader Wasser und dessen Wirkungen sinngemäß ausbaut und vertieft. Da kann man nur sagen: Ei, siehe da! Fürwahr! Traun! Potz! Da muß man als Schriftsteller besorgt in die Zukunft blicken und beobachten, wie sich am geistigen Horizont der andern Gewitterwolken in der Form von Geschlechts- und Gehirnteilen drohend zusammenballen.

Wir hatten auf unser Verlangen im Sommer 1919 — zu einer Zeit als in Wien Hungersnot herrschte — durch die Aktion „Wiener Kinder aufs Land“ ein elfjähriges Mädel zum Auffüttern erhalten. Als dieses schwächliche Kind, das körperlich unter-, aber geistlich überernährt aus einem Kloster zu uns gekommen war, von meiner Frau zum erstenmal in die Badewanne gesteckt werden sollte, weigerte es sich, das Hemd beim Baden auszuziehen, da dies im Kloster streng verboten gewesen sei. Es könnte einen mit dem projektierten Gesetz versöhnen, wenn auch der Schmutz und Schund einer solchen klösterlichen Verordnung Aussicht hätte, von ihm verfolgt zu werden. Aber daran denkt in Klösterreich kein ahnungsloses Gemüt, das die Unsittlichkeit für eine Erfindung und Forderung des Sozialismus hält. Im Gegenteil: Dieses Hemd ist geradezu ein Symbol für das Gesetz, mit dem man uns beglücken will. Hemd wie Gesetz haben die Aufgabe, den Schmutz den Blicken zu entziehen, weil seine Entfernung mit Manipulationen verbunden wäre, die — seien sie nun körperlicher, seien sie sozialer Natur — dem Schwachsinn bedenklich und revolutionär erscheinen. Hemd wie Gesetz

werden in ihrer Anwendung von Leuten kontrolliert, die durch Verordnungen und Gesetze Seife ersparen wollen und scheinbar einfach zu blöd sind, zu begreifen, daß die literarische Manifestation des Schmutzes, falls man von einer solchen auf sexuellem Gebiet überhaupt reden kann, nicht die Ursache, sondern die Folge des Daseins im Dreck ist, das die meisten Menschen heute zu leben gezwungen sind. Begriffen sie das, fiele ihre ganze gottgewollte Ordnung über den Haufen, zu deren Aufrechterhaltung sie der Polizei bedürfen.

Das Gesetz in seiner erhabenen Unparteilichkeit, sagt Anatole France irgendwo, verbietet Reichen und Armen gleichermaßen, zu betteln, Brot zu stehlen und unter Brücken zu nächtigen. Es ist nicht einzusehen, warum diesen Verboten nicht auch noch das gesetzliche Verbot billiger sexueller Lektüre angegliedert werden soll. Die Reichen brauchen diese Lektüre nicht, weil sie teure Privatdrucke im Bücherkasten stehen haben und die Armen dürfen sie nicht haben, weil sonst „ihre Sinne aufgepeitscht“ und sie „zu Verbrechern“ würden. Dieses ödeste und blödsinnigste Argument der Impotenz, die mit ihrem Schweif nichts weiter mehr anfangen kann, als mit ihm drohend einen furchtbaren Reif zu schlagen oder ihn wie ein Paragrafenzeichen zu ringeln, könnte man nur entkräften, wenn man sich entschließen würde, seinen Beruf zu wechseln, umzusatteln, nicht mehr untätig als Statist bei dieser Revue der Gehirnerweichung umherzustehen, sondern Statistiker zu werden und durch Umfrage bei allen Insassen von Strafanstalten endlich einmal authentisch festzustellen, wieviel Prozent von ihnen eigentlich durch den in der Jugend verbrochenen Anblick des Bildes eines nackten Weibes im späteren Leben auf den Pfad des Verbrechens gedrängt wurden. Man müßte diese

Leute fragen, ob sie infolge ihrer sexuellen Ausschweifungen in die Strafanstalt gekommen sind oder ob sie infolge ihrer Anhaltung in Strafanstalten zu sexuellen Ausschweifungen gedrängt worden sind. Ob die Befriedigung ihres Geschlechtstriebes oder die Nichtbefriedigung ihres Nahrungstriebes sie zum Stehlen animiert hat. Ob es ihnen nicht wichtiger scheint, daß sich die Gesetzgeber um ihren Hunger statt um ihre Sittlichkeit kümmern. Man müßte untersuchen, ob die sexuelle Brutalität mancher dieser Menschen aus sachgemäßer sexueller Aufklärung oder ob sie nicht vielmehr aus dem Mangel einer solchen Aufklärung, die auch die Berücksichtigung der Rechte des Partners gefordert hätte, stammt.

Schmutzliteratur umfaßt in erster Linie das, was wir unter ethischer Schmutzliteratur verstehen, die sexuelle Schmutzliteratur.

Schon aus diesen ersten Sätzen der Rede, mit der die Abgeordnete Pichl im Nationalrat ihren Gesetzesantrag begründete, steigt eine uralte Viechelei wie ein Phönix aus der Asche empor, in die sie die Untersuchungen der bedeutendsten Menschen schon so oft verwandelt haben. Nämlich die Behauptung, daß Ethik und Sittlichkeit so ungefähr dasselbe seien. Dieses Geblödel ist genau so alt wie die Ethik und gleichzeitig genau so alt wie seine Widerlegung durch die Tat. Denn Sokrates, der nach Stirner der Begründer der Ethik war, wurde auch schon wegen Unsittlichkeit und Verführung der Jugend hingerichtet. Kaum hatte die Ethik durch ihn den Mund aufgemacht, wurde er ihr auch schon wieder mit der Begründung gestopft, daß sie zum Unglauben gegen die Götter aufreize. (Ein schlagender Beweis übrigens für das absolut Unethische jedes Gottesglaubens!) Und da die Christlichsozialen nicht nur gegen den sexuell-lite-

rarischen „Schmutz“, sondern gemäß dem fünften Gebot Gottes und den Worten des Herrn: „Mein ist das Gericht“ auch für die Wiedereinführung der Todesstrafe sind, können wir ja noch nette Blutbäder erleben, bei denen man übrigens, da es sich nur um eine Reinigung der Seele und um keine des Körpers handelte, die Hemden mit Recht anbehalten könnte, was der Sittlichkeit wieder zugute käme. Jedenfalls aber zeigt diese ebenso alte wie unentwirrbare Verquickung der Begriffe Sittlichkeit, Ethik und Gottesglauben genau an, worum es auch heute geht, und erklärt das fieberhafte Interesse der Kreise, die des Gottesglaubens der Menschen zu deren reibungsloser Ausbeutung bedürfen, für die Sittlichkeit. Denn sie glauben mit dieser auch den mit ihr untrennbar verfilzten Gottesglauben wieder ins Land zu bekommen.

Aber nicht nur an altbekanntem Unsinn, auch an überraschenden Enthüllungen ist die Rede der Frau Pichl reich:

Die sexuelle Schmutzliteratur spekuliert auf die Sinnlichkeit und versucht durch deren Erregung ihr Geschäft zu machen.

Ich möchte den sozialdemokratischen Abgeordneten den Vorschlag machen, im Anschluß an diese Enthüllung ein Gesetz zu beantragen, das die Ausstellung von Delikatessen in Schaufenstern unter Strafsanktion stellt. Spekulieren mit einer solchen Schaustellung die Geschäftsinhaber vielleicht nicht auf die Sinnlichkeit und suchen sie nicht auch durch deren Erregung ihr Geschäft zu machen? Und ist dieses Treiben nicht noch weit gefährlicher, da bei sexuellen Uebertreibungen die Natur von selbst einen Riegel vorschiebt, während es beim Zuviel-fressen zum Platzen und zu Erstickungsanfällen kommen kann? (Die Parallele zwischen Hunger und Liebe, die wir Schiller verdanken, ist bis auf

die implicite behauptete Gleichbedeutung von Sexualität und Liebe überhaupt gar nicht so uneben, wie man nach ihrer Herkunft glauben sollte. Sie ließe sich mit Leichtigkeit noch über ein paar Seiten ausspinnen und wäre durchaus tauglich zum Beweise, daß selbst das Essen, insbesondere insoferne das eigene Vielfressen die anderen zum hungern zwingt, mit der Ethik weitaus mehr zu tun hat als das Sexuelle.) Und wie ists mit dem Staat? Spekuliert nicht auch er, zum Beispiel durch die Versendung seiner Prospekte für die Klassenlotterie, auf das Verlangen der Menschen nach sinnlichen Genüssen? Und wo, wenn man fragen darf, steht es denn geschrieben, daß die Erregung eines Naturtriebes verwerflicher sei als die eines Geschäftstriebes? Und nun gar die Weiber. Spekuliert nicht jede auf die Sinnlichkeit der Männer, sucht nicht jede — auch die Frau Pichl! — wenigstens einmal im Leben durch deren Erregung ein Geschäft zu machen? Gehörten sie also nicht alle samt und sonders eingesperrt? Und die Natur, die ihre Existenz einzig und allein einer solchen Spekulation verdankt? Und Gott, der die Anziehungskraft der Geschlechter auf einander geschaffen hat, damit er in der Hölle was zu braten und zu blasen habe? Man sieht die Gründe für das Entstehen einer sexuellen „Schmutzliteratur“ sind gleichzeitig die Urgründe der Welt, ja sie sind geradezu katholisch, das heißt auf Deutsch: allumfassend. Weshalb will man sie nur auf einem so beschränkten Gebiete unter Strafe stellen?

Das beantragte Gesetz gegen den Schmutz ist also, weil viel zu einseitig, ein Schund. Wie ists nun mit dem Gesetz gegen den Schund? Ist dieses am Ende ein Schmutz? Nicht doch! Der Irrsinn ist zwar unkompliziert, aber gar so einfach ist er doch nicht. Auch spielen, wenn ich da ein Urteil fällen soll, zu — sehr persönliche Motive mit. Ich muß — meiner

schweinischen Veranlagung nach — zwar mit Notwendigkeit für den Schmutz sein, aber meiner kritischen Veranlagung nach muß ich wieder logischer Weise gegen den Schund sein. Es bleibt mir also nichts übrig, als zu gestehen, daß ich für jedes Gesetz gegen den Schund bin und nur die eine Bedingung stelle, daß dieses Gesetz weniger einseitig sei als das gegen den Schmutz. Es müßte nicht nur die „Nick Carter“-Hefte und all die blutrünstigen Indianergeschichten umfassen, die vor den Schulen feilgeboten werden, es müßte vielmehr selbst auf die Gefahr hin, manchmal sogar kakademischen Boden zu verletzen, auch in die Schulen eindringen und dort alle die nicht weniger blutrünstigen Geschichtsbücher und sonstigen patriotischen Verblödungselaborate konfiszieren, so wenig dies auch den Antragern dieses Gesetzes passen würde, deren Ethik beim Schund so lax ist, wie ihre Sittlichkeit beim Schmutze streng. Kurz, es dürfte zwischen geheiligtem und ungeheiltem Schund fürderhin kein Unterschied mehr gemacht werden. Nur gänzlich harmloser Schund, wie zum Beispiel die Lyrik unseres Bundespräsidenten Hainisch, könnte meinerwegen ausgenommen werden. Sonst raufte sich am Ende der alte Herr noch seinen Vollbart aus und Oesterreich wäre um eine Spezialität für den Fremdenverkehr ärmer. Weiter dürfte man aber keine Ausnahmen dulden. Die meisten Werke der zeitgenössischen Literatur und Presse, die Reden und Vorträge Seipels über die Milde und ähnliche katholische Weltanschauungsprobleme, die Erlässe Schobers, die Ergüsse des Papstes über den Bublikopf, das Geschwätz der Diplomaten inklusive Mussolinis, die Kriegsliryk, die Hirtenbriefe, die Kinodramen und die ohnehin schon von irgendwelchen unsichtbaren Eseln zensurierten Radiovorträge, auch meinerwegen selbst die ganze sexuelle Schmutzlitte-

ratur, insoferne sie ein Schund ist — alles, alles müßte verboten, verbrannt und eingestampft werden, so daß eine große und heilige Ruhe auf Erden entstünde.

Der Vorschlag einer solchen universellen Erfassung des Schundes hat aber wenig Aussicht, verwirklicht zu werden. Das kapiert selbst der Laie, wenn sich auch der Fachmann darüber wundert. Da die Leute, die ein Gesetz gegen Schmutz und Schund wünschen, offenbar ohne Schund unter ihres Nichts durchbohrendem Gefühl zusammenbrechen müßten und gar nicht mehr lebensfähig wären, entsteht die Vermutung, daß sie es mit dem Schund gar nicht so ernst meinen und es nur auf den Schmutz abgesehen haben, der die Zahl der Abnehmer des von ihnen verzapften Schundes durch Präservative zu dezimieren droht. Daß sie durch die Verfolgung des Spekulierens auf die Sinnlichkeit nur auf die Uebersinnlichkeit ihrer Mitmenschen spekulieren und durch deren Erregung schon auf Erden das Geschäft zu machen versuchen, das sie den anderen, wenn sie brav sind, salbungsvoll und mit allen Salben geschmiert für den Himmel in Aussicht stellen.



UNZUCHT! UNZUCHT! FRAU PICHL!

Während sich so in Oesterreich die christlich-soziale Partei bemüht, die Zeit, die ihr bei der Propaganda für die Todesstrafe bleibt, dazu zu benützen, durch ein Unzuchtsgesetz das Leben in eine Strafe zu verwandeln, ist in Deutschland die Unzuchtschnüffelei in vollem Gange. Die deutsche Justiz hat's gut. Sie braucht nicht erst auf ein Gesetz

zu warten, sondern kann sich des schon vorhandenen § 184 des deutschen Strafgesetzes bedienen, der gegen das Mittelalter und den Hexenhammer insofern einen Fortschritt bedeutet als damals nur die Unzucht mit dem Teufel, heute aber der Teufel der Unzucht in jeder Erscheinungsform bekämpft werden kann. Ein deutscher Staatsanwalt namens Kuhorst — ein verdächtiger Name, in dem eine Kuh einen Horst bezieht, um ihr dann aus der Höhe tönendes Muh für die Stimme des Herrn auszugeben — hat vor nicht allzulanger Zeit in Stuttgart den gelungenen Versuch unternommen, durch Sabotierung einer der wenigen vernünftigen öffentlichen Einrichtungen den Himmelsanwalt zu spielen. Denn wenn der Leiter der Sexualberatungsstelle am Institut für Sexualwissenschaften in Berlin, Dr. Max Hodann, sozusagen in Ausübung seines Berufes im Greifenverlag zu Rudolstadt zwei Bücher „Geschlecht und Liebe“ und „Bringt uns wirklich der Klapperstorch“ herausgibt und ein deutscher Staatsanwalt, der von berufswegen Geschlecht und schlecht für beinahe identische Begriffe hält, konfisziert diese Bücher, dann kann man nur von Sabotage sprechen. Wer sich für diesen Gerichtsfall auf den Kopf, in dem Dr. Hodann sogar seine Angehörigkeit zum Kuratorium der Kinderheime der „Roten Hilfe“ als sexuelle Ausschreitung angekreidet wird, näher interessiert, dem seien zwei ausgezeichnete Broschüren zur Lektüre empfohlen. Die eine „Wider die Unzuchtschnüffler der deutschen Justiz“ stammt von Prof. Dr. Friedrich Krauss, dem weltberühmten Herausgeber der Anthropophyteia-Jahrbücher und ist im Verlag Carl Reber in Basel, Dornacherstraße 183 erschienen. Die zweite ist von Dr. Max Hodann selbst im Greifenverlag zu Rudolstadt in Thüringen herausgegeben und betitelt sich: „Unzucht! Unzucht! Herr Staatsanwalt!! (Preis 1 Mark). Besser

und eingehender als es bei den beschränkten Raumverhältnissen im Nebelhorn möglich wäre, malen diese beiden Broschüren ein Porträt justiziärer Vertrottelung und man könnte zur Kennzeichnung der Sachlage kaum anschaulichere Worte finden als Prof. Dr. Friedrich Krauss, wenn er auf Seite 31 u. 32 seiner Broschüre ausruft:

Hat etwa gar Hodanns Buch eure Elternpaare derart beigeilt, daß sie bar eines jeden Schamgefühls übereinander gerieten und euch zeugten, so daß Ihr deshalb gegen Hodann unauslöschlichen Groll hegt? Erzählt ihr vielleicht selber, naht ihr euch begehrend euren Frauen, Hodanns Buch habe euch zur Schamlosigkeit aufgestachelt? Wie stellt ihr euch die Beeinflussung eurer Geschlechtsdrüsen, die doch des Lesens und Nachdenkens unkundig und jeder literarischen Beeinflussung unzugänglich sind, eigentlich vor? Warum gebraucht ihr eure gerichtliche Macht nicht dazu, der Welt weis zu machen, daß die Entdeckungen Steinachs, Lichtensterns, Voronovs und Dopplers eitel Humbug seien, weil doch die von diesen Forschern angestrebten und erzielten Erfolge der Verjüngung durch Belebung und Erneuerung der Geschlechtsdrüsenfähigkeit, d. h. wie man bei euch sagt, der Potenz überflüssig seien, da doch ein Blättern in Hodanns Buche sowieso unfehlbar einen solchen Erfolg zeitigte? Ihr meldet euch nicht, denn ihr wißt, daß damit euer Stuß offenbar würde.

Aber erst wenn man sich durch den Augenschein davon überzeugt hat, wie heute die bescheidensten Versuche, den Unterleib aus der Hölle wieder in die irdische Sphäre und ins Gebiet der Natürlichkeit zu heben, immer wieder mit Paragraphen niedergeknüppelt werden, erst dann kann man die ungeheure Borniertheit verstehen, die in den Worten der Frau Pichl in ihrer Rede für das Gesetz gegen Schmutz und Schund liegt:

Das geschlechtliche Empfinden ist derart ruiniert, verdorben und verbogen, daß es schwer sein wird, wieder zum Natürlichen zurückzukehren.

Nicht wir also wollen das metaphysisch verrenkte geschlechtliche Empfinden wieder geradebie-

gen, sondern die Frau Pichl; nicht das Nackte ist das Natürliche, sondern eine aus dem Bundesgesetzblatt nach einem himmlischen Schema geschneiderte Reformhose aus Papier, die einfach jedem Staatsbürger zu passen hat! Da bleibt nichts übrig, als selbst auf die Gefahr hin, den Ruf des Nebelhorns als Schweineschrift in den Flachköpfen noch zu vertiefen, mit dem Zitieren von Natürlichem zu beginnen. Und zwar bringe ich im Folgenden die vier ersten Szenen des dritten Aktes der Komödie des Aristophanes „Die Weibervolksversammlung“. In dieser Komödie beschließen die unerkannt in Männerkleidern steckenden Weiber in der Volksversammlung als Männer und freie Bürger von Athen die Uebergabe der staatlichen Gewalt an die Frauen. Diese, so zur Macht gekommen, erlassen unter anderem ein Gesetz, nach welchem jeder Mann, der ein junges Mädchen begehrt, vorerst eine von den Alten befriedigen müsse, damit diese nicht zu kurz kämen. Die Wirkung dieser Verordnung in der Praxis schildern die folgenden vier Szenen.

Stellt man sich bei der Lektüre ein in der Sonne Homers daliegenes griechisches Theater vor und das unauslöschliche Gelächter eines freien und naturnahen Volkes, das im Schmutze wühlend von Schmutz nichts weiß, und denkt man sich in der ersten Reihe, etwa zwischen Aspasia und Perikles, die Frau Pichl in einem von Bischof Gföllner approbierten Kleid sitzen, das den Forderungen sittlicher Reinheit entspricht — dann lege man die Hände auf Bauch und spüre, wie das Zwerchfell wackelt.

Dritter Akt

Erste Szene

Ein altes Weib.— Bald darauf: ein junges Mädchen
Die Alte (unter der Türe)

Wo nur die Männer bleiben? -- Zeit ist s
längst —

Ich stehe da, hübsch weiss und rot ge-
schminkt

Im Safrankleide, trillre vor mich hin
Zum Zeitvertreib ein Liebeslied und tändle
Verführerisch, um im Vorbeigehn einen
Zu kapern. — Schwebt auf meine Lipp', ihr
Musen,

Herab und haucht ein jonisch Lied mir ein!

Das Mädchen (im Haus gegenüber unter der Türe)

Ha, Alte, kamst du mir zuvor? — Da guckt
Sie raus! — Solang ich weg war, dachte
sie

Allein zu ernten und mit Singen einen
Zu sich zu locken. Wart, nun sing ich auch!
Und findets auch das Publikum nicht fein,
Es macht doch Spaß und ist Komödien-
brauch!

Alte (zum Mädchen mit einer unanständigen
Gebärde)

Da, küß du d e n, und geh! —

(Zum Flötenbläser in der Orchestra)

Du, holder Künstler,

Nimm deine Flöte, Freundchen, und
begleite

Ein dein und meiner würdig Liebeslied.

(Singt)

Wer was Gutes will genießen,
Muß zu mir ins Bett sich legen:
Denn die Jüngern sind so gut nicht
Eingeschult, wie wir, die Reifen.

Keine küßt und herzt so innig

Treu den Freund, als ich, wenn einer

Mir im Arm liegt!

Flatterhaft sind all die andern!

Mädchen (singt)

Schmäle nicht uns, die Jungen!
Denn die Wollust blüht allein auf
Weichen, schwellenden Schenkeln,
Und umhaucht die zarten Aepfel!
Weißgeschminkte Vettel du,
Streck dich hin, du Braut des Todes!

Alte

Platzen soll dir die Mutter!
Und das Polster gleit im besten
Feuer dir herunter!

Mädchen

Weh, ach, wie ergeht es mir!
Noch nicht kommt mein Buhle,
Und doch bin ich allein zu Haus,
Denn meine Mutter ist ausgegangen.
Amme, ruf mir, ich bitte dich,
Beim Kitzel der Lust, die du selber
hoffst,
Ruf mir den steifen Orthagoras!

Alte

Ha, schon juckt es dich, brennend in
Jonischen Gluten stehst du da!
Auch weißt du, scheint es, wie man
lesbisch leckt!
Aber du sollst mir meinen Gesellen
Nicht wegschnappen, mein Stelldichein
Mir vorweg nicht nehmen, noch stören!

Mädchen

Sing immerhin und laure wie die Katze,
Zu mir kommt jeder lieber als zu dir!

Alte

Das wirst du sehn! Da eilt er grad zu mir,
Dort ist er schon!

Mädchen

O, dich, du Hexe, sucht
Er nicht!

Alte

Nur mich, bei Zeus, Gestellchen du!

Mädchen

Wir werden sehn; ich trete jetzt zurück.

Alte

Auch ich; ich bin was andres noch als du!
(Treten zurück)

Zweite Szene

Ein Jüngling (geht singend vorüber)

Dürft' ich doch bei dem blühenden Mädchen
schlafen,
Eh' ein Affengesicht zuerst, ein altes
Weib in die dürren Arme mich nimmt!
Solches erträgt, bei Gott, nimmer ein
freier Mann!

Alte (guckt hervor und singt)

Wart, ich lehr dichs ertragen! Das sollst
du büßen!

Glaubst du einen Schlampen hier zu finden?
Unsre Verfassung zwingt dich, du muß'ts,
Wenn in der Demokratie anders wir leben
noch!

(sprechend) Ich geh und laure, was er machen
wird.

(Tritt zurück.)

Jüngling

Ach, Götter, fänd ich doch allein die Schöne
Zu der ich wein- und sehnsuchtsvoll jetzt
taumle!

Alte (im Hause, singend)

(Klopft an der Türe des Mädchens.)

Alte (tritt aus ihrem Haus hervor)

Du klopfst, mein Freund? Du willst zu mir?

Jüngling

Seit wann?

Alte

Du pochtest doch!

Jüngling

Der Teufel hol dich! Nein!

Alte

Was suchst du denn mit deiner Fackel
hier?

(faßt ihn) Bei Aphrodite, willst du oder nicht?

Jüngling (sich sträubend)

Die Uebersechzigjäh'rigen nimmt man heut
Nicht vor, ein andermal! Die sind ver-
schoben!

Die unter Zwanzig kommen heute dran.

Alte

So wars wohl unterm alten Regiment
Mein Schatz! Jetzt aber kommen wir
zuerst!

Jüngling

Pah, ich versteh dich nicht! —

(geht auf die Türe des Mädchens zu)

Ich poche hier!

Alte

Wohl, wenn du erst an meiner Tür gepocht!
(liebkosend) Ich weiß, du liebst mich, und dich
wunderts nur

Mich vor der Tür zu finden — küß mich,
Nährchen!

Jüngling (sich abwendend)

Denk nur, wenn dein Galan uns sähe!

Alte

Wer?

Jüngling

Der Maler, der dich malte, der geschickte . . .

Alte:

Wer ist der?

Jüngling

Derselbe, der die Totenurnen malt!

(Schiebt sie hinein)

Geh, daß er dich nicht vor dem Hause trifft!

Alte

Ich laß Dich nicht!

Kein Wort mehr, komm, du mußt mit mir ins Bett!

Du mußt, bei Aphrodite, denn ich schlafe fürs Leben gern bei Männern deines Alters!

Jüngling

Ich aber nicht bei Weibern deines Alters!
Ich tu es nie und nimmermehr!

Alte (zieht eine Rolle hervor)

Bei Zeus,

Das wird dichs lehren!

Jüngling

Ei, was ist denn das?

Alte

Der Volksbeschluß, nach dem du mit mir mußt.

Jüngling

Was ist denn das? Laß hören!

Alte

Gut, so höre!

(liest)

Beschluß der Frauen: Wenn ein junger
Mann
Ein junges Weib begehrt, da darf er nicht
Zustoßen, eh ers einer Alten tat.
Und will er nicht, läuft er der Jungen nach,
So dürfen ihn die alten Frauen am Sack
ergreifen,
Ungestraft, und fort ihn schleppen.

Jüngling Ach Gott, was soll mir heute noch zustoßen!

Alte Du mußt! Gehorsam fordert das Gesetz.
Komm, folge mir!
(Zerrt an ihm.)

Jüngling (schreit)
Gewalttat!

Mädchen (tritt aus dem Hause)
Wohin mit ihm?

Alte Mein ist er! Komm hinein!

Mädchen Wo denkst du hin! Er ist ja viel zu jung für
dich
Und dein Gelüst; du könntest eher
Ja seine Mutter sein, als seine Frau!
Wenn ihr den Brauch einführt, bevölkert ihr
Mit Oidipussen ja das ganze Land!
(Reißt ihn weg.)

Alte Verfluchte Dirne, nur die Mißgunst gab
Den Pfiff dir ein! Das sollst du büßen,
wart!

(ab)

Jüngling Das war ein Liebesdienst, bei Zeus, dem
Retter (küßt sie)

Die Alte mir vom Hals zu schaffen!
Herzchen!
Für so viel Huld und Güte zoll ich dir
Heut Nacht den besten, längsten, dicksten
Dank!

Dritte Szene

Die Vorherigen. Ein altes Weib tritt auf.

Die zweite Alte

He du, wo schleppst du gegen das Gesetz
Ihn hin? Es sagt doch deutlich, daß er erst
Bei mir muß schlafen!

Jüngling

O ich Aermster! Wo
Bist du herausgekrochen, alte Hexe?
Das Luder ist noch garstiger als jene!

Zweite Alte

Komm her!

Jüngling (zum Mädchen)

Um Gotteswillen, laß mich nicht
Von der entführen!
(Das Mädchen ergreift die Flucht)

Zweite Alte

Das Gesetz, nicht ich
Entführt dich. Komm, süßes Puppchen, folg
mir;
Schwatz nicht lang!

Vierte Szene

Die Vorigen. Eine dritte Alte.

Dritte Alte (zum Jüngling)

He du, wo willst du hin
Mit dieser da?

Jüngling (ohne sie anzusehen)

Ich will ja nicht, ich muß! —
Wer du auch bist, gesegnet seist du mir,
Daß du mich Aermsten rettetest —

(Sieht sie und fährt zurück)

O Herakles
Ihr Pane! Korybanten! Dioskuren!
Welch Ungetüm noch scheußlicher als das!

(auf die zweite Alte zeigend)

Um Gotteswillen, welche Mißgeburt!
Ein Pavian mit Bleiweiß überschmiert!

Dritte Alte

Komm, spotte nicht und folge mir!

Zweite Alte

Nein mir!

(Sie reißen ihn herum)

Dritte Alte

Ich laß dich nicht!

Zweite Alte

Auch ich nicht! Mein bist Du!

Jüngling

In Stücke reißt ihr mich, verfluchte Hexen!

Zweite Alte

Mir mußst du folgen nach Gesetz und Recht!

Dritte Alte

Mir! Denn den Vorrang hat die Häßlichste!

Jüngling

Wenn ihr mich so herunterbringt, wie soll
Ich denn am Ende zu der Schönen kommen?

Dritte Alte

Da siehe du zu! Tu erst hier dein Amt!

Jüngling

Mit welcher find ich denn zuerst mich ab?

Zweite Alte

Du fragst? Zu mir!

Jüngling (zur dritten Alten)

So laß mich doch erst los!

Dritte Alte

Hierher! Zu mir!

Zweite Alte

Ich laß dich nicht!

Dritte Alte

Auch ich nicht!

Jüngling

Zwei ist zuviel für einen Reitersmann!

Zweite Alte

Komm nur, Du iss'st zuerst ein Dutzend
Zwiebel!

Jüngling

Weh! Dreimal Weh! Wenn ich ein altes
Weib

Soll Tag und Nacht belegen ach, und wenn
Ich fertig bin mit der, die Phryne dort,
Die einen Schminktopf auf den Backen
trägt!

Gräßlich ist das bei Zeus, dem Retter!
Ich verlornen Mann!

Nun, wenn bei den verfluchten Veffeln mir
Was menschliches begegnet in dem
Schlund,

In den ich fahren soll, begrabt mich dicht
Vorm Hafen; überteert die andre dort
lebendig

Und die Füße bis zum Knöchel setzt ihr in
Heißes Blei! Und so plombiert

Stellt sie als Tränenkrug mir auf das Grab!

(Ab mit den beiden Alten)



DAS BUNDES-SCHUNDMONOPOL

Es ist eine alte Erfahrung, daß man mit Gesetzen und Verwaltungsmaßnahmen Uebelständen, deren Wurzeln bis tief in die Volksseele reichen, niemals beikommen kann. Die Ehegesetzgebung der spätrömischen Zeit hat sicherlich nicht einem einzigen Römer zum Licht der Welt verholfen. Andererseits wird die auf Produktionsverminderung gerichtete Tendenz der Schundgesetzgebung niemals die Geburt auch nur eines einzigen Schundromanes verhindern. Es wäre daher Sache einer weitblickenden Politik, nicht der gewünschten, sondern der tatsächlichen Lage Rechnung zu tragen, aus dem Mißerfolg aller Prohibitivgesetze zu lernen und ähnlich, wie es kluge Staaten beim Alkohol und Tabak tun, das Uebel selbst nutzbringend zu verwerten.

Das bedeutet die Schaffung eines Bundes-Schundmonopols. Die Organisation ist sehr einfach. Die Erfassung der gesamten Schundproduktion durch den Staat bietet keine Schwierigkeiten, da sich die Produzenten zweifellos in hellen Misthaufen selbst an die, unrechten Ortes stets freigebige, Staatskrippe drängen werden. Es wird im Gegenteil nötig sein, unerbetenen Zustrom minderwertigen Talmi-Schundes aus dem Gebiet der Literatur und Kunst abzuwehren. Denn das Volk hat ein feines Gefühl für die Echtheit des Schundes und lehnt den nicht vom Herzen kommenden Schund in der Regel ab.

Die fabrikmäßige Erzeugung des Schundes staatlich zu organisieren, ist natürlich ein Leichtes. Es ist weiter nichts als eine Art pseudo-geistiger Brotfabrik einzurichten. Die Arbeiter sind als staat-

liche Arbeiter im Akkord und Zeitlohn mit lebenslänglicher Dienstzeit anzustellen. Dadurch entfällt für den Staat die Notwendigkeit, Schundpensionen zu zahlen. Der Aufbau der Monopolverwaltung ist der gleiche wie der anderer staatlicher Betriebe und hat in einem Schundministerium zu gipfeln, das in zwei Sektionen zerfällt: a) Schund, b) Schmutz.

Es ist ferner ein Zentrallaboratorium zu errichten, dem die wissenschaftliche Erforschung des Schundes und seiner Produktionsbedingungen obliegt. Es hat insbesondere die Grenzen des Schundes festzustellen. Da es nach unten anscheinend keine Grenze gibt, würde es sich nur um Feststellung der Grenze nach oben handeln, eine heikle Arbeit, die taktvoller Methoden und feinsten Meßinstrumente bedürfte.

Die Entfesselung einer euschundistischen Bewegung zur Veredlung, Vergeistigung und Rhythmisierung des Schundes kann ruhig der Privatinitiative überlassen bleiben, die bisher noch in keinem Falle ausgeblieben ist. Zur Kontrolle und Leitung der auf diesem Gebiete einsetzenden privaten Tätigkeit ist im Ministerium eine besondere Abteilung für Edelschund einzurichten. Dort könnten alle Werke jener Dichter, Kritiker, Maler und Musiker als Material dienen, die heute noch irrig der Literatur und Kunst zugerechnet werden, jedoch bei genauerer Untersuchung (siehe Laboratorium) als organisch im Schunde wurzelnd erkannt werden.

Die eigene einschlägige Produktion des Staates (Fabrikation von Gesetzen, Verordnungen und Vorschriften aller Art) ist in modernisierter Form unter die neuen Monopolbetriebe einzureihen.

Alle Erzeugnisse der Monopolbetriebe sind mit einer Bundesschundschmutzschutzmarke zu versehen, deren künstlerischer Entwurf das Prinzip harmlosen Schundes in der gleichen Weise, wie es bisher

bei den österreichischen Briefmarken und Geldnoten befolgt wurde, sinnig zum Ausdruck zu bringen hat.

Die Einfuhr fremden Schundes ist, soferne sie nicht durch Siegerdiktat erzwungen wird, mit hohen Lizenzgebühren zu belegen, die erst dann ermäßigt werden dürfen, wenn die inländische Produktion den Bedarf nicht mehr zu decken imstande ist, ein Fall, der praktisch wohl nie vorkommen wird. Jedenfalls hat das Schundministerium stets alle wirtschaftlichen Belange, insbesondere die des Fremdenverkehrs zu wahren.

Die ungeheuren Einnahmen des Monopols aus dem Schundverschleiß werden dem Staate die Möglichkeit geben, durch entsprechende Reform der derzeitigen Reform des Unterrichtswesens die Bürger endlich auf ein geistiges Niveau zu heben, das des Schundes nicht mehr bedarf. Die sinkende Nachfrage führt automatisch zur Einschränkung der Produktion. Und wenn beide, Nachfrage und Angebot, auf dem Nullpunkt angelangt sein werden, wird das Ziel der Vernichtung des Schundes erreicht sein, dem die Gesetzgebung vergeblich zustrebt.

Dann kann auch das Ministerium aufgelöst und das Personal auf neu zu schaffenden Verwaltungsrats- und Präsidentenposten untergebracht werden.

Bruno Prochaska.



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich. Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 34

15. MAI 1928

II. JAHR

DAS NEBELHORN

ORGAN FÜR GEHEIMBÜNDELEI UND VER-
WANDTE DELIKTE

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Glossen

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 34

15. MAI 1928

II. JAHR

GEHEIMBÜNDELEI

Nero, dem Narren vergleichbar, der Rom in Brand steckte und hinterher zur Beruhigung des von den sozialdemokratischen Tribunen verhetzten Volkes die ersten Christen als Täter arretieren ließ, hat unser Polizeipräsident Schober in völlig überraschender Weise Bela Kun als den eigentlichen Urheber des Schießens der Wiener Polizei am 15. Juli so halb und halb entlarvt und auf alle Fälle gleich verhaften lassen. Es wird zwar behauptet, daß Schober der Urheber dieses Schießens gewesen sein soll, die Wahrscheinlichkeit spricht aber nicht dafür. Denn Schober hat (wenigstens solange als er selber berufsmäßig die Leumundszeugnisse ausstellt) einen ausgezeichneten Leumund, während Kun von der Budapester Polizei wegen nicht weniger als 179 Morden steckbrieflich verfolgt wird. (Ich bitte übrigens auf den Namen Kun zu achten und seinen Träger nicht vielleicht, verleitet durch die ähnlich große Zahl der verübten Morde mit Horthy zu verwechseln.) Angesichts der aus solchen Betrachtungen hervorgehenden haushohen moralischen Ueberlegenheit Schobers wäre es freilich für Kun das Beste, zu gestehen und die paar Wiener Julimorde auch noch auf sich zu nehmen und dadurch endlich einmal „die unverantwortliche Hetze gegen unseren verehrten Polizeipräsidenten“ zu beendigen. Aber rede einer mit diesem sadistischen Diktator Ungarns aus dem Jahre 1919! Er ist verstockt und weigert

sich geradezu, der Polizei das zu gestehen, was sie gerne hören möchte. Sie muß also versuchen den Leugner auf andere Weise zu überführen.

Der erste Versuch wurde mit einem Fragezeichen gemacht, ist aber als mißglückt zu betrachten. „Bela Kun, der Urheber der Juliereignisse?“ so lauteten die von Schober der bürgerlichen Presse suggerierten Leitartikelüberschriften. Das war schlau ausgedacht, denn man brauchte eines Tages nur das Fragezeichen wegzulassen und Kun war überführt! Man hatte aber die Rechnung ohne die Leser gemacht, die am 15. Juli mit eigenen Augen die Arier aus Mistelbach herumknallen gesehen hatten und sich jetzt nicht so ohne weiteres einen Juden aus Budapest als Täter apportieren ließen. Vielleicht aber nahm dieses Fragezeichen dem Satze doch auch zuviel von seiner Beweiskraft, denn so ein Fragezeichen wirkt auf den mehr skeptisch als gläubig veranlagten modernen Menschen schon halb und halb wie ein Dementi. Man versuchte deshalb die Ueberführung Kuns auf eine andere Weise, indem man zwischen die Tatsache seiner Verhaftung und die Behauptung seiner Urheberschaft an den Juliereignissen ein Zwischenglied einschob, das der Phantasie und der im Geschäftsleben geschulten Kombinationsgabe des Steuerzahlers ein freieres Spiel ermöglichte als so ein trockenes Fragezeichen. Dieses Zwischenglied bildete das geradezu magische Delikt der

Geheimbündelei

das bekanntlich schon zu den Schießereien im Jahre 1848 geführt hat und nun Kun zur Erzeugung einer gewissen Parallelität der Sachlagen zur Last gelegt wurde. Die Spitzelgenialität, mit der hier durch ein einziges mystisches Wort aus der Zeit der Blüte des Spitzeltums der noch immer dumme Kerl von Wien drangekriegt wurde, ist beachtlich. Denn wenn einer

der ††† Geheimbündelei fähig ist, dann und nur dann ist ihm in den Augen des Spießers einfach jede Schandtat zuzutrauen!

Ach, vier Elemente, innig gesellt, bilden die österreichische Welt! Erstens das Wort „sohin“, neben den Worten „Frauensperson“ und „Schandgewerbe“ das beliebteste Wort österreichischer Amtlichkeit, das einfach alles bedeuten und jederzeit den Unschuldigen, wenn schon nicht des Mordes, so doch wenigstens des Geschlechtsverkehrs überführen kann; zweitens die „Bollette“, das ist jenes Zettelchen, das an Mautschranken der Staatsbüttel dem Staatsbürger gegen Bezahlung des gesetzlichen Straßenraubtrages in die Hand drückt; drittens der Amtseid, der die schärfsten Sinne des Untertanen jederzeit dem Unsinne der Behörde gegenüber Lügen strafen kann; und viertens endlich das Delikt der Geheimbündelei. Das sind die vier noch ungeborenen Säulen, die vom metternichtigen Polizeistaatsgebäude stehen geblieben sind, das sind die vier Haxen, auf denen Oesterreich als das letzte Staatswesen auf Erden hundsgemütlich durch die Geschichte hatscht, weil es die Worte „erit in orbe ultima“ nicht als Prophezeiung seiner Letztrangigkeit, sondern als eine Verheißung ewigen Bestandes auffaßt.

Für mich hat das Wort „Geheimbündelei“ etwas überaus Fascinierendes, ja in den Endsilben „-bündelei“ geradezu etwas sexuell Anregendes, Molliges an sich, das mich immer wieder an eine Strophe im „Lob des Winters“ von Johann Christian Günther erinnert:

„Der Schönen in den Armen liegen,
Wenn draußen Nord und Regen pfeift,
Macht so ein inniglich Vergnügen,
Dergleichen niemand recht begreift,
Er habe denn mit mir gefühlt,
Wie sanfte sichs im Finstern spielt.“

und — kann ich dazusetzen — er habe denn mit mir ergründelt, wie sanft sich im Geheimen bündelt.

Ich weiß, weshalb Schober, der mit Bekessy im Geheimen nicht zu wenig gebündelt haben mag, dieses Wort so liebt. Ich bedauere es, seinen Geschmack teilen zu müssen, aber ich kanns nicht leugnen: auch ich liebe dieses Wort aus der ungemütlichen alten Zeit. Ich beschloß sohin auch, dem Nebelhorn künftighin gleich einer Bolette den Untertitel „Organ für Geheimbündelei und verwandte Delikte“ anzuhängen, um der Schoberischen Amtseidgenossenschaft die Einrangierung des Nebelhorns in einem Gehirnkastel (Siehe Nr. 2, Seite 1 ff.) zu erleichtern. Außerdem verspreche ich mir von einem solchen Ausbau und einer solchen Vertiefung des Satzbildes der Titelseite eine bedeutende Vergrößerung der Anziehungskraft der Zeitschrift auf alle subversiven Elemente, auf die allein als Abnehmer ich reflektiere. Freilich, so gut wirds mir trotz aller Propaganda nie gehen, daß ich eines Tages von der Geheimbündelei zur Banknotenbündelei übergehen kann, die in Oesterreich nicht nur straflos ist, sondern sogar die Geheimbündelei straflos macht, wenn sie mit ihr verbunden ist. Denn wenn die Herren Banknotenbündler von der österreichischen Nationalbank, die selbstverständlich zu dem geheimbündlerischen Konsortium jener 300 wahren Beherrscher der Welt gehören, von denen Rathenau sprach unbelästigt von Schober und Seipel und allen Behörden darüber beschließen, ob der Geldumlauf der Nationalbank aus Gründen des Rebbachs „flüssiger“ oder „knapper“ gestaltet werden, die Arbeitslosigkeit in Oesterreich also verringert oder vergrößert, das Elend der Menschen also gemildert oder verschärft werden soll, dann werden sie vom Bundespräsidenten noch mit der goldenen Ehrenbolette dieser Republik belohnt, deren Elend sie ausbeuten und

vertiefen, während er es in x-füßigen Versen besingt. Wenn aber ein armseliger Kommunist wie Bela Kun, der in Wien so unpopulär ist, daß man mit seinem Namen keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken könnte, sich in einer Droguerie der dankenswerten Aufgabe unterzieht, den Horthy durch Versendung kommunistischer Flugschriften nach Ungarn zu ärgern, schreitet Schober zur Verhaftung und spielt in einem sadistischen Rausch, den man ihm nach seinem normalen Jakettäußeren gar nicht zugetraut hätte, wie die Katze mit der Maus tagelang mit der Möglichkeit der Nichtauslieferung oder Auslieferung Kuns an die Magyaren, die schon auf den fetten Bissen warten; denn

Wie die Blätter melden, ist die Strafverfolgung bei den ungarischen Gerichten wegen folgender Straftaten anhängig: Mord in 179 Fällen, Hochverrat und Aufruhr, Geldfälschung, Erpressung, gemeiner Diebstahl, Raub und Einschränkung der persönlichen Freiheit.

So furchtbar eine solche Häufung von Verbrechen erscheint, so selbstverständlich wird sie, wenn man bedenkt, daß Kun in Ungarn eine Zeit lang die staatliche Gewalt ausgeübt hat. Und die Ausübung der staatlichen Gewalt besteht eben aus der Verübung von Verbrechen. Wers nicht glaubt, braucht ja nur einmal zu versuchen, das zu tun, was die Regierung alle Tage tut: Leute hinrichten und einsperren zu lassen, Banknoten zu drucken, Steuern einzutreiben, Mauten einzuheben und andere zu ähnlichen Tätigkeiten anzustellen. Er wird sofort wegen Mord, Einschränkung der persönlichen Freiheit, Geldfälschung, Erpressung, Raub, Hochverrat und Aufruhr eingekerkert werden. Nicht jeder hat das Recht Unrecht zu tun und der, welcher es durch Majoritätsbeschluß also durch die Dummheit zugesprochen erhielt, hat es nur solange als nicht ein anderer so stark wird, daß er ihn einsperren lassen und nun

seinerseits über ihn „Recht sprechen“ kann. Denn Gewalt geht — sie mögen ölige Phrasen drechseln wie sie wollen — wenn es ums Janze jeht, immer noch vor Recht, heute wie in der Steinzeit. Und zwar, wie Stirner sagt, mit vollem Recht. Denn sie ist wenigstens ehrlich und gebärdet sich nicht als das Recht oder das Unrecht, die ja doch nur scheinbar verschiedene Attrappen derselben Gewalttätigkeit sind.



BAUGRUNDSÄTZLICHES

Pierre Ramus oder Rudolf Großmann, mit einem Worte also unser alter unredlicher Peter Zapfel*) macht es mir nicht leicht. So gerne möchte ich von ihm schweigen — aber kann ich? Noch litt ich unter den Nachwirkungen der Uebelkeit, die die letzte Unterhaltung mit ihm in Nr. 26 für mich zur Folge hatte, da erhielt ich von ihm, dem Anarchisten, dem Bekämpfer der Gesetze, dem Verfasser des Werkes „Die Irrlehren des Marxismus“ unter Berufung auf das von dem Marxisten Austerlitz stammende österreichische Preßgesetz eine Berichtigung zugeschiekt, in der er alle meine Behauptungen dementierte mit Ausnahme der einen, er, der Bekämpfer der Besitzenden, besitze in Klosterneuburg-Kierling, Schießstättegraben 237 eine Villa. Ich habe mich bezähmt, habe zu dieser Berichtigung geschwiegen und sie nicht gebracht. Denn, dachte ich mir, wenn sich ein anarchistischer Professional in höchster Not auf ein Gesetz des bürgerlichen Staates berufen kann, um mit

*) Siehe Nr. 22, 24 und 26.

dessen Hilfe Lügen preßgesetzlich ins Kostüm der Wahrheit zu pressen, dann kann ich als anarchistischer Amateur doch auch unter Berufung auf dasselbe Gesetz den Abdruck des Unsinns ablehnen. Ebenso wanderte eine zweite, von einem Grazer Rechtsanwalt „verbesserte“ Berichtigung als dem Gesetz noch immer nicht entsprechend in den Papierkorb, denn eine richtige Berichtigung bringen ja doch nur die wenigsten Advokaten fertig. Dann trat eine Pause ein und ich wartete wochenlang vergebens darauf, daß der Anhänger der Gewaltlosigkeit durch Einwurf einer Klage in einen Briefkasten den gewalttätigen Justizautomaten gegen mich in Tätigkeit setzen werde. Er hat es sich, wie ich jetzt weiß, überlegt. Er hat andere Pläne. Er will nämlich jetzt auch noch die einzige von meinen Behauptungen dementierfähig machen, die er sich in seinen Berichtigungen nicht zu dementieren getraute; weil da der Staat mit seinem Grundbüchel drohend an meiner Seite stand: nämlich die, er, der Poseur der Besitzlosigkeit, sei Villenbesitzer. Dabei gehts aber ohne Ueberraschungen nicht ab.

Schöner Bau- und
Wiesengrund in herrlicher Lage,
acht Minuten vom Autobus-
standplatz, mit zahlreichen Obst-
und Zierbäumen, gut ge'egener
Wasseranlage, preiswert zu ver-
kaufen. Zu besichtigen täglich
vormittags bei Großmann,
Allosterneuburg = Alerling bei
Wien, Schießhüttengraben 237.

So annoncierte er am 22. April 1928, aus Solidaritätsgefühl die anarchistische Presse unterstützend, in dem bekannten revolutionären Zentralorgan Mitteleuropas, der Wiener „Neuen Freien Presse“. Es ist also — ich berichtige meine diesbezügliche Behauptung, auch ohne spezielle Aufforderung gerne — unwahr, daß er nur Villenbesitzer ist;

wahr hingegen ist, daß er auch Bauplatzbesitzer ist. Es ist unwahr, daß er nur mit Gründen gegen den Bourgeois handelt; wahr hingegen ist, daß er auch mit Gründen für ihn handelt.

Da haben es freilich die Politiker im Parlament, die unter einem Unvereinbarkeitsgesetz seufzen, bedeutend schwerer.



DER PAPST

ist zwar Präsident der allumfassenden katholischen Kirche, als solcher aber durchaus einseitig und zwar — nicht weitersagen! — ausgerechnet nach der weiblichen Seite hin orientiert:

Der Vatikan gegen die Schießübungen der weiblichen Fascistenverbände

Gegen die Schießübungen der „männlichen Fascistenverbände“ hat er nichts einzuwenden, da sich das fünfte Gebot Gottes lediglich auf die Frauen bezieht, wie er vermutlich auf der cathedra sitzend festgestellt hat. (Wahrscheinlich bei seinen Schießübungen mit dem heiligen Stuhl, also in einer absolut unfehlbaren Situation!) Dennoch ist auch die Stellungnahme des Papstes gegen die Schießübungen der „weiblichen Fascistenverbände“ unverständlich. Denn selbst angenommen, sie seien ein Uebel: hat Christus nicht ausdrücklich verboten, dem Uebel zu widerstreben? Ich kenne mich da nicht mehr aus. Nur gut, daß Ude in der Nähe wohnt. Ich will mich an ihn um Aufklärung wenden. Vielleicht weiß er zufällig auch, weshalb der Papst Schätze sammelt, die der Rost und die Motten fressen.



Der FÜRST,

der ohne das Attentat von Serajevo heute Kaiser von Oesterreich wäre, der fromme Mann, der täglich die heilige Messe besuchte und seine Besuche ausquartierte, wenn sie nicht mit ihm beten gehen wollten, er sah nach einem Bericht der sicherlich nicht voreingenommenen Münchner Zeitung vom 21./22. April 1928 von der Nähe betrachtet so aus:

Wir erhalten die folgende Zuschrift:

In Ihrer Nr. 103/104 vom 14./15. April bringen Sie einen Artikel über den weißen Gamsbock, den der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand am 27. August 1913 im Blühnbachtale schoß, dem Järgerglauben zum Trotz, wonach das Erlegen eines weißen Wildes den sicheren Tod des Jägers innerhalb Jahresfrist als Folge haben soll. Zu dieser dokumentarisch beglaubigten Geschichte, die durch das schöne Gedicht des Grafen Löwenstein dauernd in der Erinnerung festgehalten werden wird, kann ich einen nicht weniger gut belegten Vorgang berichten, der auch die Jagdpassion des so tragisch umgekommenen Thronfolgers bestätigt, zugleich aber wohl beweist, daß der Erzherzog den Aberglauben der Jäger verachtete:

Erzherzog Franz Ferdinand erfuhr von einem Förster, in dessen Hause er weilte, daß dieser einen vollständig zahmen weißen Hirsch hegte. Der Hirsch war dem Förster als kleines Kälbchen gebracht worden, nicht lange, nachdem ihm selbst ein Töchterchen geboren worden war, und so war dieses mit dem Hirschkalb zugleich groß geworden; sie hatten zusammen gespielt und noch jetzt, nachdem das Mädchen zu einer neunzehnjährigen Jungfrau erblüht war, war ihr der nunmehr mit einem prächtigen Geweih geschmückte Hirsch rührend zugetan.

Der Erzherzog fragte, ob er diesen großen weißen Hirsch nicht sehen könnte. „Nichts leichter als das, Kaiserliche Hoheit,“ antwortete der Förster und gab seiner Tochter den Auftrag, ihren Freund zu rufen. Kaum, daß sie hatte ihre Stimme in den Wald schallen lassen, kam das schöne Wild in mächtigen Sätzen herangesprengt. Der Erzherzog trat aus dem Haus und, nachdem er sich satt gesehen an der lieblichen Szene zwischen dem Mädchen und dem zärtlichen Hirsch, legte das Gewehr an und tötete das weiße Wild.

Gewiß war das junge Mädchen darüber sehr unglücklich, während ihr Vater natürlich keine Kritik wagen durfte. Der Erzherzog hatte der Versuchung nicht widerstehen können, ein so selten schönes Exemplar sich für seine Sammlung zu sichern.

Die von Drasenovich entdeckte sittigende Wirkung des Waidwerks ist hier unverkennbar. Der arme Thronfolger! Er ist so „tragisch ungekommen“! Der Hirsch hingegen humoristisch. Beide sind tot. Noch aber lebt der Wolff, der Oberst, der Präsident der kaisertreuen Volkspartei, der — gnade uns Gott — die Habsburger wieder in Gottes Gnaden einsetzen möchte. Er sitzt zwar schon im Landesgericht, ich bin aber dafür, ihn der Sicherheit halber lieber gleich zu töten. Und zwar schlage ich zu diesem Zwecke vor, ihn zu zwingen:

1. Die obige Zuschrift öffentlich vor der Kapuzinergruft hundertmal abzuschreiben;
2. hierauf die Marsellaise zu singen und
3. endlich dem Bürgermeister von Wien und ersten Präsidenten der Republik Oesterreich, dem Sozialdemokraten Seitz unter der geistlichen Assistenz Piffels und Seipels feierlich die Hand zu küssen.

Bei einer dieser drei Verrichtungen wird er hoffentlich zerspringen.



DIE KONSEQUENZ,

die Ude bei seiner Präservativreligion vermissen läßt, hier tritt sie an den Tag des Herrn:

In Itrany in Ungarn hat sich eine neue religiöse Sekte gebildet. Die Anhänger der neuen Religion vernichten in ihren Gärten sämtliche Obstbäume, da sie aus der Bibel feststellen, daß der Obstgenuß die Sinne erzeuge, ohne den Hunger zu stillen. Auch Grünwaren werden verbrannt. In Krankheitsfällen rufen sie keinen Arzt, da Krankheit göttlicher Wille ist, der nicht vereitelt werden dürfe. Die Anhänger der Sekte dürfen nicht heiraten, schon Verheiratete aber sind verpflichtet, möglichst viele Kinder zu haben. Verboten ist Rauchen und Fluchen. Die Sekte zählt 150 Personen, die aus der reformierten Kirche ausgetreten sind. Die Behörden sperrten zunächst einen der Führer ins Irrenhaus, dann weitere zwölf, die indessen, da ihnen nichts fehlt, wieder ausgelassen werden mußten.

Die Behörde ist natürlich so blöd wie immer, wenn sie die Führer einer solchen Sekte ins Irrenhaus sperrt. Was will sie denn? Nicht jede religiöse Genossenschaft hält logisch so rein. Denn wenn man sich schon auf eine Offenbarung beruft, dann, bitte, auf die ganze, auch auf die, welche offenbart, daß der Obstgenuß die Sinne erzeuge und die Kaninchen Wiederkäuer seien. Und wenn schon ein „göttlicher Wille“ respektiert werden muß, dann ist er, bitte, nicht nur beim Koitieren sondern auch beim Krankwerden zu respektieren! Warum soll sich denn Gott nur ins Kinderkriegen und nicht auch ins Fieberkriegen einmischen? Weil sie sich nur für den Unterleib interessieren, glauben sie ihr Gott tue dasselbe, die Ferkel!

Das sind wieder Behauptungen übelster rationalistischer Natur, höre ich hier die sagen, die das Geistige unentwegt mit dem Geistlichen verwechseln, jede Beleidigung des heiligen Geistlichen in eine Sünde gegen den heiligen Geist umkrepeln möchten und deshalb mit dem Nebelhorn unzufrieden sind.

Mit dem menschlichen Verstand könne man Gottes Vorschriften unmöglich verstehen, behaupten mit Vorliebe die, die jeden Blödsinn, der ihnen so paßte, für eine Vorschrift Gottes ausgeben und sich dabei noch einen tiefreligiösen Kren geben möchten. Aber so wahr der Adel, der sich kritiklos auch auf Idioten vererbte, abgeschafft wurde, so wahr wird auch noch der Adel eingeleiteter Idiotismen abgeschafft werden. Weg mit diesen Sudelköchen, die den Sterz der allgemeinen Verblödung mit etwas übersinnlichem Salz abschmecken und ihren widerwärtigen Brei dann als geistige Speise anpreisen möchten! Wohl untersteht das Erdreich einer geistigen Kraft, aber diese geistige Kraft hat es nicht nötig, sich den Herrn Ratti als irdischen Exponenten zu halten. Geist ist etwas über aller Logik, das Geistliche aber ist nur etwas entgegen aller Logik. Wer das nicht kapiert, der soll nicht das Nebelhorn sondern die Bonifaziusblätter lesen.



KAUFMÄNNISCHES PERSONAL

In Graz haben sich einige Firmen zu einer „Kaufkreditgenossenschaft“ vereinigt, die in Raten tilgbare Gutscheine ausgibt, für die man dann bei allen beteiligten Firmen nach Belieben einkaufen kann. Für diese Zentralisierung des Schuldenmachens ist nun auch die Reklame zentralisiert. Und zwar erscheint zu diesem Zwecke in den Tageszeitungen ab und zu ein Dialog zwischen zwei Heiratslustigen, die sich eine Wohnung einrichten wollen und dabei die betreffenden Geschäfte rekommandieren. Das sieht so aus:

Die Idee ist nicht schlecht. Aber wo, meinst Du, sollen wir einkaufen? Die Möbel zum Beispiel —

Da hast Du die Wahl zwischen Podlipny und Pichler.

Podlipny wär' schon was! Kunstmöbel — aber für uns —

Gehen wir zum Pichler! Meine selige Mutter hat mir noch auf dem Totenbett ans Herz gelegt:

„Heirate nie ohne Pichler-Möbel!“!

oder so:

Die Lampen?

Bei Ditmar-Schönbauer! Dort nehmen wir uns auch einen Petroleumofen, weißt Du —

Schön! Was bleibt dann noch —

Paß auf! Ich hab' mir schon alles zurechtgelegt: Die Bettdecken kaufen wir bei Brüder Lechner, die Matratzen bei Kraus, Bubi, stell' Dir vor, auf Kraus-Matratzen —

Nicht das Totenbett der Mütter und nicht das Brautbett der Kinder, nicht die letzte Fürsorge einer Sterbenden und nicht die erste Liebeszeit der Lebenden nichts, nichts, nichts ist diesen trostlosen Profitwilschweinen heilig, die nur den Rückgang des Umsatzes, sonst aber nichts auf dieser Welt scheuen. Kein Schundgesetz, das mit Pöllerschüssen begrüßt werden müßte, verfehmt den Pofel, den sie erzeugen und anpreisen, und kein Schmutzgesetz fährt ihnen für die Art, wie sie es tun, über das redege wandte Maul.

Das Personal des Koofmichs wächst. Die Kunst steht schon lange in seinen Diensten. Nun feiern auch noch Tod und Liebe ihren Einstand hinter der Budel. Die Welt wird wunderbarer mit jedem Tag:

Folgende Geburtsanzeige erschien in der „Darmstädter Zeitung“ am 26. Februar: Christa. Die glückliche Geburt eines Mädchens unter den Klängen des Posaunenchores der Morgenandacht durch das Radio am Sonntag, den 19. Februar 1928, zeigen hocheifrig an Martha und Friedrich Hornberger, Darmstadt, Frankfurterstraße 40, Mitwirkung: Hebamme Frau Helm.

Schon werden also Menschen nicht mehr von Müttern geboren, die vor der Verwendung ihres To-

tenbettes zu Reklamezwecken zurückschaulern, sondern kurzerhand durch den derzeit leistungsfähigsten Produzenten des Drecks: das Radio. Schon ist es eine Lüge wenn behauptet wird:

(Der mechanische Mensch kommt!) Die Erfindung des amerikanischen Ingenieurs Wensley, eine Maschine, die verschiedene manuelle Arbeiten ausführt und durch Schallwellen regiert wird.

Er kommt nicht, er ist da!



ZUM MUTTERTAG:

**Wer seine Mutter lieb hat,
läßt sie — zum Scherwirt gehn!**

Morgen: Geflügelkraftsuppe, Bachhühner,
prima Hausgeflüchtel, Rahmstrudel, und feinste
andere Hausmehlspeisen sowie gesunde Weine.

also zu jenem Tag, der die noch lebenden Mütter zur Hebung des Geschäftsumsatzes verwendet, zu jenem Tag, den wir am vergangenen Sonntag wieder zu feiern aufgefordert wurden, möchte ich der Befürchtung Ausdruck geben, daß das Schmutz- und Schundgesetz eine Art literarischer Produktion zu verbieten, vergessen könnte: die Heiligenlegende.

Die Lebensbeschreibungen dieses Heiligen rühmen nämlich, daß er in so hohem Maße keusch war, daß er es immer vermied, mit seiner Mutter allein im gleichen Raume sich aufzuhalten; nur in Anwesenheit einer dritten Person nahte er sich ihr. Sogar in dem Brevier der katholischen Priester wird ausdrücklich gesagt und gerühmt: „Um unreine Versuchungen zu verhindern, vermieð er sorgfältig, seine eigene Mutter anzusehen“!

Wie verträgt sich das eigentlich mit dem christlichen Propagandageblödel für eine Ehrung der Mutter an einem gewissen Datum? Und wie mit der kürzlich gehaltenen Rede des Papstes über die Erziehung der Jugend, in der er

erklärt, daß die christliche Erziehung der Jugend der Kirche nicht abgesprochen werden könne und daß sie allein über die hiefür erforderlichen Mittel verfüge. Denn jede moralische und geistige Erziehung könne, wenn sie sich nicht auf körperliche Uebungen beschränken wolle, in einem katholischen Land nur eine christliche sein.

Ich bin nicht boshaft genug, das unfehlbare Oberhaupt der katholischen Herde durch die Frage in Verlegenheit zu versetzen, wie es sich eigentlich eine geistige Erziehung, die sich nur auf körperliche Uebungen beschränken will, vorstellt. Aber meiner Treu, der Abgeordneten Berta Pichl, die das Schmutz- und Schundgesetz beantragt hat, möchte ich es vergönnen, daß ihr Sohn einmal infolge gesetzlicher Unschädlichmachung des Schmutzes ein Heiliger wird. Und zwar so einer, der sogar beim Anblick seiner Mutter von unreinen Versuchungen übermannt wird. Von irgendeinem Menscherl wird bald einer auf unreine Gedanken gebracht. Dazu braucht man nicht heilig zu sein. Um von seiner eigenen Mutter aber auf unreine Gedanken gebracht, in unreine Versuchungen gestürzt zu werden — dazu, ja dazu ist unbedingt der höchste Grad von Heiligkeit nötig!

Vielleicht erkennt — angesichts solcher Möglichkeiten — die Frau Pichl, daß der sexuelle Schmutz, gegen den sie eifert, nur in der Einbildung besteht und zwar nur insoferne als diese dreckig ist. Vielleicht zieht sie aus solcher Erkenntnis den Schluß, daß der Kirche nur mehr ein einziges Recht nicht mehr „abgesprochen werden kann“: das Recht zum Zusperrn.

ETWAS ZUM LACHEN

Bezahlt:

Baron Hünefeld telegraphiert:

Mondalkin, 6. 10.

**Kaffee Hag an Bord der
„Bremen“. Wenn wir mit
Gottes Hilfe New-York
erreichen, grüßen wir San-
ka, Hünefeld.**

Kaffee HAG schont Herz und Nerven!!

Unbezahlt:

Vor Einbruch der Dunkelheit beschlossen Köhl und ich, noch ein tüchtiges Mahl einzunehmen, das uns über die Nacht hindurchbringen würde, da wir später zu viel beschäftigt sein würden. Wir aßen unsere belegten Brote und Bananen und tranken Kaffee dazu. Das Mahl schmeckte uns vortrefflich bis auf den Kaffee, der scheußlich war.

Ihr Zusammentreffen im selben Morgenblatt ist unbezahlbar.



ETWAS ZUM WEINEN

Nüchterne Mathematik:

An Sachwerten zerstörte der Krieg insgesamt für 400 Milliarden Dollar = 1680 Milliarden Mark. Mit diesem Gelde könnte man jeder Familie in Deutschland, Oesterreich, Rußland, Belgien, Frank-

Besoffener Heroismus:

Die „Deutsche Adelsgenossenschaft“, Berlin NW. 40, Hindersin-Straße 7, hat auf Uebersendung dieser Gründungsanzeige, mit folgendem Brief geantwortet:

An die Paneuropäische
Union Oesterreich
Wien, Hofburg.

Für unsere Jugend gilt immer noch das Wort Schillers: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre“ und die uralte Erkenntnis des Herrenvolkes der Römer: „Si

reich. England, Verei-
nigte Staaten von
Nordamerika, Kanada
und Australien ein
Haus bauen im Werte
von Zehntausend Mark
mit einer Einrichtung
im Werte von 1.000 Gold-
mark und einem Garten
im Werte von 2.000 Gold-
mark! Und da bliebe
noch eine Riesensum-
me übrig.

vis pacem, para bellum“ und
der Weisheitssatz Nietzsches:
„Das Paradies blüht nur unter
dem Schatten der Schwerter“!

Wahrhafte Kultur kann nur
in einem heldisch denkenden
Geschlecht, in einem freien Lan-
de, in einem geachteten Staat
erblühen. Volksgesundheit, Ar-
beitsfreudigkeit, Pflichttreue,
stählerne Willenskraft, kurz je-
de Art von Volkstum wird sich
allein durch eine eiserne Hee-
resschule auf Grund der allge-
meinen Wehrpflicht entwickeln.

Opferbereite Helden schaffen
den Frieden, weil sie niemand
anzutasten wagt, pazifistische
Träumer — — — — Feigheit
— — erbärmliche Gesinnung —
Verachtung — — —

Wir verbitten uns die Zu-
schrift — — —

Gezeichnet Freiherr v. Forst-
ner, ehem. königl. Hauptmann
im Kaiser Franz Garde-Gren-
Regt. Nr. 2.

Ich vermute, daß der Adelsgenosse Forstner be-
reits ein Haus besitzt und eine Einrichtung und einen
Garten. Hirn besitzt er keines. Das ist aber keine
Vermutung mehr, sondern schon Gewißheit.

★ ★

ETWAS ZUM SPEIEN

Für die allseitige Verbreitung des Idiotismus fand ich im „Interessanten Blatt“ diesen interessanten Beweis:



Von der Maifeier der Kommunisten in Wien: Ein Lastauto, vollbesetzt mit Kindern, die laut gegen die Verhaftung Bela Kuns „protestieren“.

Diese niederträchtige Schändung von Kindern durch politische Ideen und politischer Ideen durch Kinder, diese Anlernung von arischen Pamperlettschen, die noch kaum „Bitt’ hinaus, Herr Lehrer!“ sagen können, zum Ausruf im jüdischen Jargon: „Bitt’ heraus mit dem Herrn Religionslehrer!“, diese schamlose Diskreditierung des höchsten Problems menschlicher Freiheit durch kindische und kindliche Dressurakte — meiner Seel’, sie könnten einen noch dazu veranlassen, mit Seipeln den Bruderkuß zu tauschen und Piffln gerührt und entwaffnet an den heiligen Bauch zu sinken!

DER BEKENNTNISSCHULBETRIEB,

der sich, ganz aufs Religiöse eingestellt, mit Aeufferlichkeiten nicht abgeben kann, sieht, nach einem Bericht der Frankfurter Zeitung vom 24. April, von der Nähe betrachtet folgendermaßen aus:

Schwerin, 21. April. Die ländlichen Volksschulen Mecklenburgs waren bis zur Einführung der Verfassung im Jahre 1919 gutsherrschäftlich. Der Gutsherr stellte den ihm passenden Lehrer an und sorgte für die Schulräume. Er dekretierte auch die Ferien nach dem Stand der landwirtschaftlichen Arbeiten, bei denen Kinder gebraucht werden und unter strenger Bedachtnahme auf Feuchterslebens Entdeckung, daß körperliche Arbeit und nicht Ruhe die einzig richtige Erholung von den Anstrengungen geistiger Arbeit bringe.

Vor gar nicht langer Zeit schrieb noch ein Gutsbesitzer an das mecklenburgische Lehrerseminar, man möge ihm für den eben gestorbenen Lehrer, der Schuhmacher gewesen war, einen Schreiner schicken, und ein anderer wußte für seinen invalide gewordenen Reitknecht keine bessere Verwendung, als ihn zum Lehrer seiner Gutsschule zu machen. In bezug auf die Lehrer ist seit 1919 eine Aenderung eingetreten. Sie sind jetzt auch Staatsbeamte

sozusagen lauter Hans Sachse: Schuhmacher und Staatsbeamte dazu.

In bezug auf die Schulräume und Lehrerwohnungen, bei denen Gutsherrschaften und Kirchenpatronate unterhaltungspflichtig sind, ist noch wenig Besserung erkennbar.

Der Rechtsausschuß des Landtages für Mecklenburg-Schwerin hat sich dieser Tage durch eine Besichtigungsfahrt im Lande von den herrschenden Zuständen selbst überzeugt. Die drei Minister und die z. Zt. in Mecklenburg weilenden Vertreter des Sparkommissars haben sich der Besichtigungsreise angeschlossen. Fast durchweg wurde festgestellt, daß sich die Schulen der Gutsherrschaften in einem völlig verwahrlosten Zustand befinden. Schulhäuser sind nicht überall vorhanden. Auf einem Gute werden die Kinder

im Armenhaus unterrichtet. Die Schulgebäude sind vielfach armselige, strohbedeckte, oft noch baufällige Katen. In einer Schule war die Decke notdürftig mit Balken gestützt, da man den Einsturz befürchtete. Die Decke der Lehrerwohnung war bereits eingestürzt. In einer anderen hatte der Kamin Löcher, durch die die Funken flogen; ein davorgestelltes Blech sollte die Feuergefahr abwenden. Die Fußböden der Schulräume befinden sich meist in einem trostlosen Zustand. Vielfach sind sie von Ratten und Mäusen durchlöchert; in einem Schulzimmer hatte sich eben ein Maulwurf durch den Fußboden gewühlt und einen Erdhaufen im Schulzimmer aufgeworfen

was sich sehr wohltätig auf den naturwissenschaftlichen Anschauungsunterricht ausgewirkt haben dürfte!

Für 40 Kinder ist kein Abort vorhanden
aber totsicher ein Pastor!

Die Beleuchtung ist fast überall gänzlich unzureichend
aber die Hauptsache ist doch, daß das Himmelslicht
immer anständig leuchtet!

Vielfach kann auch in den besten Tagesstunden nicht ohne künstliches Licht gelesen werden. In ähnlichem Zustand befinden sich die Wohngelegenheiten der Lehrer. In einer Gutsgemeinde ist für den unverheirateten Lehrer kein Zimmer aufzutreiben. Er muß täglich aus einem Nachbardorf kommen. Dabei steht das Herrschaftshaus mit einer Flucht von Zimmern den größten Teil des Jahres leer, wenn die Gutsherrschaft zur Erholung auf Reisen weilt.

Von welchen kurzen, aber scheinbar äußerst intensiven Plagen sich die Gutsherrschaft den größten Teil des Jahres über auf Reisen erholen muß, wird leider aus Gründen der Erhaltung der gottgewollten Ordnung geheimgehalten.

Zu gleicher Zeit baut dieselbe Gutsherrschaft aber einen Stall für 80.000 Mark, eine Scheune für 70.000 Mark und läßt den Hof des Herrschaftshauses pflastern.

Auf Vorhalt erklärte der Gutsverwalter den Ausschußmitgliedern, daß nach Auffassung der Gutsherrschaft erst die Produktion und dann erst der Luxus komme

wobei unter „Produktion“ die Grundlage für den durchaus erwünschten Luxus der Herrschaft, unter „Luxus“ aber eine Grundlage für die durchaus unerwünschte Herrschaft der Produzierenden zu verstehen ist.

Diese Auffassung, daß gesunde Wohn- und Schulräume zum Luxus gehörten, hat in Mecklenburg dazu geführt, daß es im Reiche die größte Kindersterblichkeit hat und daß auf dem Lande weit mehr als in den Städten Tuberkulose und Skrofulose wüten.

Solche Betrachtungen aber sind schon wieder Auswüchse durchaus rationalistischer Sinnesart. Vom religiös-geistigen Standpunkt aus betrachtet, kommen die toten Kinder als ehemalige Angehörige einer Bekenntnisschule ohnehin sogleich in den Himmel, während die Ueberlebenden, frei von jeder Sittenverderbnis, wenn schon nicht als deutsche Männer, so doch wenigstens als Sklaven deutscher Männer den Himmel auf Erden haben.

* *

VERSUCH DER ENTLARVUNG DES OBERSTEN GERICHTSHOFES ALS EINER KATHOLISCHEN SCHWINDELORGANISATION

AUS DEM GERICHTSSAAL

Die ersten Entscheidungen nach dem Kleinrentnergesetze

Die Witwen nach Leibrentenversicherten und die auf Invalidität Versicherten bekommen nichts.

Wozu die Leute, die schließlich und endlich ja doch nichts bekommen, weil für sie nichts da ist, zur Erzielung dieses dürrtigen Effektes noch ein eigeres Gesetz benötigten — dies ist eins jener Welträtsel, die ewig ungeklärt bleiben müssen. Man ist da lediglich auf Vermutungen angewiesen. Es gibt ja allerlei sonderbare Käuze auf der Welt und ich bin überzeugt, daß durchaus lebensfähige Menschen in Massen herumlaufen, bei denen der Ordnungstrieb derartig hypertrophiert ist, daß sie es einfach nicht ertragen könnten, wenn ihnen einmal auf unrechtmäßigem Wege Gerechtigkeit widerführe, da sie vollkommen zufriedengestellt sind, wenn ihnen nur auf rechtmäßigem Wege Unrecht geschieht. Der Sprachgebrauch der Worte „Recht und Gesetz“ als Hendiadyoin, der aus jenen Tagen stammt, in denen die beiden noch annähernd eins waren, macht diese Leute blind für die offenkundigen Tatsachen, die darauf hinweisen, daß die glückliche Ehe zwischen den beiden Worten längst in die Brüche gegangen und durch die Schumpeterische Verordnung, daß Krone gleich Krone sei, endgültig und für alle Zeiten getrennt worden sei. Lao-Tse konnte noch sagen:

„Was Gesetz ist, bedarf nicht der Verlautbarung als Gesetz. Die Gesetze der Menschen bedürfen der Verlautbarung als Gesetze: Also sind sie nicht Gesetz.“

Hier ist der Begriff des Naturgesetzes, das keiner Verlautbarung bedarf, noch indentisch mit dem Begriff des Rechtes, das ebenfalls keiner Verlautbarung bedarf, weil es jeder, nicht zum Doktor Juris promovierte, Mensch a priori erkennt. Aber man sollte es nicht glauben, daß es heute noch und in nicht zu geringer Zahl Menschen gibt, für die das Recht absolut unantastbar niedergelegt ist im Gesetz, also in dem, was unter dauernder Packelei und fortwährender „Angleichung“ eines blödsinnigen Standpunktes an den andern in der politischen Sudelküche ausgebacken und halb roh, halb angebrannt den Bürgern als tägliches Kompromißbrot dargeboten wird.

Das geistige und ethische Niveau unserer auf solche Ansichten gegründeten Rechts„pflege“ — das Recht ist allerdings sehr leidend und hats durchaus nötig, gepflegt zu werden — wurde in den letzten Wochen besonders durch zwei Fälle unwiderleglich bewiesen. Der eine, klein aber pikant, spielte sich beim Bezirksgericht ab:

Der Freispruch von der Verführung unter Zusage der Ehe erfolgte mit der interessanten Begründung, daß Harry Payer zu einer Zeit, als er der Verführten das Eheversprechen gab, verheiratet gewesen sei, wenn auch nur, da er als Katholik eine Andersgläubige geheiratet hatte, vor dem Standesamte.

Nach Ansicht des Gerichtes kann ein verheirateter Mann, der katholisch ist, ein rechtsgültiges Eheversprechen überhaupt nicht abgeben.

Ein juristischer Leckerbissen! Hier ist die progressive Paralyse, die den gesetzlichen Zustand für den natürlichen Rechtszustand hält, bereits soweit vorgeschritten, daß ihr die Idee einer bösen Absicht, des dolus, überhaupt gar nicht mehr kommt. Ebenso ausgeschlossen wie die Möglichkeit, daß das Wasser bergauf fließen kann, ist im Naturgeschehen die Möglichkeit, daß ein katholischer Mensch zum zwei-

tenmale heiraten könne. Denn das österreichische Gesetz verbietet es einfach. Ja, es ist unter solchen Umständen sogar noch eher möglich, daß das Wasser bergwärts rinne, denn das österreichische Gesetz verbietet das nicht, wenigstens nicht ausdrücklich. Das ist einmal so und dagegen kann man nur eines machen, nämlich: Nix.

Nicht weniger geistreich, aber ungleich katastrophaler war die Entscheidung des obersten Gerichtshofes über die Ungültigkeit der „Dispenshehen“. (Zur Aufklärung der nichtösterreichischen Leser: Wenn auch nur ein Teil der Eheschließenden zur Zeit der Heirat katholisch war, ist die Ehe nach österreichischem Recht unauflöslich und jede Wiederverheiratung, sei es nun des katholischen, sei es des „andersgläubigen“ Teiles bei Lebzeiten des zweiten ausgeschlossen. Da aber nach § 83 des bürgerlichen Gesetzbuches der Landeshauptmann aus wichtigen Gründen von Eehindernissen dispensieren kann, haben die Sozialdemokraten, sobald sie nach dem Umsturz Landeshauptleute wurden, sogleich damit begonnen, vom Eehindernis des bestehenden Ehebandes zu dispensieren und dadurch eine begrüßenswerte Verwirrung in den noch vom Mittelalter her stagnierenden Sumpf des österreichischen Eherechtes gebracht. Die Leute heirateten jetzt zum zweitenmal. Die Gültigkeit der neuen Ehen wurde gewöhnlich aus Bosheit angefochten, die Gerichte entschieden je nach geistigen Fähigkeiten bald für, bald gegen die Gültigkeit und damit war ein Durcheinander fertig, das Oesterreich nun doch in absehbarer Zeit eine Aenderung des Eherechtes, auf die man sonst noch hundert Jahre hätte warten können, bringen muß, auch wenn sich der oberste Gerichtshof noch so sehr bemüht, all sein zausiges Ansehen in die Bresche zu werfen und mit senilem Gehirnschmalz das Loch zu stopfen, das der konserva-

tiven Dummheitsmauer hier endlich einmal geschlagen worden ist.)

Schopenhauer ist der nicht unebenen Meinung, daß hunderttausend Dummköpfe auf einem Haufen noch lange keinen „Gescheuten“ geben. Der oberste Gerichtshof, der die Einrichtung der Plenar- und Plenissimarsenate kennt, teilt diese Ansicht keineswegs und meint, was ein alter Herr nicht zustande bringt, werde leicht erkannt, wenn sich ihrer zehne zusammensetzen. Schon im Jahre 1921 hat sich der oberste Gerichtshof mit der Dispensehe befassen müssen und ist damals quasi per inspirationem zu folgender Entdeckung des Selbstverständlichen gekommen:

Das vorerwähnte Gutachten des Obersten Gerichtshofes vom Jahre 1921 hat die Annahme abgelehnt, daß durch die Erteilung der Dispens die erste (geschiedene) Ehe aufgelöst werde; es hat dies aus dem Wesen der Dispensation gefolgert, durch die auch sonst nie der Tatbestand, der das Eehindernis bildet, beseitigt, sondern nur dessen ehehindernde Wirkung aufgehoben wird.

Also: eine Dispens hebt nicht das Hindernis auf, sondern dispensiert bloß von den Wirkungen dieses Hindernisses! Das ist fabelhaft einleuchtend und man fragt sich nur voll Bangigkeit, was sich denn eigentlich die Menschen vor dem Jahr 1921 unter einer Dispens vorgestellt haben. Aber was ist dieser Kohl aus dem Jahre 1921 für ein harmloses, wenn auch abgestandenes Gemüse gegen den in der Plenarsitzung des obersten Gerichtshofes vom 3. April 1928 zusammengesudelten Gehirnsturz über die Ungültigkeit der Dispensehe! Die oberste Plenarsenatslogik sieht folgendermaßen aus:

1. P r a e m i s s e : Der § 62 des bürgerlichen Gesetzbuches sagt: „Ein Mann darf nur mit e i n e m Weibe nud ein Weib darf nur mit e i n e m Manne zu gleicher Zeit vermählet sein“ und legt dadurch in be-

sonders feierlicher Weise die monogamische Grundlage des österreichischen Eherechtes fest.

2. P r a e m i s s e : Der § 111 desselben Gesetzbuches aber bestimmt, daß das Band einer gültigen Ehe zwischen zwei Menschen, von denen nur einer zur Zeit der Eheschließung katholisch war, nur durch den Tod gelöst werden könne, während jede Wiederverheiratung bei Lebzeiten des anderen Teiles ausgeschlossen sei.

S c h l u ß : Würde also durch eine Dispens die Wiederverheiratung des einen Teiles bei Lebzeiten des anderen gestattet werden, so würde nicht nur ein unendlicher Wirrwarr hinsichtlich der Rechte der Kinder, des Erbrechtes etc. entstehen, sondern es würde auch der monogame Charakter der Ehe in Oesterreich in Frage gestellt und die Vielehe an Stelle der Einehe gesetzt werden!

Um den ganzen Irrwitz dieses Gestammels zu durchschauen, braucht man sich nur vor Augen zu halten, daß in Oesterreich nach dem § 115 des bürgerlichen Gesetzbuches den Protestanten zum Beispiel die Trennung der Ehe also auch die spätere Wiederverheiratung bei Lebzeiten des Partners gestattet ist. Hat aber schon jemand davon gehört, daß deshalb bei den Protestanten der Wirrwarr im Erbrecht und den sonstigen Rechten der Kinder größer sei als bei den Katholiken? Ist es schon einmal einem Schafskopf eingefallen zu behaupten, bei den Protestanten sei die Vielehe an Stelle der Einehe getreten? Gehört ein Kerl, der behauptet, ein Katholik, der vor zehn Jahren von seiner Frau geschieden wurde und nun eine andere heiratet, lebe in Bigamie, nicht solange mit dem Gesetzbüchel auf den Kopf geschlagen, bis er zugibt, es heiße im § 62: Ein Mann darf nur mit einem Weibe zu gleicher Zeit vermählet sein; bis er zugibt, daß dieser Paragraph

auch für Protestanten gelte; bis er gesteht, daß also auch die Protestanten in einer Einehe leben; bis er einsieht, daß nicht die längst — gesetzlich oder ungesetzlich — getrennte Ehe, sondern nur die faktisch ausgeübte Ehe eine Ehe sei, und daß eine Vielehe nur bei gleichzeitiger Ausübung zweier Ehen nebeneinander bestehe, nicht aber dann wenn eine Ehe nur mehr auf vergilbtem Papier in irgendeinem verstaubten Register existiert, aber zur Störung von Menschenglück immer wieder mit affenartiger Bosheit ans Sonnenlicht gezerrt wird. Denn das Recht, dessen Urzweck und Sinn es ist, das Leben zu erleichtern, wird nur mehr zur Erschwerung des Daseins verwendet, weil nur mehr dem verlogenen Namen nach „Recht“, in Wirklichkeit aber Gesetz gesprochen wird.

„Durch die Dispensehe“, so behaupten diese obersten römisch-katholischen Kreuzköpfe, die der Sozialdemokratie eins auswischen wollen, aber zu dumm dazu sind, „würde den Katholiken, denen nach ihren Religionsbegriffen die Trennung der Ehe nicht gestattet ist, diese Trennung leichter gemacht als den Nichtkatholiken, die nach ihren Religionsbegriffen die Trennung der Ehe dem Bande nach kennen“! Hier werden also sogar Religionsbegriffe ins juristische Kalkül gezogen und hier wird bewußt gelogen! Denn die Leute, die um eine Dispensehe ansuchen, haben eben deshalb schon keine katholischen Religionsbegriffe mehr, wenn sie auch aus unverzeihlicher Nachlässigkeit noch nicht aus der Kirche ausgetreten sind. Und es ist ein himmelschreiender und unverschämter Dreh, ihnen unter Berufung auf nichtvorhandene Religionsbegriffe die Dispensehe für ungültig zu erklären.

Der Oberste Gerichtshof schließt sodann diesen Teil seiner Ausführungen mit folgenden wichtigen und markanten Schlußsätzen ab:

Der Oberste Gerichtshof hat seine eherechtliche Beurteilung der Gültigkeit von Dispensehen auf die monogamische Einstellung des österreichischen Eherechtes gegründet; hierin kann es für ihn keinen Wandel der Anschauung und auch kein Kompromiß geben; er hält deshalb nach wie vor an den eherechtlichen Erwägungen seines Gutachtens in allen entscheidenden Punkten fest und glaubt, daß sie durch nichts erschüttert wurden, was seither im Schrifttume dagegen vorgebracht wurde

so orakelt die „Reichspost“, das Organ christlichsozialer Gehirnerweichung. Ich weiß nicht, ob das Nebelhorn zum „Schrifttum“ gehört. Aber ich werde diesen Apologeten einer gesetzlichen Verblödung, die mit dem Recht nicht mehr das Geringste zu tun hat, auf alle Fälle von dieser Nummer mehrere Exemplare dedizieren, damit ihnen bei der nächsten Entscheidung die markanten und wuchtigen Schlußsätze wenigstens im Halse stecken bleiben. Daß sie an ihnen ersticken könnten, wage ich nicht zu hoffen.

Und diese Leute wundern sich noch darüber, daß ihnen ihr Palast über dem Kopfe angezündet wurde!



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich. Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Trübes, rationalistisches Fahrwasser und die glas-
klare Atmosphäre des Denkens / Lao-Tse: Zwanzig-
ster und elfter Spruch / E. B.: Streiflichter / Werner
Ackermann: Der Mensch als Opfer einer Kon-
struktion

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 35

1. JUNI 1928

II. JAHR

TRUEBES, RATIONALISTISCHES FAHRWASSER UND DIE GLASKLARE ATMOSPHAERE DES DENKENS

Gar mancher hat sich ernst beflissen,
Und hatte dennoch schlechten Lohn;
Es ist ganz eigen: wenn sie wissen,
So meinen sie, sie wüßten schon.

Goethe.

Der Spruch: Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott! ist ein bekanntes Requisit praktisch-religiöser Fibelgeistigkeit. Wenn er auch insgeheim, ganzallein den Zweck verfolgt, den Leuten, die sich selbst geholfen haben, hinterher Gott als Retter präsentieren und im Brustton der Ueberzeugung behaupten zu können, dies sei wieder ein Beweis für das Dasein Gottes, denn gebe es keinen, hätte keiner helfen können, so will er doch offiziell etwas ganz anderes sagen. Nämlich: soweit unsere Kräfte reichen, müssen wir uns selbst helfen; wenn unsere Kräfte aber zu Ende seien, werde Gott weiterhelfen.

Aber ganz abgesehen von der Einseitigkeit einer Geistesverfassung, die aus Gottes Hilfe unentwegt auf Gottes Dasein schließt, der es aber noch nie eingefallen ist, einmal aus Gottes Nichthilfe (auch das soll vorkommen) Gottes Nichtvorhandensein zu folgern, scheint dieser Spruch auch obendrein nur auf dem Gebiete des materiellen Lebens zu gelten. Denn so oft ich mich noch in diesen Blättern bemüht

habe, seine Aufforderung auf geistigem Gebiete in die Tat umzusetzen, so oft ich mich noch bemüht habe, einem geistigen Problem mit Hilfe eines ganz volkstümlichen und unkomplizierten Verstandes und einer nur ganz hausbackenen Logik zu Leibe zu gehen, so oft ich mich bemüht habe, mir gegenüber dem auf die Nerven fallenden, aber usuellen „Offenbarungs“gestammel einmal selbst zu helfen, hoffend, Gott werde mir, wenn ich mit meinem Verstande zu Ende sei, weiterhelfen, fast ebenso oft erhielt ich prompt von religiöser Seite Zuschriften, die mich darauf aufmerksam machten, daß ich bei meinem Vordringen bis zur Endstation meiner Logik, also innerhalb eines Bezirkes, in dem allein der Verstand zu entscheiden hat, in „trübem rationalistischem Fahrwasser dahinsegle“. Es ist nicht einzusehen, was dieser Vorwurf für einen Sinn haben soll. Denn Rationalismus bezeichnet eine Art von Geistigkeit, die alles und jedes mit dem Verstande entscheiden will und doch erst dort problematisch werden könnte, wo mit dem Verstande nichts mehr entschieden werden kann, also dort, wo der Sage nach die Hilfe Gottes in Aktion zu treten beginnt und nicht schon dort, wo man sich noch selber helfen kann, und ich empfinde es als höchst ungerecht, wenn ich Vorwürfe zu hören bekomme, weil sich diese religiös etikettierten Köpfchen immer dort, wo sie keinen Ausgang sehen, gleich das Ende vorstellen und den Punkt, an dem der Schwimmgürtel der Gottesgläubigkeit umgeschnallt und alles Uebrige dem Himmel überlassen werden müsse, schon erreicht wähnen, wenn er noch meilenweit entfernt ist.

„Mit unserer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren“,

singen und schluchzen sie in ihren Kirchen, sehen gemüthlich zu, wie andere Menschen in Jammer, Not und Elend verkommen, halten diesen Zustand für die

gottgewollte Ordnung, an der man nicht rütteln dürfe, schelten jeden, der nach den Ursachen dieser famosen Ordnung forscht und sie beseitigen möchte, einen öden Rationalisten, der sich mit seinem kurzen Verstand in Gottes Allweisheit einmischen möchte und sind zufrieden, wenn nur sie nach Gottes unerforschlichem Ratschluß auf die Butterseite gefallen sind und wenn sich der Verstand der Welt, in der sie weben und leben, darin offenbart, daß ihre christliche Presse — wie in den jüngsten Wochen — hintereinander für die „Weiße Woche“ irgendeines Warenhauses, für die „Christuswoche“ des Caritasverbandes und für die „Käsewoche“ zur „Verpositivierung“ der österreichischen Handelsbilanz Propaganda macht.

Kam ich aber bei meinen Untersuchungen wirklich einmal zu jenem Punkte, an dem der Verstand, der ja lediglich die Fähigkeit ist, kausale Zusammenhänge bloßzulegen, am Ende seiner Weisheit angelangt war, da kausale Zusammenhänge nirgends mehr zu erkennen waren, stieg ich an der Endstation der allgemein zugänglichen logischen Straßenbahn in das Privatfuhrwerk meines Gefühles um, um unabhängig von allgemeinen Gesetzen in der Richtung, in die es gerade mich nach unbegreiflichen eigenen Gesetzen drängte, weiterzukommen, waren wieder andere Leser unzufrieden und ich erhielt Postkarten wie diese:

Sehr geehrter Herr!

— — — Ich bin nicht der Leser, den Sie brauchten und Sie nicht der Schriftsteller, den ich brauche. So verdienstlich und tapfer Ihr Kampf gegen die Mucker und Heuchler und die widerlichen Verlogenheiten aller Offiziellen ist — aber, verzeihen Sie: Ich kann auch die geringsten dichterisch-mystifizierenden Ergüsse nicht mehr verdauen! Grashalme als Symbole der Sehnsucht alles Irdischen nach dem Himmlischen und die Erde als lebendes Wesen mit Gefühl,

das es nicht liebt, wenn ... usw., das ist nicht die glasklare Atmosphäre des Denkens

Ihr sehr ergebener

— —

An der Wand der „Marienburg“, das ist jener Villa in Weidling bei Wien, in der wir zur Miete wohnten und in der ich einen großen Teil meiner Kindheit und Jugend verlebt habe, steht, von ihrem Erbauer in einem Anfall von philosophischem Haussegens-Pessimismus angebracht, der Spruch: Allen Menschen recht getan, ist eine Kunst, die Niemand kann! Wenn ich an Sonntagnachmittagen in der Laube vor dem Hause saß und lesen wollte, aber nicht lesen konnte, weil durchschnittlich jeder dritte Ausflügler aus Wien, der auf der Straße vorüberging, mit dröhnender Stimme diesen Spruch las und daran — je nach Bezirkszugehörigkeit — die Worte: „Sehr richtig!“ oder: „Gehst, hörst, varschtehst, der hot dar ober recht!“ schloß, dann verfluchte ich die Erfahrung, die sich in diesem Spruche äußerte, dann zweifelte ich an ihrer Richtigkeit, denn der, der sie von sich gegeben, hätte es damit scheinbar doch allen Menschen recht getan. Zur Strafe für diesen Zweifel muß ich jetzt ihre Richtigkeit am eigenen Leib erfahren und selbst auf die Gefahr hin, damit wieder die Atmosphäre glasklaren Denkens zu verlassen, bin ich gezwungen, einen karmischen Zusammenhang zwischen damals und heute zu vermuten.

Aber bleiben wir zunächst einmal bei dem Bilde, das der Verfasser obzittierter Postkarte gebraucht hat. Es gehört zum Wesen der Atmosphäre, daß sie am Irdischen, das heißt an der Erde, haftet. Wohl ist es richtig, daß sie im geographischen wie im geistigen Flachland, durch allerlei Dünste verunreinigt, nur trübe ist, aber umso reiner und glasklarer wird, je höher man emporsteigt. Wer aber immer weiter steigt, der macht die Erfahrung, daß die Atmosphäre, in der Menschen logisch atmen können, hier immer

mehr verschwindet, daß sich das Licht des Denkens, das man in der Tiefe für etwas Absolutes hielt, in der Höhe immer mehr als eine bloße Funktion und Wirkung dieser Atmosphäre herausstellt, daß es mit deren Schwinden immer dunkler statt heller wird, bis man schließlich in der Finsternis des Weltraumes landet, in der die Gestirne nur mehr in der Ferne erblitzen, aber keine Nähe mehr beleuchten, so daß man in eine Situation gerät, in der man sich unwillkürlich an die dichterisch-mystifizierenden Worte eines Menschen erinnert fühlt, der, wie nicht bald ein zweiter, ein Kenner der glasklaren Atmosphäre des Denkens war und dennoch behauptete:

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt. Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt, oder im Uberschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. — — — Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines tierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Wert, als einer Intelligenz, unendlich durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens soviel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

Immanuel Kant

Dieses Unendliche aber ist, wie ich mich in so manchem Aufsatz im Nebelhorn anzudeuten bemüht habe, das geheimnisvolle Reich jenseits der glasklaren Atmosphäre des Denkens, jenes Reich, von dem wir bloß sagen können: es ist, niemals aber,

wie es ist, denn es ist für jeden ein anderes. Allgemein gültige Gesetze, wie die der Logik im Reiche des Denkens gibt es in diesem Reiche des Fühlens, des metaphysischen Vermutens und Tastens und vor allem des Glaubens nicht, weshalb auch der Versuch, Millionen von Menschen unter den Hut eines religiösen Bekenntnisses zu bringen, künftigen Generationen, die die Grenzen dieser beiden Reiche einmal erfaßt haben werden, im höchsten Maße kindisch vorkommen wird. In diesem Reiche wird jeder Mensch Alleinherrscher sein und ist es im Grunde genommen auch heute schon, denn von hundert Angehörigen derselben Religionsgenossenschaft glauben innerlich nicht zwei genau dasselbe, wie schon die Installation Roms zum Beispiel als der allein maßgebenden Stelle für die Entscheidung von Glaubenszweifeln beweist. (Roma locuta, res finita!) Warum braucht man ein solches Forum auf dem Gebiete des Denkens nicht? Warum sollen die Geschmäcker auf allen Gebieten, für die sich keine allgemein gültigen Gesetze festlegen lassen, verschieden sein dürfen, aber auf dem Gebiete der Metaphysik, für die sich ebenfalls keine solchen Gesetze finden lassen, nicht? Wenn ich behauptet hätte, ein Apfelstrudel sei vorzüglich und einer hätte mir eine Karte geschrieben und mir vorgeworfen, ich habe mit dieser Bemerkung die glasklare Atmosphäre des Denkens verlassen, denn er finde ihn abscheulich, so würde man heute schon ebenso darüber lachen, wie künftige Geschlechter voraussichtlich über die Karte betreffs der Grashalme lachen würden. Denn wenn ich nüchtern meiner ureigenen Vermutung Ausdruck gebe, jeder Grashalm sei (für mich natürlich!) ein Symbol der Sehnsucht alles Irdischen nach dem Himmlischen, so ist mir selbstverständlich nichts ferner gelegen als die Absicht, damit irgendeinen Leser zu diesem meinen Glauben bekehren zu wollen. Es bleibt dem

Schreiber gänzlich unbenommen — wenn es ihn innerlich befriedigt — anzunehmen, was sein Mikroskop und nicht mein Makroskop behauptet: Daß ein Grashalm nichts weiter sei als eine Anzahl chlorophyllgefüllter Zellen, die sich aus irgend einem rätselhaften Grunde (aber, um Gotteswillen, nur nicht aus Sehnsucht!) aufeinander statt nebeneinander geordnet haben und es steht ihm auch frei, sich zum Ausbau und zur Vertiefung dieser Meinung statt des Nebelhorns eine botanische Zeitschrift zu halten. Und es bleibt ihm ebenso unbenommen, der Erde den Besitz von Gefühl zu bestreiten und dadurch seinen Mangel an Gefühl für die Erde zu bekunden. Denn jemandem, der sich mit uns nicht verständigen kann, kann nur unser Gefühl Gefühl zusprechen, niemals aber nachweisen, da ein Gefühl überhaupt nichts als höchstens sich selbst seine eigene Existenz beweisen kann.

Es ist rührend, zu sehen, wie Kant, der sich in seiner Kritik der reinen Vernunft so peinlich an die Gesetze des glasklaren Denkens hielt, das nur auf der Sinnenwelt und auf sonst nichts aufgebaut sein kann, hier in diesem Schlußwort zur Kritik der praktischen Vernunft, plötzlich von einem Gesetz spricht, das in uns wohnt und uns ein von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, ja, das uns sogar eine von allen Ganzgescheiten immer wieder belächelte „Bestimmung“ unseres Lebens verrät, die ins Unendliche geht, während das glasklare Denken im Bezirk des Endlichen nach allen Seiten umherstümpert und trotz aller Glasklarheit, heillos zwischen Tatsachen und Experimenten eingekellt, hier nirgends eine Bestimmung finden kann und daher meint, es gebe keine. Klares Denken ist gewiß eine so wertvolle und seltene Eigenschaft, daß man sie nicht genug schätzen und preisen kann. Aber es verletzt die Gesetze dieses Denkens, wenn man meint,

es gäbe deshalb außerhalb dieses Denkens nichts, was Lebensberechtigung und Anspruch darauf hätte, gleichfalls geschätzt zu werden. Nicht im Nase-rümpfen über alle nicht in sein Fach einschlagenden Erscheinungen kann die Tätigkeit dieses Denkens bestehen. Ein unerschöpfliches Arbeitsfeld läge für es schon allein in der Aufgabe, in allen Gehirnen an der Aussteckung der Grenzen zwischen dem Reich der Logik und dem Reich des Glaubens mitzuarbeiten. Mystik ist auf dem Gebiete des Glaubens etwas Un-vermeidliches. Sie ist nicht an und für sich schlecht, sondern nur auf dem Gebiete des sozialen Lebens, wo sie das Denken ausschalten und unter Berufung auf den Himmel und das jüngste Gericht der Aus-beutung die Wege ebnen möchte, wovon der Artikel Werner Ackermans in der heutigen Nummer han-delt, der freilich oberflächlichen Lesern meinen Wor-ten zu widersprechen scheinen wird. Kant kannte die Grenzen zwischen diesen beiden Reichen und respektierte sie. Er wußte, daß das Glauben auf dem Gebiete des Denkens ebenso wenig beweisen kann, wie das Denken auf dem Gebiete des Glaubens. Im Bezirk der gerechten Gestaltung des äußeren Le-bens für Alle, im Reich von Ursache und Wirkung herrsche das Denken. Aber im Gebiete der Ehrfurcht und Bewunderung, also — ich betone dies ausdrück-lich — in allen Fragen, die sich mit dem Woher und Wohin des Ichs und ihren privaten seelischen Aus-wirkungen auf sein irdisches Leben im Leibe be-fassen, hat das glasklarste Denken jeden Boden un-ter den Füßen verloren. Denn Gefühle und immer wieder nur Gefühle sind das Primäre und die be-wegenden Urgründe des Denkens. Nicht die primi-tivste ethische Selbstverständlichkeit kann mit Hilfe des Denkens erobert, sondern nur mit seiner Hilfe hinterher begründet werden. Besäßen wir nur die Fähigkeit glasklaren Denkens, nichts hinderte uns,

allen Wesen, die uns nicht Gleiches mit Gleichem vergelten können, alles das anzutun, was wir uns selbst nicht angetan haben möchten.

Das Leben an und für sich ist weder heilig, wie die behaupten, die nur das Denken kennen und das Heilige, das auf seinem Gebiete nicht existiert, doch nicht missen können, noch hat es irgend einen Sinn. Es ist ebenso sinnlos wie die manuelle Tätigkeit des Violinspielens. Dieses ewige Gezeugt- und Geborenwerden, dieses Heranwachsen, Sichentfalten, Zusammenschumpfen und Sterben, dieses Durcheinanderwimmeln von Formen, dieses Erglühen und wieder Verblässen von Farbe und Licht, dieses Jubeln und Singen, dieses Weinen und Klagen, dieses Vereinigt- und wieder Getrenntwerden, dieses Kreisen des Blutes, dieses Schlagen der Herzen ist nichts weiter als die Begleiterscheinung einer gewissen Periode in der Abkühlungszeit der Weltkörper, nichts weiter als eine Folgeerscheinung feuchter Wärme zwischen zwei leicht feststellbaren Grenzwerten des Thermometers. Und ebenso ist das Violinspiel, dieses Hüpfen der Finger, dieses Aufeinanderfolgen der Griffe, diese Schwierigkeiten der Passagen, diese Finessen der Bogenführung nichts weiter als ein Kratzen mit Pferdeschweifhaaren auf Schafsdärmen. So spricht mit Recht das glasklare Denken und beweist damit die Richtigkeit der Worte Lao-Tses: „Verstand ist Verschließung des Lebens“. Wie es aber möglich ist, daß diesen evidenten Sinnlosigkeiten dann doch eine urgewaltige Melodie entströmt, die in jenes Reich weist, von dem kein Auge je etwas gesehen, kein Ohr etwas gehört hat, das wird das Denken nie ergründen, kann es nie ergründen. Aber wenn es Anspruch darauf erhebt, wirklich klar genannt zu werden, muß es bekennen, daß hier seine Macht zu Ende ist. Vor dem kürzesten Aufblitzen jenes unsäglich jenseitigen Lichtes im Auge des gewöhnlichsten Men-

schen, wenn er liebt, muß es, wenn es ehrlich ist,
schon die Segel streichen und das Wort der Inder
gelten lassen:

Om Amitaya! Miß mit Worten nicht
Das Unermeßliche, nicht mit Denken steig
Ins Unergründliche: es irrt, wer fragt
Und wer erwidert. Schweig!



ZWANZIGSTER SPRUCH

Verstand ist Verschließung des Lebens.
Ob man so oder so bejaht — wie nichtig!
Ob man so oder so handelt — wie wichtig!
Handeln wie Allewelt: Einsichtgeborene Pflicht?
O verwerfliche Trübsicht!
Allewelt wird leicht fortgeschwemmt von oberfläch-
licher Freude:
Ein Feiertag, eine Frühlingsnacht...
Ich hingegen, tief ankernd am Grund des Gefühls-
stroms,
Bin heiter und still in der Freude gleich wie ein
Kindlein.
Ich lebe und webe... immerfort abgebend.
Allewelt wünscht das Hinzu;
Ich hingegen ersehne das Weggeben.
Ich bin linkisch im Leben, entrate des Zwecksinns!
Allewelt weiß;
Ich hingegen habe wirre Gedanken!
Allewelt hat Gemeinschaftstrieb;
Ich hingegen liebe die Oede der Einsamkeit:
O Einöde, habe ich noch nicht deine Mitte erreicht!
Ich walle wie das Meer, immerfort ziellos...

Allewelt hat Erfahrung;
Ich hingegen bin einfältig, ein Tor!...
Ich bin anders als Allewelt,
Bin fremd unter den Menschen:
Doch ich bin Ich
Und werd' gespeist von meines Urgrunds Quell.



ELFTER SPRUCH

Dreißig Speichen umgeben die Nabe;
Doch erst die Leere zwischen ihnen macht das We-
sen des Rades aus.
Aus Ton formt man Gefäße;
Doch erst die Leere in ihnen macht das Wesen des
Gefäßes aus.
Aus Wänden, in die man Fenster und Türen bricht,
entsteht das Haus;
Doch erst die Leere innerhalb der Wände macht das
Wesen des Hauses aus.
Darum: das Formbare bestimmt das Aussehen,
Das Nichtformbare die Wesenheit.

Lao-Tse

(in der Wiedergabe von Carl Dallago.)



STREIFLICHTER

Das sittliche und geistige Leben der Menschen sind nur
zwei Seiten von Einunddemselben. Ist die eine unwahr, künst-
lich, ist es die andere auch.

Nur die Lüge kann der Aufrechterhaltung eines unnatür-
lichen Gesellschaftszustandes dienen, nur die Lüge kann für die
Ueberbrückung von Interessengegensätzen in Frage kommen,
wenn diese Gegensätze als naturgegeben hingestellt werden
sollen.

Alles ist Lüge. Die kompliziertesten, scharfsinnigsten Sophistereien spielen nur mit Lügen. Was sie rechtfertigen wollen, sind nur Lügen. Die schillernden Ideale sind nur Machwerke, welche die Menschen nur noch weiter von der Wirklichkeit entfernen und noch tiefer in den Lügentrug hineinführen sollen. Alles dient der Lüge und kann nur der Lüge dienen, wenn es dieser verlotterten Gesellschaft dienen soll.

Die Naturvölker, die sogen. Wilden, hatten Kultur, solange sie herrschaftlos blieben; wir haben die Kulturlüge.

Die Wilden haben wenige Grundsätze, welche aber bis auf Tod und Verderb eingehalten werden. Die Wilden sind ehrlich. Die Notwendigkeit hat sie in langsamem Wachsen zu der Erkenntnis geführt, daß die Ehrlichkeit in der Kalkulation als Endergebnis viel, viel rentabler für die Einzelwesen ist, als der Augenblicksvorteil durch Betrug und Lüge. Sie können ohne Ehrlichkeit untereinander überhaupt nicht existieren. Der in Interessengegensätzen lebende Mensch ist unehrlich, muß es naturnotwendig sein, denn er wird betrogen und muß daher betrügen. Aus dieser Unmoral entspringt auch der Zwang, die künstliche Gesetzgebung.

Alles ist im Grunde nur Notwendigkeit herrschender Zustände. Trotzdem dürfen wir den Moralbegriffen (nicht die konventionellen sind gemeint) gegenüber nicht auf den Fehler verfallen, ihr Wesen in der Analyse finden zu wollen, denn die Erscheinung ist der wahre Repräsentant des Wesens. Nehmen wir eine Uhr auseinander und zerstören das Werk, so dürfen wir nicht schließen: „Uhren gibt es nicht, alles ist nur Metall“. Es soll hier gesagt sein, daß gewisse „Egoisten“ so vorgehen. Sie treten ein für den brutalen, augenblicklichen Vorteil und passen daher niemals in eine wahre Gemeinschaft. Hier würden sie mit ihrem „Egoismus“ ganz gewiß nicht ihrem Vorteil dienen, so gewiß nicht, wie ein Mensch nicht seinem Vorteil dient, wenn er ein Weinflaß anbohrt um zu trinken, welches dann auslaufen muß.

Treu und Glauben sind die Grundpfeiler jeder wahren Gemeinschaft. Das Gemeinschaftsgefühl ist nicht sentimentaler Selbstbetrug, verstößt durchaus nicht gegen den, ach, so kläglich mißverstandenen Individualismus. Hier liegt die größte Gefahr für die Errichtung einer solchen Gemeinschaft, da man es nicht mit vernünftigen, ehrlichen „Wilden“ zu tun hat, sondern mit „Kulturmenschen“, mit Narren.

Man prüfe einmal nach, ob die wilden Jägerstämme und Räuberstämme innerhalb ihrer Gemeinschaft nicht ehrlich waren bis zur letzten Konsequenz. Ferner prüfe man einmal nach, ob der Wilde nicht glücklich war! Und dann kehre man

seine Betrachtung auf unsere armseligen Kultur-Phraseure zurück. Daß wir unehrlich sind, wird kaum jemand bestreiten. Wir haben die Lüge zum Kunstwerk gemacht. Ueber Christentum und Friedfertigkeit lohnt sich nicht zu reden. — Aber, sind wir glücklich? — Nun denke man einmal nach, womit der Kulturmensch sich über die Zeit hinwegsetzt. — Mit warten! Der Kulturmensch steht im Zeichen des Wartens. Er wartet auf Arbeitsschluß, während einer Fron, welche nur Stumpfsinn und tierische Gewohnheit erträglich machen kann. Er wartet fortwährend auf etwas „Besseres“. Er wartet Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr. — Bis zum Grabe. Auch die „Nutznießer“ dieser „Ordnung“ tun nichts, als daß sie — warten.

Der Naturmensch genießt, Arbeit, Genuß und Lebensinhalt sind ihm eins. Er ist frei, keine Geldschanke steht zwischen ihm und seinem Wollen. Das Leben selbst ist ihm Erlebnis.

Der Kulturmensch ist nicht einmal fähig, selbst nur seine Begriffswelt, ein Surrogat, zu erleben, sonst müßte er die Relativität alles Geschehens nicht nur begrifflich fassen, sondern auch erleben können:

1. Daß Luxus nicht ein Jota seinen Zustand verbessert, sondern eine reine Gewohnheitssache ist.
2. Daß die Technik nicht ein Jota seinen Glückszustand verbessert, sondern nur verschlechtert. Die Maschine macht ihn selbst zur Maschine, die Arbeit wird unerträglicher, seine Lebensverhältnisse bessern sich nicht, die gesellschaftliche wird mit der wirtschaftlichen Struktur komplizierter, der Arbeiter unterdrückter und überflüssiger.
3. Daß die Arbeit in mäßiger Form und untertan dem Willen des Arbeitenden etwas erwünschtes und nicht zu verwünschendes ist, wie die Fron.
4. Daß die Produktion ohne Ausbeutung nur mäßige Anforderungen an den Einzelnen stellt, auch ohne Maschinen.
5. Daß die Gesellschaft und Wirtschaftsstruktur so einfach gebaut sein muß, wie nur irgend möglich, daß die Technik sich in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung entwickelt hat, nicht aus Notwendigkeit, sondern als Symptom des Ausbeutungswillens.
6. Daß die Kompliziertheiten des kapitalistischen Wirtschaftsystems sich ganz bestimmt nicht so ohne Weiteres einer freien Gemeinschaft gefügig zeigen werden, sondern daß man mit den einfachsten Formen beginnen und so die Entwicklung fördern muß.

E. B.

(Aus dem „Freien Arbeiter“)



DER MENSCH ALS OPFER EINER KONSTRUKTION.

Studie über das Leid.

Von Werner Ackermann.

Das Sein gründet sich auf Zweiheit. Eine Form der Zweiheit ist der Gegensatz. Der Gegensatz ist die Formel, die die menschlichen Probleme auflöst.

Masse war von jeher zu unfähig, zu indolent oder zu stark verhindert, um selbständig Lösungen zu gewahren. Sie war also gezwungen, blind zu vegetieren, die Aengste der Unwissenheit zu erleiden oder sich von Einzelnen leiten zu lassen. Diese Einzelnen waren da. Auf Grund der Fähigkeiten, die sie zu Einzelnen machten, waren sie erfüllt von dem Wunsch zu herrschen.

Das einfachste Mittel, Herrschaft auszuüben, ist die Besitzergreifung der Denk- und Gefühlswelt der Masse. Die Usurpation geschieht am leichtesten durch Verwirrung von einfachen Tatsachen, Ablenkung vom klaren Alltag und Einpflanzung von Rätseln, Imponderabilien, Mysterien, Wundern, kautschukartigen Unverständlichkeiten, sich widerstrebenden Dogmen, ferner durch Konstatierung von geheimnisumwobenen, nie lösbaren Exempeln. Um dieses ganze Gewirr mit einer handlichen Disziplin auszustatten, die deutlich Gebot und Drohung verkörpert, wurde es zu einer vagen Autorität zusammengefaßt, die gemeinhin den Namen Gott erhielt.

Um den Begriff Gott in die Massen einzugießen, mußte geschickt die größte sich bietende Lücke, die Denk- und Gefühlswelt, benützt werden. Statt die Masse auf die Formel „Gegensatz“ und den physikalischen Einfluß des Gegensatzes auf das Nervensystem aufmerksam zu machen, wurde sie mit Gott

gespeist und damit dem Herrschbedürfnis der Einzelnen ausgeliefert.

Die Folge ist nicht nur grob äußerlich aus den sozialen Zuständen ersichtlich. Die Gemütsverfassung der Menschheit zeigt deutlich die Spuren des willkürlichen Angriffs.

Ein widernatürliches Mittel bewirkt automatisch Abwehr. Diese äußert sich durch Reaktionen, Reizungen, Fieberzustände. Durch das Leid in seinen tausend Formen. Es wird nicht immer wieder bewußt neu erzeugt, sondern ist durch Tradition und Vererbung seit den Anfängen einer sozialen Gemeinschaft fester Bestandteil des Denk- und Gefühlsapparates.

Neben den Einzelnen mit dem Drang zu herrschen hat es immer Einzelne als Gegenspieler gegeben. Sie waren vom Gesetz des Ausgleichs erfüllt und leisteten der Vergewaltigung Widerstand. Durch diesen Kampf kam niemals Ruhe in die Massen. So wurden die Massen verhindert, einem totähnlichen Frieden zu verfallen und fatalistisch den Ausbeutern das alleinige Recht auf freies Leben zuzuerkennen. Die Gifte konnten sich infolge der Störungen dem Organismus nicht vollkommen anpassen und wurden ihm nicht restlos dienstbar. Die totale Gewöhnung wäre eine Basis für ungerechtes, aber reibungsloses, einträchtiges Zusammenleben im Menschenstaat geworden. Statt dessen revolutioniert man nun die Menschheit immer wieder durch das Mittel der ohnmächtigen Selbstquälerei gegen den aufgezwungenen, tief eingewachsenen Gedanken Gott.

Die Lücke, die mit dem Bewußtsein des Gegensatzes als Form der Zweiheit, und damit Grundlage des Seins, hätte ausgefüllt werden können, ist eine psycho-biologische Realität, die deutliche Parallelen auf physikalischem Gebiet aufweist.

Die große Zweiheit, deren einfache Tatsache so immens stark verwischt wurde, ist der Gegensatz Ich und Nicht-Ich. Das Ich ist etwas unendlich Schönes, Großes, Bedeutendes — in Bezug auf das Ich selbst. Denn nichts ist für das Ich, wenn das Ich nicht vorhanden ist. Also ist das Ich Voraussetzung für das All. Ebenso, wie ein Ton, der erst im Ohr erzeugt wird, nicht existiert für den Menschen ohne Ohr, also nicht absolut existiert. Dem Ich steht das All gegenüber. Der objektive Standpunkt, daß das Ich ein Teil des Alls sei, ist unbrauchbar, da es sich um menschliche Einstellungen handelt. Es gibt für menschliches Denken und Fühlen keine Objektivität. Also auch nichts Absolutes. Die Objektivität des Alls dagegen ist absolut in dem Sinn, daß das All nicht menschlich wertet. Es wertet überhaupt nicht, sodaß für das All das Ich, wie Alles, gleich Nichts ist.

Der Gegensatz Ich und All ist so gewaltig, daß sich zwischen den beiden Begriffen eine Riesenspannung ergibt. Eine ähnliche Erscheinung ist das Schwindelgefühl, wenn ein Körper der gähnenden Leere gegenübersteht. Diese Spannung ist elementarste Natürlichkeit; die beiden größten Gegensätze sind die Faktoren. Die Spannung ist die Lücke, die das Gift aufgenommen hat. Die klare Verhältnisformel „Ich zu Unendlichkeit“, die als gegeben hingenommen sein will, wurde verwischt und ausgefüllt durch Ungewissheit, Angst, Zweifel, Welt-schmerz, Mystik, Gott.

Das Gesetz der Zweiheit ist das Geschäft der Herrschenden, die Angst der Kinder, der Welt-schmerz der Erwachenden und die Mystik der Reifen.

Das Bewußtsein Ich und Nicht-Ich enthält die klare Scheidung von kosmischem und gesellschaftlichem Geschehen. Das Prinzip der Herrschenden

sabotiert diese Scheidung. Der Kosmos tritt zwar durch Biologie in einen Zusammenhang mit den Lebewesen, nicht aber mit ihren willkürlichen Einstellungen. Die Erkenntnisse der Lebewesen haben mit dem Zusammenhang nichts zu tun. Wenn auch der Biologie, außer dem sogen. Körperlichen, auch das sogen. Geistige und Seelische unterworfen ist, so deutet das nur auf die Organgebundenheit der abstrakten Erscheinungen hin. Was der Mensch mit seinen geringsten Fähigkeiten unternimmt, hat nicht die geringste geistige Beziehung zum Kosmos. Denn Kosmos und Erdenwesen haben grundverschiedene Voraussetzungen. D. h. beide haben im Grunde überhaupt keine Voraussetzungen. Voraussetzungen sind eine Erfindung der Menschen zur Systemisierung ihres Zusammenlebens. Und selbst innerhalb dieses Rahmens sind sie nur relativ.

Die Nerven, deren Mannigfaltigkeit längst nicht erkannt ist, sind biologische Träger aller menschlichen Aeüßerungen. Die Aeüßerungen haben nur noch mit gesellschaftlichen Notwendigkeiten, nichts mehr mit Biologie zu tun. Biologie selber ist, da Teil des von menschlichen Begriffsformulierungen unabhängigen Kosmos, nicht gut und nicht böse. Also auch auf diesem Wege nicht einfügbar in die Fiktion Gott.

Gott steht außerhalb der Biologie. Es muß also für ihn ein spezielles Reich neben oder über der Biologie, über dem All, konstruiert werden. Es wäre gegen die Konstruktion nicht viel einzuwenden, wenn sie als menschliche Erfindung zur Wahrung und Propagierung Harmonie fördernder Grundsätze einen bescheidenen Platz innerhalb der Gesellschaft auszufüllen hätte. Aber ihre ethischen Aufgaben haben als Wurzel die Vertretung arroganter Herrscherinteressen. Die Massen sollen gut, demütig und geduldig bleiben, damit sie sich leichter regieren

lassen. Da der Wirkungsbereich Gottes aus autoritär- pädagogischen Gründen möglichst hoch verankert werden mußte, wurde er über den Kosmos installiert. Der Kosmos lehnt aber Gott und göttliche Tendenzen ab. Dadurch gelangt die erhabene Konstruktion unvermeidlich in einen ständigen Konflikt mit der Tatsächlichkeit. Die Reibung äußert sich in dem Leid der Menschheit.

Schon das kleine Kind empfindet das Nicht-Ich als stärksten Eindruck, den das Ich empfangen kann. Besonders in der Dunkelheit, wo Begrenzungen verwischt sind, wird ihm der Begriff der Unendlichkeit, die dem Ich gegenüber steht, nahe gebracht. Dieses Erlebnis erzeugt Angst. Aehnlich tritt Angst bei den primitiven Völkern auf. Angst ist das nicht ins Bewußtsein gedrungene Gefühl von dem größten Gegenspieler des Ichs, dem unendlichen All. Es ist aber auch schon eine Form des vererbten Giftes, dessen Urheber die Häuptlinge und Mediziner, die Finanzmächtigen und kirchlichen Führer oder sonstige herrschende Kräfte und Hilfskräfte sind.

Das wilde Tier kennt diese Angst nicht. Wenn es sich fürchtet, so sind ganz konkrete Feinde die Ursache. In der Angst des Kindes liegt also schon eine Degeneration gewisser Nerven. Das ist der Ausgangspunkt für die berechtigte Anschauung, daß Gott die größte Schuld an der Degeneration trifft. Gefördert wird die Anlage zur Angst von der mehr oder weniger naturfreundlich oder naturfeindlich gerichteten und geleiteten Phantasie. Immerhin hilft die Sorglosigkeit der Jugend leicht über die Schrecken der ersten Begegnungen mit dem All hinweg.

Komplizierter wird das Problem in den Jahren der starken Entwicklung des Bewußtseins und der kritischen Fähigkeiten. Das offenkundigste, gewaltsamste Anzeichen der inneren Kämpfe im jungen Menschen ist der Weltschmerz. Man hat versucht,

ihn auf das Konto der Pubertät, des erwachenden Geschlechtsdranges, zu setzen. Das ist insofern richtig, als beim Erwachen der natürlichsten Regung das Widerstreben gegen alle Unnatürlichkeit besonders lebhaft ist. Die Pubertät unterstützt den Weltschmerz, ist aber nicht seine eigentliche Ursache. Wenn kein Gegensatz zwischen den organischen Tatsachen und den menschlichen Konstruktionen bestände, gäbe es, trotz Pubertät, keinen Weltschmerz.

Weltschmerz ist die Ahnung von der Erkenntnis, in Lügen verstrickt zu sein. Durch die Diskrepanz zwischen Natur und menschlicher Doktrin entstehen Zweifel und Gewissenskämpfe, aus denen die Jugend keinen Ausweg zu finden vermag. Auf der einen Seite ziehen Eltern, Kirche, Lehrer durch ständige Betonung eines ausgetiftelten Moralkodex; auf der anderen Seite zerren die Offenbarungen des Lebens und der natürliche Instinkt. Die Märchen von der Entstehung, die Wunder aus der Bibel und andere Geschichten, die sich mehr oder weniger deutlich als Schwindel herausstellen, unterstützen daß Mißtrauen gegen die Unfehlbarkeit der von der Gesellschaft gepredigten Grundsätze.

Je ehrlicher der Wille ist, die eingepflanzten Dogmen einer Kritik zu unterziehen, desto größer sind die Konflikte und Lösungsschmerzen. So muß sich ein Berg von Leid in den jungen Gemütern auftürmen. Dieses Leid ringt verzweifelt gegen die Verschwommenheit und findet selten aus dem Wirrwarr ganz heraus.

Wie so manches heimliche Gift, so entbehrt auch das der Verschwommenheit nicht der reizvollen Süße. Märchenhafte Empfindungen, weiche Stimmungen, Volksliedzauber und sehnsüchtige Liebe nach Nirgendwo und Nirgendwem — in Wirklichkeit nach dem nicht minder süßen Kraftbewußt-

sein des klaren Ichs — bilden die Atmosphäre der Jugend. Das Weltgefühl strömt und strömt aus dem ungeschwächten Organismus und findet die Bahnen nicht, die naturgemäß im eigenen Ich, im menschlichen Pol der Zweiheit münden.

Bei zunehmender Reife stellen sich Ablenkungen allerlei Art durch das praktische Leben ein, die jedoch schwere Verdrängungen bedeuten. Meist landet der Weltschmerz in blöder Resignation.

Aber auch wer dem Stumpfsinn entgeht, findet nicht so leicht den eigenen Weg. Die Gesellschaft lockt alle, die zu stark zur bequemen Gedankenlosigkeit sind, auf die Pfade der Mystik.

Mystik ist ein Irrgarten, der systematisch um den Weltenschmerz gebaut ist. Mystik ist in ein Lügengewebe umgesetzter Jugenddrang. Mystik ist das Binnenmeer, das alle Verbindungen, die nach dem Ich streben, abzufangen und zu verschlingen trachtet. Mystik ist Flucht, zu der die Herrschenden die Brücken gebaut haben. Flucht aus der Natur in ein Land dogmatisierter Träume.

In neuester Zeit werden einige pseudo-wissenschaftliche Theorien (Lang, Neupert, Johannes Schlaf) propagiert, die sich in den Dienst, den weitverzweigten Geheimdienst, der Mystik stellen. Sie richten ein neues Weltbild auf, das das Kopernikanische System verneint und die Erde in den Mittelpunkt des Kosmos setzt. Das wäre an sich eine bedeutungslose Spielerei, wenn nicht dem Menschen eine grundfalsche Rolle in dem System zugeteilt würde. Der Mensch wird als Sinn der Welt erklärt. Er wird als Herr in den Mittelpunkt gestellt, anscheinend, um ihm im Kosmos die Genugtuung zu geben, die man ihm auf Erden zugunsten Einzelner vorenthält. Außerdem soll seinen ethischen Aufgaben dadurch eine unendliche Wichtigkeit, die die Unantastbarkeit garantiert, beigelegt werden. So

wird der Mensch vom nüchternen Dasein, von der Relativität der gesellschaftlichen Ordnung und von seinem eigenen Ich, das naturgemäß ein Feind der Mystifizierung ist, abgelenkt. Das Verantwortungsgefühl wird nicht den Gesetzen, die sich aus dem Zusammenleben von selber ergeben, nicht dem Instinkt des Ich belassen, sondern es soll ein Gebot höherer Mächte sein und erst über diesen verwirrenden Umweg im Ich landen.

Ohne Gott kein Ethos? Im Ich ist Ethos genau so gut zu finden und durch Erkenntnis zu fundieren, wie in der Gotteslehre. Wenn aber Gott eben dieses Ich ist, wie Manche behaupten, so ist Gott einfach überflüssig. Und so ist es auch. Alles Positive, was mit dem Gottbegriff zusammenhängt, ist klar und unkompliziert im Ich enthalten.

Mancher erkennt in Stunden schweren Ringens, daß Mystik ein Irrlicht ist. Aber meist fehlt die ergänzende, befreiende Erkenntnis, daß sie eine überflüssige menschliche Konstruktion ist. Erlischt Gott, so erlischt das Leid. Was übrig bleibt an Disharmonie ist durch ehrliche soziale Arbeit ausbalancierbar. Damit dieser Prozeß vor sich gehen kann, müssen Jahrtausende erlöschen und ihres Nimbus' beraubt werden. —

Dagegen erfüllt die Mystik die bewußte Aufgabe, das Nächstliegende, das heutige tägliche Leben, zu überspringen. Der Alltag schreit nach Erlösung, nach Lösungen, die den Interessen der Herrschenden zuwiderlaufen. Deshalb wird die Tatsächlichkeit als unwichtig und die Konstruktion als trostreich hingestellt. Ueber die menschlichen Nöte wird der Blick in die Sterne gesetzt. Es ist klar, daß die Armen, die tägliche Pein erleiden, dem Mystizismus nur unwillig huldigen. Das Wirken Christi im Kreise der Allerletzten ist kein Gegenbeweis. Christus war ein Gutgläubiger, der die Interessen derer verteidig-

te, die er anzugreifen vermeinte. Auch ist seine Lehre nicht einheitlich auf Seiten der Massen; oft genug nimmt er die Partei der Herrschenden. Er war vom besten Willen beseelt, aber von Gott verführt. Ebenso wie Luther und andere Religionsprofessionals, war er kein Einreisser, sondern nur ein Ausbesserer der Konstruktion. Was nützt die Reparatur, die Ausschmückung, wenn der Bau keinen realen Unterbau hat! Für die herrschenden Mächte bedeutete das Nachspüren der Wahrheit, das diese reinen Menschen betrieben, zuerst eine Gefahr. Doch sie verstanden immer, die Gefahren zu paralisieren. Und sie verstanden sogar, die gefährlichen Kräfte in Dienst zu nehmen und für ihre Interessen wirken zu lassen. Die geeigneten Schlagworte waren bald gefunden.

Immer enger wurde das Gewebe. Immer fanatischer wurde daran gearbeitet, das Leid zu stabilisieren. Und die Angst durfte nicht erlöschen. Jede Verheißung, jeder Wechsel auf die rosige Zukunft im Jenseits, jede Beschwichtigung, jede Einschüchterung, war Wasser auf die Mühlen der Großen.

Damit ist keineswegs gesagt, daß die Nutznießer der Masse schwarze Bösewichter seien. Sie sind selber gefangen in dem Gewebe, das ihnen dient. Das seelische Leid ist ihnen umso weniger fremd, als sie viel Zeit für sich übrig haben. Die ganze Menschheit ist infiziert von der jahrtausende alten Ueberlieferung des Gottesprinzips und der resultierenden Prinzipien. Die Menschheit stützt und schützt die Wucherung Gott gegen alle feindlichen Regungen und Bewegungen, die den ganzen Wust verjagen wollen. Ungeheuer schwer ist daher der Kampf für das Bewußtsein, daß das Leben eine rein organische Funktion ist, angefüllt mit der Spannung zwischen der Zweiheit.

Die Mystik ist wirklichkeitsfremd und unsozial. Sie hat die soziale Lage, die erfüllt ist von Ungerechtigkeit und Grausamkeit, geschaffen. Die Krankheit der Konstruktion geht besonders daraus hervor, daß das Ich vom Egoismus gewaltsam getrennt wurde — ein Grund der inneren Zerrissenheit. Die Abstraktion vom egoistischen Ich, also vom sinnvollen, natürlichen Ich, macht die Menschen entweder zu komplizierten, verschrobenen Sonderlingen — man blicke nur an irgend eine Stelle in das Leben hinein! — oder sie zieht Gefühle und Anschauungen vom Tag in den blauen Dunst, sodaß jeder praktische Kontakt mit der natürlichen Atmosphäre aufhört. Die Trennung von täglichem und seelischem Leben ermöglicht Spiel mit den Sternen — Astrologie — und Spiel mit der Ethik — Religion —, ohne daß eine Anwendung stattfindet. Trotz idealster Verfassung sind solche Menschen niedriger Handlungen und Gedanken fähig. Der Alltag berührt ihre Seele und Seelentätigkeit nicht, und meist machen sie nicht einmal, um den Schein zu wahren, den Versuch, ihre Ideenwelt mit der realen Welt in Einklang zu bringen.

Es gibt Mitglieder von mystischen Bänden, die eine blutige Ausbeutung ihrer Angestellten betreiben. Und es gibt Aristokraten, von Gott zu Herren erkoren, die sich, sobald sie unterstützungsbedürftig sind, soziale Hilfeleistungen wie eine Selbstverständlichkeit gefallen lassen, ohne ihrerseits das Bedürfnis zu haben, nach unten ein Herz zu bekunden. Sie stecken die Betätigung einer aus dem Volke kommenden Barmherzigkeit devout ein, wie ein Kellner das Trinkgeld. Gleichzeitig lassen sie ihren Nächsten in seinem Elend ohne Wimperzucken verrecken. Und sie sind voller Ethik, hochtrabender Geistigkeit und seraphinischem Gefühle. Das ist nicht die Aeüßerung eines reinlichen Egoismus, son-

dem finsterner Dünkel, der aus dem Himmel seine Berechtigung holt.

Kein Mensch ist ganz frei von dem Gift der Unnatur. Aber es gibt selbstverständlich viele Menschen, die trotz der Konstruktion Gott und ohne die klare Erkenntnis von Ich und Nicht-Ich einen anständigen Weg gehen. Alle haben einen trüben Begleiter zur Seite: das Leid. Das Leid ist überflüssig, verdammenswert, nicht über-, sondern untierisch. Wie eine Sünde die andere nach sich zieht, erzeugt es Verbrechen, Unglück, Krankheit, Größenwahn, Minderwertigkeitsgefühl und alle die Kämpfe und Krämpfe, die dazwischen liegen.

Maßlos ist das Leid der Menschen. Maßlos wird es überschätzt. Aus einem Trotz heraus wird ihm ein Thron gebaut. Die Seuche Leid thront über den Menschen — und hat Gottes Antlitz.



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER Dr. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN



FESTSCHRIFT

ZUR

ACHTHUNDERTJAHRFEIER DER STADT GRAZ

PREIS 60 GROSCHEN

DAS NEBELHORN

Nr. 36

15. JUNI 1928

II. JAHR

GEEHRTER FREMDER!

Sie sind — so vermute ich wenigstens — von der Wiener Hundertjahrfeier des Todestages Schuberts zur Achtjahrhundertfeier der Stadt Graz geeilt. Sie haben während der Bahnfahrt über die Frage nachgegrübelt, ob Schubert bei den Wienern unbeliebt gewesen sei, denn logischer Weise könnte man doch nur bei einem Unbeliebten die Tatsache, daß er — Gott sei Dank! — schon hundert Jahre tot ist, festlich begehen, während bei einem Beliebten füglich nur das Ereignis seiner Geburt Festivitäten rechtfertigen würde. Sie haben in Wien die größte Stadt dieses Staates kennen gelernt, der von einem Vollbart als Präsidenten und von einer Glatze als Kanzler streng im Sinne der Interessen des „Gastgewerbes“ regiert wird; Sie haben erfahren, daß das Lied „Wien wird bei Nacht erst schön!“ falsche Tatsachen vorspiegelt, da die von einem Jakett mit Spitzbart kommandierte Wiener Polizei alljährlich bevor Wien in die Festwochen kommt Razzien auf alle des Geschlechtsverkehrs verdächtigen Weiber veranstaltet, weil in Oesterreich lediglich ein ehrb. Fremdenverkehr gestattet ist; und Sie sind schließlich auch durch die Worte, die der offizielle geistige Vertreter Oesterreichs, unser Bundespräsident Hainisch bei der Eröffnung der Wiener Festwochen gesprochen hat, so recht im Innersten enttäuscht worden. Denn er sagte:

„Der Versuch der Festwochen wird auch weiterhin gelingen, weil wir den Fremden etwas bieten können. Ne-

ben Kunst und Kultur auch die prächtigen Landschaften Oesterreichs, das, mit Ausnahme des Meeres, alles enthält; Gletscher, Berge, Täler, Flüsse und Seen und auch herrliche Denkmäler.“

Sie aber finden, daß mit einem Land, das Berge und Täler enthält, dem Fremden zu wenig geboten sei, daß hier weniger mehr wäre und daß sich erst ein Land, das zum Beispiel nur Berge und gar keine Täler enthält, vor den verwöhnten Augen internationaler Fremder blicken lassen könnte. Nun, wie dem auch sei, jedenfalls sind Sie, durch solche Erfahrungen zwar enttäuscht aber keineswegs mutlos gemacht, jetzt nach der zweitgrößten Stadt Oesterreichs, nach Graz, gekommen, um hier in unserer Kreise die beachtliche Tatsache zu feiern, daß gerade 800 Jahre — keines mehr und keines weniger! — seit dem beglückenden ersten Auftauchen des Namens Graz in einer mittelalterlichen Urkunde verstrichen sind; um hier die von unserem Hainisch Ihnen verheißene Kultur zu suchen, die in Wien vor lauter Kunst nirgends zu finden war und die Sie auch nicht in der Veranstaltung eines Schachspiels mit lebenden Figuren auf dem Trabrennplatz finden konnten. Leider gilt ja, seit wir einen Fremdenverkehr haben, die Warnung: Das Betreten der Kulturen ist strengstens verboten! nur für den Ausflügler, während der Reisende zu solcher Tat die behördliche Erlaubnis in der Tasche hat ehe er noch die Grenzen überschreitet und Sie, geehrter Fremder, werden es verstehen, wenn ich behaupte, daß es für jene Menschen in diesem Staate, die kein Wirtsgeschäft betreiben, eine überaus strapaziöse Nerven Aufgabe ist, jahraus, jahrein mitanzusehen zu müssen, wie von einer hinter dem Schanktisch aufgewachsenen Clique, die dem Magen der anderen und dem eigenen Geldsack dient, immer wieder alle ideellen Schönheiten dieses Landes, die wir lieben, vor die Säue aller Länder, die sich leider eher ver-

einigt haben als die Proletarier, geworfen werden, wie alle geistigen Werte, die dieses Land ohne Mithilfe der Gastwirte hervorgebracht hat, von diesen Gastwirten zur Erzielung guter Preise verwendet werden, wie jeder Oesterreicher durch sie vor der ganzen Welt zum Kellner und Fremdenführer gestempelt wird und zu einem Menschen, der in glücklichster Weise die Philosophie des Ueberhaltens und Unterhaltens mit der Praxis eines Lebens verbindet, das nicht dem eigenen, sondern dem Vergnügen der anderen zu dienen hat und wie schließlich jeder, vor dessen Augen die Arbeitslosen verhungern und die Spalten der Zeitungen von Selbstmordberichten überquellen, täglich von der unbekümmerten, sich sonst aber um alles kümmernden Behörde aufgefordert wird, sich in den Dienst eines idiotischen und von alkoholisierten Gehirnen ausgeheckten Reformversuches am menschlichen Elend durch den Fremdenverkehr zu stellen und den reisenden Snob durch möglichst treuherziges Gebaren über die Tatsache des Closettpapiermangels auf den österreichischen Bundesbahnen, womöglich jodelnd und dudelnd, hinwegzutäuschen. Aber schließlich und endlich löst — sie werden, geehrter Fremder, diese Beobachtung gewiß schon im eigenen Lande gemacht haben — die Demokratie das Problem der Auswahl der fähigsten Köpfe in absolut einwandfreier Weise, indem sie die Dummen zum Wählen verwendet, so daß logischer Weise nur die Gescheitesten, für das Gewähltwerden übrigbleiben können. Und deren Intentionen in jeder Weise zu unterstützen, ist nicht nur Bürger- sondern auch Gewissenspflicht. Und deshalb habe ich mich entschlossen, mit dieser Festschrift zur Achthundertjahrfeier der Stadt Graz in ganz eigenartiger und wie ich hoffe überaus wirksamer Weise am allgemeinen Fremdenverkehr mitzuheben.

Doch bevor ich darangehe, Sie auf jene verborgenen Reize dieser Stadt und ihrer Bewohner aufmerksam zu machen, von denen kein Prospekt, kein Reisebuch berichtet, möchte ich Ihnen, geehrter Fremder, noch versichern, daß ich es durchaus begreiflich finde, daß es Sie diesmal drängte, an den Festlichkeiten des „Schubertjahres“ teilzunehmen, nachdem Sie im vorigen Jahr soviel von den erhebenden Bemühungen gelesen haben, mit denen man den Genius Beethovens den höheren Zwecken des Hotelbetriebes nutzbar zu machen suchte, was übrigens eine überaus spröde Aufgabe war. Denn dem Mann fehlten so ziemlich alle verbindlichen Manieren, die zur Zufriedenstellung des Gastes, der für sein Geld auch etwas verlangen kann, notwendig sind, und die Stadt, die ihn feierte, befand sich in einer prekären Situation, da Aussprüche Beethovens, wie diese, einem nicht ganz auf den Kopf gefallenen Publikum bekannt sein mußten:

...verflucht sey das Leben hier in der österreichischen Barbarei für mich. — ich werde jetzt meistens zum Schwannen gehen, da ich mich in anderen Wirtshäusern der Zudringlichkeit nicht erwehren kann.

...Er erzählte mir viel von Wien und seinem Leben hier. Gift und Galle wütet in ihm. Allem trotz er, mit allem ist er unzufrieden, und flucht besonders über Oesterreich und namentlich über Wien ... ‚Mich fesseln Verhältnisse hier‘, sagte er, ‚aber es geht hier lumpig und schmutzig zu. Es kann nicht ärger sein, Niemandem kann man trauen. Was man nicht schwarz auf weiß hat, das tut und hält kein Mensch. Sie wollen, man soll arbeiten, und bezahlen wie die Lumpe, und nicht einmal das Verabredete.‘ ...“

“...Vorzüglich sprach er viel gegen Wien und zwar mit Ingrim. Er wünscht sich aus Wien. ‚Vom Kaiser bis auf den Schuhputzer‘, sagte er, ‚sind alle nichts wert.“

Heuer, mit Schubert, ist die Sache weit einfacher. Zwar war auch er seinerzeit von Wien keineswegs so restlos begeistert, wie heute Wien von ihm, wie eine Stelle aus seinem Brief vom 27. September

1827 an die Frau seines Freundes Pachler in Graz beweist:

— — — und Wien will mir noch nicht recht in den Kopf, 's ist freilich ein wenig groß, dafür aber ist es leer an Herzlichkeit, Offenheit, an wirklichen Gedanken, an vernünftigen Worten und besonders an geistreichen Taten. Man weiß nicht ist man gescheit oder dumm, soviel wird hier durcheinandergeplaudert und zu einer innigen Fröhlichkeit gelangt man selten oder nie. — —

aber immerhin ist Schubert infolge seiner unleugbaren Vorliebe für den Alkohol und das Wirtshausgehen leichter als Beethoven in den Dienst des Fremdenverkehrs zu stellen. Wenn Sie, geehrter Fremder, bedenken, daß Schuberts Nachlaß nach einem Bericht des „Mährischen Correspondenten“ (Nr. 88 ex 1864) aus folgenden Stücken bestand: „3 tuchene Fracks, 3 Gehröcke, 9 Hals- und Sacktüchel, 1 Leintuch und Schulden jüngerer und älteren Datums“; wenn Sie bedenken, daß nach einem Bericht des „Wiener Fremdenblattes“ (Nr. 256 ex 1862) eine deutsche Dame aus Odessa im Jahre 1862 einen „angemessenen Betrag“ stiften mußte „zur Instandhaltung der Schubertschen Grabstätte, zur Ausrottung des Unkrauts, und zur Bepflanzung mit Blumen“, dann werden Sie es sicher als ein Schauspiel von kaum mehr zu überbietender Pikanterie empfinden, wenn sich vor Ihren Augen die Nachkommen jener Spießer, die Schubert darben und hungern ließen, zur Feier seiner hundertjährigen Erlösung von dieser Welt anfressen und ansaufen, einer Welt, die mit diesem hohen Genius und Beglückter der Menschheit nur dadurch in nähere Berührung kommen konnte, daß sie ihn an seinen Locken, die heute in Wien um 350 Schilling Ausrufspreis nicht anzubringen sind, auf ihr Niveau der Weinseligkeit herabgezerrt hat und ihn dort mit dem Kosenamen „Franzl“ als ihresgleichen tituliert; einer Welt, die seine Melodien erst

genießbar findet, seit sie der Herr Berté im „Dreimäderlhaus“ mit saublöden Texten verquickt und damit Milliarden verdient hat, während Schuberts leibliche Verwandte in trostlosen Dachkammern, wie die Wiener dem Klingen seiner Melodien, dem Knurren ihrer Mägen lauschen.

Wenn hierzulande eine „Frauensperson“ — und Oesterreich, geehrter Fremder, ist für die Behörde offiziell nur von Steuerzahlern und Frauenspersonen bevölkert — wenn also hierzulande eine „Frauensperson“, der Niemand das Recht auf den eigenen Körper bestreiten kann, den Fremdenverkehr bei sich dadurch zu heben trachten würde, daß sie öffentlich auf ihre Reize hinwiese und Fremde expressis verbis darauf aufmerksam machte, daß sie nicht nur Berge sondern auch Täler besitze, daß sie also den Fremden etwas bieten könne und daß mit einem Worte „alles da“ sei — sie würde sofort in den Verdacht des schwersten Verbrechens kommen, das Weiber sich bei uns zu Schulden kommen lassen können, nämlich in den Verdacht, einen „Lebenswandel“ zu führen, und die Sittenpolizei würde mit der ganzen Schärfe des Gesetzes gegen sie einschreiten. Wenn aber ein Staat die Allüren einer Hure annimmt und sich bei der Propaganda nicht wie andere Länder, die auch einen Fremdenverkehr haben, einer gewissen Discretion befleißigt und sie fast ganz den beteiligten Geschäftsleuten überläßt, sondern durch seine Gottsöbersten ununterbrochen vom Geschäft redet, wenn sich sein Präsident in den Allüren eines Hoteldirektors gefällt, wenn ein Sachverständiger für Viehzucht von Kunst quatscht und wenn alle, die im Herzen keine Kultur haben, diese Kultur im Maule führen und dem Fremden apportieren, dann taucht keine öffentliche Sittenpolizei auf, weil keine da ist — wenn ich von den hoffnungslosen Bemühungen

ganz weniger Schriftsteller, zu denen auch ich mich zähle, absehe, Niemand weist darauf hin, daß ein Weib wohl berechtigt ist, mit ihren Reizen zu machen, was sie will, daß es der Staat aber fraglos nicht ist. Ich will ja nicht behaupten, daß ein Staat keine Reize haben könne, habe ich doch selbst schon sooft Gelegenheit genommen, in dieser Zeitschrift auf sie hinzuweisen. Und gerade dem österreichischen Staat täte man bitter Unrecht, wenn man ihm seine ganz besonderen Reize bestritte, zu denen ich vor allem den Besitz eines Polizeipräsidenten rechne, der — von Karl Kraus öffentlich der Lüge, der Fälschung, des Mißbrauches der Amtsgewalt und der Felonie geziehen — dennoch weder klagt noch geht. Aber gerade diesen Reiz verbergen alle offiziellen Budenausrufer des Fremdenverkehrstingeltangels wie ein Veilchen, das im Verborgenen stinkt. Die Reize aber, die der Staat öffentlich anpreist, gehören weder ihm noch den Wirtsgesichtern, die unter seiner Patronanz aus ihnen Nutzen ziehen und Ideelles in Materielles verwandeln wollen, andere aber mit der Tröstung abspeisen wollen, das Geld, das die Fremden im Lande ließen, käme nicht nur den Wirten, sondern auch allen anderen zu Gute, denn hätten die Wirte Geld, könnten sie auch anderen Professionen etwas zu verdienen geben. An die Wahrheit dieses öden Gefasels glaube ich nicht eher, bevor nicht einmal ein Wirt bei mir in meiner Profession als Schriftsteller ein sinniges Gedicht für ein Schweineschlachtfest bestellt hat. Nur das könnte mich einigermaßen mit der Tatsache versöhnen, daß Berge, deren einsame Schönheit so mancher seit Jahren liebt, ohne dessen Erlaubnis durch Drahtseilbahnen dem Fremdenverkehr „erschlossen“ werden, indem zuerst die Bierflaschen und dann hinterher die Konsumenten hinaufspediert werden. Nur das könnte mich mit der Tatsache versöhnen, daß sie auf der

einen Seite im Burgtheater voller Kultur die „Braut von Messina“ aufführen und die Verse zitieren: Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte, auf der andern aber den Hauch der Grüfte in Drahtseilbahnwagenladungen in die reinen Lüfte der Berge emportransportieren und der Welt die paar Vollkommenheiten verschandeln, die sie noch dort besitzt „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“.

Doch man muß gerecht sein. Der Fremdenverkehr hat auch seine guten Seiten. Er steht, da Geld bekanntlich nicht stinkt, voll und ganz im Dienste der Völkerversöhnung. Mag ein Wirt noch so sehr von dem beglückenden Bewußtsein durchdrungen sein, Angehöriger einer höherwertigen, also der nordisch-arischen Edelfrasse zu sein, er vermietet auch einem „rassisch“ Minderwertigen das einzige Appartement mit Badezimmer, das er in seiner Wanzenburg besitzt, wenn nur dessen Geld vollwertig ist. Alle Menschen der Erde, ob nun weiß, rot, gelb, braun oder schwarz gefärbt, die dem sachverständigen Rassenforscher ewig unvereinbar erscheinen werden, werden vom Wirt auf den gemeinsamen Nenner der Zahlungsfähigkeit gebracht. Es wird Ihnen, geehrter Fremder, als Inkonsequenz erscheinen, wenn ein Staat unter stetem Hinweis darauf, daß er seit Jahrhunderten „ein Bollwerk gegen das Eindringen fremder Horden“ sei, nun den Versuch unternimmt, von dem Eindringen von Horden Fremder ein auskömmliches Einkommen zu beziehen. Mit Recht. Und in Graz, das noch ein spezielles Bollwerk im Bollwerk ist, wird Ihnen diese Inkonsequenz noch deutlicher werden. Ja Sie können sich hier jederzeit durch den Augenschein davon überzeugen. Denn Sie brauchen nur unter dem Vorwande, haut- oder geschlechtskrank zu sein, den in Graz

domizilierenden bekannten Rassenforscher und Universitätsprofessor für Haut- und Geschlechtskrankheiten Dr. Polland zu konsultieren, um beobachten zu können, wie er in seinem Arbeitszimmer in der Wielandgasse schriftlich gegen die minderwertigen Rassen wettet, nebenan in seinem Ordinationszimmer aber von Jud und Christ, von Türken und Deutschen Honorare in Empfang nimmt, ja durch die Behandlung von Angehörigen unedler Rassen geradezu an der Rassenverschlechterung mitarbeitet, da es doch immerhin möglich ist, daß ein so von ihm geheilter Minderwertiger sich später ganz im Geheimen mit einem Mädchen nordischen Schlages „vermischt“.

Ehe ich jedoch von den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt und dieses Landes berichte — und zu diesen zählt fraglos eine Gestalt von der herben, blonden Größe Pollands — wird es Sie, geehrter Fremder, vielleicht angesichts der Tatsache, daß für eine Achthundertjahrfeier Geld vorhanden ist, interessieren, zu vernehmen, wofür in diesem Lande kein Geld vorhanden ist. Die Invaliden des Weltkrieges, die in feierlosen Zeiten auf dem Pflaster sitzen und im Sinne des Liedes „Was ich bin und was ich habe, dank ich Dir mein Vaterland!“ betteln, sie wird man wohl vor den Augen des Fremden weggeräumt haben, denn einen solchen Anblick lassen sich nur Einheimische bieten. Aber es genügt ja auch ein Blick in einen Zeitungsbericht, der von den aus „Geldmangel“ gestrichenen Subventionen berichtet, zu denen — wie im Bericht ausdrücklich betont wird — das Land Steiermark verpflichtet wäre, die aber angesichts der Tatsache, daß in diesem Land zuviel gestohlen und für Blödwitzigkeiten vertan wird, eingestellt werden mußten. Der betreffende Artikel, den ich als Schatz aufbewahre, führt den famosen Titel „Die

Härten des Ordnungsbudgets“, denn wenn in Oesterreich irgendeine Schweinerei beschönigt werden soll (siehe: 15. Juli) so geschieht dies immer im Namen der Ordnung. Verstanden, geehrter Fremder?!

Es wurden also gestrichen:

dem Spital der barmherzigen Brüder	20.000 S
dem Odilien-Blindeninstitut	30.000 S
dem Verein für Armenpflege und Kinderfürsorge	200 S
den Kriegerwitwen und -waisen	23.000 S
dem Verband christlicher Kriegsofoper	10.000 S
dem Verein zur Förderung der Volksgesundheit	1.500 S
der Kinderauspeisung für Arbeitslosenkinder	20.369 S
dem Kleinrentnerfond	35.000 S
dem Kriegsinvalidenheim	4.000 S
an Altersinvalidenunterstützungen	50.000 S
für Kindererholungsheime	53.200 S
dem Grazer Kinderhilfswerk	8.000 S
dem Verein für Krüppelfürsorge	400 S
dem Fürsorgeverein Graz und Umgebung	10.000 S
usw. usw. usw.	

So wurden im Ganzen beinahe 500.000 S „erspart“, welche Summe — höher gehts nimmer — ungefähr der Höhe der im Jahr vorher durch alle möglichen Korruptionsfälle verschwundenen Beträge entspricht. Denn die Schuldigen werden in diesem famosen Lande weder eingesperrt noch zur Schadensgutmachung gezwungen, sondern höchstens pensioniert oder in aller Stille auf irgendeinem anderen Pöstchen untergebracht. Der Schaden aber wird durch Einstellung von Subventionen gedeckt. Es wäre aber doch interessant, zu erfahren, wie hoch eine Subvention, die nicht eingestellt wurde, ist, nämlich die, die das Land Steiermark der Stadt Graz zur Abhaltung dieser gelungenen Achthundertjahrfeier gewährt hat. Denn daß die Stadt subventionsbedürftig ist, geht wohl schon daraus hervor, daß sie nicht einmal Geld hat, ihre Straßen herzurichten, von denen sich nicht nur eine sondern mehrere in diesem Zustande befinden:



Diese „Straße“, geehrter Fremder, ist — ganz im Sinne des Faust-Zitates: Heinrich, mir graut's vor Dir! — die Heinrichstraße, eine Hauptstraße des Grazer Universitätsviertels, die Sie vom Hauptbahnhof aus am besten mit einem 2er Wagen der Straßenbahn erreichen. Aber Anschauen allein genügt hier nicht. Ganz kann ihrer Reize nur der inne werden, der sie mit einem Auto befährt. Aber vorsichtig! Bei

einem 30 km-Tempo fliegen die Passagiere bereits aus dem Wagen, während dies bei den österreichischen Bundesstraßen erst bei einem Tempo von 60 Stundenkilometern der Fall zu sein pflegt. (Siehe einen Zeitungsbericht über einen jüngst geschehenen Unfall in der Neunkirchner Allee, wo ein Auto in diesem Tempo „in eine Grube geriet“ — was Gruben auf einer Straße zu suchen haben, wurde nicht erklärt — die Insassen im Bogen auf die Straße flogen und schwerverletzt liegen blieben.) Diese Heinrichstraße allein vereinigt schon alle jene Reize, die unser Bundespräsident den Fremden in seiner Rede nur von ganz Oösterreich versprochen hat: sie besitzt Berge und Täler, Flüsse und Seen und im Winter auch Gletscher und ist überhaupt ein herrliches Denkmal, das das Wort, wir könnten dem Fremden nichts bieten, Lügen straft. Die Bäume, die im Hintergrund des Bildes hinter dem Zuge der Straßenbahn zu sehen sind, sind nicht am Ende die Ausläufer des Bakonyerwaldes, sondern gehören zum Stadtpark von Graz und niemand kann leugnen, daß sich diese Straße ganz besonders sinnig in den Rahmen der Achthundertjahrfeier einfügt, denn sie scheint geradezu 800 Jahre lang nicht repariert worden zu sein.

Diese Betrachtung der Heinrichstraße bildet zu meiner Freude einen durchaus zwanglosen Übergang zum Kapitel Sehenswürdigkeiten. Die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt sind so zahlreich, daß man sich ihrer drängenden Fülle nur schwer erwehren kann. Auf die Spezialitäten unserer politischen Menagerie, auf alle jene steirischen Minister, Landeshauptleute und sonstige Bonzen, die schon gegangen sind, weil sie erwischt wurden oder noch vorhanden sind, weil sie noch nicht erwischt werden konnten, hinzuweisen, kann ich mir füglich ersparen, da sie für Sie, geehrter Fremder, ja doch nicht zu besichtigen sind. Auch den Grazer Bischof Pawlikowski, den ehema-

ligen österreichischen Feldbischof, der glücklicher geblieben ist als sein ungarischer Amtskollege Zadavec, der wegen Banknotenfälschung eingesperrt war, werden Sie kaum zu Gesicht bekommen; dagegen können Sie eine andere weltgeschichtliche Gestalt, den ehemaligen Feldkuraten Anton Allmer, der auf Grund seiner Verdienste um die christliche Verblödung der Wehrmacht jetzt Monsignore ist, in seiner ganzen Leiblichkeit ab und zu abends im Krebsenkeller erblicken. Seine Geistigkeit ist in Kraus' Letzten Tagen der Menschheit, IV. Akt, 18. Scene (in der Ausgabe von 1919) aufbewahrt. Wenn Sie ein Horoskop wünschen, wenden Sie sich an den Obmann des Justinus Kerner-Bundes, den Gemeinderat Bradatsch, einen ehemaligen Hühneraugenschneider, der aus der astrologischen Oppositionsstellung der Sterne zu den Hühneraugen die Zukunft weissagt. Liegt Ihnen mehr die Gegenwart am Herzen und haben Sie kein Geld, begeben Sie sich in das städtische Versatzamt in der Bürgergasse, wo aus der Haut, die den Aermsten und Bedürftigsten über die Ohren gezogen wird, ein Teil des Festkleides der Stadt Graz zur Achthundertjahrfeier gewebt wurde. Um den Armen entgegenzukommen hat diese Anstalt den Zinsfuß für Pfanddarlehen im Werte unter 2 Schilling mit nur 12% pro Jahr festgesetzt, während die Reichen, also jene, die noch Gegenstände im Wert von mehr als 2 Schilling zu versetzen haben, 36% pro Jahr zahlen müssen und zwar zu einer Zeit, in der der Zinsfuß der Nationalbank 6% beträgt. Sie sehen geehrter Fremder, daß in unserer Stadt nicht nur für die Ausbeutung der Fremden, sondern auch für die der Einheimischen in vorbildlicher Weise gesorgt ist, so daß es wohl nicht verfrüht ist, wenn man sich heute schon in Zeitungsrundfragen damit beschäftigt, herauszubekommen, was Graz denn eigentlich noch zur Großstadt fehle.

Man kann, wenn man ältere Zeitungsjahrgänge durchblättert, genau verfolgen, wie sich diese Umwandlung der Stadt Graz zur Großstadt schrittweise vollzogen hat. Schon im Jahre 1870 spukte dieses Idealbild einer Großstadt in den Köpfen der Bürger, wenn auch noch in ziemlich mangelhafter Weise:

Das baufällige Haus in der Mariengasse

— — — — Und wenn wirklich einige Bretter von meinem Häuschen auf die Straße gefallen sind, so hat man dabei doch übersehen, daß dann, wenn der den Verkehr hemmende Teil des Häuschens abgetragen würde, auch mein vor diesem stehendes und Nachts erleuchtetes wohlthätiges Cruzifix fortgeschafft werden müßte, und doch ist dieses Nachts erleuchtete Kreuz in der ungepflasterten und sehr selten beleuchteten Straße der einzige Rettungsanker, sich bei der Nacht in dem Morastmeere dieser Partie der paradiesischen Weltstadt zu orientieren.

Der Gemeinderat wird gewiß den Dank Tausender ernten, auch einmal eine Blamage unserer Großstadt abzuschaffen, statt immerwährend — koste es was es wolle — das zu verbessern, was bei uns im Vergleich anderer Städte längst vollkommen gut und schön ist.

Tagespost vom 17. April 1870.

einige Monate später hieß es schon:

— — — Die gemüthliche Stadt entbehrt noch immer der für jede Stadt der Neuzeit so notwendigen Pissoirs. Hoffen wir von dem tätigen Gemeinderate baldige Abhilfe.

Tagespost vom 14. Juni 1870.

unverkennbar ist der nicht mehr aufzuhaltende Fortschritt schon im Jahre 1884:

Dem Ansuchen mehrerer Villenbesitzer des Ruckerlberges um Beleuchtung der zum Stadtrayon gehörigen Verbindungswege beantragt das Stadtbauamt durch Aufstellung von 11 Laternen zu entsprechen. Die Bausection beantragt nur 4 Petroleumlaternen aufzustellen, welcher Antrag angenommen wird. (Refer. Dr. Sigmund.)

Tagespost vom 28. April 1884

im Jahre 1888 aber kümmerte man sich nicht einmal mehr um die Gestirne und macht sich bereits vom Mond unabhängig:

— — — Nach dem Antrage der Bausektion (Ref. Doktor Sigmund) wird die Vermehrung der halbnächtigen Beleuchtung während der Zeit in welcher Mondschein im

Kalender steht, beschlossen. Die Mehrkosten belaufen sich jährlich auf 153 Fl. Tagespost vom 27. März 1888.

So ist es kein Wunder, wenn wir heute bereits soweit vorgeschritten sind, daß wir mit Berechtigung sagen können, das Hauptverkehrsmittel von Graz sei der Ziehkarren. Ich bitte Sie, geehrter Fremder, die Richtigkeit dieser Behauptung zu überprüfen. Ich wette, daß Sie vormittags bei jedem viertelstündigen Spaziergang durch Graz mindestens hundert stehenden oder fahrenden Ziehkarren begegnen.

Mit dem Ziehkarren fährt das steirische Volk, beim Fahren mit dem Ziehkarren singt es:

Wann i geh auf die Pirsch
Zittern d' Reh, zittern d' Hirsch,
Weil sie fürchten mei Blei,
I schiaß goar sel'n vorbei.
Wann i geh mit mein Hund
Bin i gwiß, daß was kummt,
Seis a Fuchs oder Has,
I schiaß holt alleweil was.
Wann mei Gwehr amol knollt,
Bin i gwiß, daß was follt,
Seis a Hirsch od'r a Reh
Es rekt die Läuferl in d' Höh!
Holiäh, holiäh, holiäh!

(Aus einer der Jugend gewidmeten
Sammlung Steirerlieder von Franz Blümel!)

oder die dritte Strophe des aus derselben Sammlung stammenden Liedes „Die Gamslan“:

3. Strophe (lustig und schneller)

Das Gamslerl is scho troff'n
Es hat mi nit betrog'n
Han 's durchs Feuer gseg'n
Es san die Hoar aufgilog'n.
Die Schwoagrין steht scho draußn
Vor der Hütt'ntür
Und tut an Jauchza auffa zu mir.
Holiäiridiriraho, Holdiäidiäidiäidio!

Mit Recht, geehrter Fremder, kann man schließen, daß ein Volksstamm, bei dem ich durch zahlreiche Erfahrungen Bosheit und Schadenfreude als typische

Wesenszüge festgestellt habe und der so am Mord seine lyrische Freude äußert, auch die Lyriker haben wird, die er verdient. Es würde den Umfang dieser Festschrift ungebührlich vergrößern, wollte ich alle die zahlreichen „Heimatlidher“, die in Steiermark auf dem Pegasus herumrudeln und glauben, sie ritten ihn, zu Worte kommen lasse. Aber einer, u. zw. der Größte von ihnen, sei ausgenommen. Es ist dies der katholische Priester Ottokar Kernstock, dem erst neulich — noch bei Lebzeiten — ein Denkmal gesetzt wurde, bei dessen Einweihung er selber die Messe gelesen und eine Ansprache gehalten hat. Er ist zwar längst durch seine aus der Kriegszeit stammenden Verse:

Steirische Holzer holzt mir gut
Mit Büchsenkolben die Serbenbrut!
Steirische Jäger trifft mir glatt
Den ruischen Zottelbären aufs Blatt!
Steirische Winzer preßt mir fein
Aus Welschlandfrüchten blutroten Wein!

in die Weltliteratur eingegangen, aber auch weniger bekannte Verse dieses Friedensapostels im geistlichen Gewande, der von seiner stillen Waldklause aus am Weltbrand mitschürte, sind nicht so ohne. So z. B. diese aus einem Kriegsgedichtband, dem er, der günstigsten Falles mit dem Weihwedel nach Fliegen schlagen darf, den sinnigen Titel „Schwertlilien“ gegeben hat:

Deutsche Mädchenwünsche.

An Lust, an Putz und Trödel,
O Weibertand, fahr hin,
Mich reuts, daß ich ein Mädcl,
Nichts als ein Mädcl bin.
Ein Mann, ein Held, ein Sieger,
Wie klingt das glockenrein,
Ich möcht ein deutscher Krieger.
Ein Krieger möcht ich sein!
Möcht pirschen mit der Büchse
Und mit dem Jägerspieß
Die grauen Steppenfüchse,
Das Rotwild von Paris!

usw. Solche unvergänglichen Verse sind für Sie, geehrter Fremder, der Sie vielleicht aus Frankreich stammen, interessant, da es Ihnen wohl noch kaum in Europa passiert sein dürfte, von einem Schwarzkittel — also von einem Wildschwein — als Rotwild apostrophiert zu werden. Solche Verse zeigen aber auch, daß nur die sexuellen Mädchenwünsche bei den Priestern auf kein Verständnis rechnen können, während die „deutschen“ Mädchenwünsche von ihnen sogar besungen werden.

Dieses und Aehnliches wurde zu Graz in großer Zeit vertrieben, während die Dichter heute noch immer nicht aus ihr vertrieben sind. Manches wurde auf Postkarten gedruckt, die den kleingedruckten Vermerk trugen:

Den Reinertrag dieser Karte widmet der Verfasser den Hinterbliebenen gefallener Krieger.

Man kann es den Kriegern nachfühlen, wie froh sie waren, tot zu sein und nichts mehr hören zu können, obwohl sie es bei Lebzeiten nicht gerade schlecht hatten. Berichtet doch die Tagespost vom 1. 9. 1914 folgendes:

Für das Hausregiment. Frau Gräfin Palfy-Daun in Stübing bei Graz hat für die Mannschaft des Infanterie-Regimentes Nr. 27 24 Stück Fußlappen gespendet.

Na also! Da hatten ja zwölf Infanteristen mit 24 Füßen ausgesorgt! Wenn man bedenkt, daß sich solche Akte der Wohltätigkeit auch heute noch jederzeit wiederholen können, begreift man erst den Elan, mit dem sich die steirische Jugend schon wieder zum Militärspielen in die Heimwehrverbände drängt, deren Oberkommandierender, Dr. Pfriemer, die unvergänglichen Worte geprägt hat:

Heimat, Volk und Schwert sind die besten Himmelsgaben!

Diese Betrachtung der steirischen Literatur bildet schon wieder einen zwanglosen Uebergang und

läßt die Frage auftauchen: Was ist's denn eigentlich mit der Fäkalienabfuhr? Das Aufreißen der Straßen, das Sie, geehrter Fremder, überall beobachten können, geschieht zu dem Zwecke, wenigstens die Hauptstraßen der Großstadt Graz endlich einmal zu kanalisieren. Wenn Sie aber, z. B. bei einem Morgenspaziergang durch die Wienerstraße, Glück haben, können Sie beobachten, daß vor jedem Haus einige Fässer auf der Straße stehen, die keinen gewässerten Wein, sondern absolut ungewässerte Exkremeente enthalten, die aus den umfangreichen Schweinkellereien von Graz stammen, wo sie für gewöhnlich stehen und auf alles Gute warten, das bekanntlich von oben kommt. Diese Fässer werden von ungeschlachten Fuhrwagen morgens abgeholt und gegen leere vertauscht, die dann wieder für eine der Leistungsfähigkeit der Bewohner angepaßte Zeit im Keller jedes Hauses verschwinden, um das ,was irdisch ist am Grazer, aufzunehmen.

Diese „Fasselwirtschaft“ stammt nicht am Ende aus dem Jahre 1128 und ist nicht von dem Manne erfunden worden, der auf dem offiziellen Plakat der Stadt Graz, das zum Besuche der Achthundertjahrfeier einlädt, so listig dreinschaut, daß man ihm eine solche Erfindung wohl zutrauen könnte (siehe das Umschlagbild dieser Festschrift), sondern ist eine neuzeitliche Errungenschaft der letzten Sechzigerjahre, stammt also aus einer Zeit, zu der in anderen Großstädten schon fleißig kanalisiert wurde. Nicht alle Bürger von Graz waren damals mit dieser modischen Neuerung einverstanden, wie eine Notiz der Tagespost vom 28. 4. 1870 beweist:

— — — wäre es nicht viel gescheiter gewesen, beim Senkgrubensystem zu verbleiben, wo jetzt die Fasseln 2—3 Tage lang in schlecht verschlossenem Zustande vor den offenen Parterrefenstern liegen, bevor sie abgeholt werden?

aber man kann es den Gemeinderäten von Graz wirklich nicht verargen, wenn sie erst heute zum Kanalisieren der Stadt kommen, da sie doch, wie die oben zitierten Zeitungsberichte aus den Jahren 1884 und 1888 beweisen, in der Zwischenzeit durchaus nicht müßig waren und ihre ganze Arbeitskraft der Beleuchtung der Stadt gewidmet haben. Und diese Mühe wurde dann auch endlich am 28. März 1925 durch die Fertigstellung des neuen Teigitschbach-Kraftwerkes belohnt und gekrönt, zu deren Feier den Grazern eine große Festbeleuchtung geboten wurde, von der ein entzückter Zeitgenosse berichtet:

Hier sei nur in Kürze mitgeteilt, daß die Feier der Eröffnung des Teigitschkraftwerkes in Wirklichkeit überhaupt ein geradezu einzig dastehender Schwindel, eine von unseren Lokalbehörden inszenierte Köpenikiade war, denn vernehmet nur, Mitbürger: Das Licht für die heimische Bonzenhuldigung vom letzten Samstag und Sonntag stammte gar nicht aus dem Teigitschwerke, sondern vom Grazer Elektrowerke weil sich im Teigitschwerk am Tage des Grazer Lichttrummels abermals ein Maschinenbruch ereignet hat, so daß das Werk noch immer keinen Strom liefern kann.

Und diesem Kapital-Schwindel fielen 40.000 Grazer hinein und diese 40.000 Grazer bejubelten in nicht endenwollenden Hurras unsere verschiedenen Lokalbonzen zum Danke dafür daß sie ihnen ein paar Hundert Lichterl vom guten alten Grazer Elektrizitätswerke fälschlich als Teigitschwerk-Licht aufschwindelten.

Für das Licht selbst bleibt es sich ja gleich, ob es aus dem Teigitschwerke kommt; nicht gleich aber bleibt es wenn die Lokalbonzen Wochen hindurch vermittelt der ihnen für jede Volkstäuschung blind ergebenden feilen Tagesblätter die ganze sensationsbegierige Stadt Graz rebellisch machen sie zum „Teigitsch-Lichterlschauen“ auf die Straße und dort stundenlang in närrischem lebensgefährlichem Gedränge durch die Polizei wie Schlachtvieh herumtreiben, sich von der Herde für dieses „Teigitsch-Licht“ umhuldigen lassen und der Menge statt des Teigitschlichtes dafür das alltägliche, nur um einige hundert Lämpchen vermehrte alte Grazer Licht vorsetzen.

Und zur Erhöhung dieses Kapitalschwindels mußten Musik-Kapellen durch die Stadt marschieren, mußten Radio-Lautsprecher die Eröffnungsreden der Kapitalschwindler in die betrogene Menge plärren, damit „Teigitschlicht“ vom Grazer Werk und die Radio-Epidemie zur Irreführung der Masse gemeinsam wirken konnten, worauf die Herren Kapitalschwindler auf Kosten des betrogenen Volkes in der Burg die ganze Nacht durchtafelten und zechten, was das Zeug hielt, vor lauter Freude, 40.000 Grazer so billig hinfallen gelassen zu haben.

Dagegen gibt es keine Ausrede, daß der neuerliche Unfall im Teigitschwerke nicht vorausgesehen und die Festbeleuchtung nicht mehr abgesagt werden konnte, weil die Absage jederzeit auf kürzestem Wege — durch das Radio hätte erfolgen können, sowohl durch die Lauthörer, als auch durch die hunderte von in Graz schon in Betrieb stehenden Amateur-Apparate:

Derart hätte sich wenigstens das Radio die ersten Sporen für das allgemeine Volkswohl verdient.

Statt dessen wurde es — eben darum ist es ja amtlich — von den lokalen öffentlichen Machthabern dazu mißbraucht, das leichtgläubige Volk weiter zum besten zu halten und sogar die Stimmen derer, die es beschwindelt, zur Massenhuldigung von den Dächern herab zu posaunen.

Ein anderer wieder gab seinen Eindrücken folgenden Ausdruck:

Die Teigitschkomödie.

Daß es sich leider tatsächlich um eine solche handelt, ist mißfolgendem bewiesen: Am Illuminationstag, Samstag, den 28. März nachmittags konnten wir von einem technischen Fachmann — gerichtlich beeideten Sachverständigen — erfahren, daß das städt. Elektrizitätswerk die Stromlieferung für die Illumination besorgen wird — muß — da wegen Maschinenbruch und relativ zu geringem Wasserstand eine gesicherte Stromlieferung nicht zu erwarten war. Uebrigens ist es allgemein bekannt, daß der kleine Stausee in bereits drei Stunden abgelaufen ist und daß ein großzügiger, gesicherter Betrieb erst nach Ausbau des großen Reservoirs möglich sein wird. Nun soll dieses fatale Ereignis gewiß nicht gerügt werden, zumal alle Arbeitskräfte vielfach unter ungünstigen Umständen ihr Bestes gegeben hatten. Gerügt werden muß aber jene Vermessenheit und Verschwendung der maßgebenden Persönlichkeiten, die vorzeitig

um jeden Preis einen derartigen Festrummel arrangieren mußten, der erwiesenermaßen weit über eine Milliarde verschlungen hat! Man berechne nur das auserlesene Souper mit 400 Gedecken in der Burg! Dies wird der Herr Landeshauptmann gewiß nicht aus seiner Tasche beglichen haben obwohl er x-fache reichliche Aktien- und Tantiemen-Einkünfte besitzt zu schweigen von seiner, trotz Interpellation im Nationalrat, noch immer eingenommenen Präsidentenstelle in der Steirerbank, während kein anderer öffentlicher Angestellter gleichzeitig in einem Privatbetrieb sein spärliches Einkommen vermehren darf, nach dem zweifelhaften Grundsatz: „Vor dem Gesetze sind alle gleich!“

Gelt, da schau'n S', geehrter Fremder, was es bei uns in Graz alles gibt! Dieser Schwindel aber, den die Grazer schon längst wieder vergessen haben, ist bei denen, die ihn seinerzeit inszeniert haben, in so freundlicher und angenehmer Erinnerung geblieben, daß sie nun beschlossen zu haben scheinen, ihn zu einem System auszubauen und zu vertiefen. Auch — und jetzt halten Sie sich an, geehrter Fremder, der Sie zur Achthundertjahrfeier nach Graz gekommen sind — auch diese Achthundertjahrfeier ist ein solcher Schwindel. Ganz ähnlich wie beim Teigitschschwindel wird auch jetzt wieder vorzeitig und um jeden Preis ein verlogener Festrummel arrangiert und wie im Jahre 1925 die Einheimischen, sollen heuer die Fremden zum Narren gehalten werden, denn Sehenswürdigkeiten zu haben, ist ja ganz schön, aber erst die richtige Aufmachung bringt das Geschäft in Schwung.

Schon lange war mir der Kerl auf dem Plakat verdächtig, der so scheinheilig, als könne er nicht bis 800 zählen, eine Urkunde mit der in betrügerischer Absicht sichtbar gemachten Aufschrift: „Graecium, Metropolis Styriae, 1128“ in der Pranke hält. Nicht ein Wort an dieser Aufschrift ist wahr, nicht weniger als alles an ihr ist falsch. Nie hat Graz Graecium geheißen, nie war es im Jahre 1128 die Hauptstadt von Steiermark, niemals gab es eine Urkunde,

in der das Wort für Graz und die Jahreszahl 1128 nebeneinander stehen. Jetzt gibt es eine: die zur Hebung des Fremdenverkehrs gefälschte auf dem Plakat.

In jedem Kaffeehaus kann man im Lexikon lesen: Der Name Graz erscheint nicht vor 1129.

Im Topographisch-statistisch. Lexikon von Steiermark von J. A. Janisch heißt es auf Seite 463: Der Name Graz erscheint zuerst 1136.

Nach den „Annales ducatus Styriae“ von dem Vorauer Canonicus Aquilinus Julius Caesar aus dem Jahre 1768, Band I, Seite 41, wird eine „urbs Gracz“ erst in einer Urkunde Ottokar V. aus dem Jahre 1163 genannt.

In der großen Geschichte des Herzogtums Steiermark von Muchar steht in Band II auf Seite 131: Erst in den Jahren **1129**, 1140, 1146, 1164 . . . erscheint dann dieser Ort urkundlich als „Gracz“ . . . und 1172, 1189, 1233, 1278, 1360 als „Stadt Greze“.

Diese Urkunde aus dem Jahre 1129 stammt von Leopold I. dem Starken, der im selben Jahr gestorben ist, und existiert nicht mehr, sondern wird lediglich in einer Abschrift aus dem 15. Jahrhundert im Kloster Rain bei Graz aufbewahrt. In dieser Urkunde schenkt Leopold I. seinem Ministerialen Rüdiger ein Gut bei Hartberg in Steiermark, das nach dessen „unbeerbtem“ Tod an das Kloster „Reun“ (das heutige Rain) zu fallen hat. In dieser Urkunde kommen lediglich die Worte „in Gracz“ und „Ditmarus de Gracz“, nirgends aber das Wort „Graecium“, das es nach Muchar überhaupt als Bezeichnung von Graz nie gegeben hat, vor. Von einer Datierung ist in dieser Urkunde keine Spur zu sehen, noch weniger von einer „metropolis Styriae“.

In der Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark, XXII. Jahrgang, Heft 1—4, Seite 77, aber heißt es von dieser Urkunde:

Das Original dieser Urkunde ist nicht mehr vorhanden. Wir haben von ihr erst aus einer Abschrift des 15. Jahrhunderts Kenntnis. Pirchegger nennt die Urkunde „wahrscheinlich ein Falsificat“ und „nicht einwandfrei“. Popelka führt mehrere Gründe gegen die Echtheit dieser Urkunde an. Mit Recht betont er, daß die inneren Merkmale großes Befremden erregen. In der Tat ist das Formular mit Chrismon, Invocation, ausgebildeter Konoboration und Siegelankündigung ganz unzeitgemäß. Dem Diktat nach wurde diese Urkunde von RA*) gefälscht, doch wann und aus welchem Grunde läßt sich nicht erkennen. Auch die Zeugen scheinen in eine jüngere Zeit zu gehören.

Dies, geehrter Fremder, sind die historischen Unterlagen zur Veranstaltung einer Achthundertjahrfeier durch Behörden, die Leute, die aus Not betrügen, einsperren lassen. Niemand hätte es der Stadt Graz verwehren können, aus den und den offiziell bekanntzugebenden Gründen diese Feier um Jahre zu früh abzuhalten. Kein Mensch, der es erwarten kann, daß Graz — oder vielmehr der Name Graz — 800 Jahre alt wird, wäre zu einer solchen Feier gekommen und vor allem wären die Teilnehmer der Schubertfeier und des heurigen Sängerefestes in Wien ausgeblieben. Also mußte — und das ist das Gravierende an der Sache — der Versuch unternommen werden, durch Plakatierung gefälschter Urkunden das Wirtsgeschäft zu heben.

Schütteln Sie, geehrter Fremder, den Staub der Grazer Straßen von den Schuhen. Er ist nur zur Feier Ihrer Ankunft 800 Jahre alt geworden.

*) RA ist das Signum eines Schreibers des Stiftes Rein, der von anderen Fällen her als Urkundenfälscher bekannt ist. Durch solche Urkundenfälschungen haben sich die Klöster im Mittelalter einen großen Teil ihres heutigen Grundbesitzes „erworben“. (Anm. d. Herausgebers.)

Ich empfehle mich Ihnen mit dem Gruß der österreichischen Wirte: Djehtagzwintschnkstiand-schamstadienermenehoachtungkomplimentandermalwieder!



Wiso!

Im nächsten Jahre findet zur Erinnerung an die
höchste Blüte des Polizeistaates und der Censur
unter Metternich im Jahre 1829 in Wien wieder
eine Hundertjahrfeier statt. — Polizeipräsident
Schober wird aus diesem Anlaß mit Befehl
auf der Freitreppe vor dem Rathaus in Wien
rhnhmische Tänze aufführen. — Graz feiert aus
diesem Anlaß seine 900-Jahrfeier. — Urkunden,
die das beweisen, werden rechtzeitig beschafft
und plakatiert werden. — — Die geehrten
Fremden werden dazu heute schon ergebenst
eingeladen. ████████████████████



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten und in Wien in der Buchhandlung Richard L a n y i, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Tag in der Stadt / Nacht auf dem Lande

Nachdruck verboten.

Preis 60 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 37

1. Juli 1928

II. Jahr

TAG IN DER STADT*)

Zwei öde Proletariergassen laufen freudlos von verschiedenen Richtungen daher, stoßen zusammen und bilden eine Ecke.

An dieser Ecke steht das Haus.

Verloren steht es da, inmitten der endlos dahingebreiteten, in einem Meer von düsterem Gestank versunkenen Stadt.

Der Lärm der Straße umbraust es. Graubrauner Rauchnebel umspült es träge. Fabriksschornsteine umstehen es wie die Staketen eines Zaunes und speien schwarze Rauchwolken aus, die sich wie getretene Würmer winden und sich dem trostlosen, tiefhängenden Himmel vermählen. Der Widerschein der eben aufgehenden, roten, dunstverhüllten Sonne glüht in seinen Fenstern wie Kohlenfeuer, in diesen hohen, kahlen Fenstern, die außen Ruß und innen Aktenstaub gleicherweise blind gemacht hat und die nur im Sommer manchmal ein erbarmender Regen wäscht. Und auf der anderen Seite der Straße, die eine Uferstraße ist, wälzt der Kanal sein unratfarbened Wasser, das wie ein erbrochener Brei aus-

*) Als Pendant zu den magischen, für die Fremden inszenierten, Vorgängen, von denen die letzte Nummer berichtete, bringe ich heute zwei Novellen, die zwei wahre Begebenheiten aus dem nüchternen Leben der Einheimischen zum Vorwurf haben und der gottgewollten Ordnung, in der wir leben, zum Vorwurf machen.

sieht, der Stadt zu, dieses Wasser, in das die Selbstmörder springen, denen vor dem Leben mehr graut, als vor einem alles beendenden Trunk aus diesen kotgeschwollenen Fluten.

Ueber der Fensterreihe des dritten Stockwerkes steht in geschwärzten, ehemals goldenen Lettern: „Amtshaus“.

Es ist beinahe acht Uhr morgens. Die Laternen brennen noch in den Gassen. Beamte, Maschin-schreiberinnen und Diener eilen von allen Seiten dem Amte zu. Sie hüpfen mit komischen Verrenkungen über die Straße, die ein Gemisch von Erde, Ruß und zertretenem Schnee bedeckt und blinzeln mit vom Schlaf noch halb verklebten Augen nach der Uhr des Amtsgebäudes. Viele husten, ringen erschöpft von der Anstrengung des schnellen Gehens nach Atem und schlingen doch nur wieder beißenden, kratzenden Nebelrauch in ihre kranken Lungen.

An der Türe steht ein fatter Portier, dem die käsefarbenen, unrasierten Wangen wie dicke Talgeschwülste vom Gesicht hängen und grüßt. Er grüßt nicht alle. Er grüßt nur die Leute, die ihm schaden können und je tiefer er seine Kappe zieht, desto höher steht der Gegrüßte und desto mehr fürchtet er ihn. Vor dem Herrn Amtsvorstand, einem dünnen, langnasigen Männchen, daß wie ein Seepferdchen aussieht, das aus irgend einem Grunde einen Mantel angezogen hat, macht er eine orientalische Verbeugung.

Die Uhr schlägt mit einem schleppernden Klange, als wäre ihr alles zuwider.

Die letzten Beamten, die noch auf der Straße waren, beeilen ihre Schritte und schlüpfen ins Haus. Der Portier verläßt seinen Standpunkt. Die Türe klappt hinter ihm zu. Er begibt sich in sein unterirdisches Loch und frühstückt zum zweitenmale.

Oben an den Schreibtischen beginnt das alltägliche Schmieren in den Akten.

* * *

Zehn Minuten nach Acht erscheint der Offizial Rott an der Straßenecke mit einem Mädchen, bei dem er wahrscheinlich heute Nacht geschlafen hat. Er ist zwar verheiratet, aber seine Frau ist immer krank und schwach. Was ist da zu machen? Er ist groß wie ein Ochse und im Gesichte rot wie rohes Fleisch. Ein dicker Fettwulst quillt im Genick aus seinem zu engen Halsbunde und steht über den schwarzen Sammtkragen seines Winterrockes hervor. Er braucht die Weiber und die Weiber lieben ihn wegen seiner Kraft und seiner Brutalität. Er verabschiedet sich von seiner Begleiterin, küßt sie schmatzend, schlägt ihr mit der flachen Hand auf das Hinterteil, daß es knallt, und blickt ihr mit dröhnendem Lachen nach, bis sie im stinkenden Nebel verschwunden ist. Dann wendet er sich gemächlich dem Amtshause zu. Er kommt immer zu spät. Wenn ihn jemand warnt, daß der Amtsvorstand das einmal entdecken könne, brüllt er immer: „Was macht das? Mache ich deshalb meinen Dienst nicht? He? Ich arbeite mehr als ihr alle miteinander! Und im übrigen kann mich das alte Embryogerippe dort oben...!“ Und die Beamten wollen sich dann immer ausschütten vor Lachen und sind außer sich vor Vergnügen, weil einer den Mut hat, über den Vorstand zu schimpfen.

Mit einem Fußtritt stößt Rott das Tor auf und betritt den Flur. Aber er steigt nicht wie die anderen Beamten die Treppe empor, diese im Laufe der Jahre von tausenden von Füßen abgetretene Amtshaus-treppe, die jeder, der hier zu tun hat, nur widerwillig und langsam hinaufkriecht, aber erleichtert und schnell herabeilt, sondern wählt links davon eine schmale Stiege, die in den Keller zu führen scheint.

Unten angelangt, öffnet er eine eiserne Türe, auf der eine weiße Tafel mit der Inschrift „Expedit“ schimmert, die aber wegen der Dunkelheit kaum leserlich ist. Hinter der Türe verschwindet er in einem langen Gange, der das ganze Jahr über völlig finster ist. Eine einzige rotglühende, von Spinnweben überzogene elektrische Birne erleuchtet ihn so spärlich, daß man die Finsternis in den Ecken nur noch mehr fühlt. Modergeruch und schlechten Oefen entströmtes Kohlendgas erfüllen ihn statt Luft.

Eine Türe öffnet sich und in dem schwachen Schimmer von Tageslicht, der durch sie in den Gang fließt, erscheinen die Silhouetten von drei Mädchen, die seine nahenden Schritte erkannt haben. Alle drei knixen und rufen im Chor:

„Guten Morgen, Herr Offizial!“

„Guten Morgen, meine Schekitzeln!“ jüdeln er mit fetter Baßstimme, klimpert mit einem Schlüsselbunde, sperrt die Türe neben dem Mädchenzimmer auf und verschwindet in seinem Arbeitsraume.

Er ist Leiter des Expedits. Hier unten herrscht er. Alle Schriftstücke, die oben konzipiert werden und das Haus verlassen sollen, werden hier unten mit der Schreibmaschine abgeschrieben, zugeklebt und expediert. Drei Fräulein stehen ihm zum Schreiben zur Verfügung. Der Herr Amtsvorstand wollte ihm zwar vier zuweisen, aber er sagte: „Drei Weiber sind genug für einen Mann!“ Und dabei blieb es. Denn der Herr Amtsvorstand hat wie alle anderen Beamten großen Respekt vor dem Offizial Rott. Denn alle wissen, daß er wegen seiner Tüchtigkeit höheren Orts sehr gut angeschrieben ist und kotzengrob werden kann, wenn man ihm widerspricht. So belästigt ihn Niemand. Und nur einmal des Tages, gegen das Ende der Amtsstunden kommt ein Diener herab, der die erledigten Dienststücke mitnimmt und neu zu erledigende für den nächsten Tag bringt. Sonst steigt

nie jemand zu ihm hinunter. Oft sperrt er die Türe zum Expedit überhaupt ab, nachdem er außen einen Zettel befestigt hat: Wegen dringender Arbeiten geschlossen!

So bleibt er mit seinen drei Mädchen also immer allein. Und während oben im Hause die Türen fliegen und die menschenerfüllten Gänge summen, in denen sich Proletarierfrauen, Arbeiter und Gewerbetreibende drängen und auf die Erledigung ihrer Angelegenheiten warten, herrscht hier unten tiefe Stille, kaum unterbrochen von dem leisen Geklapper der Schreibmaschinen aus dem Zimmer der Fräulein und dem Aufklatschen der Tropfen, die ab und zu von der feuchten Decke auf die Steinfliesen fallen.

Die drei Fräulein sitzen in ihrem Zimmer und schreiben eifrig. An den kahlgetünchten Wänden hängt nichts weiter als ein Kalender, ein kleiner Spiegel und eine elektrische Klingel. Durch das zwar breite, aber niedrige und vergitterte Fenster fällt das traurige Morgenlicht der Straße. Der untere Rand des Fensters befindet sich in der gleichen Höhe wie der Bürgersteig draußen. Man sieht vom Zimmer aus nichts weiter, als die Unterleiber der Vorübergehenden. Beine von Männern in Hosen, Füße von Frauen unter den Röcken hervorschauend. Es ist oft lustig, diesen kopflosen Beinen zuzusehen, wie die einen rasch dahineilen, die anderen gemächlich schreiten und die dritten betrunken übereinander treten und im Zick-Zack torkeln, lustig zu sehen, wenn zwei Paar Beine miteinander wandern, wenn sie stehen bleiben und umkehren, lustig zu raten, wie die Menschen, die zu diesen Beinen gehören, wohl aussehen mögen, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich sind. Es ist auch höchst vergnüglich den Hunden zuzuschauen, die bellend, schnuppernd und wedelnd draußen vorüberrennen. Wenn es auch unangenehm ist, daß ihretwegen die Fenster das ganze

Jahr über geschlossen bleiben müssen, weil sie sonst zwischen den Gitterstäben hindurch in das Zimmer pissen und nicht nur wie bei geschlossenen Scheiben bloß das Glas beschmutzen.

Aber die Drei haben heute keine Freude an solchen Beobachtungen. Sie starren auf ihre Maschinen, klappern und nur selten schielt eine nach der Klingel an der Wand, die von drüben, vom Offizial aus, zu betätigen ist.

Die eine heißt Mizzi, die andere Anna, die dritte Poldi. Aber ebensogut könnte die erste Anna, die zweite Poldi und die dritte Mizzi heißen. Es wäre ganz gleich, denn eine ist wie die andere, wenn sie auch äußerlich ziemlich verschieden aussehen. Wenn auch die eine klein ist und schwarzglänzende, sorgfältig und auffallend frisierte Haare hat, während die andere schlank und blond ist und die roten Flecken der Lungentuberkulose an den Wangen trägt und die dritte rothaarig und groß ist und Knochen hat wie ein Pferd. Denn sie stammen alle drei aus jenem traurigen Teile der Großstadt, von welchem es nicht ohne weiteres entschieden werden kann, ob der Gestank, der aus den zahllosen kleinen, schmutzigen Proletarierwohnungen dringt, die Luft der Straßen verpestet oder ob der üble Duft der Straßen die Wohnungen verstinkt. Aus jenem Stadtteile, in welchem Volksschüler mit Kreiden, die sie dem Lehrer gestohlen haben, als erste Schreibübungen den vulgären Namen des weiblichen Geschlechtsteiles an alle rußigen Wände schmieren und wo nachts das wilde Aufheulen eines Gestochenen von der Straße die Leute im Schlafe stört und sie zwingt sich in den Betten umzudrehen, was keine Kleinigkeit ist, wenn drei bis vier Personen verschiedenen Geschlechts in einem einzigen wanzenbeklehten Bette schlafen müssen. Sie stammen aus jenen Kreisen, in denen man die Moral ebenso wie die anderen Luxuserfindungen

der Reichen nur vom Hörensagen und aus dem Kino kennt und für entbehrlicher hält als das Geld, mit dessen Hilfe man sich endlich einmal sattessen kann. Aus jenen Kreisen, in denen man nicht einsieht, weshalb sich der Arme das einzige Vergnügen, das er jederzeit und umsonst haben kann, durch blöde Sittengesetze verekeln lassen soll, die von Leuten entdeckt wurden, die sich für die freiwilligen Entbehrungen auf der einen Seite auf hundert anderen Seiten schadlos halten können. Und so können sich alle drei kaum mehr darauf besinnen, ob sie überhaupt je Jungfrauen waren und noch weniger darauf wie alle die hießen, denen sie sich hingegeben haben. Zuerst aus Neugierde, dann für einen Apfel und ein paar Nüsse und später für einen Schilling oder eine Schachtel Bonbons. Und dennoch blieben sie Kinder, heiter und naiv-vergnügungssüchtige, mit frühzeitig alten und wissenden Mienen.

Mit sechzehn Jahren kamen sie in das Amt und es war selbstverständlich, daß sie auch dem Offizial Rott, dessen Wohlwollen für sie von großem Werte war, bald das gewährten, wonach er verlangte.

Das hätte sich ganz wie von selbst gegeben. Jeden Sonntag hatte eine andere von den dreien ganz alleine Sonntagsdienst. An drei aufeinanderfolgenden Sonntagen nun kam der Offizial vormittags unvermutet ins Amt. Und jedesmal spielte sich dasselbe ab. Mit unanständigen Späßen begann es und auf dem Divan in Rotts Zimmer endigte es.

Zuerst hütete eine vor der anderen das Geheimnis und glaubte, er liebe sie alleine. Das hielt sich aber nicht lange. Denn Rott war kein Freund von Heimlichkeiten und erzählte einer von den anderen. Darüber waren sie zuerst untereinander wütend und eifersüchtig, bis dem Offizial das Gezänke zu dumm wurde und er alle drei zu sich in das Zimmer hinüberrief.

„Macht mir keine Scherereien; ihr Katzen, mit euren blöden Liebes-Einbildungen“ sagte er. „Wir werden das ein für allemal so regeln: Ich werde jede Woche an irgend einem Tage, wenn es mir gerade paßt dreimal läuten und dann kommt immer abwechselnd eine andere zu mir herüber, mir den Goder zu kratzen. Und jede, die bei mir war, hat dann die nächsten zwei Tage dienstfrei. Da kann sie dann entweder aufs Land fahren oder zum Branntweiner gehen, das ist mir wurst. Aber wenn ihr schwatzt oder euch nicht verträgt, ihr Luders, dann soll Euch der Teufel holen! Ich suche mir wen anderen und ihr könnt euch die ganze Woche auf der Maschine schinden! Und jetzt marsch an eure Arbeit!“

Von diesem Tage an war Ruhe und alle waren zufrieden. So ging es fast ein Jahr. Man freute sich auf die freien Tage, machte Pläne und pries die Güte des Herrn Offizials.

Und nun ist heute schon Samstag, die Woche in der Poldi hätte darankommen sollen, ist schon fast um und er hat noch immer nicht geläutet! Man ist ratlos, denn so etwas ist noch nie vorgekommen. Poldi, die schon so schöne Pläne für die freien Tage hatte, schielt nervös nach der Klingel, während die anderen zwei schadenfroh ihre Blicke beobachten, einander zuzwinkern und schreiben.

Schließlich schlägt es Drei und die Amtsstunden sind zu Ende. Als sich aber die Drei so wie täglich von „Papa Rott“, wie sie ihn nennen, verabschieden wollen, ist seine Tür verschlossen und niemand mehr da. Kopfschüttelnd verlassen sie das Amt und Poldi wischt sich mit ihrem Taschentuch eine Träne aus dem Augenwinkel.

Der Sonntag verläuft traurig. Poldi erhält eine Karte von ihren Verwandten auf dem Lande mit Vorwürfen. Warum sie denn nicht gekommen sei, wie sie versprochen habe? Die Sonne scheine, die Luft

sei klar und herrlich, man könne Schlitten fahren und das Schwein sei geschlachtet worden.

Am Montag ist ihre Stimmung deshalb gereizt.

Anna sagt: „Tröste dich, mir hat geträumt, er läutet heute. Ganz deutlich hab ichs im Schlaf gehört!“

Poldi wird bei diesen Worten beinahe fröhlich. Da könnte sie ja morgen fahren. Das Wetter hat sich nicht geändert und vom Schwein wird wohl auch noch etwas übrig sein.

„Wenn er heute läutet, wird es der Poldi aber wenig nützen“, meint Mizzi höhnisch. „Heute beginnt ja meine Woche und ich komme dran. Mein Anton hat sich eigens deshalb schon vor einem halben Monat für diese Woche in der Fabrik frei gemacht.“

„Was?“ ruft Poldi und erbleicht. „Und was ist denn mit mir? Ich habe doch in meiner Woche gar keinen freien Tag gehabt!“

„Das geht doch mich nichts an!“ lacht Mizzi spöttisch. „Das mußt du dir mit ihm ausmachen!“

Poldi atmet schwer vor Wut. „Gar nichts werd' ich mir mit ihm ausmachen! Wenn er läutet, gehe ich hinüber, denn ich komme dran!“

„Na wir werden ja sehen!“ ruft Mizzi und schießt giftige Blicke aus ihren grünen Augen.

Anna schweigt und klappert auf ihrer Maschine.

Wortlos verrinnt der Vormittag. Ueber ihre Maschinen gebeugt arbeiten beide eifrig, schlagen daneben, fluchen leise, radieren und schreiben weiter. Kopflose Beine bummeln beim Fenster vorüber und der Zeiger der Wanduhr dreht sich gleichmütig Stunde um Stunde im Kreise. Giftiger Haß erfüllt das Zimmer wie ein leicht entzündliches Gas, das jeden Augenblick explodieren kann.

Um halb zwölf läutet es plötzlich schrill. Einmal, zweimal, dreimal.

Jetzt gilts. Mizzi und Poldi springen gleichzeitig auf und rasen an die Türe. Mizzi ergreift die Klinke, Poldi stemmt sich mit ganzer Kraft gegen den Türflügel.

„Weg, du Mensch!“ schreit Mizzi.

„Niemals!“ keucht Poldi. „Ich komme dran!“

Und wie Kübel voll Unrat gießen sich die Beiden die gemeinsten Schimpfworte der Gasse über den Kopf, reißen und stoßen wütend an der Türe. Außer sich vor Wut stürzt Poldi auf Mizzi und will sie von der Klinke wegreißen, die Türe öffnet sich ein wenig und schlägt wieder zu. Eine von den Beiden brüllt auf, weil ihre Finger eingeklemmt wurden. Und nun vergessen sie alles. Keine denkt mehr an den Offizial, keine trachtet mehr danach, der anderen zuvorzukommen. Kreischend und heulend fallen sie übereinander her, reißen einander an den Haaren, kratzen einander Hautfetzen von den blutenden Wangen, beißen einander in die Hände und in die Arme, fallen zu Boden und raufen liegend, wie wahnsinnig vor Haß, in einer Staubwolke sich wälzend, hustend und schreiend weiter.

In der Tür erscheint der Offizial Rott.

„Sind die Zwei verrückt?“ fragt er mit einem verwunderten Blick auf die Beiden, die auf dem Boden liegend einen Augenblick von einander ablassen und ihn zerrauft, zerkratzt und verheult anstarren.

Anna erklärt die Ursache des Streites und Rott beginnt dröhnend zu lachen.

„Fesch schaut Ihr aus, meine Lieben!“ wiehert er, daß ihm der Bauch wackelt und sieht die Beiden an, die über seine Heiterkeit so sprachlos sind, daß sie noch immer vergessen, sich zu erheben.

„Aber“, fährt er mit gespielterm Grimm fort „ich werde euch das Raufen schon austreiben! Anna, mei Gold“, sagt er süß. „du kommst heute zu mir hinüber. Und in den nächsten vier Wochen kommst immer

nur du, wenn ich läute, damit sich die zwei Furien da ein wenig abkühlen können!“

Entzückt springt Anna von ihrer Maschine auf, hüpf über die Beiden noch immer Daliegenden und verschwindet mit dem Offizial

Poldi und Mizzi sind allein. Pustend und wortlos schnaufend erheben sie sich vom Boden, blicken sich schweigend an und fallen einander versöhnt, verbunden durch gleiches Leid weinend um den Hals. Dann fahren sie auseinander. Sinnlos vor Wut stürzt sich Poldi auf Annas verlassene Maschine, drischt mit den Fäusten auf sie los und zerfetzt alles, was Anna heute geschrieben hat, während Mizzi Annas ärmliche Jacke aus dem Kasten reißt und mit einem brennenden Streichholz ein Loch in den Pelzkragen aus graugrünem, schwarzgestreiftem Katzenfell brennt.

Ein Lastauto fährt draußen dröhnend vorüber und erschüttert mit seinem Gepolter das Haus.

Das Haus, das gelassen dasteht, vom Lärm der Straße umbraust, von graubraunen Rauchnebeln umspült, verloren inmitten der endlos dahingebreiteten, in einem Meer von düsterem Gestank versunkenen Stadt



NACHT AUF DEM LANDE

Es war Nacht. Der Märzsturm, der Weißes in Grünes, Winter in Frühling verwandelt, brauste.

Die Wolken, große und kleine, rundgeballte und schleierhaft zerflatterte eilten so schnell als ob sie an Schnüren gezogen würden über den ganz in Bewegung befindlichen Himmel, auf dem es zuging wie auf einer Bühne, auf der die Kulissen für den nächsten Akt zurechtgeschoben werden. Nur ab und zu gaben sie dem Licht des milden, zunehmenden Mondes den Weg zur Erde frei. Kaum aber war für Sekunden eine solche Wolkenlücke entstanden, stürzte das Licht sogleich mit Blitzesschnelle der Erde zu und beleuchtete alles. Das schwarze, erweichte Ackerland mit dem letzten Schnee, der sich wie ein zu Tode gehetztes Wild in die Furchen drückte, um sich vor dem Föhn zu retten, die Strohdächer der weißschimmernden, unbekümmert schlummernden Dörfer, die schmale zerfahrene Landstraße mit den vom Winde gepeitschten und gekräuselten Pfützen, in denen sich das Bild des Mondes wand, und endlich die jungen Apfelbäume, die in zwei Reihen die Straße begleiteten und unter der Gewalt des Sturmes mit den kahlen Aesten klapperten.

Manchmal setzte der Wind für kurze Zeit aus und es wurde ganz stille. Lautlos wechselten Licht und Schatten, leise und klingend rieselten die Schmelzwässer durch ihre selbstgegrabenen Rinnale ins Dunkle und aus der Ferne quatschten, immer näher kommend, die Schritte von schweren Stiefeln, die durch den Kot wateten. Es waren die Militärstiefel des Schneiderbauern, der unvermutet für vierzehn Tage aus dem Krieg auf Urlaub kam. Er war spät abends mit dem letzten Zuge bei der Bahn-

station angekommen, hatte in dem Stationswirthshaus noch eine größere Zahl Schnäpse zur Stärkung getrunken und wanderte nun etwas schwankend den wohlbekanntem, so lange nicht mehr gegangenen Weg seinem Dorfe zu. Dort lag sein kleines Anwesen, das er vor fünf Jahren um sechstausend Gulden gekauft und durch unermüdliche Arbeit zur Blüte gebracht hatte, dort lebte sein junges Weib, das er ein Jahr vor Kriegsausbruch noch als Vierziger geheiratet hatte.

So aufgeregt die Natur um ihn auch war, der Schneider achtete auf nichts als auf seinen Weg. Er sah nicht nach oben nach dem Wolkengewimmel, er sah nicht nach links auf das triefende Ackergebilde, er sah nicht nach rechts, wo eben der kilometerlange Zaun aus Stacheldraht zu Ende war, der das neuerichtete Lager der russischen Kriegsgefangenen umschloß. Vorsichtig hob er seine langen, gleichmäßig dünnen Bauernbeine über die Pfützen, und wenn er doch in eine hineinpatschte, daß ihm das empor-spritzende Wasser den Hosenboden benäße, fluchte er leise. Dabei dachte er nur an daheim, ob sein Weib die Wirtschaft wohl auf der früheren Höhe gehalten habe, ob sie im Herbst eine starke Arbeitskraft für den Weizen- und Kornanbau bekommen habe und ob der Wind die Aecker wohl soweit trocknen würde, daß er selber während seines Urlaubes noch Hafer säen können werde.

So kam er bis zu der Krümmung, die die Straße knapp vor ihrem Eintritt ins Dorf machte. Und als er um sie herumgeschwenkt war, lag auch schon auf etwa fünfzig Schritte das erste Gebäude vor ihm — sein Haus.

Der Schneider blieb eine Weile stehen, dann trat er an den Straßenrand und lehnte sich mit dem schweren Rucksack, der seine Militärausrüstung enthielt, an den großen, alten Meilenstein, der gerade

hier stand. Umständlich kramte er nach seiner Pfeife und als sie brannte betrachtete er schweigend und rauchend sein Haus. Der Mond schien so hell von dem für einige Minuten reingefegten Himmel, daß er alles deutlich sehen konnte.

Als erstes bemerkte er, daß das Strohdach an einer Stelle etwas schadhaft geworden war in dem einen Jahre, das er fern gewesen. Aber wie sollte sein Weib auch auf das Dach steigen! „Eine Arbeit für den nächsten Sonntag!“ dachte er.

Dann sah er, daß hinter den kleinen, vergitterten und tief in der dicken Mauer steckenden Fenstern der Schlafstube noch ein schwaches, rötliches Licht schimmerte. Seine Frau war also noch wach! Bei diesem Gedanken fühlte er ein kuriozes, aber überaus angenehmes Gefühl in der Unterleibsgegend und im Kopf wurde es ihm noch wirblicher, als ob er noch einige Gläschen Schnaps mehr getrunken hätte. Er hatte sein Weib aus Liebe geheiratet. Aber aus jener nüchternen, nur den Nutzen bedenkenden Liebe, mit der der Bauer auch sein Vieh liebt, solange es tüchtig zur Arbeit ist und eine kräftige und reichliche Nachkommenschaft verspricht. Und die versprach sein Weib, wenn sie auch in dem kurzen einen Ehejahr vor dem Kriege noch kein Kind bekommen hatte.

Da verlöschte plötzlich das Licht in der Stube und die Fenster lagen wie zwei schwarze viereckige Tintenflecke auf der weißen, grellbeleuchteten Mauer. Kurze Zeit später öffnete sich die Haustür, eine im Winde flackernde Kerze erschien, beleuchtete für einige Augenblicke eine weiße und eine dunkle Gestalt und verschwand wieder hinter der sich schließenden Türe. Die dunkle Gestalt — eine männliche, wie der Schneider sogleich erkannte — stand allein vor dem Hause, wandte sich dann und entfernte sich langsam längs der weißen Mauer, auf diese einen tiefschwarzen Schatten werfend, einen Schatten, der

die scharfe Silhouette einer russischen Militärmütze erkennen ließ. Ein Wolkenschatten, der mit Windeseile daherstürmte als befürchte er zuspät zu kommen, verfinsterte im nächsten Augenblick alles. Ein paar Schritte platschten im plötzlichen Dunkel irgendwo durch den Straßenbrei und als es gleich wieder hell geworden war, war nichts mehr zu sehen und zu hören. Nur das dämmerige Licht schimmerte wieder hinter den Schlafstubenfenstern.

Der Schneider hatte alle Vorgänge genau beobachtet.

„Höllsakra!“ schnaufte er, spuckte aus und schob die Pfeife vom linken in den rechten Mundwinkel, was bei allen Bauern ein Zeichen hoher Erregung ist.

Einen Moment überlegte er, ob er dem Schatten nachrennen solle und erhob sich mit einem Ruck aus seiner lehrenden Stellung. Als er aber den schweren Rucksack auf den Schultern fühlte, gab er diese Absicht auf. Hastig klopfte er die Pfeife aus und verwahrte sie in der Blusentasche. Dann ging er auf das Tor zu und pochte mit dem Stocke.

„Wer is?“ rief innen nach einer Weile eine helle Weiberstimme.

Der Schneider gab keine Antwort und klopfte stärker.

„Hast was vergessen?“

„Mach auf!“ knurrte er.

„Jessas Marand Josef, der Schneider!“ schrie es hinter der Türe. Der Riegel wurde zurückgeschoben und vor dem Urlauber stand sein junges Weib im Hemd, eine flackernde Kerzenlaterne in der Hand. Sie sah ihn mit aufgerissenen Augen und einem Ausdruck im Gesichte an, der sich in der nächsten Sekunde ebenso leicht in Freude wie in Schreck verwandeln konnte, der aber vorläufig nichts weiter war als eine zitternde Frage, ob er etwas wisse

und gesehen habe. Als sie aber seine zusammengekniffenen Lippen und die bösen Augen erblickte, mit denen er sie zum Willkomm kühl und verächtlich anblickte, wandelte sich die Frage in ihrem Gesicht in Entsetzen, denn sie kannte seinen Zorn und seine Hartköpfigkeit.

Der Mann kümmerte sich nicht um ihren Schrecken und schritt, ohne sie weiter zu beachten, an ihr vorüber in den Flur. Sie folgte ihm mit zitterndem Licht. Er blieb stehen, drehte sich langsam um und sah sie an.

„Schiabn Riegl wieder vür. Saumensch!“ sagte er. Dann wandte er sich wieder, trat in die Stube und ließ den schweren Rucksack auf den Boden gleiten.

Die Frau hatte inzwischen gehorsam den Riegel wieder vorgeschoben, trat hinter ihm ein und stellte die Laterne auf den Schrank.

„Wer is dagwen?“ fragte er, ohne sie anzusehen.

„Dagwen? Ja, wann den?“

„Jetztn eben!“

„Jetztn ebn? Mei, Mensch, wer wird denn dagwen sein? D' Nachbarin, d' Baundstauderin, war a weng da schnattern, weil oan allani d' Zeit so lang wird.“

„Seit wann tragt denn d' Baundstauderin Hosen?“

„Hosen?“

„Und seit wann a russisch' Militärkappel?“

„A russ — — —?“

„Und seit wann legst denn du di mit der Baundstauderin ins Bett, wannst mit ihr schnattern tuast?“ schrie der Bauer und zeigte auf die ganz deutlich sichtbaren Abdrücke von zwei Köpfen auf dem großen Polster des zerwühlten Bettes.

Das Weib sah in der Richtung, in die sein Finger wies, und schwieg. Dann warf sie sich plötzlich vor

dem Manne nieder, umfaßte seine Knie und begann schrill zu heulen.

„Verzeih, Schneider!“ schrie sie. „Schau der lange Krieg und die viel Einsamkeit und der Haufen Oarbeit! Frei net zum leisten ohne Mann! Und koan Knecht zum kriagn und wenn ma oan kriagt, so will er net nur oarbeiten, sondern a wos andres! Und so is kemma! Verzeih, Schneider, ums Blut Christi willen, verzeih!“

Die Schneiderin schwieg schluchzend. Sie hätte zwar noch eine Menge zu sagen gehabt, aber sie fand keine Worte dafür. Sie fühlte sich unschuldig. Sie hatte ja nicht nur zum eigenen Vergnügen mit dem Iwan angefangen, sondern auch deshalb, damit er sie bei der Frühjahrsarbeit unterstütze, denn der Herbstanbau war infolge ihrer Faulheit völlig vernachlässigt geblieben.

Als der Schneider hörte, daß alles nur der Arbeit wegen geschehen sei, wurde er milder. Er sagte sich, daß dann ja noch etwas erspart worden sei, da wahrscheinlich die Liebe der einzige Lohn des Knechtes geblieben sei.

„Alsdann zwegn der Oarbeit?“ sprach er sanfter. „Habts also im Herbst viel Woaz anbaut?“

„Na, goar koan! Das is ja eben!“ schluchzte sie.

„Ja zwegn was denn nacher net?“

„Damals hab i ja no neamd ghabt und die Ochsen waren so viel bockspreizig und habn vor meiner net ackern wolln!“

„Höllsakra, Weibergfrast!“ schrie der Schneider. „Und Keon habts a koans baut?“

„Na, a net!“ heulte sie.

Der Schneider schäumte vor Wut. „O du ganz und goar ölendiger Sauschlampen!“ brüllte er und gab ihr mit seinem kotigen Stiefel einen Tritt, daß sie zur Seite fiel und wimmernd liegen blieb. „Han i mi zwegn dem fünf Joahr plagt? Koan Woaz! Ka

Keon! Bist spinnat? Willst verhungern? Da müaßt oaner jo do völlig ahausnen bei oaner solchenen Scheißwirtschaft! Scho mögli,“ kreischte er, „daß d' Manner net nur oarbeitn, sondern a was anders wolln, d' Weiber aber wolln nur dös andre! Und da sol i in vierzehn Täg wieder außi und wann i afs Joahr wieder hoankimm, habns mirs Häusel verlizitiert und i han oan Schoaß! Na wart, Gfrast, niederträchtigs, i wir enk helfn! Dem ersten, der da herkommt, dem ersten, der — — — —“

Die Stimme schnappte ihm über und er schwieg, ganz verblüfft von der Idee, die ihm plötzlich gekommen war. Sein Geld wollte er retten und dem Weib, das er jetzt mit der ganzen Giftigkeit seiner Bauernseele haßte, wollte er etwas antun, so schmerzhaft als es nur möglich war. Polternd setzte er sich an den Tisch, lümmelte das wutverzerrte benebelte Gesicht in die Hand und starrte durch das Fenster auf die Straße hinaus, die im ungetrübten Mondlicht lag.

Es wurde stille in der Stube, nur das auf dem Boden liegende Weib weinte leise. Draußen, bald ganz nahe im Hause selbst, bald fern und leise irgendwo im Dorf krähten die Hähne das erstemal einander zu.

Da mischte sich von irgendwoher schwacher Gesang in das Krähen. Der Schneider horchte auf und sah starr zum Fenster hinaus. Auch die Schneiderin auf dem Fußboden hörte zu weinen auf und lauschte. Als sie aber die Stimme des jungen Stafferbauern erkannte, der aus dem Wirtshaus heimkehrte und wahrscheinlich beim Kegelspiel wieder gewonnen hatte, weil er so lustig war, fiel ihr plötzlich ein, daß es Sonntag sei und der Gedanke, daß andere trotz ihrem Unglück fröhlich seien, schnitt ihr so ins Herz, daß sie laut aufheulte.

„D' Hahner krahn 's erstemal,
Holodrioh!

's Deanderl bußt 's letztemal,
Holodrioh!

klang es nun ganz nahe. Der Schneider beim Tisch am Fenster sah den Sänger draußen auf der mond hellen Straße torkeln. Er sprang auf, warf dabei den Stuhl um und verließ mit raschen Schritten die Stube.

Die Schneiderin hob den Kopf und verstummte wieder. Sie hörte wie ihr Mann den Riegel am Tor zurückschob und ins Freie trat.

„Ja, Schneider! Grüäß Gott in der Hoamat!“ hörte sie draußen den Staffer schreien. Dann wurde es stille und zwei Männerstimmen unterhielten sich flüsternd miteinander.

Die Frau sprang auf und eilte ans Fenster. Die Beiden standen mitten auf der Straße beisammen.

„Was?“ schrie der Staffer.

Der Schneider sagte etwas, was sie nicht verstehen konnte. Der andere begann gröhlend zu lachen und schlug sich mit den Händen auf die Oberschenkel.

„Guat is! Guat! Dös taugt! Gehn ma nur glei eini miteinander!“ schrie der Staffer und die Beiden kamen auf das Haus zu.

Als die Schneiderin die zwei Männer kommen sah, stürzte sie zu dem Stuhl vor dem Bett und begann sich in Hast anzuziehen. Dabei klapperten ihr die Kinnladen vor Angst, Aufregung und der Unge wißheit dessen, was jetzt kommen werde.

Bevor sie noch ganz fertig war, trat ihr Mann allein in die Stube und nahm die Laterne vom Kasten.

„Michel, was hast denn im Sinn?“ fragte sie schüchtern.

„Oaschlecka!“ sagte der Bauer und schmiß die Türe hinter sich zu.

Lange hörte sie nichts von den Beiden und wag-

te es doch nicht, hinauszugehen und nachzusehen. Was konnte ihr Mann nur von dem reichen Stafferbauern wollen? Wenn dessen Weib etwas von der Sache erfuhr, dann wußte es am nächsten Tage das ganze Dorf.

Sie vernahm ober sich auf dem Schüttboden Schritte und schrack zusammen.

„Fünf Säck Woaz“, hörte sie die Stimme ihres Mannes. „Hast koan Zettel? Schreib dirs auf!“

„I mirks schon!“

„Zehn Säck Keon.“

„Zehne Keon.“

„Zwölf Säck Habern.“

„Zwölfe Habern.“

Dann sprachen die beiden noch etwas, das sie nicht verstand, und ihre Schritte entfernten sich wieder.

Die Frau wußte nicht, was sie denken sollte. Wollte er ihr am Ende den Staffer zur Aufsicht ins Haus setzen, und zeigte er ihm deshalb die Vorräte, damit sie nichts verschleppen könne? Solch eine Schande vor dem ganzen Dorf! Sie begann wieder zu weinen.

So weinte und horchte sie abwechselnd eine halbe Stunde lang. Dann traten die Männer miteinander ins Zimmer. Der Staffer, der auf einige Schritte nach Most und Rauch stank, nahm von ihr so wenig Notiz wie vom Ofen.

„So“, sagte der Schneider, „jetzn wern wirs gleich schriftli machen.“ Er riß die Tischlade heraus und zog nach langem Suchen unter dem Gewirre von alten Flickern, Lederstücken, Gebetbüchern, ausgekämmten Haaren, blinden Spiegelscherben, fettigen Schreibkalendern, zerbrochenen Pfeifenköpfen und Hornkämmen, die solch eine ländliche Lade erfüllen, ein Stück Papier, einen Federstiel und ein Tintenfläschchen. Dann sammelte er Speichel, indem er mit

seinen unrasierten Backen Bewegungen machte wie einer, der sich den Mund ausspült, spie alles auf die vertrocknete Tinte im Fläschchen und begann mit dem Federstiel darin umzurühren. Sobald ihm die Mischung tauglich schien, rückte er dem Staffer den Stuhl zurecht und sagte: „So, sitz nieder und schreib!“

„Was? I? Geh Schneider schreib du! I hab vom Most a soviel unruhige Hand!“

„Na, alsdann guat, daß ma nur amol firti wern“, sagte der Schneider und nahm selbst am Tische Platz. „Was habn mir denn nacher alles g’habt? Diktier amol!“

„Na, alsdann“, sagte der Staffer und spuckte auf den Boden, „z’erscht amol ’s Häusel samt oan Stadel und zwoa Schupfn. Im Schupfn: zwoa Pflüg; zwoa Eggen, drei Wageln . . .“

„Net so trabig“, rief der Schneider und kratzte.

„Nacher im Stall: Zwoa Ochsn, drei Küah, a Sau, drei Fadeln . . .“

Verständnislos glotzte die Schneiderin mit ihren verheulten Augen die beiden Männer an, die dort am Tische langsam das Inventar der ganzen Wirtschaft aufnehmen.

„Ja, was treibs denn, Manner?“ fragte sie und kam aus ihrer Ecke hervor.

Der Schneider hob den den Kopf und sah sie über die Achsel an. „Halts Mäul, Scheißmucken, übereinand! Wirst es scho segn!“

„Und was is mit dö Möbeln?“ fragte der Staffer.

„Alls, wias liagt und steht ghört dazu.“ sagte der Schneider. „Nur mei Gwand und mei Wäsch bleibt mein. I hol mirs später amol nach’n Kriag.“

„Und dera da ihr Wäsch?“ fragte der Staffer mit dem Kopf auf die Schneiderin zeigend. „Kunnts brauchen für die Deanstboten.“

„Da’ muaßt mit der selm redn. D’Wäsch hats

mitbracht. Nur was mein is, kann i verkaafn.“

„Verkaafn?!“ schrie die Schneiderin.

„Alls! 's ganze Häusel wird verkaaft! Besser i verkaafs selm als es wird mir verkaaft!“ rief der Schneider ungerührt.

„'s Häusel verkaafn!“ schrie die Frau und packte ihn beim Arm. „Ja, bist den bsoffen, Schneider?“

„B'soffen wohl, aber verkaaft wird do! Rühr mi net an, sonst druck i dir oane!“ schrie er sie an und stieß sie zurück.

„Und wieviel Grund g'hört denn zum Häusel?“ fragte der Staffer, ohne sich um das heulende Weib zu kümmern.

„Woaßt's eh! Sechs Joch gradaus. Furchtbar guater Grund!“ erwiderte der Schneider und setzte einen dicken Punkt unter das, was er geschrieben hatte.

„Ja, und wo soll denn nacher i hin?“ keuchte die Schneiderin.

„Geh zum Teufi!“ sagte der Schneider gleichmütig.

„Kannst a zur Baundstauderin schnattern gehn,“ höhnte der Staffer. „'s Bett laß i dir dazua!“

„O mei! O mei! O mei!“ heulte sie auf und warf sich schreiend aufs Bett.

„Und was solls kosten?“ fragte der Staffer. „Jetztn red amol gscheit!“

„Was gibst?„

„Was begehrt?“

„Na, was gibst denn?“

„Na, a achttausend!“ sagte der Staffer zögernd. Sechstausend hatte die Wirtschaft den Schneider gekostet, siebentausend hatte er verlangen wollen. Nun, da er sah, daß achttausend geboten wurden beschloß er neuntausend zu verlangen.

„Gibst neuntausend und 's Häusel ghört Dein!“

„Sakrisch viel Geld!“

„'s Haus ist leicht seine zwölif wert. Aber nur daß i a Ruah hab vor dem Weibsteufi kriegst es um neuntausend!“

„Achte und fünfhundert!“ sagte der Staffer.

Der Schneider hatte infolge des Gezeters, das die Frau machte, nicht verstanden.

„Was hast gsagt?“ fragte er. „Röhr net a so, du Sauteifi!“ schrie er die Heulende an.

„Achte und fünfhundert han i gsagt,“ schrie nun auch der Staffer.

„Also in Gottsnam einschlagen! Achte und fünfhundert und alls gehört Dein.“

Die Schneiderin brüllte auf.

Langsam zog der Staffer seine große Briefftasche aus dem Hemd über die Brust. Umständlich wickelte er das schmutzige Band, mit dem sie zusammengebunden war, ab und zählte das Geld laut auf den Tisch.

Der Schneider schleckte seine Finger, zählte die Scheine nach und steckte sie sorgsam in seine Briefftasche. Die Frau wimmerte leise.

„Spat is worn!“ sagte der Staffer, gähnte und sah nach der Uhr. „Alsdann Schneiderin, richt di zsam für morgn nachmittag. Dann ziagt mei Moar in mei neuchs Häusel. Und daß d' mir nix mitgehn laßt von dem was jetzt mein gehört! Verstanden? I hab alls guat vermerkt! Und jetztn Pfiat die Gott Schneider!“

„Wart an eicht!“ sagte der Schneider und nahm seinen Rucksack wieder auf die Schultern. „I geh glei mit. I muaß eh in d' Stadt 's Geld auf Verintresierung anlegen. Waßt, Staffer, so a Geld is do was kommod! Dös kann oan neamd verlumpen! Jetztn laß i mirs in der Stadt a paar Täg recht guat gschehn und nacher heißts wieder außi in Saukriag!“

„Und i? Und i? Und i?“ kreischte die Schneiderin und sprang auf.

Ohne sich weiter um sie zu kümmern, verließen die Beiden das Haus. Sie blieb allein in der Stube.

„D' Weiber san goar so liab,

Holodrioh!

Habn mir an Hof verschafft,

Holodrioh!

hörte sie draußen den Staffer singen. Sie eilte ans Fenster. Die Beiden hatten sich um die Schultern gefaßt und schwankten einträchtig dahin.

„Han koane Sorg'n mehr,

Holodrioh!

Bin wieder Jungg'sell word'n,

Holodrioh!

sang der Schneider mit überschnappender Stimme. Dann verschwanden beide, ohne sich auch nur einmal umzusehen, hinter einer Straßenbiegung.

Die Schneiderin sank auf den Stuhl beim Fenster. Im Zimmer war es stille und der Wind, der sich besänftigt hatte, zirpte leise im Kamin.

Mit einem dumpfen Plumps sprang die Katze vom Ofen auf den Boden und streckte sich.

Draußen im Hühnerstall krächte der Hahn, nunmehr der Hahn des Stafferbauern, schmettend und freudig ein- um das andremal.

Hinter den Fenstern aber trübte sich das Licht des Mondes und der Sterne und der Tag dämmerte ahnungsvoll. Ein Tag wie alle andern — dem Einen Frohes, dem Andern Schweres bringend.



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten und in Wien in der Buchhandlung Richard L a n y i, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Zum 15. Juli / Christus für die Dispensehen / Nach
20 Jahrhunderten des Christentums / Zwei Briefe
samt Antwort / Franz Leschnitzer: Ein deutscher
Herr und Miß Cavell

Nachdruck verboten.

Preis dieser Doppelnummer 1.20 Schilling.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nächste Nummer erscheint am 15. August.

DAS NEBELHORN

Nr. 38/39

15. JULI

II. JAHR

ZUM FÜNFZEHTEN JULI

muß ich — mit aufrichtigem Bedauern sei es festgestellt — allen jenen zahlreichen Lesern des Nebelhorns, die im vergangenen Jahre mit meiner Auf-
führung im Großen und Ganzen zufrieden gewesen sind, mein Urteil über die Ereignisse des 15. Juli 1927 aber bemängelt haben, neuerlich eine Enttäuschung bereiten, während diejenigen, deren Empörung so groß war, daß sie das Nebelhorn abbestellt haben, fein heraus sind, nichts Unpassendes mehr zu sehen und zu lesen brauchen und sich heute völlig ungestört dem Genuß der Lektüre bürgerlicher Betrachtungen zu diesem Gedenktage hingeben können.

Wenn ich heute die Ereignisse jenes denkwürdigen Tages und des seit ihm verstrichenen Jahres überblicke, kann ich nur — Goethes Wort variierend — sagen: Von dort und damals hat eine der größten Schweinereien der Weltgeschichte ihren Anfang genommen und wir können sagen, wir seien dabei gewesen. Es schiene mir zwecklos, alles das, was jeder in der Nr. 16 dieser Zeitschrift nachlesen kann, heute noch einmal zur Begründung meines Urteiles anzuführen, aber betonen möchte ich doch, daß mein damaliges Urteil längst in Rechtskraft erwachsen ist und daher nie mehr abgeändert werden kann. Sämtliche von bürgerlicher Seite dagegen eingebrachten Rekurse haben sich als versuchte Irreführungen der Behörde, zu der ich mich

in diesem Falle ernannt habe, durch jene Behörden, die von Gott eingesetzt zu sein behaupten, entpuppt und mußten abgewiesen werden. Ja, die einjährige Maultrommelei aller jener Seipels, Hartlebs und Schobers, die der Teufel dazu verdammt hat, wahllos alles, was ihnen unterkommt, auszubauen und zu vertiefen, hat keinen anderen Effekt gehabt als den, auch mein Urteil auszubauen und zu vertiefen. Eine Frage aber, die geradezu ins Zentrum des Betruges führt, konnte durch all das Geschwätz über die Ordnung, den Fremdenverkehr und den Seelenaufschwung des Bürgertums nicht beantwortet werden, nämlich die Frage: Weshalb wurde bis heute keine Untersuchung der Vorfälle am 15. Juli veranstaltet? Wenn einer eine Zigarette wegwirft und dadurch eine feuergefährliche Handlung begeht, wenn einer dem andern eine Ohrfeige gibt, das wird hierzulande mit Gründlichkeit untersucht, wenn aber der Justizpalast angezündet, wenn 89 Menschen erschossen werden, bildet das Geschmuse der Schmöcke den einzigen Anhaltspunkt für die Beurteilung des Hergangs. Man sollte meinen, daß sich selbst der dümmste Bürger dieses Staates über eine solche Unterlassung wundern müßte, man sollte meinen, daß er sich fragen müßte, weshalb denn sämtliche „Juliverbrecher“, die vor die Geschworenen kamen, von diesen Richtern aus dem Volke, dessen Ordnung sie gefährdet haben, ausnahmslos freigesprochen wurden, man sollte meinen, daß es ihn interessieren müßte, jene Drahtzieher der Bolschewisierung Europas, die nach behördlicher Aussage die Katastrophe des 15. Juli auf dem Gewissen haben, entlarvt zu sehen und kennen zu lernen — aber nichts da!

Die Reize der österreichischen Justiz, die zur Brandlegung am Wiener Justizpalast geführt haben, können heute noch jederzeit bewundert werden.

denn sie bleiben ewig jung. Wer in diesen Tagen die Berichte über die Verhandlung gegen Bela Kun gelesen hat, der ja nach den offiziellen Mitteilungen anlässlich seiner Verhaftung ein Hauptschuldiger an den Juliereignissen gewesen sein soll, während bei der ganzen Verhandlung nicht ein Wort darüber gesprochen wurde, wer sich also auch diesmal wieder in seiner Hoffnung, die Schuldigen oder wenigstens einen von ihnen entlarvt zu sehen, getäuscht sah, weiß davon ein Lied zu singen. Diese Verhandlung, mit Verve geleitet von Hofrat Cerny, dem fettgewordenen Ideal bourgeois Männlichkeit, dem Verurteilungsautomaten für jene „Juliverbrecher“, die das Stoßen eines Polizeisäbels in den Unterleib einer Frau mit dem östlich orientierten Ausruf „Pfui!“ kritisiert hatten, diese Verhandlung, die hauptsächlich aus Wortentziehungen, Verwarnungen und Verhängung von Disziplinarstrafen bestand, hat nach einer bloß viertelstündigen „Beratung“ mit der Verurteilung Kuns nach § 293 e des österreichischen Strafgesetzes zu drei Monaten Arrest, verschärft durch einen Fasttag geendet. So eilig hatte es der Hofrat Cerny mit der Verurteilung, daß er, der in den Paragraphenhainen der Strafprozeßordnung lebt und webt, jene Bestimmung vergaß, die dem Angeklagten nach der Rede seines Verteidigers noch ein Schlußwort zubilligt. Er mußte von Kun von der Türe des Beratungszimmers, in das er schon blitzartig verschwinden wollte, zurückgerufen, und wie ein allzu temperamentvoller Hund durch das Kommandowort Setzen! an seine Obliegenheit erinnert werden. Aber man begreift diese Eile eines Richters, der sich mit der Findung des Urteils nicht erst plagen mußte, weil es Höhere und Vorgesetzte schon längst gefunden und ihm zur Darnachachtung apportiert hatten. Und wenn man bedenkt, daß es galt, nach einem Paragraphen zu urteilen, dessen

Reize nie veralten werden, wie die Reize der Kaiserin nach der österreichischen Volkshymne, wird man seine Ungeduld erst recht verstehen. Denn die kommunistische Partei, die bei den letzten Wahlen in Deutschland hunderttausende von Stimmen erhielt, wird in dem vom Anschlußwillen beseelten Oesterreich eben durch diesen Paragraphen in einen Geheimbund verwandelt. Nicht deshalb, weil die Kommunisten hierzulande mit ihren Ansichten hinter dem Berge halten, sondern weil sich die Bürgerlichen vor diesen Ansichten hinter einen Berg aus Paragraphenmist verschanzen. Der reizvolle Paragraph 293 e aber, nach welchem Kun verurteilt wurde, lautet:

§ 293 e. Auch Ausländer werden dieses Vergehens schuldig, sofern sie während ihres Aufenthaltes in diesen Ländern durch Briefe oder auf anderen Wegen zur Verbindung inländischer geheimer Gesellschaften und ihrer Mitglieder mit Auswärtigen beitragen.

Wenn man das liest, glaubt man es kaum, daß es so böse, briefschreibende Menschen überhaupt geben kann und man fühlt sich durch die abgrundtiefe Bosheit dieses Falles ebenso wie der Verteidiger Dr. Rosenfeld an die Delikte der gleichalten, noch heute geltenden Paragraphen 454 und 455 unseres Strafgesetzes erinnert, welche da lauten:

§ 454. Wenn jemand mit Fackeln reiset oder fährt, müssen diese vor den hölzernen Brücken und vor den Ortschaften oder Wäldern bei Strafe von fünfzig bis fünf-hundert Gulden für jeden Fall, dieser Uebertretung ausgelöscht werden. Auf diese Vorschrift sind die mit der Post reisenden Fremden von den Postmeistern insbesondere aufmerksam zu machen.

§ 455. Die Postillone, Land- oder Mietkutscher sind verbunden, dieses den Reisenden jedesmal, wenn sie an solche Orte kommen, nochmal anzudeuten und nicht von der Stelle zu fahren, bis die Fackel ausgelöscht ist, widrigens sie sich einer Uebertretung schuldig machen und mit Arrest von einem bis zu acht Tagen zu bestrafen sind, der nach Umständen verschärft werden soll.

Resumierend wäre zu diesen scheinbar aus der Grabkammer Tutankhamens bezogenen Gesetzesstellen zu sagen: Wenn nach § 293 e die kommunistische Partei jederzeit durch ein österreichisches Gericht unter den Begriff „Geheimbund“ subsumiert werden kann, so kann natürlich noch viel leichter ein Automobilscheinwerfer zur Fackel erklärt werden. Ich mache also alle österreichischen Postmeister auf dem Lande darauf aufmerksam, daß sie jederzeit berechtigt sind, nachts, wenn sie vom Stammtisch heimkehren, alle Automobile anzuhalten und die reisenden Fremden darauf aufmerksam zu machen, daß sie nicht nur vor hölzernen Brücken, vor Ortschaften und Wäldern ihre Fackeln auszulöschen verbunden sind, sondern auch gleich hinterher beim Gemeindefeldarzt verbunden werden können. Der eingeborene Oesterreicher wird sich über dieses von mir da eben entdeckte neuartige Mittel zur Hebung des Fremdenverkehrs und zu seiner Lenkung in geordnete Bahnen kaum wundern. Weiß er doch, daß in Oesterreich nach dem Gesetze überhaupt nichts unmöglich ist. Denn nach dem § 131 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches kann heute sogar noch von jedem halbwegs schneidigen österreichischen Richter die Prügelstrafe verhängt werden.

§ 131. Die Rabbiner oder Religionslehrer, welche die Trauungsbücher nicht nach der Vorschrift des Gesetzes führen, sind mit einer angemessenen Geld- oder Leibesstrafe zu belegen, von ihrem Amte zu entfernen und für immer als unfähig zu demselben zu erklären.

Da staunt der Laie, der an die Unfehlbarkeit der Autorität glaubt, die die Prügelstrafe seinerzeit nur für die im Strafgesetze vorkommenden Fälle aufgehoben, diesen im bürgerlichen Gesetzbuch vorkommenden Fall aber vergessen hat. Der Fachmann aber schmunzelt über diese feine und ungewollte

Charakterisierung bürgerlicher Sinnesart durch die Behörde.

Aber was nützen alle Worte, was helfen noch so liebevolle Zusammenstellungen, was alle Konfrontationen von Recht und Gesetz. Ein von der Lektüre bürgerlicher Blätter verengtes Gehirn, wird es infolge Platzmangels ja doch nie begreifen, daß man Bela Kun für einen dummen Poseur und blutrünstigen Schweinehund, gleichzeitig aber die österreichische Justiz, der er zum Opfer gefallen ist, für eine Affenschande, die zur Brandlegung reizt, halten kann. Und ebensowenig wird es ein solches Gehirn begreifen, daß man die Gewalttaten der Wiener vor einem Jahre verurteilen, wenn auch verstehen, die Gewalttaten der Polizei aber dennoch für ein weit größeres Verbrechen halten kann. Vielleicht aber entspricht der nun folgende Zeitungsausschnitt der Fassungskraft eines solchen Hirnes, ein Zeitungsausschnitt, den ich dem Neuen Wiener Journal vom 1. April 1923 entnommen habe und heute zur Charakterisierung des Präsidenten dieser Polizei als Festgabe zum 15. Juli den Lesern darbringe:

Der Polizeipräsident und Herr Bosel.

Die Hetze gegen den Bundeskanzler Seipel.

Wie wir von besonders vertrauenswürdiger Seite erfahren, haben die Beziehungen zwischen dem Polizeipräsidenten Schober und Herrn Kommerzialrat Siegmund Bosel, von denen wiederholt in der Öffentlichkeit die Rede war, in letzter Zeit eine ernste Trübung erfahren. Ursache ist die feindselige, von persönlicher Gehässigkeit erfüllte Haltung einer von Herrn Bosel ins Leben gerufenen und von ihm mit Milliarden Summen erhaltenen Zeitung gegen den Bundeskanzler Seipel. Herr Schober ist ein ausgesprochener Verehrer Seipels, dessen diplomatisches Meisterstück in Genf er deswegen besonders hoch zu schätzen weiß, weil er, als er selbst Kanzler war, die gewaltigen Schwierigkeiten kennen lernte, die sich der Sanierung Oesterreichs in den Weg stellten und die beseitigt zu haben das große, dauernde Verdienst Seipels bleibt. Es hat den Polizeipräsidenten peinlich berührt, daß ein von Herrn Bosel — dessen Beziehungen zum

Polizeipräsidenten stadtbekannt waren — ins Leben gerufenes Blatt sich in prononciierter Weise an der würdelosen und sachlich völlig unberechtigten Hetze gegen den Bundeskanzler beteiligt hat. Der Polizeipräsident hatte von Herrn Bosel soviel Taktgefühl erwartet, daß er seine Milliarden, deren Erwerb nicht in letzter Linie durch die Sympathien erleichtert wurde, welche ihm ein Mann von der hohen sozialen Stellung und dem moralischen Gewichte des Herrn Schober entgegengebracht hat, nicht im Dienste einer so gewissenlosen Hetze gegen die Regierung verwenden würde. Jedenfalls hat Herr Bosel einen schweren moralischen Verlust an gesellschaftlicher und geschäftlicher Reputation dadurch erlitten, daß ein Mann wie Herr Schober von ihm abgerückt ist.

Da unser Schober nicht nur ein Protektionskind, sondern auch ein Mitarbeiter des Wiener Journalen ist, ist nicht anzunehmen, daß es sich hier um einen Aprilscherz handelt. Niemals hat Schober, der doch im Berichtigen Fachmann ist, die Behauptung dementiert, ein stadtbekannter Schieber verdanke die Ergiebigkeit seiner finanziellen Raubzüge den Sympathien des Polizeipräsidenten. Im letzten Balkanstaat hätte ein Polizeipräsident mit solchen Sympathien die Sympathien verloren. Nicht so bei uns. Hinter einem aus gegenseitigen Lobsprüchen gewebten Zaubervorhang pakelt das Pack, daß sich die Balken biegen. Vor dem Vorhang aber urteilen die Richter und schießt die Polizei. Die Beteiligten reden nichts, weil sie für ihre Geschäfte fürchten, der Schrei der Empörung Einzelner verhallt über den Sümpfen der Korruption und die 89 Toten draußen auf dem Zentralfriedhof sind stumm.



CHRISTUS FÜR DIE DISPENSEHEN

Eine Entdeckung

Offener Brief an den Pater Dr. Chr. Baur O.S.B.
Abtei Seckau

Hochwürdiger Pater!

Vor einiger Zeit machten mich Bekannte auf das kleine Tischchen in der Grazer Domkirche — links vom Eingang, gleich um die Ecke — aufmerksam, auf dem von Ihnen verfaßte, vom „Katholischen Glaubensapostolat“ herausgegebene „Merkblätter“ um drei Groschen das Stück zu kaufen seien. Von Interesse erfaßt, begab ich mich nach langen Jahren wieder einmal in die Kirche und fand richtig in der bezeichneten Ecke auch den Tisch mit den Merkblätter, der wie einer der Tische der Wechsler und Taubenhändler im Tempel zu Jerusalem dastand und auf seinen Umsturz durch einen modernen Christus zu warten schien. Für 21 Grosch. erstand ich sodann folgende sieben „Merkblätter“: Dispensehen; Kindersegen; Frauenmode; Ich laß mich verbrennen; der Freidenker; Priester oder Pastor; der Zölibat. Alle bis auf eines sind von Ihnen als Verfasser unterzeichnet. Das eine aber, das nicht Ihre Unterschrift trägt, das Merkblatt „Frauenmode“, nennt als den für den Druck Verantwortlichen den kürzlich verstorbenen Grazer Stadtpfarrer Janz (siehe Nr. 32, S. 21), in dessen Schränken bekanntlich nach seinem Tode eine Fülle modernster Damenwäsche und -Kleider gefunden wurde, die er für seine durchs Zölibat verursachten Perversitäten benötigte; das Merkblatt stammt also von einem auf dem Gebiete der Frauenmode durchaus Sachverständigen und eröffnet mit der pikanten Zusammenstellung gerade dieses Namens mit gerade diesem Thema einen überaus instruktiven Blick hinter die Kulissen jenes heiligen Theaters, auf dem für die gläubige Menge sittliche Entrüstung gemimt wird.

Es ist mir ganz unmöglich, auf die Fülle des mir für 21 Groschen Gebotenen einzugehen und alle sieben Merkblätter heute schon zu würdigen. Ich möchte mich vorläufig einmal nur über die beiden ersten, nach meinem Gefühl ein Ganzes bildenden Merkblätter „Dispensehen“ und „Kindersegen“ mit Ihnen gemütlich unterhalten und Sie um die Beantwortung einiger Fragen bitten, die Ihnen ja nicht schwer fallen dürfte, da, nach dem Geschrei zu schließen, das sie machen, die Zölibatäre der katholischen Kirche heutzutage in Liebes- und Ehesachen die einzigen Sachverständigen auf Erden sind. Vermutlich deshalb, weil ihnen Ehe und Kinderkriegen verboten ist, sie also die nötige Distanz zu solchen Vorgängen besitzen.

Ich gestehe es Ihnen ganz offen: den letzten Anstoß, den Entschluß, Ihnen zu schreiben, in die Tat umzusetzen, gab mir Ihr im Merkblatt „Dispensehen“ niedergeschriebener Satz:

Ein Unglück ist keine Sünde; wohl aber ist jede Sünde ein Unglück.

der die Unglücklichen trösten soll, die in die Krallen des katholischen Ehegesetzes geraten sind, das von Leuten, die die Ehelosigkeit gelobt haben, also fein heraus sind, verfaßt wurde, und der sie davor warnen soll, aus Verzweiflung die Sünde der Dispensehe zu begehen. Dieser Satz ist geradezu magisch, was Sie nicht bemerkt zu haben scheinen. Denn wenn jede Sünde ein Unglück ist, ein Unglück aber keine Sünde, so ist dann jede Sünde keine Sünde, die Menschheit ist für den Himmel reif und die katholische Kirche überflüssig. Dieses ist das erste Vergehen, das ich Ihnen vorwerfe: Sie erklären als katholischer Priester die katholische Kirche für überflüssig.

Zweitens finde ich in Ihrem Merkblatt „Kindersegen“ folgende Behauptung:

Der erste und wesentlichste Zweck der Ehe ist aber die Kindererzeugung, während im Merkblatt „Dispensehen“ behauptet wird, auch eine geschiedene Ehe, also eine Ehe, in der infolge Trennung der Gatten mit absoluter Gewißheit keine Kinder mehr erzeugt werden können, also eine Ehe, in der der erste und wesentlichste Zweck der Ehe undurchführbar geworden ist, sei trotzdem noch immer eine vollwertige Ehe und jedes Eingehen einer Dispensehe sei Ehebruch.

Da gilt: „Gleiches Recht für alle“, denn der liebe Herrgott hat seine Gebote und Gesetze für alle gleich gegeben, ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf ihren Stand und Beruf oder auf die Größe ihres Geldsackes,

tönen Sie weiter und beschwören damit die Erinnerung an alle jene Fälle, in denen der Papst, natürlich für ausgiebige Bezahlung, vollkommen gültig geschlossene Ehen getrennt hat, nachdem er sich Person und Stand ganz genau angesehen hat und Sie bezichtigen mit solch unbedachter Rede — um nur ein Beispiel, das mir gerade einfällt, zu erwähnen — einen Kardinal der katholischen Kirche, nämlich den Kardinal Flesch, der Napoleon im Jahre 1809 in Paris mit Maria Luise getraut hat, der Mithilfe beim Ehebruch; denn Napoleon war mit Josephine Beauharnais rechtskräftig katholisch verheiratet. So dunkel kann ich mich übrigens noch vom Studium des Kirchenrechtes her erinnern, daß für die Trennung gültiger Ehen durch den Papst eigene exorbitant hohe Taxen bestehen, die die Unauflöslichkeit der katholischen Ehen in eine Einnahmsquelle für den Vatikan verwandeln. Dies scheint mir das „Geheimnis“ zu sein, das nach Ihren Worten die katholische Ehe darstellt. Kommen Sie mir nicht mit der dummen Ausrede, daß es sich hier nur um nicht konsumierte Ehen handle, also um Ehen, in denen es noch zu keinem Koitus gekommen sei. Das kann natürlich jedes Ehepaar, das auseinander will, be-

haupten und der Papst wird es nicht untersuchen. Wo bliebe da die Sitlichkeit? Das zweite Vergehen also, die ich Ihnen vorwerfe, ist dieses: Sie bezichtigen als katholischer Priester durch Ihre Worte indirekt die Päpste und wenigstens einen Kardinal der Mithilfe am Ehebruch.

Drittens schreiben Sie in Ihrem Merkblatt „Kindersegen“ folgendes:

Schon im Alten Bunde galten Kinder als ein Gottessegen, war eine große blühende Kinderschar die Ehre und der Stolz einer jeden Mutter. „Gib mir Kinder, oder ich sterbe!“ sagte einst Rachel zu Jakob. Und als sie einem Sohn das Leben geschenkt, da sprach sie: „Gott hat hinweggenommen die Schmach“ (meiner Kinderlosigkeit) (1. Mos. 30, 1 u. 23).

Sie Unglücksmensch, wie können Sie ausgerechnet diese Stellen aus der Bibel zitieren? Haben Sie gar keine Angst, der neugierige Leser könnte dieses 30. Kapitel des I. Buches Mosis nachlesen, begierig zu erfahren, was sich zwischen diesen von Ihnen zitierten 1. und 23. Vers alles tut? Wissen Sie nicht, daß Rachel schon im 3. Vers zu Jakob aus Schmerz über ihre Kinderlosigkeit spricht: „Siehe, da ist meine Magd Bilha; lege dich zu ihr, daß sie auf meinen Schoß gebäre und ich durch sie erbauet werde!“ Werden auch die Leser Ihres Merkblattes über die Dispensehe, in dem Sie jede solche Tat als Hurerei bezeichnen, von einer solchen Lektüre „erbauet“ werden? Und was werden sie sagen, wenn sie aus der zitierten Stelle noch erfahren, daß Jakob gleichzeitig mit Rachel auch noch deren Schwester Lea zur Frau hatte, von der der 9. Vers wieder berichtet: „Da nun Lea sahe, daß sie aufgehört hatte zu gebären, nahm sie ihre Magd Silpa und gab sie Jakob zum Weibe.“ Was werden Ihre Leser sagen, wenn sie erfahren, daß ein Mann, den ihnen die katholische Kirche als Patriarchen zu ehren gebietet, mit vier verschiedenen Weibern zu gleicher Zeit Kind um Kind gezeugt hat, während sie als einfache

Gläubige nicht einmal ein Recht auf eine Dispensehe haben sollen und zwar deshalb, weil die „Einehe Gottes Gebot“ ist? Kommen Sie mir nicht mit der bekannten dummen Ausrede, das seien eben die Bräuche eines halbzivilisierten Nomadenvolkes gewesen, die heute nicht mehr anwendbar seien. Sie ist hinfällig, solange andere Worte aus jener gelobten Gegend, die nicht viel jünger sind, heute noch als Worte Gottes systematisch von der katholischen Kirche zur Vernichtung von Menschenglück verwendet werden. Und war Gott, der Jakob nach der Bibel bei einem solchen Privatleben noch gesegnet hat, vielleicht damals auch nur halbzivilisiert? Ist Gott nicht ewig und unveränderlich? Sind ihm nicht tausend Jahre wie ein Tag? Mit welchem Rechte behaupten Sie, daß Gott heute etwas anderes wolle als vor ein paar tausend Jahren? Wollen Sie sich über Gott lustig machen? Wollen Sie ihn lästern? Sie zitieren in Ihrem Merkblatt „Dispensehen“ gesperrt Christi Worte: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen“ und glauben damit etwas Endgültiges gegen die Dispensehen gesagt zu haben. Sind Sie auf den Kopf gefallen? Wer denkt denn bei einer Dispensehe, bei der nur dispensiert wird, ans Trennen? Ist ja gar nicht notwendig, wie der Fall Jakobs beweist! Aber woher wissen Sie denn, daß Gott nicht auch die Dispensgatten verbunden hat? Schließen Sie das aus dem Umstand, daß die Kirche bei ihrer Trauung nichts verdienen kann? Und wie ists denn, wenn Gott zwei Menschen in erster Ehe verbinden will und sie haben nicht das Geld, dem Pfarrer für die Trauung so und so viele Schillinge zu bezahlen? Werden sie dann getraut? Ohne Bezahlung? Gratis? Schert sich der Pfarrer um den Wunsch Gottes, zwei Menschen zu verbinden, wenn er kein Geld dafür erhält? Ist so nicht die Grundlage der katholischen Ehe die Be-

zahlung der Trauungstaxe und nicht der Wille Gottes? Oder sind nur jene Menschen von Gott verbunden, die eine Geldheirat eingehen? Antworten Sie oder halten Sie auch künftig auf Ihren Merkblättern den frommen Mund!

Das dritte Vergehen also, dessen ich Sie bezichtige, ist dieses: Sie lästern Gott, indem Sie ihm, dem Unveränderlichen, Wandlungsfähigkeit nachsagen und Abhängigkeit vom Geldsack in seinem Streben, Menschen zu verbinden. Sie lügen bewußt, wenn Sie behaupten, daß bei einer Dispensehe irgend etwas getrennt werde und Sie verworfenen Worte Christi zur Fundierung dieser Lüge!

Es kommt aber noch schöner. Sie beginnen Ihr Merkblatt „Dispensehen“ mit folgendem fettgedruckten Zitat:

1. „Das Weib, das bei Lebzeiten ihres Mannes einen anderen heiratet, ist eine Ehebrecherin.“ (Heil. Paulus, Rm. 7,3.) Hier lügen Sie nicht mehr, hier fälschen Sie schon ad majorem dei gloriam! Können Sie Griechisch? Wissen Sie, daß das Wort, das hier im griechischen Urtext gebraucht wird: gignesthai (tini) niemals „heiraten“, sondern von einer Frau gebraucht, nur „sich hingeben“ bedeuten kann (ich heirate heißt gameo!), so daß also die richtige Uebersetzung lauten müßte: „Ein Weib, das sich bei Lebzeiten ihres Mannes einem anderen hingibt, ist eine Ehebrecherin“? Eine überraschende Feststellung! Und umso überraschender, als Paulus hier natürlich gar nicht daran denkt, diese Frau könnte von ihrem Manne geschieden sein, sondern einfach von einer Frau redet, die mit ihrem Manne zusammenlebt. Daß Sie Paulus durch die Anwendung dieses Zitates im Zusammenhang mit einer Abhandlung über die Dispensehe eine Absicht andichten, die er mit seinen Worten gar nicht gehabt hat, ist der zweite Betrug, den Sie in diesem einen Satze versuchen. Das vier-

te Vergehen also, dessen ich Sie bezichtige, ist dieses: Sie versuchen, die Gläubigen der katholischen Kirche durch gefälschte und bewußt falsch angewendete Bibelzitate zu betrügen!

Fünftens aber — und jetzt kommt das Schönste — setzen Sie sich durch die Behauptung, die katholische Ehe sei untrennbar, in einen direkten Widerspruch zu den Worten Christi! Denn Christus sagt (Matth. 19, 9): „Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um eines Ehebruches willen („porneia“ heißt im Neuen Testament „Ehebruch“!) und eine andre nimmt, der bricht die Ehe.“ Nehmen Sie einmal Ihre fünf geraden Sinne, soweit sie Ihnen im Betrieb der Kirche noch erhalten geblieben sind, zusammen und beantworten Sie mir die Frage: Gestattet an dieser Stelle Christus die Trennung der Ehe wegen Ehebruches? Ja oder nein? Und betont er mit diesen Worten nicht ausdrücklich, daß die zweite Ehe eines aus solchen Gründen Geschiedenen kein Ehebruch sei? Ja oder nein? Und was versteht Christus unter einem Ehebruch? Darüber gibt uns Matthäus 5, 28 Aufschluß, wo es heißt: „Ich aber sage Euch: Wer auch nur eine Frau ansieht mit sinnlicher Begierde zu ihr, der hat schon in seinem Herzen die Ehe mit ihr gebrochen!“ Können Sie leugnen, daß nach dieser Sachlage in vollkommener Uebereinstimmung mit den Worten Christi die Trennung jeder katholischen Ehe gestattet ist, in der der Mann nur ein einzigesmal eine andere Frau in sinnlicher Begierde nach ihr angesehen hat, also nach Christus einen Ehebruch begangen hat? Daß also, da dies ziemlich häufig vorkommen dürfte, 99 Prozent aller Ehen mit Christi Erlaubnis trennbar sind und daß sich 99 Prozent aller so getrennten Gatten wiederverheiraten können, ohne befürchten zu müssen, damit einen Ehebruch zu begehen, denn ihre erste Ehe ist ja wegen Ehebruchs

mit Christi ausdrücklicher Erlaubnis getrennt worden! Wie können Sie unter solchen Umständen behaupten, daß jede Dispensehe Ehebruch sei?! Das fünfte Vergehen also, dessen ich Sie bezichtige, ist dieses: Sie haben die Absicht, in der katholischen Kirche einen Umsturz hervorzurufen, indem Sie an Stelle von Christi Geboten Ihre eigenen setzen!

Damit bin ich für heute zu Ende. Ich betone noch, daß Ihnen — wenn Sie die Courage dazu haben — zur Erwiderung auf diese schweren Vorwürfe das „Nebelhorn“ jederzeit zur Verfügung steht und bitte Sie, sich nicht allzusehr zu kränken. Sie haben zwar eine Sünde begangen und eine Sünde ist ein Unglück. Da aber gleichzeitig ein Unglück keine Sünde ist, ist alles in der Butter, die die katholische Kirche hinten und vorn auf dem Kopfe hat, ohne daß die Gläubigen es merken.

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.



NACH ZWANZIG JAHRHUNDERTEN DES CHRISTENTUMS

Eine Weisheit, die immer wieder den christ-katholischen Lämmlein von den geistlichen Oberhirten, also den Schafsköpfen von den Hohlköpfen aufgetischt wird, ist diese: Das Christentum ist die einzige positive, aufbauende, lebensbejahende Religion; ihm allein haben die abendländischen Menschen ihren Fortschritt, ihre Wissenschaft, ihre Ueberlegenheit über Farbige und Heiden zu verdanken, während andere Religionen, zum Beispiel der Islam mit seiner Lehre vom Kismet, der Buddhismus mit seiner Sehnsucht nach Nirvana, die Tatkraft ihrer Gläubigen lähmen und ihre Seelen mit Wurstigkeit dem Weltgetriebe gegenüber erfüllen. Wenn aber der Eingeweihte, der nicht auf den Kopf gefallen ist, diese Weisheit einer näheren Untersuchung unterzieht, entdeckt er bald, daß sie Schwindel ist wie alles, was aus der apostolischen Lügenquelle kommt. Denn die Religion Christi ist ebenso negativ wie alle anderen Religionen. Sie, die unter Hinweis auf die Lilien auf dem Felde alle Sorgen um Notdurft und Zukunft verwirft, bildet keine Grundlage für den „Fortschritt“, sie, die den Satz geprägt hat: Selig sind die Armen im Geiste, den ihrer ist das Himmelreich, stempelt alle Wissenschaft zum Irrweg, sie, die die Friedfertigen selig preist und Kinder Gottes nennt, hat nichts gemein mit den Herrschaftsgelüsten des Abendländers. Nur durch eine der ungeheuerlichsten Betrügereien, die die Welt gesehen hat, nur dadurch, daß die Kirche heute unter Berufung auf Christus in fast allem das gerade Gegenteil von dem propagiert, was er gelehrt hat, nur durch die Unchristlichkeit des christlichen Menschen wurde das möglich, was sie heute als Zeichen seiner Ueberlegenheit dem Konto des Christentums

gutschreiben möchten. Nur dadurch, daß andere, ehrlichere Menschen ihre Religionen nicht nur im Maule führten, nicht verhunzten sondern in die Tat umsetzten, nur dadurch sind sie im Kampfe um die äußeren Güter der Erde ins Hintertreffen geraten.

Nur auf einem Gebiete hat sich die Kirche von Christi Gebot nicht entfernt: Auf dem Gebiete des Tierschutzes. Christus hat über dieses Thema nichts gesagt und die Kirche sagt auch nichts. Diese rührende Uebereinstimmung der nichtvorhandenen Ansichten, diese verblüffende Kongruenz im Negativen bei einer angeblich positiven Religion hat die Blutschuld der Menschheit gegenüber den Tieren im Laufe der Jahrhunderte zu einer derart phantastischen Höhe anschwellen lassen, daß man — so traurig die Sache an und für sich ist — frohlocken möchte. Denn wenn es auf dieser Welt eine Gerechtigkeit, wenn es auf ihr eine Vergeltung der Taten, wenn es auf ihr auch im seelischen Bezirk eine Kausalität gibt, dann kann man beinahe mit Gewißheit annehmen, daß das Tier — so arm, so stumm, so schwach es ist — dieser Kirchenlehre nocheinmal das Genick brechen wird, dieser Lehre, die die Seele für den Menschen gepachtet hat, eine der charakteristischsten Aeußerungen dieser Seele aber, das Mitgefühl mit dem Tiere, konsequent mit Füßen tritt, dieser Lehre, die vom Blut der Tiere keine Notiz nimmt, wohl aber von jedem weiblichen Dekolleté, das zu tief geraten ist. Und man mag die unverkennbar beginnende Entfremdung, die heute schon allenthalben zwischen den christgläubigen Menschen, die noch ein Herz besitzen, und der Kirche einzutreten beginnt, als den schüchternen Anfang vom Ende begrüßen. Wenn man bedenkt welche Macht heute noch der scheinheilige Vater zu Rom nicht nur auf die Handlungen von Millionen Gläubigen sondern auch auf die Predigten von

hunderttausenden Priestern hat, wenn man bedenkt, daß es ihn nur ein Wort kosten würde, um von allen Kanzeln der Kirche endlich die Anerkennung des Rechtes der Tiere predigen zu lassen und wenn man sieht, daß er dieses Wort nicht spricht, sondern über den Bubikopf quatscht, wenn man sieht wie ihn nicht das Kreuz der Tiere interessiert, sondern jenes Kreuz das Nobile am Nordpol abgeworfen hat, dann fühlt man sich versucht zu wünschen, daß endlich einmal einer über dem Vatikan Bomben abwerfen möge.

Junge Freunde des Nebelhorns sandten mir vor einiger Zeit die Nr. 19 der Zeitschrift „Ecclesiastica“, Dokumente und Nachrichten zur zeitgenössischen Kirchengeschichte, Herausgegeben von der katholischen internationalen Presseagentur (KIPA) Freiburg, Schweiz. Die darin enthaltenen Artikel betiteln sich: Kundgebungen Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. Ein Schreiben Papst Pius XI. über das Frauenturnen, Papst Pius XI. und die Zäzilienvereine, Katholische Aktion: I. Internationaler Filmkongreß, Ein Urteil von protestantischer Seite betr. die katholische Aktion, Kard. Hlond über die Erziehung zur katholischen Staatsauffassung! Das sind so die Interessensphären. Vom ersten Artikel aber sei ein Stück abgedruckt, damit der Leser einen Begriff von der geistigen Kapazität bekommt, die der katholischen Menschheit als unfehlbar serviert wird:

Kundgebungen Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Ein Schreiben Papst Pius XI. über das Frauenturnen.

Aus Anlaß des in Rom abgehaltenen Schauturnens des italienischen weiblichen Turnverbandes richtete der Hl. Vater an den Kardinalvikar von Rom, Kardinal Pompilj, folgendes Schreiben:

Herr Kardinal! An Sie als Unseren Vikar in diesem Rom, das gleichzeitig das Zentrum der Christenheit und Unser Bischofsitz ist, müssen Wir ein Wort richten wegen des

„ersten gymnastisch-athletischen nationalen weiblichen Wettkampfes junger Italienerinnen“, der hier selbst in den nächsten Tagen des 4., 5. und 6. Mai, also an der Schwelle des ganz besonders Maria geweihten Monates, stattfinden soll. Wir tun das mit großem Bedauern; allein nachdem Wir darüber lange nachgedacht und gebetet haben, fühlen wir uns gehalten, einer hl. Pflicht Unseres apostolischen, von jenem obersten Hirten und Herrn der Seelen, der Uns zu richten haben wird, Uns anvertrauten Amtes Genüge zu tun, einer Pflicht des Bischofs von Rom, der da immer, wer er auch sein mag, der Nachfolger Petri ist, der Pflicht des Bischofes der Bischöfe und der Gläubigen der ganzen Welt. In der einen wie in der anderen Eigenschaft kann Unser Wort nur dasjenige des Bedauerns sein. Der Bischof von Rom kann nicht anders als es bedauern, daß hier, in der heiligen Stadt des Katholizismus, nach 20 Jahrhunderten des Christentums, die Feinfühligkeit und Aufmerksamkeit auf die delikatsten, der jungen Frau und dem Mädchen schuldigen Rücksichten sich geringer erweist als sogar im heidnischen Rom, das — ungeachtet es in seinen Sitten so tief gesunken war und vom besiegten Griechenland die gymnastischen und athletischen Spiele und Wettkämpfe übernommen hatte — dennoch aus Gründen physischer und moralischer Natur mit unverdorbenem gutem Sinn die junge Frau davon ausschloß, wie das übrigens auch in vielen Städten, sogar in den verdorbensten Griechenlands selber, geschah.

Man sieht förmlich sein schmalziges Gesicht vor sich, wenn er von den „delikatsten, der jungen Frau und dem Mädchen schuldigen Rücksichten“ spricht, man spürt, wie sein innerer Blick von der Vorstellung der Zartheit des punktum punkti berührt ist, wie sich seine Stirne in sorgenvolle Falten legt und wie er besorgt, eine könnte sich beim Turnen die Clitoris verstauchen. Man staunt mit welcher Unverfrorenheit er für seine Zwecke die Geschichte fälscht und jede Frauengymnastik bei den Griechen leugnen möchte, während doch eine der reizendsten noch erhaltenen antiken Statuen eine Wettläuferin darstellt, die nur mit einem Hemdchen bekleidet ist, das die eine Brust frei läßt und so kurz ist, das der Bischof von Linz die Krämpfe bei seinem Anblick bekäme. Und man muß schließlich lachen

über die bodenlose Dummheit dieses geweihten Kittellängenregistrators, der meint, daß Gymnastik zu Deutsch: das Ueben des nackten Körpers ein Beweis besonders großer Sittenverderbnis sei.

Wesentlich kühler und reservierter benimmt sich dieser Bischof der Bischöfe, wenn keine delikaten, sondern ziemlich peinliche Fragen an ihn herantreten. Der Pester Lloyd vom 6. Juli 1927 berichtet darüber:

Eine hochstehende deutsche Dame, die Witwe des Generals Stolzenburg, der beim Ausbruch des Krieges Gouverneur in Straßburg war, erhielt vor einigen Monaten durch Vermittlung des deutschen Botschafters in Rom eine Audienz beim Papst in Tierschutzangelegenheiten zugesichert. Hierfür sammelte Herr Edmund Mezey, der Vizepräsident der ungarischen Abteilung des Weltbundes zum Schutze der Tiere und gegen die Vivisektion bei den größten und agilsten Tierschutzvereinen des Auslandes eine große Anzahl von Memoranden, unter anderem aus Graz, Wien, München, Dresden, Berlin, Brüssel, Haag, New-York, Zürich, Bern, Neuchatel, Lausanne, Lugano usw., die durch den deutschen Kurier nach Rom befördert und dem Hl. Vater übergeben wurden. Die Audienz hat stattgefunden. Frau v. Stolzenburg schreibt aus Rom folgendes: Nachdem die Memoranden zirka 14 Tage vorher dem Papst von Monsignore Caccia übergeben worden war, redete mich der Papst französisch an. Caccia flüsterte ihm zu: „Tedesca!“ Und der Heilige Vater fragte mich, aus welchem Teile Deutschlands. Ich sagte: „Schleswig-Holstein und ich hätte die Memoranden von Tierschutzvereinen überbracht“ und dann sagte er: „Ihre Angelegenheiten werden geprüft und bearbeitet und wir wollen sehen, was wir tun können“... mit gefalteten Händen bat ich noch: „Erbarmen Sie sich der Tiere, Heiliger Vater“. Dann erhielt ich den Segen. Einer der großen Kirchenfürsten, den ich in unserer Angelegenheit aufsuchte, sagte mir, irgend etwas würde ganz bestimmt geschehen.

Ein Jahr ist seither vergangen und ein Dreck ist geschehen. Diese augenverdrehenden Lügner und Heuchler, die das, was zum Himmel schreit noch prüfen und bearbeiten wollen, sollte man mit einem Weihwedel bearbeiten, daß ihnen die heiligen Schwarten krachen, diese Kerle, die bedauern, daß

nach 20 Jahrhunderten des Christentums die Weiber turnen, sich aber nicht schämen, daß nach derselben Spanne Zeit Tierschutzvereine die Geschäfte der Religion übernehmen müssen, weil sich die Religion delikateren Aufgaben weiß, diese Kerle, die alle Welt, die nicht danach verlangt, mit ihrem Segen behelligen, sollte endlich der Fluch der ganzen Welt vom Erdboden hinwegfegen.

Ein Jahr ist seither vergangen, aber etwas ist doch geschehen:

Im vergangenen Jahr wurden in England nach einer amtlichen Statistik insgesamt 266.478 Versuche an Tieren zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeführt. Das ist gegenüber dem Vorjahr eine Steigerung von 57.464 Experimenten. Von der Gesamtzahl wurden 253.841 (ca. 95 Prozent) ohne Anästhesie durchgeführt. Dabei ist England das klassische Land der Tierfreunde, wo die Antivisektionsbewegung am stärksten fundiert ist. Allein zum Studium der Giftgase für Kriegszwecke wurden in England mit Staatsgeldern vom 14. Mai 1923 bis 31. Jänner 1926 2138 Tiere (darunter Pferde, Affen, Katzen und Ziegen) qualvoll erstickt und verbrannt. Wir müssen englische Zahlen nennen, weil allein in England Statistiken über Tierversuche gemacht werden.

Wie mag es erst in jenen Ländern zugegangen sein, die sich durch keine besondere Tierfreundlichkeit auszeichnen und die sonderbarer Weise gerade die rein katholischen sind, was mag in Spanien, was mag in Italien alles geschehen sein, wo die Kinder schon auf der Straße die Zugvögel vivisezieren? Fällt es dem Papst ein, nicht nur das Frauenturnen sondern auch noch dieses zu bedauern, was nach 20 Jahrhunderten Christentums aus einem der erschütterndsten Dokumente, die ich kenne (herausgeb. vom Baseler Verein gegen die Vivisektion) zum Himmel schreit, aus einem Dokumente, das ich in seiner Gänze abdrucke, damit man einen Begriff davon bekomme, welche „Wissenschaft“ einzig und allein dem Segen des Christentums und der durch dieses verursachten Verrohung der Herzen ihre Existenz verdankt:

Tierversuche, welche in den letzten Jahren gemacht wurden.

Man beachte die lächerliche Geringfügigkeit der „Befunde“, die kaum akademischen Wert haben, geschweige denn der Heilkunst dienen, und vergleiche sie mit den fürchterlichen Torturen, denen die Tiere unterzogen werden. Versuche „ohne Erwähnung einer Betäubung“ müssen wir als betäubungslose betrachten, da die Erwähnung der Narkose zur Schilderung des Experimentes gehört.

Aufpumpen der Eingeweide m. d. Velopumpe (ohne Betäubung).

Prof. Pi y Suner, Barcelona, öffnet die Gedärme von außen, führt den Hunden Kautschuk-Schläuche und -Ballone in Dünndarm, Zwölffingerdarm, Leerdarm, Krummdarm und Magen und bläst diese mit einer Velopumpe auf bis zu einem Druck von 14 Zentimeter Wasserstoff. Schneidet Lungen-, Magen- und Darmnerven aus, setzt den Hemodynameter an die Schenkelarterie.

Befund: „Die Ausdehnung der Eingeweide hat eine augenscheinliche Einwirkung auf die arterielle Spannung, den Herzschlag und die Atmung. Nach Zerschneidung der Nerven ergeben sich widerspruchsvolle Befunde.“

Bloßlegung des Herzens von neugeborenen Hunden; Giftversuche

(Bericht ohne Erwähnung einer Betäubung)

Prof. Pi y Suner. Störung des Herzschlages beim Hund durch Strontium-Chlor und -Salz, Einspritzung vom Hals aus gegen die linke Vorderpfote und direkt ins bloßgelegte Herz (künstliche Atmung; Oeffnung der Luftröhre und maschinelles Einpumpen von Sauerstoff, sowie an unpräparierten Kontrolltieren).

Befund: „Neugeborene Hunde ertragen eine doppelte Dosis Strontium-Salz wie ausgewachsene. Bei denjenigen neugeborenen Hunden, denen das Herz bloßgelegt wurde, ist die Wirkung des Strontium-Salzes gleich der Wirkung des Strontium-Chlors auf das Herz der Schildkröte im Sommer.“

Blutüberleitung, Gehirnversuche.

(Bericht ohne Erwähnung einer Betäubung.)

Prof. Tournade, Chabrol und Wagner, Paris, öffnen zwei Hunden die Venen und lassen den Blutkreislauf der beiden Tiere sich vermischen, decken dem einen der Hunde den Schädel ab und machen Versuche am bloßgelegten Gehirn unter Messung des Pulsdruckes und der Adrenalinsekretion.

Befund: „Wir haben den Versuch 5mal unternommen und glauben das Zentrum der Adrenal-Sekretion in die Region des Bulbus verlegen zu müssen; können dies aber nicht mit Bestimmtheit behaupten.“

Ausbrennen des Gehirns mit rotglühendem Eisen (ohne Betäubung)

Prof. A. und B. Chauchard, Paris, „Wenn man die Hirnrinde des Hundes in der Nähe der Kreuzfurche mit elektrischem Strom reizt, entstehen verschiedene Zusammenziehungen der korrespondierenden Muskelgruppen.“ Die Tiere werden vorerst chloroformiert, der Schädel wird abgedeckt und die Hirnhaut abgezogen. Dann wartet man 2—3 Stunden, bis der Hund aus der Betäubung vollständig erwacht. Sodann entfernt man mit rotglühendem Eisen die graue Hirnrindensubstanz und leitet elektrische Schläge auf die weiße Gehirnmasse. „Nach weiterer Abtragung des Gehirns gelingt es, bis zum Gehirnsansatz vorzudringen.“

Befund: „Die Bewegungsnerven reagieren gleich schnell auf die Reizungen der verschiedenen Gehirnschichten.“ (Diese Tatsache war den Autoren a priori schon bekannt, sie unternahmen die Versuche nur zu Kontrollzwecken.)

Abschnürung von bloßgelegten Eingeweiden und Giftversuche (ohne Betäubung)

Prof. Douglas (U.S.A.) macht Serum-, Adrenalin- und Tuscheinspritzungen in abgeschnürte Darmteile von Hunden, um eine **in Frankreich schon längst entdeckte Eigenschaft des Adrenalin** nachzuweisen. Die Versuche dauerten jeweils stundenlang.

Sinnlose Gehirnversuche (ohne Betäubung)

Prof. Wysocki und Byzewski untersuchen, ob die Reizung der einen Gehirnhälfte einen Einfluß hat auf die Reizung, die man auf die andere Hemisphäre ausübt (was die anatomischen Verhältnisse zum voraus vermuten lassen!) und ob diese gekreuzten Reizungen anregend oder hemmend auf das motorische Nervensystem einwirken. Die Tiere werden mit Aether, Chloroform zwecks Vornahme der Vorbereitungen (Schädelabdeckung) schwach betäubt und erwachen zum eigentlichen Versuch. Das bloßgelegte Gehirn wird mit elektrischen Schlägen gereizt.

Die vivisektionsgegnerischen Gelehrten, besonders auch Prof. A. Robin von der Academie erklären fortwährend, daß derartige, seit Jahrzehnten betriebene Versuche stets Widersprüche zutage fördern müssen, die dann wieder zu Kontrollversuchen Anlaß geben, und so fort, ohne Ende.

Hungerversuche an jungen Hunden, Hitzkasten, Feucht- und Dunkelkasten (Betäubung ausgeschlossen)

Um zu „beweisen“, daß Sonnenlicht und Wärme, sowie unsterilisiertes Futter zur Entwicklung des Lebens nötig ist, werden von Prof. Bance, Negresco und Horesco, Bukarest, jun-

ge Hunde teilweise in Hitzkästen mit 30—40 Grad Wärme, teilweise in feuchtkalten Dunkelkäfigen und teils in normalem Räume aufgezogen. Die eine Hälfte der Tiere erhält normale, die andere sterilisierte (also wertlos gemachte) „Nahrung“. Die mit sterilisiertem Futter „genährten“ Tiere der beiden ersten Kategorien (Hitz- und Dunkelkasten) verhungern nach vierzig Tagen unter Lähmungs- und Schwächeerscheinungen (rapide Gewichtsabnahme, Hemmung des Wachstums). Das Tier der dritten Kategorie verendet am 20. Tage nach zehntägigen Krämpfen.

Befund: „Vollkommen sterilisiertes Futter hält das Wachstum des Hundes auf. Hitze und Finsternis haben die gleichen Rückwirkungen auf den Organismus. Hitze, Dunkelheit und Feuchtigkeit riefen beim Hunde keine Rachitis hervor.“ (Was nützt dieser Befund der menschlichen Heilkunst?)

Anfüllen der Lungen mit Paraffin (ohne Betäubung).

Frl. Durant, Prof. Frédéricq. Einer dieser Forscher hatte während des Krieges Gelegenheit, einen Soldaten zu beobachten, welcher mit einem Lungenflügel lebte. Bei diesem stellte man bedeutende konstante Ueberzähligkeit von roten Blutkörperchen als natürliche Selbsthilfe des Organismus fest. Der Fall, so klar er lag, mußte an einem Hunde „kontrolliert“ werden, dem man nach und nach die Lunge mit Paraffin füllte. Die Blutprobe entnahm man vom Ohr und vom Herzen. Der Versuch förderte nichts neues zu Tage und die Autoren versprechen, neue zu unternehmen, weil der obige Versuch sie nicht befriedigt hat.

Sinnlose Insulinversuche mit schmerzhaften Operationen kombiniert.

(Bericht ohne Erwähnung einer Betäubung)

Prof. Hallion und Gayet. Diese schneiden Hunden die Neben-Nieren aus und spritzen Insulin ein, um festzustellen, daß die Tiere mit Einspritzung rascher sterben als solche ohne Einspritzung (und zwar unter heftigen Krämpfen). Dieses Resultat war vorauszusehen. Wozu übrigens die Drüsenausschneidung, fragt Dr. med. G. Laurent, schneidet man etwa den Zuckerkranken die Nebennieren aus?

Vivisektion an Hunden, gleichviel wie, gleichviel wo.

Nicht nur jede chemische Fabrik unterhält Versuchslaboratorien (in der Schweiz gleich wie im Auslande). Laboratorien, zu denen weder Vertreter der Tierschutzvereine, noch Private, noch öffentliche Kontrollbeamte zugelassen werden, sondern die Vivisektion wird auch in allen möglichen Arten von Fachschulen geübt. In einer Pariser Klinik öffnet man einen lebenden

Hund, um den Teilnehmerinnen eines Hebammenkurses das Funktionieren des Herzens zu zeigen! Das genau gleiche geschieht in einer landwirtschaftlichen Schule in Paris!

30 verhungerte Hunde für einen Versuch!

(Betäubung ausgeschlossen)

Prof. Richet, Paris (1924), läßt dreißig Hunde verhungern, nachdem er der Hälfte derselben die Milz ausgeschnitten hat. Der Befund lautet: Die Hunde, denen die Milz ausgeschnitten wurde, verhungern 10 Tage früher als die intakten Tiere. Die Agonie dauerte bis 30 Tage. (Was nützt ein solcher Versuch?) Prof. Richet hat sich durch seine mit viel Propaganda vertriebenen Heilmittel ein Vermögen erworben, das ihm gestattet, seine ausgedehnten Versuche in seinen Privaträumen, die jeglicher Kontrolle verschlossen sind, auszuüben.

Uebertragung von Tuberkulose.

(Versuche mit Betäubung **nur während der Operation**. Man beachte, daß es sich hier um einen der Versuche handelt, welche ungenauer Weise als Versuche unter Betäubung gelten, obwohl dem operativen Eingriff monatelanges schmerzvolles Siechtum nachfolgt.)

Prof. Gabriel Petit, Paris, stellt sich die Aufgabe, durch Einspritzung direkt in die Lunge beim Hund Tuberkulose einzupflanzen. Seine Methode ist, „den Tuberkulose-Eiter direkt und blindlings mit der Spritze rechts zwischen die Rippen durch in die Lunge zu bringen.“

Nach Immobilisierung*) des Versuchstieres wird an der Luftröhre ein enges Knopfloch (sic) angebracht, durch welches die bewegliche Sonde langsam aber resolut bis zum Ende eingestoßen wird. Hernach wird durch eine nadelförmige Glasspritze die genau berechnete Dosis reiner Bazillenkultur eingespritzt, oder man bedient sich des mit Bazillen behafteten Auswurfes von Schwindsüchtigen, wenn man eine gemischte Mikrobenzucht vorzieht. Die Resultate sind übrigens nicht verschieden.

Ueber die Betäubung schreibt der Autor: „In unseren ersten Versuchen an Hunden operierten wir unter Betäubung des Versuchstieres, der größeren Sicherheit beim Eingriff wegen, und um das Zurückwerfen des Virus durch Husten zu verun-

*) Man beachte diesen zarten, wissenschaftlichen Ausdruck für Knebelung, der aus der Banken-Sprache übernommen wurde, dort aber einen Zustand bezeichnet, dem leider keine Vivisektion des Direktoriums, sondern bloß ein Ausgleich folgt. (Anmerkung des Herausgebers).

möglichen, andererseits, um dank der bis auf 24 oder mehr Stunden ausgedehnten Narkose einen intimen Kontakt des Giftproduktes mit dem Lungengewebe zu ermöglichen. Wenn auch, wie wir später gesehen haben, die Anästhesie zum Erfolge des Experimentes nicht unbedingt erforderlich ist, so ist es klar, daß sie diesen nur fördern kann. — Prof. Petit gibt somit zu, daß er die Betäubung nur des praktischen Nutzens wegen teilweise ausübt, in der Presse aber schreibt er zur Beruhigung des Publikums: „Warum dem Tier die Wohltat der Anästhesie vorenthalten? Warum an ihm grausame Experimente vornehmen, ohne ihm die Schmerzen zu ersparen? Nichts ist entsetzlicher als Grausamkeit.“

Der Erfolg: „Die Mehrzahl unserer Hunde, mit meistens menschlicher Tuberkulose infiziert, mußten nach zwei, drei oder sechs Monaten für das Studium (der anatomischen Veränderungen) geopfert (getötet) werden. Andere sind nochmals infiziert worden, um den Ausbruch oder die Verschlimmerung der ausgebrochenen Tuberkulose zu beschleunigen. Die Krankheit entwickelt sich nur langsam und die Tiere bewahren lange den Anschein der Gesundheit. Ausnahmsweise magern einige ab, zerfallen, husten, zeigen erhöhte Temperatur und sterben dahin.“ — Wozu?

Enthauptungen ohne zu töten. 70 Versuche = 140 Opfer für — nichts! Prof. Haymans und A. Ladon, Paris, 1925 (teilweise Betäubung)

„Der Kopf eines Hundes B. wird vollständig vom Rumpf getrennt und bleibt nur durch die Vagusnerven mit diesem verbunden. Man erhält den Kopf am Leben, indem man ihn in die Blutzirkulation der Kopfschlagader eines zweiten, blutspendenden Hundes A. einbezieht. Das Herzende der Herzschlagader des Hundes A ist mit dem Kopfende derselben Ader des Hundes B. durch eine Röhre verbunden, welche in heißem Wasser ruht. Auf diese Weise erwärmt sich das durch die Röhre fließende Blut und erhöht progressiv die Temperatur des isolierten Kopfes (bis 45.4 Grad). Der Rumpf des Hundes B wird durch künstliche Atmung auf einem Wärmekissen am Leben gehalten.

Hund B ist chloralisiert (eine nach Dr. Laurent zweifelhafte Betäubungsart); über eine Betäubung des Hundes A wird nichts gesagt.

„Mit Hilfe dieser Technik haben wir eine Serie von Versuchen vorgenommen über:

- a) die Resistenzgrenze des isolierten Kopfes gegen die „Ueberheizung“.
- b) den Einfluß der Ueberheizung auf die Lungen- und Magenzentren im Hirn des isolierten Kopfes.“

Die Vorbereitungen des Versuches bis zum Kopfschnitt

dauern von 15.30 bis 17.35, die Temperatur, Puls und Atmungsmessungen am isolierten Kopf von 17.35 bis 18.58 (dreieinhalbstündiger Versuch!).

Befund: „a) Der isolierte Kopf erträgt eine Uebertemperatur bis 45.4 Grad. Der Tod durch Ueberheizung stammt vom Gehirn. b) Die Uebertemperatur des Kopfes hat keine direkte Wirkungen auf das Lungen- und Magenzentrum (des Gehirns). Je mehr die Temperatur des abgetrennten Kopfes sich erhöht, umso häufiger werden die Atmungsbewegungen. Der isolierte Kopf zeigt dieserart einen wahrhaften Schnellatmungszustand, der in einigen Fällen die Frequenz von 165 Atmungsbewegungen in der Minute erreicht. Ueber 45.4 Grad vermindert sich die Atmungsfrequenz progressiv, bei 45.8 Grad tritt die Agonie ein.“

Die Autoren schreiben von 70 Versuchen. Sie „entdecken“, daß der Zustand der Apnoe des isolierten Kopfes (Atemlosigkeit infolge Sauerstoffüberfluß im Blut) aufhört, wenn man die künstliche Atmung beim Rumpfe unterbricht; der Kopf führt dann Atembewegungen aus.

„Nach Durchschneidung der pneumogastrischen Nerven beginnt der Kopf sofort Atembewegungen.“ Zur Variation der Versuche werden auch verschiedene Techniken der künstlichen Atmung probiert, mit gleichem Resultat, woraus die Autoren schließen, daß nicht die mechanische Lungenausweitung die Apnoe verursacht, sondern die Sauerstoffspeisung der Lunge. (?)!

Eine ältere Beschreibung dieser (schon in früheren Jahren wiederholt vorgenommenen) Enthauptungen sagt: „Im Augenblick der Lostrennung des Kopfes ist das Maul fast immer übermäßig offen, wie wenn das Tier einen tiefen Atemzug machte. Die Lider, welche zuerst geschlossen sind und kleine krampfartige Bewegungen zeigen, öffnen sich bald, die Augäpfel rollen in ihren Höhlen. Die Kinnbacken klappen heftig auf und zu, die Ohren stellen sich“ . . .

Die „Arbeiten“ des pysiologischen Instituts in Lausanne.

Leiter der Versuche: Prof. Maurice Arthus.

1. Hr. Vahan Minassian (1922). Kaninchen, (Versuche ohne Betäubung).

Einspritzung von Kurare, um das Tier bewegungslos und wehrlos zu machen. (Kurare macht nicht empfindungslos). Öffnung der Luftröhre, maschinelles Einpumpen von Luft durch einen Schlauch (die Lunge arbeitet nach Kurareinspritzung nicht mehr selbständig, deshalb die künstliche Atmung). Eröffnung des Brustkastens, Bloßlegung des Herzens, Einspritzung von Emulsion d'argile.

Dieser Versuch wurde unternommen, um frühere Versuche von Prof. Lumière und Couturier zu widerlegen. Die Aufgabe

lautete: la crise d'anaphylaxie relève-t-elle d'un précipitation intravasculaire.

2. Frl. Madeleine Schlaefli (1925) Kaninchen, (Versuche ohne Betäubung).

Kurareinspritzung und künstliche Atmung wie oben. „Wir notierten das immer raschere Eintreten der Lähmung und suchten durch eine aufmerksame Beobachtung die ersten Kundgebungen spontaner Bewegungsfähigkeit, deren Erscheinen wir notierten, zu erkennen.“

3. Frl. Renée Jayet (1922) Kaninchen, (Versuche ohne Betäubung).

Ueber die Reaktion des Darmsystems in der Serum-Anaphylaxie. Kurare und künstliche Atmung w. o. „Während sich in Bezug auf Atmung und Blutzirkulation das Bild abspielt, dessen große Linien ich oben gekennzeichnet habe, findet eine reichliche Kotabsonderung statt. Die Kügelchen sind übrigens natürlich; Diarrhoe ist nicht vorhanden. Durch die Bauchwand bemerkt man oft sehr genau die übertriebenen Bewegungen der Eingeweide. Die Kotausscheidung ist mehr oder weniger beträchtlich. Bald stößt das Tier in der Minute 40, 50, 60 Kügelchen aus bald zählt man nur 25 bis 30, bald gewahrt man deren nur 8, zuweilen nur 2 oder 3, welche Quantitäten keine bemerkenswerte Funktionsänderung anzeigt. (!) —

Eröffnung der Bauchwand; Einspritzung von Kobra- und Bienengift. (Es ist von 7 Versuchen die Rede.)

„Man macht das Kaninchen bewegungslos durch Einspritzung von 2 mg Kobragift in die Adern, das Herz wird durch künstliche Atmung in Gang erhalten . . . Nachdem die vollkommene Bewegungslosigkeit erreicht ist, öffnet man nach gewohnter Art die Bauchhöhle (12—15 cm langer Schnitt) und konstatiert die fast absolute Bewegungslosigkeit des ganzen Bauchinhaltes . . .

Weitere Kombinationen: „Man spritzt Kurare in eine Vene ein und beginnt ohne zu warten mit der künstlichen Atmung. Die Bewegungen hören sehr schnell auf. Man öffnet die Bauchhöhle durch einen der weißen Linie entlang führenden Einschnitt. Der Dünndarm zeigt ziemlich deutliche Bewegungen. Der Dickdarm weist leichte Bewegungen auf; Magen und Blinddarm sind bewegungslos. Die beiden Gebärmutterhälften, in welchen kleine Föten sind, zeigen etwelche Bewegung. Man bedeckt mit einem mit Salzwasser getränkten Fließblatt die ganze Operationsstelle und wartet einige Minuten, indessen man eine stark künstliche Atmung ausübt, um diese Bewegungen zu unterdrücken.“

(Alles ohne Betäubung!)

Was soll man von diesem mit Salzwasser getränkten Fließ-

blatt denken, das in den offenen Körper eines nicht betäubten Tierchens gelegt wird? Vieles gibt es hierüber zu denken, und weitere Worte sind überflüssig!

Schächt-Versuche. Folglich Versuche ohne Betäubung.

Dr. med. S. Lieben, rag. „Prager Archiv für Tiermedizin und vergleichende Pathologie“ 1926, Seite 149 ff. „Untersuchungen am Hirn des Rindes während dessen Tötung durch Halsschnitt Die ausgedehnte Freilegung des Rinderhirns zum Zwecke der Untersuchungen mit dem faradischen Strome ist namentlich bei älteren Tieren recht schwierig. Vom Trepanationsloch aus werden das ganze Dach der Stirnhöhle sowie ihre Stützpfeiler weitgehend abgetragen; dabei ist eine Verletzung der Nasenhöhle kaum zu vermeiden: der jetzt zur Erscheinung gelangende Boden der Stirnhöhle ist das eigentliche Schädeldach, es . . . muß vollkommen freigelegt sein, bevor man mittelst neuerlicher Trepanation den Zugang zur Schädelhöhle öffnet . . . Vom Trepanloche aus entfernt die Knochenzange das ganze Schädeldach . . . Jetzt bietet sich das Gehirn mit seinen stark entwickelten Pialgefäßen dar, es zeigt deutliche Pulsationen.“ An dem freigelegten Gehirn hat Lieben nunmehr mit einem elektrischen Apparat Reizversuche angestellt. Er fand nach längerem Suchen eine Stelle, bei deren Reizung immer das gleichseitige obere Augenlid gehoben wurde. Die Reizungen an dieser Stelle des Gehirns setzte er fort, ließ ferner das Tier nunmehr am Operationstisch schächten und beobachtete, wie lange nach dem Schächtschnitt bei einer Reizung jener Gehirnstelle das Augenlid noch gehoben wurde. Dabei ergab sich, daß die Erregbarkeit der Bewegungszentren im Gehirn selbst bei diesen so fürchterlich gefolterten Tieren noch bis zu 40 Sekunden andauerte. Die Dauer des Versuches muß auf mindestens eine Stunde geschätzt werden. (Näheres hierüber Dr. Scheibenpflug „Die Schächfrage“ Münchner Neueste Nachrichten 4. Dez. 1926 Nr. 335.)

Befund dieses schächtfreundlichen Arztes: „Die Frage, wie lange ein geschächtetes Tier noch Schmerzen zu empfinden vermag, ist wohl mit unseren heutigen experimentellen Methoden nicht zu lösen.“ Die ganze grauenvolle Folterung der Tiere war umsonst. (4 Rinder und 2 Kälber.)

Chemische „Kontroll“-Versuche, immer am Hunde.

Dres. P. Carnot & P. Gérard, et Fr. S. Moissonnier, Paris. „Ein Hund von 8 bis 9 Kg. erhält innerhalb 5 Minuten in die Schenkelvene 10proz. Soja-Flüssigkeit (Produkt, welches den Harnstoff in Amoniak-Karbonat verwandelt). Gewöhnlich erbricht sich der Hund mitten in der Einspritzung, dann 20 Minuten nach der Einspritzung, welche 10 Minuten dauert (oben hieß es 5 Minuten! — wissenschaftliche Exaktheit!), beginnen Mus-

kelzusammenziehungen. Dann folgen große, starrkrampfartige Krisen, Zusammenziehungen des Zwerchfells, krampfhaftes Zucken der ausgestreckten Glieder, in Abständen von 5 Minuten, unterbrochen von komaartigen Zuständen. Tod nach eindreiviertel Stunden. Weitere zahlreiche gleiche Versuche ergaben immer das gleiche Vergiftungsbild.“

Dann ging man daran, das Gift durch den Rachen einzugeben, hierauf deckte man wieder anderen Hunden die Schädeldecke ab, um das gleiche Gift auf diesem Wege einzuführen. Diese beiden Versuchsarten ergaben negative Resultate. — Hier handelt es sich wohlverstanden nicht um Versuche zum Studium von Krankheiten, sondern einfach von irgendwelchem tausendsten chemischen Stoff (Annales de l'Institut Pasteur, Jan. 1921.)

Prüfung und Fallieren eines „verbesserten“ Serums an Pferden.

„Annales de l'Institut Pasteur, Mai 1921“ Paris. Der Autor gesteht, „daß die bisher gebrauchten Anti-Mikroben-Sera, welche aus lebenden Pilzen bestanden nicht zuverlässig gewesen seien und deshalb Gefahr für die Serumtiere und die Kranken bestehe.“ Er konstatierte u. a.: „Fehlen jeder Vergleichsbasis . . . daher Mangel an Methode im wahren Wortsinn.“ Nun wurden Sera geschaffen, deren Keime getötet, getrocknet, pulverisiert und vor dem Gebrauch in kochendem Wasser sterilisiert werden.

Dann wird die unerwartete Wirkung dieses Serums auf Pferde beschrieben: „2—5 Minuten nach Einführung des Antigen wird das Tier unruhig, es beginnt sonderbar zu wiehern, schwankt, schaukelt auf den Hinterbeinen. Es versucht stehen zu bleiben, was ihm nicht immer gelingt. Der Kopf hängt schwer herab die Physiognomie verrät große Angst, die Augen schließen sich. Die Atmung wird beschleunigt der Puls wird schwach; ausgiebige Sekretionen setzen ein, erst trocken, zuletzt diarrhoetisch. Das Pferd fällt um; gewöhnlich stirbt es.“ Dauer des Schauspielles: 10—15 Minuten.

Natürlich hätte dieses Serum keine Pferde töten sollen, es handelt sich hier um ein vollkommenes Fallisement — nach 30 Jahren Experimentiererei!

Collaps-Versuche kombiniert mit „Beinabdrehen“. Mehr als 30 Hunde!

„Experimentelle Untersuchungen über die Wirkung der Bluttransfusion in den verschiedenen Stadien des Collaps.“ Dres. Zunz & Govaerts.

„Unsere Versuche wurden auf Hunden gemacht, welche 24 Stunden nur Wasser erhalten hatten. In einem Teil der Versuche haben wir in die Halsvene eine Kanüle eingeführt und diese mit einem Manometer verbunden . . . Der Blutentzug ge-

schah teils an der rechten Schenkelarterie, teils an der entsprechenden Vene (bis 17 cm per Min).“ Diese Versuchsreihe brauchte 30 Hunde, von 7—23 Kg. (teils betäubt, teils unbetäubt).

Weitere Versuche, „um möglichst einen Fall zu konstruieren, wie er in der Chirurgietechnik vorkommt“: Man unterbindet die Schenkelarterie, bricht den Oberschenkelknochen und reißt das Bein durch Drehung ab“. Eine Kurve registriert den Blutdruck bei einem solchen Versuch der Gliederabtrennung mit Blutenzug bis in die 28. Stunde. (Bulletin de l'Académie Royale de Médecine de Belgique 1919.)

Eindrücken der Augen. (An Hunden.)

Laboratoire de Physique Médicale der Medizinisch. Fakultät Lyon, Dres. Cluzet & Petzetakis, Leitung: Prof. M. Morat. Versuche an Hunden über die Verlangsamung des Herzschlages bei Zusammendrücken der Augäpfel.

Erste Versuchsreihe: Einfaches Zusammendrücken eines oder beider Augen. Der Puls vermindert sich im allgemeinen um 30—40 in der Minute.

Zweite Versuchsreihe: Dasselbe, nach Einspritzung von Morphin, oder Atropin, oder Carpin.

Dritte Variation: Das Gleiche unter Zerschneidung des Rückenmarkes beim 7. Halswirbel. „Unsere Tiere wurden vorerst mit Chloroform oder Aether betäubt, aber die Inhalation wurde sobald als möglich unterbrochen, um im gewollten Moment die Wirkung des Betäubungsmittels auf das Herz auszuschalten.“ Nach Durchschneidung des Rückenmarkes Verlangsamung des Herzschlages um 50—60 Pulse per Minute. „Diese Verlangsamung hält bis zum Tode der Tiere, in der Regel mehr als 12 Stunden an.“ Befund: „Man hat allen Grund anzunehmen, daß beim Augen-Herz-Reflex die Verlangsamung des Herzschlages das Resultat einer Reizung ist, welche auf die das Herz regulierenden Elemente des pneumogastrischen Nervs wirkt.“

Das Gleiche in Lüttich.

Prof. Frédéricq & Delava. Neue Kombination: Das Gleiche mit Bloßlegung des Herzens (16 Hunde). Hier findet man eine Pulsverminderung von nur 5—25 per Min. Weitere Widersprüche: Von 11 Tieren blieben 3 ohne Pulsveränderung, 5 zeigten Verlangsamung, 1 Beschleunigung, 2 bald dieses, bald jenes Symptom. Das Zerdrücken des linken Auges zeigte stärkere Resultate (!). In Bezug auf die beschleunigte Atmung schreibt der Autor, sie sei „wahrscheinlich eine Folge der Schmerzempfindung“. Weiter: „Ein beständiges und kuriöses Resultat ist folgendes: Während der Quetschung der Augen ist das Tier wie gebannt, es bleibt ganz still, macht keine Abwehrbewegung.“

atmet langsam und ruhig, dann, wenn der Druck nachläßt, beginnt es zu schreien und um sich zu schlagen.“ (Wissenschaft!!) (Bulletin de la Ligue Intern. Contre la Vivisection, Sect. Suisse Romande, Lausanne 1927 II.)

Neue Gehirnversuche an unbetäubten Hunden.

Die nachgenannten Versuche wurden nacheinander von Folgenden gemacht:

Prof. Amentea & Rizzolo, Physiolog. Laboratorium der Universität Messina,

Prof. Rizzolo im Laboratorium „Lo Monaco“ in Rom,

Prof. A. u. B. Chauchard, Labor. der allg. Physiologie Sorbonne, Paris.

Kurze Beschreibung nach den Berichten der Letztgenannten: „Untersuchungen am Lidreflex über die Veränderung der Hirnrinden-Reizbarkeit unter dem Einfluß des Kokain“.

Dem unbetäubten Hund wird die Hälfte der Gehirnschale abgedeckt und das Gehirn während der ganzen Versuchsdauer (9 Stunden) bloßgelassen. Während dieser langen Zeit wird dem Tier in Intervallen von 10—15 Min. eine Lösung von Kokain-Chlorhydrat ins Auge geträufelt. Der bloßgelegte Gehirnteil wird in den Zwischenzeiten mit einem leinenen Tuch bedeckt, welches mit sogenanntem physiologischen Wasser (40 Grad) getränkt ist. Diese Anästhesierungsart ist absolut unvollkommen und wird übrigens alle 10 bis 15 Minuten unterbrochen. (Weiteres hierüber siehe Bulletin de la Ligue Intern. Antivivisectionniste, Brüssel, I^oIII, 1927.)

Es handelt sich hier wieder um einen der gräßlichsten Versuche, weil in ihm alle jene Tatsachen nebeneinander vorkommen, welche die Vivisektoren so hartnäckig bestreiten: betäubungslose Operation, ganz illusorische lokale Anästhesie während des Tierversuches, der eine fürchterliche Länge erreicht. Geringfügigkeit des Versuchszweckes, Nichtigkeit des Resultates, planlos häufige Wiederholung an verschiedenen Orten. Zuletzt: ein Versuch ohne Wert für die Heilkunde! — Nun müssen jene Leute, wie sie schreiben, die Versuche nochmals wiederholen, um den „Mechanismus dieser Kokainwirkung festzustellen“.

Die „physiologischen Experimente“ eines Chemikers.

Lumière, Besitzer chemischer Werke in Lyon, fühlt sich der Wissenschaft gegenüber verpflichtet, „die Rolle der Nervenzentren bei Anaphylaxie“ zu studieren.

Lumière & Couturier, Versuche an Meerschweinchen. I, Versuchs-Reihe: Enthauptungen. — Technik: Zerschneiden des Rückenmarkes beim 3. oder 4. Halswirbel durch eine quetschende Schere. Nachher wird ein starker Faden unter der Haut um den Hals geführt und energisch zugezogen, sodaß er zwi-

schen die Wirbel dringt, dann Zerschneiden der darüberliegenden Haut und Muskeln. Tod nach 5—6 Min.

II. V.-R.: Enthauptungen mit künstlicher Atmung. Aufschneiden der Luftröhre, Ansetzen des Apparates: Enthauptung wie oben. Zuerst Atem- und Herzstörungen, dann ungefähr normaler Gang der Organe. Nach einer halben Stunde zunehmende Versteifung der Glieder, immer mühsamere Ausdehnung der Lunge, welche bei geöffnetem Leib beobachtet wird. Tod nach 45 Minuten.

IV. V.-R.: Mit verbesserter Technik. Experiment wie oben. Dem Tier wird eine zweiarmlige Kanüle zur Abführung der Lungenabsonderungen eingeführt. Es kommt in einen Wärmekasten. Die eingegebene Dosis Zinksulfat wird auf die Hälfte reduziert. — 7 Minuten vor Enthauptung künstliche Atmung. Enthauptung 0 h. 0 (Epoche). 0 h. 19: Samenentleerung. 0 h. 48: Eher übertriebene Reflexe. 1 h. 42: Das Verschieben des Körpers erzeugt einen starken Krampf. Jede leise Berührung, jeder kalte Luftzug erzeugt Abwehrbewegungen. 2 h. 15: Krampf bei Temperaturmessungen rektal. 2 h. 22: eine halbe Stunde lang langsames Ausscheiden von Exkrementen. 2 h. 45: Abstellen der Heizung. 2 h. 51: Spontaner Krampf. 3 h. o.: — 3 h. 18: Druck auf Unterleib erzeugt Krampf . . . 3 h. 19: neue heftige Krise. Aufhören des Reflexes der Hinterpfoten. Druck auf Blase erzeugt Harnentleerung. 3 h. 56: Zittern der linken Hinterpfote während 5 Minuten. 4 h. 5: Versteifung der Vorderpfoten. 5 h. 7: Versteifung der Hinterbeine. 5 h. 45: Anhalten des Herzschlages. Die Lungen werden weitergepumpt. 6 h. 19: Aufhören der Atmung. — Es handelt sich hier also um die große Errungenschaft, kleine arme Tierchen*) fast sechseinhalb Stunden nach Enthauptung mit geöffnetem Leib, geöffneter Luftröhre usw. „am Leben“ zu erhalten. Wie man aus der Registrierung der Schmerzreaktionen sieht, sind die Tiere nicht unempfindlich gemacht. Ueber den verklausulierten Befund teilen wir nur mit, daß er absolut nicht affirmativ abgefaßt ist: „Es scheint uns vernünftig, anzunehmen . . . Es scheint, daß die vasomotorische Wirkung . . .“

*) Der originelle Obmann des Grazer Tierschutzvereines, Oberstleutnant Rudolf Drasenovich, macht in Nr. 1, II. Jahrgang der „Mitteilungen“ dieses Vereines den Vorschlag, nur die uns „weniger nahestehenden“ Tiere (wozu nach ihm die Kaninchen gehören) zu vivisezieren. Der typische Standpunkt jenes „Tierfreundes“, der es weniger auf den Schutz der Tiere als auf den der Nerven alter Jugfern abgesehen hat, der die Tiere in „nützliche“ und „schädliche“, die Menschen aber in Hunde- und Katzenliebhaber einteilt! (Anm. d. Herausgebers.)

Wir überlassen es denjenigen Fachgenossen von Lumière, welche solche Vivisektionen verteidigen, Sinn und Berechtigung dieser „Experimente“ nachzuweisen; das übrige Publikum sieht hier klar. Wir erinnern uns der Worte von Dr. med. Laurent: „Die Vivisektion ist die Schule des Sadismus“ . . . (Antivivisektion, Paris No. 13, 1927.)

Greuliche Versuche über das Erbrechen.

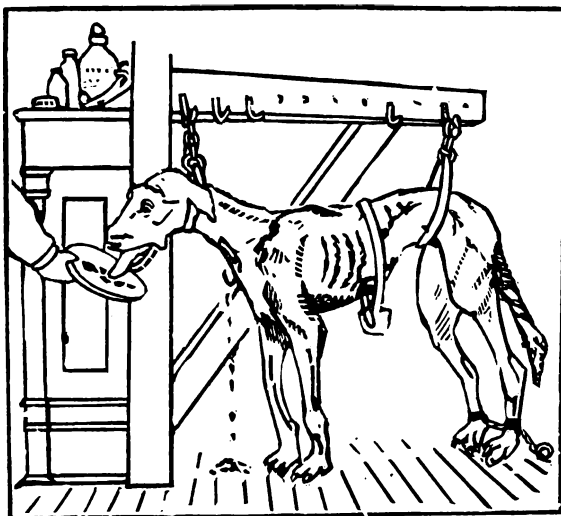
Dr. Jung und Dr. Tagand, Lyon, finden es für die Wissenschaft unentbehrlich, das Erbrechen zu studieren. Es werden narkotisierte Hunde verwendet. (Ueber den Effekt solcher Anfangsnarkosen wird man in Anbetracht der gräßlichen Versuche geteilter Ansicht sein.) „Der untere Teil der Luftröhre wird mit einer Röhre umschlossen, deren Oeffnung nach Belieben geschlossen werden kann, wodurch jede Verbindung zwischen Lungen und äußere Luft unterbrochen wird, was Erstickungsanfälle und deshalb heftige Einatmung zur Folge hat. In die Speiseröhre wird durch einen Einschnitt eine Glaskanüle eingeführt, bald in der Halsgegend, bald unterhalb des Zwerchfelles. Man setzt sie durch einen Kautschukschlauch in Verbindung mit einem Glas kleinen Durchmessers, welches vertikal in gefärbtes Wasser getaucht ist. Das Steigen der Flüssigkeit in dem Glase zeigt genau den Druck innerhalb der Speiseröhre an.“

Eine spätere Kombination: Gestützt auf frühere Befunde, denen zufolge der Mageninhalt infolge tiefer Einatmung vor jedem Erbrechen in die Speiseröhre zurücksteigt, wurde versucht, dies künstlich möglichst drastisch darzustellen. Vor dem Versuch wird dem Tier ein halber Liter Milch zur Verdünnung des Mageninhaltes gegeben. „Dann verbindet man die Luftröhre mit einer Glocke von 10 Liter Inhalt, welcher man die Luft entzieht und so erzeugt man sofort und unbedingt ein ausgiebiges Erbrechen durch die Mundöffnung.“

Nachdem die Experimentatoren noch festgestellt hatten, daß dieses Ausspeien nicht dem Ersticken zugeschrieben werden kann, da dieses gewöhnlich nicht von Erbrechen begleitet wird (!), ferner auch nicht der Zusammenziehung der Lungen, noch den das Erbrechen erzeugenden Muskeln, „welche man mittels Durchschneidung des Rückenmarks zwischen dem 8. und 9. Rückenwirbel lähmen kann“, folgern diese:

„Der Schluß scheint uns deshalb angebracht, daß eine genügend kräftige Thoraxatmung (Brusteinatmung) genügt, um Erbrechen hervorzurufen. Wenn die Behauptung auch verfrüht ist, daß dies der gewöhnliche Hergang des Erbrechens sei (also neue Versuche?), so ist es doch gestattet, jene Einatmung als ein mögliches Hilfswerkzeug der Unterleibsmuskeln anzusehen.“ (Antivivisektion No. 13, 1927.)

Und für solche Nichtigkeiten quält man also Tiere! — Zwei Finger in den Rachen gesteckt — und man gelangt zum gleichen Resultat. Aber das ist dann natürlich nicht mehr „wissenschaftlich“.



Dieses Bild, das für sich allein schon eine himmelschreiende Anklage gegen die toll- oder zuchthausreifen Vivisektoren bedeutet, stellt einen der ungezählten Versuche der Dyspepsin-Insulin-Forschung dar. Diese Forschung ist bis heute noch nicht abgeschlossen, wie es von Vivisektions„forschungen“ selbstverständlich ja nie anders erwartet werden kann. Das Fressen gelangt nicht in den Magen, sondern fällt durch ein Loch in der Speiseröhre wieder heraus, sodaß die Tiere unter Absonderung eines stark sauren Magensaftes trotz „Fressen“ verhungern. Die Magenabsonderung wird in einem dem Hunde angehängten Gefäß aufgefangen. Zu diesem Zwecke muß dem Hunde auch noch ein Loch in den Magen geschnitten werden, in welchem eine Röhre steckt, die dann weiter bis in das Gefäß hinunterreicht. Das gekaute Fleisch fällt in eine Schale, aus der der Hund es stets neu frißt. Dr. Otto Cohn schreibt, der Anblick sei recht komisch (!). (Münchn. Med. Wochenschrift.) Er habe einen der Hunde, der seit Jahren im Institut sei, einen ganzen Vormittag fressen sehen. Prof. Hepp machte

die gleichen Versuche mit Schweinen. Den abgesonderten Magensaft gab man den Kranken zu schlucken. Ob diese Cohns und Hepps es wohl auch komisch fänden, wenn man ihnen lebendigen Leibes Löcher in die Schädel bohrte, um nachzusehen, wie ihre entarteten, unmenschlichen Gehirne aussehen. — Im Korrespondenzblatt für Schweizer Aerzte Nr. 23 lesen wir: Dr. Fleiner prüfte ebenfalls das Präparat (von Dr. Hepp) und kam zu Resultaten, die ihn berechtigen, demselben jede Wirkung abzusprechen.*)

So gehts im Abendlande zu, das durch das Frauenturnen und durch die Damenmode sittlich aufs Schwerste gefährdet ist. Was aber wird auf diesem Gebiete aus dem Morgenlande berichtet, wo die Heiden hausen, die sich von christlicher Sinnesart nichts träumen lassen?

Prof. Vakazuki, Chefarzt der japanischen Kriegsmarine, machte Experimente mit Affen, welche man von Flugzeugen aus 200 Meter Höhe ins Meer warf. Der Zweck war, zu konstatieren, bis zu welchem Grade die inneren Organe unter dem Sturz ins Wasser aus verschiedenen Höhen leiden. Auf die öffentlichen Proteste hin wird nun für diese Affen ein Monument errichtet werden!

Dies wird, solange die Religion der Liebe herrscht, der Unterschied zwischen dem Westen und dem Osten bleiben: Im Westen werden den Affen, die experimentieren, im Osten den Affen, mit denen experimentiert wird, Denkmäler errichtet.



*) Die Vereinigung der Vivisektionsgegner ist mit Postkarte unter der Adresse Wien, V., Sprengerg. 1 c, zu erreichen. Leider ist der Berichterstatter über das neue öst. Strafgesetz, das auch die Vivisektion für strafbar erklären soll, im Nationalrat ausgerechnet der christlichsoziale Abgeordnete Dr. Jerzabek, von dem wir noch eine Erklärung gegen die Vivisektion des Menschen im Kriege vermissen. In Oesterreich steht eben immer der rechte Mann auf dem rechten Posten. (Anm. des Herausgebers.)

ZWEI BRIEFE SAMT ANTWORT*)

I. Von einem sozialistischen Schriftsteller:

Lieber Dr. Müller-Guttenbrunn!

Soeben Heft 34 erhalten; S. 18 berührt mich aber unangenehm, Sie schießen da übers Ziel.

Wohl gebe ich Ihnen recht, daß es eine Herabwürdigung der Kinder wie der politischen Ideen ist, wenn man jene gegen die Verhaftung Kuns „protestieren“ läßt, wovon die Gschropen noch nicht viel verstehen mögen. Daß sie aber gegen die Religion in der Schule protestieren können, daß ist ihre eigene Angelegenheit und sehr gut verständlich. Auch ich werde nicht ermangeln, meinen Jungen an solchen Protesten mittun zu lassen, solange Religion ein Hauptgegenstand und das religionslose Kind ein Mensch zweiter Gattung ist.

Sie dürfen nicht vergessen, daß diese Kinder doch Kinder von Kommunisten sind, also in einem „politischen“ Milieu aufwachsen — was ich an sich als absolut nicht schlecht erachte. Ist etwa die Religion bzw. der Religionsunterricht weniger ein Politikum, um die Kinder schon im zartesten Alter zu bearbeiten?

Dazu kommt, daß diese Kinder armer Leute sehr wohl die Idee des Klassenhasses begreifen können, den sie täglich zu fühlen bekommen, nicht aber das Dogma der unbefleckten Empfängnis und der Dreieinigkeit verstehen können. Welches Politikum also ist eine schändlichere Vergewaltigung der Kin-

*) Ich bringe von den vielen Briefen, die ich erhalte, diese beiden zum Abdruck, weil mir die Themen, die sie behandeln, von allgemeinem Interesse zu sein scheinen und weil meine Antworten auch vor die Augen jener kommen sollen, die ähnliche Bedenken wie die Briefschreiber vielleicht gehabt, aber nicht zu Papier gebracht haben.

der, der Religionsunterricht in der Schule oder der Protest dagegen auf der Straße?

Ich glaube zu verstehen, daß es Ihnen auf diese Seite Ihrer Glosse weniger ankam, jedenfalls aber kann der Leser, der mit Ihren sonstigen Ideen weniger bekannt ist, glauben, sie fänden auch das ungesetzliche Politisieren der Kinder gegen das gesetzliche Politisieren im Religionsunterricht, also den Protest der diesem Gift staatlich ausgelieferten Opfer, als „Etwas zum Speien“. Ich würde mich daher sehr freuen, wenn Sie diesen sicherlich unbeabsichtigten Eindruck im nächsten Heft zerstreuen würden.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihren Brief, die Glosse in Nr. 34, Seite 18, „Etwas zum Speien“ betreffend, habe ich Folgendes zu erwidern:

Sie irren, wenn Sie meinen, ich fände dies Protestieren von Kindern nur insoferne zum Speien, als es sich gegen die Verhaftung Kuns richtet, nicht aber insofern als es die Abschaffung des Religionsunterrichtes verlangt. Beinahe das Gegenteil ist richtig, Bei dem Protest der — nach dem Bilde zu urteilen — 8 bis 12jährigen Kinder gegen die Verhaftung Kuns ist die Komödie, die hier mit Kindern als Akteuren aufgeführt wird, so offenbar und die Inszenierung auch für den naivsten Esel eine so evidente, daß die Angelegenheit schon mehr zum Lachen als zum Speien reizt. Wesentlich anders ist es aber bei dem Protest, der sich in der Aufschrift: „Heraus mit der Religion aus der Schule!“ äußert. Hier ist — durch die Zusammenstellung von Kindern und Schule — Lüge und Unnatur für ahnungslose Gemüter mit einem Hauch von Wahrscheinlichkeit cachiert, der sie weitaus gefährlicher macht als im ersten Fall, so daß ein für viele Menschen nicht gleich auf den er-

sten Blick zu durchschauender Betrugsversuch zustande kommt, der deshalb zum Speien reizt, weil er die einzigen menschlichen Repräsentanten der Natur in dieser verquertagelten Zeit, die Kinder, in eine Situation bringt, die absolute Unnatur ist. Um die Gefährlichkeit, die Schändlichkeit und den Zweck der konfessionellen Verblödung von Schulkindern zu verstehen, bedarf es schon eines tieferen Blicks ins Getriebe von Kirche und Kapitalismus, den heute noch nicht einmal zehn von hundert Erwachsenen haben. Kein Kind ist imstande, diese Zusammenhänge zu durchschauen, jedes würde sicherlich lieber die Mathematik, in der man leicht durchfallen kann, aus der Schule entfernt wissen wollen, als die Religion, die vom Kinde normaler Weise als höchst gemüthlicher, vielleicht etwas langweiliger Gegenstand empfunden wird, in dem aber das Durchfallen beinahe ausgeschlossen ist. Jedes Kind wird es weniger beschwerlich finden, zu glauben, daß $3=1$ sei, als zu beweisen, daß das Hypothenusenquadrat gleich sei der Summe der Quadrate der beiden Katheten. Und das Dogma der unbefleckten Empfängnis — das übrigens schon der Frau Pichl zuliebe vor Kindern dieses Alters kaum ausführlicher besprochen werden dürfte — wird einem Kind weit weniger Kopfzerbrechen verursachen als das Dogma von einem unregelmäßigen Verbum, das aus einem ebenso rätselhaften Grunde unregelmäßig ist wie Maria unbefleckt.

Wenn ein Kind zu mir persönlich sagt: Weg mit der Mathematik aus der Schule! oder noch radikaler: Weg mit der Schule überhaupt; ich will lieber den ganzen Tag spielen! so wird mir eine so natürliche und wahre Äußerung Freude und Vergnügen machen. Wenn sich Kinder zur Propagierung dieser beiden Forderungen zu einem Demonstrationszug durch die Straßen organisieren, wird mein Vergnü-

gen schon wesentlich geringer sein, denn Kinder haben nicht den geringsten Trieb, sich zu organisieren und man würde hier schon die Mithilfe der Erwachsenen, also eine nicht wesenhaft dazugehörige Absicht merken und verstimmt werden. Wenn aber Kinder gegen einen Lehrgegenstand demonstrieren, dessen Verruchtheit erst Erwachsene begreifen können, so wird mir ebenso übel wie einst vor vielen Jahren, als ich von der Ueberreichung eines Blumenstraußes durch ein kleines Mädel an Eduard VII. las, wobei das Kind eine Ansprache aufzusagen hatte, die ungefähr mit folgenden Worten begann: Ebenso wie die Blumen sind wir Kinder die Repräsentanten der Unschuld . . . usw.!

Eine Unschuld, die sich kennt, ja sogar auf sich aufmerksam macht, ist keine mehr, und ein Kind, das der Unnatur zu dienen gezwungen wird, ist kein Kind mehr. Und diese armen Kinder auf dem Lastauto werden gleichsam vor unseren Augen entkindet. Das ist es, was — mich wenigstens — zum Speien reizt! Ich finde gar nichts daran, wenn Kinder in einem politischen Milieu aufwachsen, ich finde nichteinmal etwas daran, wenn sie sich mit Politik beschäftigen; aber man muß den Eindruck haben, daß sie verstehen, was sie tun und sagen und nicht gezwungen sind, einen revolutionären Dressurakt vorzuführen. Wenn Kinder rufen: Gebt unseren Vätern mehr Lohn, damit wir täglich Butterbrot essen können! so bin ich mit einem solchen Protest widerspruchslos einverstanden. Wenn mein eigener elfjähriger Bub, der alles andere nur nicht „himmlisch“ ist, ein Gedicht zu lernen hat, in dem der Vers: „Auf daß ich himmlisch werde!“ vorkommt; wenn er mir dieses Gedicht mit Pathos vorliest und an die letzte Zeile der letzten Strophe: „Ja, ja, die Freud' (über ein so himmlisches Kind natürlich!) ist groß! nach einer kurzen Pause des

Nachdenkens seufzend und spontan die eigenen Worte anschließt: Ja, ja der Quatsch ist groß!, so macht das Spaß, denn diesen Worten liegt ein echtes Gefühl zu Grunde. Auf dem Bild in Nr. 34 aber ist nichts von einem solchen echten Gefühl zu merken. Hier wird offensichtlich mit Kindern Schindluder getrieben, die weitaus ekelhafter sind als wenn einer etwa in Spiritus gesetzte Embryonen auf einem Lastauto durch die Straßen führe und mit der Inschrift: „Gott sei Dank, daß wir in dieser Seipel-Zeit nicht das Licht der Welt zu erblicken brauchten! Weg mit dem § 144!“ demonstrieren ließe. Den Nichtgeborenen könnte damit kein Schaden zugefügt werden. Den Kindern aber wird Schaden zugefügt. Denn sie lernen mit solchen Protesten dasselbe, was ihnen die Religion, gegen die es geht, beibringen will: Für etwas eintreten, was sie nicht kapieren.

Mit den besten Grüßen

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.

II. Von einem „Lebensreformer“:

Geehrter Herr Dr. Müller-Guttenbrunn!

Beiliegend sende ich Ihnen 20 Fr. für das Abonnement des Nebelhorn 1928. Bitte es mir ab 1. Juli nicht mehr zu senden. Wenn auch alles, was Sie darin schreiben, wahr sein mag, so ist es oft zu derb ausgedrückt. Auch sind das, was Sie kritisieren nur Folgen von Ursachen. Wir nützen nur, wenn wir unnatürliche Ursachen bei uns und anderen beseitigen, nicht die Folgen, diese schwinden dann von selbst. Der Mensch ist das Produkt von Vererbung, Ernährung, Erziehung und Umgebung. Nur wenn wir diese Faktoren ändern, bessern können, bessern wir die Menschen. Sie handeln daher aus einer Zwangslage heraus sind daher für ihr Tun kaum verant-

wortlich. „Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun.“ Kritik ihres unnatürlichen Tuns scheint mir daher zwecklos. Belehrung über die Naturgesetze ist vielleicht besser, doch reagieren die Menschen wahrscheinlich nur auf Zwang (Katastrophen). Sie haben mit Ihrer viehlosen Landwirtschaft eine edle, vorbildliche Sache, die mehr wert ist, als das Nebelhorn. Da die Alten mit verschwindenden Ausnahmen unverbesserlich sind, so sollten Sie ein Kinderheim einrichten, in dem durch Rohkost-, Süßfrucht-Ernährung und natürliches Leben ein Engelmenschentum herangezüchtet wird, denn alles Uebel entsteht nur durch die durch Mord und Leichenfraß erzeugte menschl. Raubtiernatur, die tier. Pflanzen- und Nußfresser sind sanft und mild, die Fleischfresser gewalttätig, grausam, feig und hinterlistig wie bei den Menschen. Dieser wird zwar gezähmt, d. h. seine Raubtiernatur wird durch Gesetze, Polizei, Erziehung, Furcht vor der Hölle, Spekulation auf Wohnen im besseren Jenseits unterdrückt, aber nicht beseitigt. Wenn diese Hemmungen fallen, so wirkt sie sich in Raub, Mord und Schändung, in Revolutionen und Kriegen ungehemmt aus. Latent wirkt sich die Raubtiernatur heute durch Egoismus, Materialismus, Genußsucht und Luxus aus. Doch die hemmenden Fesseln schwinden immer mehr und die Auswirkung der Raubtiernatur wird immer brutaler und rücksichtsloser. Nur ein bewußt gezüchtetes Engelmenschentum kann die verdorbene wieder in ein Paradies verwandeln, nachdem die Mehrheit der heutigen Raubtiernmenschen durch Bolschewismus und Naturkatastrophen vernichtet sein wird. Die heutigen veget. Siedelungen und Kinderheime sind die Wiegen des kommenden Engelmenschentums. Ich habe mir zur Aufgabe gemacht, sie zu fördern. Sie haben eine solche Wiege. Bauen Sie sie aus. Ich sende Ihnen einige Drucksachen.

Geehrter Herr!

Beiliegend retourniere ich Ihnen höflichst dankend den übersandten Betrag von 20 Schweizer Franken für das Abonnement des Nebelhorns pro 1928. Sie haben durch Bezahlung des gleichen Betrages im Vorjahre die Bezugsgebühr für anderthalb Jahre beglichen und da Sie ab 1. Juli ohnehin auf die Zusendung der Zeitschrift verzichten, sind Sie weiter nichts mehr schuldig. Ueberzahlungen von Dingen aber, die nichts wert sind wie das Nebelhorn, werden dankend abgelehnt.

Mit diesen geschäftlichen Feststellungen wäre eigentlich alles gesagt, was auf Ihren Brief zu sagen ist. Da ich Sie aber als einen Menschen kenne, der, wenn auch total einseitig eingestellt, doch ab und zu in seinen Schriften Ansätze zu selbständigem Denken zeigt, und da ich weiß, daß Sie zu jenen seltenen und wertvollen Vögeln gehören, die für die Verwirklichung ihrer Ideale auch gerne und reichlich materielle Opfer bringen, will ich nicht nur auf den finanziellen sondern auch auf den geistigen Inhalt Ihres Briefes eingehen, obwohl gerade dieser meine vorgefaßte Meinung, Sie könnten selbständig denken, Lügen straft. Aber vielleicht kann Ihnen meine Antwort wieder zu dieser scheinbar in Verlust geratenen Fähigkeit verhelfen.

Es ist natürlich Ihr gutes Recht, das Nebelhorn unter ausdrücklicher Anerkennung seines Wahrheitsgehaltes abzubestellen und Sie werden hoffentlich nicht glauben, ich sei so kleinlich, mich darüber weiter aufzuregen. Im Gegenteil: Ich verzeihe Ihnen, denn Sie wissen nicht, was Sie tun. Sie scheinen weder Lao-Tses Ausspruch: „Wahres Wort ist unschön; schönes Wort ist unwahr“ zu kennen, noch scheinen Sie darüber nachgedacht zu haben, daß für den, der nicht nur das Wahre sagen sondern damit

auch wirken will, eine gewisse drastische Anschaulichkeit seiner Ausdrucksmittel unentbehrlich ist. Von Christus aber, den Sie zitieren, sollten Sie doch wenigstens wissen, daß er, der Prediger der Gewaltlosigkeit und des Nichtwiderstrebens, daß er, der von sich behauptet hat, er sei sanftmütig und demütig von Herzen, den Wechslern und Händlern im Tempel gegenüber nicht nur zu derben Worten sondern sogar zur Brachialgewalt gegriffen hat. Was hätte der erst von Ihnen zu hören bekommen, wo es doch außerdem offenbar ist, daß das Sitzen der Wechsler im Tempel nicht die Ursache seiner selbst sondern nur die Folge von etwas anderem gewesen sein kann, daß also auch Christus hier eine Folge kritisierte, ohne sich um einè Aenderung der Ursachen zu scheren!

Ihr Vorwurf, daß ich lediglich Folgen kritisiere und daß dies zwecklos sei, da man die unnatürlichen Ursachen ändern müsse, Ihre Behauptung, daß die Menschen nicht wüßten was sie tun und daß es daher (welch' eine Folgerung!) sinnlos sei, ihnen durch Demonstration an den Folgen dieses Wissen zu vermitteln, ist so ziemlich das Flachste, was mir seit langem untergekommen ist. Hätte ich Schweizer Briefmarken zur Hand, würde ich diesem Briefe Rückporto beilegen, um endlich von Ihnen zu erfahren, wie man Ursachen bekämpft, ohne auf die Schändlichkeit der Folgen hinzuweisen. Wie beweisen Sie unter solchen Umständen den Menschen überhaupt die Unnatürlichkeit von Ursachen, die doch erst in den Folgen augenscheinlich werden kann? Und wieviele Menschen haben sich von Ihnen ohne vorherige Kritik der Folgen schon die Ursachen „beseitigen“ lassen? Teilen Sie mir das, bitte, mit; es würde mich interessieren.

Am unterhaltlichsten aber ist es, zu sehen, wie Sie sich selbst in dem Labyrinth der von Ihnen mir

rekommandierten Hypothese von Ursachen und Folgen nicht mehr auskennen. Sie sind ein Gegner der Viehhaltung und bezeichnen meine viehlose Landwirtschaft als „edle, vorbildliche Sache, die mehr wert ist als das Nebelhorn“. Sie sind also offenbar der Meinung, die Viehhaltung gehöre zu jenen unnatürlichen Ursachen, die beseitigt werden müssen, während sie doch in Wahrheit nur eine ganz natürliche Folge des übergroßen Landbesitzes einzelner Menschen ist, dessen Größe eben nur durch Viehhaltung einigermaßen rationell ausgenützt werden kann, und von selbst verschwinden würde, wenn ihre Ursache beseitigt würde, nämlich die Möglichkeit, mehr Grund zu besitzen als man bei intensiver Bewirtschaftung nötig hat. Sie kritisieren hier also selber eine Folge, statt sich um die Beseitigung der Ursache zu kümmern, während ich, den Sie tadeln, immer deutlicher sehe, daß meine viehlose Wirtschaft, trotz ihrer relativen Kleinheit immer noch viel zu groß ist, um jene Berechtigung zu haben, die mit Notwendigkeit ihrem Wesen entspringt und nicht nur der Sinnesart ihres Besitzers. Es ist deshalb in mir auch schon vor längerer Zeit der Entschluß gereift, diese „edle und vorbildliche Sache“, die doch immerhin die Arbeit anderer für mich notwendig macht zu verkaufen, und in der Umgebung von Wien jene 2—3000 Quadratmeter Grund zu erwerben, die ich allein, nicht nur ohne Vieh, sondern auch ohne durch Frohndienste zum Nutzvieh gemachte Menschen bebauen kann. Erst eine solche in jeder Beziehung viehlose Kleinwirtschaft könnte meiner Meinung nach eine edle vorbildliche Sache genannt werden.

Ihre eigene logische Begabung reicht also wie figura zeigt keineswegs dazu hin, Ursachen und Folgen mit Sicherheit zu unterscheiden. Vielleicht wird Ihnen aber aus diesem Briefe klar, daß es kaum eine

Folge geben dürfte, die nicht wieder eine Ursache, kaum eine Ursache, die nicht wieder eine Folge ist. Vielleicht werden Sie mir dann auch soviel Gerechtigkeit widerfahren lassen, zuzugeben, daß ich immerhin auch verschiedenes von dem bekämpfe, was Sie „Ursache“ zu nennen belieben. Vielleicht werden Sie dann auch weiterhin so kindische Behauptungen unterlassen wie die, daß die tierischen Pflanzenfresser sanft und mild seien, die tierischen Fleischfresser aber gewaltdtätig, grausam, feig und hinterlistig. Die Pflanzen, die gefressen werden, dürften vermutlich anderer Meinung sein. Hinterlistig brauchen die Pflanzenfresser freilich nicht zu sein, da ihnen ihre Nahrung nicht davonlaufen kann, aber schließlich werden wahrscheinlich auch in der Schweiz die pflanzenfressenden Hasen feig und und fleischfressenden Katzen mutig sein. Daß Ihnen das noch nicht aufgefallen ist, wundert mich. Wenn aber einer wie Sie das ewige Weh und Ach der Welt nur vom Ernährungspunkte aus kurieren möchte, wenn einer meint vom Magen aus die seelischen Qualitäten eines Menschen ändern zu können und nicht von der Seele aus die Art der Ernährung, wenn einer also auch hier schon wieder Ursachen und Folgen durcheinanderbringt, wenn einer die natürlichen Triebe eines Tieres mit der Elle menschlicher Ethik messen und werten möchte, wenn einer zur Stützung seiner Weltanschauung behaupten muß, die Pflanzenfresser seien sanft und mild, weil er keine Ahnung von der Wesensart eines Rhinoceros, eines Kaffernbüffels, eines Hengsten, eines Ziegenbockes, ja nur eines männlichen Hasen hat und weil sein roter Schlips noch keinen Stier zur Wut gereizt hat, und wenn schließlich einer, der gegen die Viehhaltung ist, deren Praktiken doch notwendig dazu braucht, um am Ochsen demonstrieren zu können, wie sanft und mild die Pflanzennahrung, aber beileibe nicht die Kastration

tion mache, dann erscheint mir — entschuldigen Sie — gegen solche Weisheit aus einem Nebelhirn das Nebelhorn noch immer ziemlich viel wert zu sein. Und wenn auch ich trotz meiner Pflanzennahrung nicht sanft und mild, sondern manchmal und eben jetzt wieder recht derb bin, so wird das — ich vermute es wenigstens — wohl darauf zurückzuführen sein, daß ich noch immer nicht kastriert bin.

Mit den besten Wünschen für Ihre fernere Geistesklarheit

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.



EIN DEUTSCHER HERR UND MISS CAVELL*)

Von Franz Leschnitzer (Berlin)

Von all den Uebeltaten, die zusammen die Große Zeit ausmachten, war's sicherlich die kleinste, daß die englische Krankenschwester Miß Cavell waffenfähigen Belgiern aus dem besetzten Gebiet zu den Alliierten hinüberhalf, um ihnen die Teilnahme am Kriegsdienst möglich zu machen. Und sicherlich war's eine der schändlichsten Schandtaten, daß ein deutsches „Kriegsgericht“ die Frau (eine Frau! eine Pflegerin!) wegen „Kriegsverrats“ zum Tode verurteilte und niederschießen ließ. Miß Cavell starb für eine schlechte (weil kriegerische), aber völkerrechtlich gerechte Sache: für die Sache der von schwarzweiß-roten Völkerrechtsbrechern überfallenen, von feldgrauen Einbrechern ausgeplünderten Belgier; und wenn die British and Dominion Film-Company ihren Opfertod nunmehr verfilmt hat, um den Film in England auf- und in Deutschland ein- und aufzuführen, dann muß ein Internationalist selbst deutscher Nationalität das höchst begreiflich finden.

*) Der Cavell-Film wurde unlängst in London und in New York aufgeführt.

Begreiflich, nicht verzeihlich; tout comprendre, c'est rien pardonner! Unverzeihlich, nein: widerlich bleibt's, daß ein Gegenstand tiefsten Erbarmens zu einem Objekt für Filmdichter, Filmregisseure, Filmkritikaster, zu einem Handelsobjekt für Filmhändler heruntergehunzt wird; und die so höfliche wie heftige Entschiedenheit, mit der Sir Austen Chamberlain eine Einladung zur Besichtigung des Films abgelehnt hat, ist also zumindest nicht minder begreiflich als jene, mit der Sir Herbert Wilcox, der Hersteller des Films, auf dessen Verbreitung besteht. Trotzdem wünsche ich von ganzem Herzen, daß man den Film nach Deutschland schickt: nicht um ihn einer „Filmprüfstelle“ vorzulegen (die ihn ja doch ablehnen würde), sondern um ihn privatissime et gratis aufzuführen. Vor einem einzigen Herrn. Vor dem deutschen Prosaisten, Essayisten, Humanisten, der in der Großen Zeit den humanen Satz drucken ließ:

Was war es anders als süßlicher Uernerst und erbärmlicher Mangel an tragischem Sinn, wenn die Ententewelt die standrechtliche Erschießung einer englischen Frau beplärrte, die in Belgien ihr Pflegerinnenkleid mißbrauchte, um belgischen Soldaten über die Grenze zu helfen?

Der Herr, der weit hinter der Front dieses literarische Heldenstück vollbrachte, ist und bleibt mächtig beliebt: bei sämtlichen Nationen, auch bei der britischen und der belgischen, und — obwohl er sich selber gern als einen „Unpolitischen“ vorstellt — bei sämtlichen politischen Parteien. Die Linke schätzt ihn, weil er (so mit der linken Hand im Dunkeln) ihre kulturpolitischen Aufrufe mitunterzeichnet; die Rechte und die Mitte schätzt ihn, weil seine Prosa wie altdeutscher Naschkuchen schmeckt. Fürwahr, ein **MANN!** — dem Nachnamen zufolge. Sein Vorname: **THOMAS.**

DAS NEBELHORN

ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten und in Wien in der Buchhandlung Richard L a n y i, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Eine ernste Gefahr / Heil! / Glossen / Ein Sturm
im Wasserglas

Nachdruck verboten
Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 40

15. August 1928

II. Jahr

EINE ERNSTE GEFAHR

In dem jungen, von Überlieferung nicht beschwerten Amerika hat sich der römische Katholizismus in Richtungen entwickelt, die der Vatikan als eine ernste Gefahr betrachtet und für die man das Schlagwort „Amerikanismus“ geprägt hat. Dieser „Amerikanismus“ tritt wieder einmal in einer Eingabe zutage, die drei hervorragende amerikanische Katholiken vor kurzem an den Papst gerichtet haben. Mit kindlicher Naivität werden in dieser Eingabe Vorschläge zu einer Reorganisation der römischen Kirchenleitung gemacht. Die Eingabe versichert, zahllosen amerikanischen Laien und Priestern aus dem Herzen geschrieben zu sein. Dem „Schwäbischen Merkur“ zufolge wird ersucht, zum Geist Christi, zum Geist der Armut, der Demut, der Einfachheit und Selbstverleugnung zurückzukehren, mit dem er die Welt einst erneuert habe.

Wozu heute eine Welt erneuern, die ohnehin die beste der Welten ist, u. zw. gerade infolge ihres Reichtums an Überlieferung, welches Wort bekanntlich einen Schwindel bezeichnet, der so alt ist, daß er der Dummheit nicht mehr kriminell, sondern nur mehr ehrwürdig erscheint? Wozu diese Überlieferung, die nur die Zwischendeckpassagiere des Himmelsschiffes beschwert, über Bord werfen, wenn infolge ihrer Segnungen am vatikanischen Oberdeck alles dick und wohlauf ist? Wozu zu Armut und Einfachheit zurückkehren, wenn man durch liturgische Komplikation der Worte Christi Geld verdienen kann?

Hier haben wir endlich einmal das authentische Eingeständnis, daß der Geist Christi eine ernste Gefahr für die Kirche Christi darstellt. Lasset uns beten, daß sie diese Gefahr nicht überlebe.

Oremus!

HEIL!

„Wir haben Kultur!“
Hainisch,
Bundespräsident.

Vom 27. bis 31. Juli tagte auf dem Sonntagsberg bei Waidhofen an der Ybbs eine internationale Konferenz der Kriegsdienstgegner. Die Presse Österreichs hatte wenig Raum für Berichte über die Beratungen dieses in die unendliche Horde von Zweibeinern versprengten Häufleins Menschen aus allen Ländern, die ohne Dank und ohne Reue tagaus, tagein Freiheit, Nervenkraft, Arbeit und das bißchen Geld, das sie besitzen, dafür einsetzen, zu beweisen, daß nicht nur zwischen Menschen, sondern auch zwischen Staaten das Recht niemals durchs Schädeleinschlagen gefunden werden könne. Weit wichtigere Vorgänge okkupierten in diesen Tagen die Spalten der Blätter. Mußte doch über das deutsche Sängerfest zu Wien berichtet werden, über diese Hauptkonferenz der gesamten singenden und zum Zeichen nationalen Bewußtseins unendliche Mengen Alkohols konsumierenden Spießbürgerei Mitteleuropas, mußten doch die endlosen, aus ödesten Phrasen zusammengesetzten Tiraden Wort für Wort wiedergegeben werden, die, jahrelang in der Stille und Heimlichkeit der Stammtische geübt, nun in der Öffentlichkeit von den diversen Gesangsvereinspräsidenten abgehaspelt und vom Radio dem Äther übergeben wurden, mußte doch der Sängerfestzug geschildert, mußte doch berichtet werden, daß die Sänger der Stadt Berlin eine Nachbildung des Brandenburgertores, die Sänger der Stadt München ein Münchner Kindl mit einer Maß und einem Radi, die Sänger der Stadt Plauen aber einen über eine Riesenwade aus Pappe gezogenen Strumpf zur sinnigen Andeutung der Tatsache, daß in dieser Stadt Strümpfe fabriziert werden, mit sich geführt hätten, während die interessanteste Dokumentierung des österreichischen anschußwilligen Mutes von den Wiener Blättern verschwiegen wurde und erst jetzt durch die „Woche“, Heft 31

vom 4. August, Seite 980, auf dem Umweg über Deutschland ruckbar wird: daß nämlich die Abordnung aus Südtirol das Regierungszelt gegenüber dem Heldenplatz, vor dem die wahren Helden des Fremdenverkehrs versammelt waren, nicht passieren durfte, um Mussolinis zartes Gemüt nicht zu kränken.

Aber auch die Berichte über Nobiles Expedition und den mit Notwendigkeit dem „sacro egoismo“ entsprungenen Kannibalismus an Malmgreen füllten die Spalten und schließlich auch die Nachrichten über Kellogs „Kriegsächtungspakt“, mit dem ein solches Wasser gemacht wurde, daß man sich fragen mußte, weshalb sich — angesichts des Entschlusses der deutschen und französischen Staatsmänner, ihn zu unterzeichnen — die Kriegsdienstgegner nicht sogleich in alle Winde zerstreut haben, für alle Zukunft jeglicher Betätigungsmöglichkeit durch die friedliebende Diplomatie beraubt. Aber während die Staatsmänner mit der Linken (und die Linke ist überall pazifistisch orientiert) bereits nach der Goldfüllfeder greifen, um den Kriegsächtungspakt zu unterzeichnen, wird mit der Rechten (und die Rechte führt überall das Schwert und arbeitet für die Schwerindustrie) folgende Vorbereitung für den nächsten uns aufgezwungenen Verteidigungskrieg getroffen:

Wie soeben Arnold Rechberg in der demokratisch-friedliebenden „Vossischen Zeitung“ vom 7. Juni auseinandersetzen darf — soll es zum Besten des „Pazifismus“ ein deutsch-französisches Militärbündnis geben. Und zwar wird ganz klar ausgesprochen — was wir lange wissen, was aber in dieser Offenheit doch selten zugestanden wurde —: die französische Schwerindustrie finanziert die französische Rechte, so wie die deutsche Schwerindustrie die deutsche Rechte finanziert. Die französische Schwerindustrie ist vorläufig gegen dieses Bündnis, da dann der Ausbau der Ostfestungen in den nächsten zehn Jahren hinfällig würde, an dem sie schwer verdient. Dafür soll eher eine Aufrüstung Deutschlands gestattet sein, wenn die französische Rüstungsindustrie bei den deutschen Heereslieferungen mit 25 Prozent beteiligt würde. Die deutsche Schwerindustrie soll sich hiermit einverstanden erklärt haben, da sie auf diesem Wege noch immer bessere Geschäfte zu machen glaubt als bei dem 100.000-Mann-Heer.

So werden, ohne daß ein patridiotischer Idealist, der das Deutschlandlied mit Schmelz zum Vortrag bringt, etwas davon ahnte, die Hyänen Brüder, und zwar auf der Basis einer 25 prozentigen Beteiligung an der Herstellung von Wehr und Waffen. Die normalen wehrhaften deutschen und französischen Esel aber bleiben nach wie vor 100 prozentige „Erbfeinde“. Und damit sie es bleiben, damit ihr kriegerischer Geist vor „östlicher Orientierung“ bewahrt bleibe — denn aus dem Osten kommt bekanntlich das Licht — stellen die von der Schwerindustrie Finanzierten, um ein Publikwerden ihrer Geheimnisse unter den Mannschaftspersonen zu verhindern, auch den Abort in den Dienst des Vaterlandes und inserieren also:

Makulaturpapier, aus deutschen Zeitungen, frei von sozialdemokratischem Inhalt, zu Klosettzwecken geeignet, wird in Mengen von 50 Kilo aufwärts freihändig aufgekauft. Angebote sind möglichst umgehend einzusenden an Fritz Gallile, Garnisonsverwaltung Königsberg.

Aus allen diesen Gründen gingen — so vermute ich wenigstens, denn ich war nicht dabei — die versammelten Kriegsdienstgegner nicht vorzeitig auseinander, sondern führten ihre Konferenz zu Ende. Nachdem aber das Programm erschöpft war, beschlossen einige der Teilnehmer, einer Einladung der Frauenliga für Frieden und Freiheit, Ortsgruppe Graz, Folge zu leisten, sich die zweitgrößte Stadt des um die Gunst der Fremden buhlenden österreichischen Staatsunwesens anzusehen und in Graz in einer für den 1. August einberufenen Antikriegsversammlung zu sprechen. So erschienen Mr. Runham Brown, Sekretär der englischen Kriegsdienstgegner, der Holländer Albert de Jong und der auf dem Weg zu Romain Rolland befindliche Abgesandte Mahatma Ghandis, der indische Schriftsteller Babu Rajendra Prasad in Graz zur Versammlung. Und auch ich beschloß, an ihr als Zuhörer teilzunehmen.

Als ich eintrat, war der Saal — ein großes Bierlokal, denn andere Räume werden hierzulande den

Friedensfreunden verweigert — voll von Menschen, die auf die Redner warteten. Wie man aber sogleich konstatieren konnte, gehörten die Zuhörer nur zum geringen Teile dem Bunde der Kriegsdienstgegner, dem Bunde der herrschaftslosen Sozialisten und der Grazer Frauenliga für Frieden und Freiheit, der Einberuferin der Versammlung, an. Die meisten Anwesenden waren junge Männer mit weißen Blumen in den Knopflöchern, die auf den Stühlen standen und großen Lärm vollführten und sich so als Angehörige der sogenannten „Heimwehr“ entpuppten, eines nationalen Verbandes, der darauf zu sehen hat, daß die Heimat geschützt werde und von den Sehenswürdigkeiten Österreichs von keinem unberufenen Ausländer etwas weggetragen werde, von den Sehenswürdigkeiten, die nach unseres Bundespräsidenten eigenen Worten aus Flüssen und Seen, aus Bergen und Tälern und aus Kultur bestehen. Nun, die Versammlung hat bewiesen, daß diese Bewachung wenigstens in einem Punkte vollkommen überflüssig ist, nämlich in bezug auf die Kultur. Denn die kann uns niemand wegtragen, da keine Spur von ihr vorhanden ist.

Auf dem Podium, auf dem in Holzrahmen befindliche Plakate mit Bildern gefallener Soldaten nach Schnitten von Masereel und Inschriften gegen Krieg und Gewalt standen, amtierte der steirische „Landestabsleiter“ der Heimwehr, ein gewisser Ingenieur Rauter, der seine Eidgenossen zur gewaltsamen Störung der Versammlung gegen die Gewalt hergeführt und diesen Platz, der den Versammlungseinberufern gebührt hätte, usurpiert hatte. Da betrat als erster der vorgesehenen Redner der Inder den Saal. Der Freund und Abgesandte Mahatma Ghandis, des größten und erfolgreichsten Heimatschützers, gegen dessen Idee der „non cooperation“ zum Schutze der Heimat selbst die Macht des britischen Imperiums versagt hat. Wenn unter den Grazer Heimatschützern auch nur einer gewesen wäre, dessen Hirn durch die schlechte Ernährung der

Kriegszeit nicht gelitten hat, die mit der Pubertätszeit der meisten versammelten jungen Leute zusammengefallen sein dürfte, so hätte man die Weihe dieses Augenblickes begreifen und durch ehrfürchtiges Stillschweigen achten müssen. Statt dessen erhob sich ein ohrenbetäubendes Pfeifen und Heulen, hervorgebracht von Ariern, die sich über den Lärm in den Judenschulen lustig zu machen pflegen. Mit gefalteten Händen durchschritt der ahnungslose Inder den Hexenkessel nordisch-arischer Edelrassigkeit, trat vor das Podium, auf dem der steirische Ingenieur thronte, und mit den Händen bittend wie ein Kind, dankte er nach indischer Sitte für den vermeintlichen Beifall. Aber der Lärm verstärkte sich, die Pfeifurufe gingen in ein tosendes Heilgebrülle über und rechts im Hintergrund des Saales stand plötzlich ein Mann auf einem Stuhle, dem diese Heilrufe galten. Ein aus einer Windjacke hervorragendes Vogelgesicht mit einem schwarzen Hitlerschnurrbärtchen, einen Heimwehrhut auf dem Kopfe, grinste den Brüllenden zu. Ich kenne den Mann nicht, aber ich vermute, daß es jener Hutfabrikant war, der meiner Meinung nach — und ich bin tief in die verborgenen Zusammenhänge zwischen Industrie und Idealismus eingeweiht — die Heimwehren und ihre uniforme Kopfbedeckung geschaffen hat, um die infolge der Mode der Bloßköpfigkeit ganz darniederliegende Hutindustrie auszubauen und zu vertiefen. Dieser Mann, eine Hitlersche Führernatur im Hintergrunde, hob langsam den rechten Arm zum fascistischen Gruße. Und im selben Augenblicke begann der Skandal. Die Nationalgesinnten, die nicht genug gegen die Methoden des Fascismus in Südtirol wettern können, diese Methode aber im eigenen Lande gegen alle Andersgesinnten anstreben, stürzten sich auf das gegebene Zeichen über die Plakate auf dem Podium, zerbrachen die Holzrahmen und verwendeten die Trümmer als Prügel. Drei Arier stürzten sich mit dem Rufe „Du Negersau!“ auf den Inder, den

Angehörigen eines Volkes und Landes, das seit Jahrtausenden die Heimat der tiefsten arischen Philosophie ist, während Steiermark bloß die Heimat des Sterzes geworden ist. Blutüberströmt wurde wenige Augenblicke später der Inder von seinen Grazer Gastgeber, einem Herrn und einer Dame, die ebenfalls blutig geschlagen wurden, aus dem Saale geführt und setzte, nachdem er verbunden worden war, tags darauf die Reise zu Romain Rolland fort, um in der Schweiz Propaganda für den Besuch des achthundertjährigen Graz zu machen, das noch lebfrisch ist wie ein Lausbub und Delegierte, die in anderen Städten von den Behörden feierlich empfangen wurden, vor den Augen der Behörde prügelt. Angesichts dieser widerlichsten Form der Gewalt, der Gewalt gegen einen sich nicht Wehrenden, entstand eine wüste Rauferei, Bierkrügel flogen als wehrhafter Ersatz für die unterdrückten Gedanken des Friedens durch den Saal, nach endlos langer Zeit kam die Polizei, erklärte die Versammlung für aufgehoben und trieb — nicht lachen! — die Kriegsdienstgegner aus dem Saal, während die Angehörigen der nationalen Verbände im Saal bleiben durften, die Stühle, die noch Füße hatten, bestiegen und die Vertreibung der Angegriffenen durch die Behörde mit dem Liede „Deutschland, Deutschland über alles!“ begleiteten.

Worte, Worte, arme, aus Buchstaben zusammengeflückte Worte müssen hier versagen, will man den Eindruck schildern, den die Klänge dieses Liedes, dessen dritte Strophe, die wohlweislich nicht gesungen wurde, von Einigkeit und Recht und Freiheit spricht, nach solcher Tat hinschallend über die Trümmer einer Wirtshauseinrichtung, auf den machten, dem Deutschland noch mehr ist als ein ödes Wort zur Cachierung von Idiotie und Aufreizung zur Gewalt. Scham, tiefste Scham, ein Gefühl von seelischer Seekrankheit, ein unüberwindlicher Drang zu kotzen und zu sterben, diese Worte dürften noch am annäherndsten die Gefühle wiedergeben, die

sich meiner und vieler anderer bei diesem schauerlichen Gesang der personifizierten Dummheit auf den Ruinen ihres Wirkens bemächtigten.

Singend zog die Heimwehr ab. Die Wacht am Rhein verklang in der Ferne. Humpelnde Kriegskrüppel am Arm von schreienden Weibern fluchten ihr nach. „Hoch Deutschland! Nieder mit die Juden, die das Votterland entwaffnen wollen!“ schrie ein zurückgebliebener Wackerer und sprang den anderen nach. Nirgends war ein Jude zu sehen. Aber der Vers von allen Menschen, die Brüder sein werden, seine Vertonung in der neunten Symphonie und die Idee des ewigen Friedens auf Erden stammen von den Deutschen Schiller, Beethoven und Kant, die allerdings ihrer Heimat durch ihr Wirken bloß Ehre erwarben und sie nicht „schützten“ wie jene. Heil!

* * *

Die Nacht verging, der Morgen graute, die Blätter erschienen und dem Leser graute.

Das nationale „Grazer Tagblatt“ brachte im Morgenblatt keinen Bericht und brauchte Zeit bis zum Abendblatt, um die Lüge, die „Friedensfreunde“ seien über die Heimatschutzmitglieder hergefallen, herauszuwürgen. Denn deutsch sein, heißt bekanntlich wahr sein. Schade um jedes Wort über dieses „Wirtsvolk“, das ohne die schmarotzenden Juden überhaupt nie die Wahrheit erführe.

Den richtigen Begriff von der Perfidie der Presse vermittelte einem aber erst der Bericht der größten Grazer Zeitung, der „Tagespost“. — Folgende Leckerbissen seien ihm entnommen:

Der Landesstabsleiter des Heimatschutzes, Ing. Rauter, mahnte zur Ruhe,

konnte sich aber gegen das Geschrei der Kriegsdienstgegner, die partout ihre eigene Versammlung sprengen wollten, nicht durchsetzen.

Besonders aufreizend wirkte auch eine Anzahl von Hetzplakaten und Zeichnungen, die auf dem Podium aufgestellt waren. Es waren Propagandamittel, wie man sie sonst nur in den politischen Umzügen extremster gegenbürgerlicher Richtung erblickt. Ein Propagandamittel extremster bürgerlicher Richtung ist die Verschweigung des Sommerhimmels mit dem Wort „Persil“.

Daher war es kein Wunder, daß, als sich trotz des Protestes der Mehrheit die Kriegsdienstgegner Gehör verschaffen wollten, diese Plakate von den Heimatschützern ergriffen und vernichtet wurden.

Freilich, wer verlöre da nicht die Selbstbeherrschung, wenn in einer Versammlung die Einberufer auch reden wollen!

Ein größeres Wacheaufgebot unter dem Kommando des Oberinspektors Raab verfügte dann die Räumung des Saales, welchem Begehren von den Mitgliedern des Heimatschutzes entsprochen wurde.

Siehe oben!

Unter lebhaften Heilrufen formierte sich hierauf in der Münzgrabenstraße ein Zug, der bald über 1000 Leute zählte, und der sich unter Absingung nationaler Lieder durch die Reitschulgasse über den Jakominiplatz zum Joanneumring bewegte, wo an der Ecke der Raubergasse Aufstellung genommen wurde.

Der Clou des Berichtes! Mit welch' nachtwandlerischer Sicherheit die Leute den einzigen Punkt in Graz, an den sie nach solchen Taten gehörten, gefunden haben!

Landesstabsleiter Ing. Rauter hielt eine kurze Ansprache und sagte: Kameraden! Wir fassen es als eine Verhöhnung auf, daß man in einem Staat, der gänzlich entwaffnet und wehrlos gemacht wurde, eine solche Versammlung einberufen hat.

Möglich ist alles. Auch eine solche von mangelnder Auffassungskraft zeigende Auffassung, daß ausgerechnet Wehrlose unter allen Umständen für den Krieg zu sein haben.

Auch wir haben den Krieg mitgemacht.

„Ans Hinterland, ans teure, schließ dich an!“

Wir sind gewiß keine Anhänger des Krieges, aber wir wollen uns unsere deutsche Wehrhaftigkeit, mit der wir die Heimat,

unsere grüne Steiermark schützen, nicht rauben lassen. Im Geiste der deutschen Wehrhaftigkeit ein dreifaches Heil!

Die Leute leiden an Verfolgungswahn! Ich möchte wissen, welche Pazifisten schon eine solche Wehrhaftigkeit gegenüber einer von Frauen einberufenen Versammlung zum Raube verleiten könnte!

Wieder erklang das Deutschlandlied, dann marschierten die Teilnehmer an dieser mächtigen und spontanen Kundgebung ab.

So schließt die „Tagespost“. Von den mächtigen und spontanen Rufen gegen die Juden nimmt sie als liberales Blatt keine Notiz. Die Verwaltungsräte der Papierfabrik, der sie gehört, könnten sonst den Berichterstatter — Wagner heißt der schwerhörige Tintenfaßkanonier — aus dem Verband der Geistlosen in den Verband der Arbeitslosen transferieren.

Das Abendblatt der „Tagespost“ aber brachte als Analogon zum Streit der sieben Städte um die Urheberschaft an Homer folgenden Streit der sieben Verbände um die Urheberschaft an dem homerischen Gelächter der Welt über die grüne Steiermark und ihre ähnlich kolorierten Jungen:

Zu unserem Bericht im heutigen Morgenblatt sei ergänzend mitgeteilt, daß außer den Mitgliedern des Heimatschutzes und der Heimwehr auch die wehrhafte Studentenschaft, die christlich-deutschen Turner, die völkischen Turner, die Nationalsozialisten und die Frontkämpfer zum Zeichen des Protestes gegen diese Versammlung in den Steinfelder-Sälen anwesend waren.

Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Und sind unentwegt und unermüdlich wie die Heinzelmännchen am Werke, der Welt zu beweisen, daß eine ausgezeichnete neuere Berliner Monatsschrift („Die Weltbrille“, August—September 1928, Seite 14) recht hat, wenn sie über Graz berichtet:

Graz ist eine furchtbare Stadt. Wenn man hier ein Jahr lang ist, verblödet man. Im zweiten Jahr wird man ein kompletter Trottel. Nach drei Jahren aber ist man ein fertiger Grazer.

Weit gebracht! Heil!

GLOSSEN

Die Frau

Klage wegen Entwertung der Frau durch Epilepsie. Der Besitzer Matthias M. aus Empersdorf klagte beim Bezirksgericht für Zivilrechtssachen Graz II (OLGR. Dr. Bytzek) seinen Schwiegervater Valentin K. auf Schadenersatz, weil dieser ihm anlässlich der Heirat mit seiner Tochter Maria im Jahre 1920 verschwiegen hätte, daß das Mädchen an Epilepsie leide. Die Frau habe ihm durch ihre Krankheit schon viel Kosten gemacht und taue für keine Arbeit, deshalb wolle er vom Schwiegervater wegen offenkundiger Wertverminderung einen Betrag von 2600 S; einstweilen klage er nur die 500 S ein, die Valentin K. ihm gegenüber schon ausdrücklich anerkannt habe.

Einfach süß! Wie sagt doch der Pater Dr. Chr. Baur in seinem Merkblatt „Dispensehen“?

Gerade durch die Heilighaltung der Ein-Ehe ist das Christentum zur ersten sittlichen Großmacht der Welt geworden, zu einem Segen für die Menschheit und zur Beschützerin vor allem der Frau!

Und Hainisch in seinem demnächst in Druck erscheinenden Merkblatt „Fremdenverkehr“?

Wir haben Kultur!

Brav. Setzen!

Rätsel

Ja, der Riesenstaudamm von Sennar, der auf sudanesischem Gebiet, also unter englischer Hoheit steht, kann jeden Augenblick den Lebensnerv Ägyptens, das Nilwasser, absperren und das Land in eine Wüste verwandeln.

Wo der Nil nur in der Zeit, die Ägypten braucht, sich in eine Wüste zu verwandeln, hinfließen mag? Der Wiener „Abend“, dem diese Naturbeobachtung entnommen ist, perhorresziert zwar den Glauben an das in der Bibel berichtete Wunder vom Stillstand der Sonne über Gibeon und des Mondes über dem Tale Ajalon, aber die Möglichkeit des Stillstandes des Nilwassers erscheint ihm durchaus plausibel. Und die Revolutionäre, die ihn lesen, glauben zwar nicht mehr an die Allmacht Gottes, sind aber hinter dem Riesendamm aus Aufklärlicht, mit dessen Hilfe ihre Presse den Fluß

ihres Denkens zum Phrasentümpel staut, keineswegs abgeneigt, an die Allmacht Englands, die wie der Geist Gottes über den Wassern schwebt, zu glauben. Gehupft wie gesprungen.

Wahlagitation

Dieser verantwortet sich damit, daß er sehr aufgeregt gewesen sei und die Schüsse ganz instinktiv abgefeuert habe. Er sei den ganzen Tag über mit der Wahlagitation und dem Ordnungsdienst beschäftigt und zur Zeit des Vorfalles übermüdet und geradezu von Sinnen gewesen.

Mag nun die Sinnlosigkeit eine Folge der Wahlagitation oder die Wahlagitation eine Folge der Sinnlosigkeit gewesen sein — man sieht, wohin die Demokratie führt, die behauptet, alle Herrschaft ginge vom Volke aus, und dabei die Selbstbeherrschung des einzelnen durch Agitation zu untergraben sucht, die auf die Stimmen jener Teppen reflektiert, deren politische Überzeugung erst durch Agitation erzeugt werden muß, und so eine Funktion der Redegewandtheit der einen und der Denkfaulheit der anderen ist.

Für Geld

bringt die „Reichspost“, das katholische Organ Österreichs, dieses:

7 Tage einschließlich des Ruhetages dauerte die Welterschaffung. Deshalb gilt die Zahl 7 als Symbol der Vollkommenheit.

Das findet seine Bestätigung in den bekannten 7 Vorzügen der Schicht-Terpentin-Seife mit den 7 Vorzügen.

bringt die „Arbeiterzeitung“, die für das Bestehenbleiben des Mieterschutzes kämpft, dieses:

Hausverkauf. Das Haus VIII. Albertgasse 35 (frühere Bezirkskrankenkasse) gelangt gegen Barzahlung im Offertwege zum Verkauf. In demselben sind nebst dem Tiefparterre drei Stockwerke frei vom Mieterschutz und sofort benützbar. Besichtigung des Hauses gegen vorherige telephonische Anmeldung unter A 225-90 (Klappe 230, Wirtschaftsamt). Offerte mit Preisangebot bis Ende Juli 1928 an die Arbeiterkrankenversicherungskasse Wien, I.

Jugenderziehung

Sonjas Liebe (Das Geheimnis der Glaskugel). Ein Filmdrama, gewoben aus Traum und Wirklichkeit. Jugendverbot.

Der rote Kampfflieger. Kampf und Tod des kühnsten deutschen Feldpiloten Freiherrn Manfred von Richthofen. Ein Heldenschicksal in 8 Akten. Der einzig authentische, mit besonderer Genehmigung der Familie Richthofen gedrehte Film! Die im Werke vorkommenden Sturmangriffe und Schützengrabenkämpfe stammen zum Großteil aus dem englischen Kriegsarchiv und sind Originalaufnahmen. Die Nachmittagsvorstellungen (1/25, 1/27 Uhr) sind auch der Jugend zugänglich.

Die Besichtigung der Liebe ist streng verboten, die Besichtigung des Mordens ist erlaubt. Und es ist heut' noch wie zu Tassos Zeiten: Nicht das ist erlaubt, was gefällt, sondern das, was sich ziemt, nämlich dann, wenn „das Vaterland ruft“, d. h. wenn das Geschäft stagniert und das Großkapital neue Absatzgebiete benötigt.

Das Volk der Dichter und Denker

1. Aus dem Etat des deutschen Reichstages. Es wurden bewilligt:

für die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit	RM	240.000.—
für die Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche	„	800.000.—
für Reichswehrpferde	„	9,600.000.—
für das Reichsgesundheitsamt	„	1,700.000.—
Als Teilbeitrag für Schiffsneubauten für die Kriegsmarine wurden dagegen	„	57,000.000.—
bewilligt, allein für neue Torpedoarmierung	„	57,500.000.—
Zur Bekämpfung des Alkoholismus	„	1,800.000.—
Diese Zusammenstellung ergibt zur Bekämpfung menschlicher Krankheiten, einschließlich der Säuglingssterblichkeit	„	440.000.—
Zur Bekämpfung tierischer Krankheiten	„	1,100.000.—
In Preußen werden unter dem Vorwand der Pferdezucht jährlich	„	27,500.000.—
ausgegeben, für Rennpferdezucht	„	6,200.000.—

Tuberkulosebekämpfung	RM	800.000.—
gegen Säuglingssterblichkeit	„	600.000.—
Schulgesundheits	„	40.000.—
für die Justiz werden ausgegeben	„	391,000.000.—
für die Polizei	„	362,000.000.—
für die Kirche	„	62,000.000.—
für Hebammenwesen	„	5.000.—
für das Institut für Tuberkuloseforschung	„	2.500.—

2. Aus dem Börseblatt für den deutschen Buchhandel:

„Der deutsche Bierkalender 1928 ist da! Bitte, beachten Sie: Der Kalender ist offiziell vom Deutschen Brauerbund empfohlen! . . . Mehr als 140 Bilder! Jedes Blatt zweifarbig! . . . Die ganze Poesie des Bieres erstet in überraschender Kraft und Vielseitigkeit und ebenso das ganz erstaunlich starke Verbundensein von Erzeugung und Verbrauch des Bieres mit deutscher Kunst, deutscher Volkskraft, deutscher Volkswirtschaft, deutschem Volksleben . . .“

3. Ein Beispiel der durch den Bierkonsum hervorgerufenen Blüte deutscher Kunst:

Ich hab' gewiß nichts gegen Kant.
Der Geist!
Das Wissen!
Allerhand!
Doch bin ich abends abgespannt,
Erhol ich mich beim Ullsteinband.

Allerhand!

Aus dem Bezirk der Papua

Frau Denk kaufte sich im Geschäft des Selchmeisters Franz Sixta eine Blutwurst, biß mit Appetit hinein und spuckte aus. „Pfui Teufel,“ siehe da, ein Stück Darm in der Wurst war nicht mit gestocktem Blut, sondern mit jener Masse gefüllt, die der Darm eines lebenden Schweines naturgemäß beinhaltet. — 30 Schilling Geldstrafe.

Vielleicht beginnt nach diesem Erlebnis die Frau Denk zu denken und fragt sich: Weshalb gilt eigentlich das in Schweinemastdärme gefüllte gestockte Blut für appetitlicher als die gottgewollte Füllung dieser Mastdärme? Da bekanntlich jedes tierische Gericht erst durch seine Würzung mit Pflanzen für den menschlichen Gaumen genießbar wird, dürfte die Frau Denk auf das Vorhan-

densein des Drecks wahrscheinlich nur infolge seiner mangelnden Mischung mit Pfeffer, Knoblauch, Paprika usw. aufmerksam geworden sein. Es liegt also lediglich ein Versäumnis des Selchers vor, das die irdische Justiz mit 30 Schilling Geldstrafe ahndet, nachdem eine überirdische Justiz den Geschmacksfehler des Wurstessers mit einem Maul voll Schweinedreck bestraft hat. Denn es geht nicht an, daß einem Selcher alles Wurst ist gegenüber dem Konsumenten, dem die Wurst alles ist, weil er nicht ahnt, was alles in der Wurst ist.

Ein poetisches Weib

Ein andermal ruhen die Kinder in ihren Liegestühlen im Garten, da schreit eins: „Der Salat wackelt“ — ein anderes: „Gestern Mittag hat es auch gewackelt“ — auf einmal begann das Beet mit Kohlpflanzen zu wackeln, als ob sie alle einen über den Durst getrunken hätten. „Ein Maulwurf,“ sagte ein Junge, „den wollen wir bald haben“ — es dauerte aber doch drei Tage, bis er ihn hatte, zwei scharfe Spatenstiche förderten ein **allerliebste**s Tier zu Tage, samtweich und mit Pfötchen wie eine Grabschaufel, sein Fellchen wurde verkauft.

Von einer Frau geschrieben. Über die menschliche Tätigkeit, durch die sich dieses allerliebste Tier mit den süßen Pfötchen in ein Fellchen verwandelt hat, wird geschwiegen, wie über so vieles, so vieles in dieser besten der Welten, die sich vollkommen dünkt, weil Schlachthäuser, Irrenanstalten, Obdachlosenasyile und Spitäler von Mauern umgeben und dem Zublick derer, die es herrlich weit gebracht zu haben meinen, entzogen sind, jener Welt, die durch Diskretion den Schein eines Restes von Idealität zu wahren trachtet, die Leute aber, die diese Diskretion nicht wahren, gemeinlich Bolschewiken nennt.

Der österreichische Staat

Bei der Landesgeschäftsstelle Wien der Bundeskrankenkasse, auf die sich der Ausstand beschränkt, sind insgesamt 80.000 Versicherte und 78.000 Angehörige betroffen. Unter den Versicherten befinden sich 10.000 Pensionäre und Witwen mit einem Monatseinkommen von unter 100 S.

Vielleicht könnte durch die Zurschaustellung dieser treuen, ihren Lebensabend sorglos genießenden Diener des Staates der Fremdenverkehr unter der Devise „Leben und nicht leben lassen“ gehoben werden.

Rosige Aussichten

Schon seit einigen Jahren besteht in den meisten Diözesen Österreichs ein empfindlicher Mangel an Priestern. Für zahlreiche Pfarreien kann kein Leiter gefunden werden, und eine große Anzahl Kaplanstellen sind unbesetzt. Die Lage wird sich im nächsten Jahre noch verschlechtern,

Hoffentlich!

da die Zahl der Primizianten heuer ungewöhnlich nieder ist. In ganz Österreich werden Mitte Juli nur 64 Alumen zu Priestern geweiht.

Noch immer um 64 zuviel.

Als Gründe für den Mangel an Priesternachwuchs werden durchwegs der moderne Zeitgeist, die Freude am Genuß und die Abkehr von der Verinnerlichung angegeben.

Sonderbare Esel, die es für ein Zeichen von Verinnerlichung halten, wenn sie entgegen dem Gebot Christi, beim Beten ins Kämmerlein zu verschwinden, ihre religiösen Gefühle unter Lärmentwicklung in der Kirche und auf der Straße austoben!

Der Ordensstand leidet ebenfalls unter dem Mangel an Nachwuchs, was sich sowohl auf Männer- wie auf Frauenklöster bezieht. Unter den jungen Mönchen gibt es viele Intelligenzler die ihren Namen bekanntlich von ihrem Mangel an Intelligenz herleiten.

Die evangelische Kirche hat, wie uns berichtet wurde, ebenfalls unter Priestermangel zu leiden. Beide Kirchen aber hoffen, daß der jetzige Zustand nur ein vorübergehender ist.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!

Die Umstellung der Lebensanschauungen nach dem Kriege wird, wenn sie wieder in das Gleichgewicht geraten ist, auch diese Zeiterscheinung überbrücken

und zu einem neuen Kriege führen, wenn nur einmal die Führer da sind, die wissen, daß jeder Krieg nur ein Instrument der gottgewollten Ordnung ist. Recht haben sie! Was sind schließlich auch die Schrecken

des Krieges gegen die „Umstellung von Lebensanschauungen“, die „wieder ins Gleichgewicht gerät“ und damit so nebenbei aus dem Handgelenk „Zeiterscheinungen überbrückt“.

Die Atheisten

könnten einem noch Gott menschlich näherbringen und sympathisch machen:

Woraus besteht der Mensch? In der Bibel heißt es: „Der Mensch ist aus Staub gemacht und zum Staube wird er wieder zurückkehren.“ Nun ganz so ist es nicht. Der zweite Teil des Satzes ist wohl richtig, aber der erste stimmt nicht. Am Aufbau des menschlichen Körpers sind nicht weniger als 29 Grundstoffe (Elemente) beteiligt. Die vier wichtigsten sind Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff. Sie sind mit 40, 20, 7 und 3 Kilogramm im menschlichen Körper vertreten. Dazu kommen noch: Kalzium (Kalk, 2 Kilogramm), Phosphor (1 Kilogramm), Chlor (200 Gramm), Schwefel (175 Gramm), Natrium (150 Gramm), Kalium (700 Gramm), Fluor (75 Gramm), Magnesium (50 Gramm). In kleinen Mengen enthält der Mensch Eisen, Aluminium, Jod, Kupfer, Arsen, Blei, Zink und andere Stoffe. Also auch hier mußte sich der liebe Gott, der Verfasser der Bibel, durch die Wissenschaft korrigieren lassen.

Sollte sich unter den Lesern des „Nebelhorns“ ein Drogeriebesitzer befinden, so wird er höflichst aufgefordert, die genannten Ingredienzien in den angegebenen Mengen zu mischen und mir dann eine Photographie samt Kostenaufstellung des so erzeugten Menschen einzusenden. Ich werde sie unverzüglich veröffentlichen.

Ein Homunkulus

Mitteilungen aus dem Publikum. — **Millionen von Menschen** trinken täglich Kaffee; sie finden ihn belebend, nahrhaft und gesund. Diese Eigenschaften hat aber nur der echte, reine, unverfälschte Bohnenkaffee. Julius Meisl. Gegründet 1862.

Andere Menschen werden geboren, wachsen, welken hin und sterben; Meisl wurde im Jahre 1862 unter Bedachtnahme auf die Marktlage von seinen Eltern im Ehebett unter Zuziehung eines Notars gegründet, vergrößerte sich, leidet derzeit unter der wirtschaftlichen Depression und geht hoffentlich bald mit dem Tod in Ausgleich.

Einer Irrenanstalt überwiesen

Schutz vor dem Ehemann. Eine Frau Edith Cromwell in Bridgeport (Connecticut) hat den Schutz der Gesetze ihrem Ehemanne gegenüber angerufen. Sie hat in ihrer Ehe bisher elf Kinder geboren, von denen sechs gestorben sind. Eines der lebenden Kinder ist ein Krüppel, und Frau Cromwell, die sich krank fühlt, glaubt nicht, daß sie die Geburt eines weiteren Kindes überleben würde. Ihr Ehemann ist, wie sie behauptet, ein religiöser Fanatiker, der der Ansicht ist, daß es christliche Pflicht ist, Kinder zu haben, und daß Gott für alle Kinder, die geboren werden, sorgen wird. Cromwell wurde verhaftet und zur Beobachtung seines Geisteszustandes einer Irrenanstalt überwiesen.

In Amerika! Bei uns läuft Ude noch immer frei umher und wettet gegen die Präservative. Und preist seine Werke an, welche zerfallen:

- a) in streng-wissenschaftliche,
- b) in soziale und populär-wissenschaftliche.

An 24. Stelle aber unter den streng-wissenschaftlichen nennt er das Werk: „Ist Maria die Mittlerin aller Gnaden?“ (Verlegt bei A. Weger, Brëssanone 1928.) Ich möchte nicht ermangeln, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß Maria außerdem noch, nicht mit Unrecht, wie mich dünkt, von der katholischen Litanei „elfenbeinerer Turm Davids“ und „Gefäß der Andacht“ genannt wird. Streng-wissenschaftliche Beweise dafür stehen auf Wunsch zur Verfügung.

Unglaublich

In Newyork hat sich der Fall ereignet, daß ein Mann das Riesenvermögen von 17 Millionen Pfund im Laufe seines Lebens ansammeln konnte, ohne von der Presse je genannt worden zu sein.

Nein, was alles vorkommen kann hier unter dem wechselnden Mond, der die sonderbarsten Wechsler-schicksale zu bescheinen gezwungen ist!

Ausgerechnet das Neue Wiener Journal

findet dieses sonderbar:

Eine sonderbare Beantwortung der Frage: „Was ist eine moderne Zeitung?“ hat kürzlich ein bekannter deutscher Gelehrter gegeben. Er erklärte: „Eine Zeitung ist die Beistellerin von Raum

für Annoncen, zu deren größerer Wirkung politischer, wirtschaftlicher und unterhaltender Text angefügt wird.“ Nicht sehr schmeichelhaft!

Aber wahr!

Das Morgenblatt der Neuen Freien Presse

vom 24. Juni fügt seinen Annoncen zur Erhöhung ihrer Wirkung die folgenden unterhaltlichen Betrachtungen bei:

Das religiöse Erwachen in England.

Von David Lloyd-George.
Ehemaliger Premierminister von
Großbritannien.

Belebung des Interesses
für Christus und das Jen-
seits.

Der Credit General des Petroles hat infolge des hohen Agios seiner Aktien, die aus der Bewegung an der Pariser Börse und aus dem wiedererwachenden Interesse für internationale Oelwerte Nutzen zogen, die Möglichkeit, alle diese Geschäfte mit geringem Kapitalsaufwande abzuwickeln. Es ist immer die alte Geschichte, daß die Großen und Mächtigeren viel leichter arbeiten als die Kleinen. Allerdings wird sich erst zeigen müssen, wie in Zukunft die Aktionäre abschneiden werden.

Links belebt sich das Interesse, rechts erwacht es wieder. Allerdings muß es sich erst zeigen, ob links die Priester als Aktionäre der kirchlichen Jenseitsgesellschaft auch so gut abschneiden werden wie rechts die Aktionäre des Credit General des Petroles. Ich tippe auf die, die ihre Sach' mehr aufs Petroleum als auf den Petrus und seine Nachfolger gestellt haben.

Die Fremden

werden spitzen! Denn wenn sich eine Stadt zum Zwecke der Reklame älter macht, als sie ist, schießen die Sehenswürdigkeiten nur so aus dem geheiligten Heimatboden, und unsere deutschen Volksgenossen, die zu lieben wir verbunden sind, produzieren folgendes:

Zur 800-Jahr-Feier: Matratzenradl in jeder Preislage, Afrique, Roßhaare, Bettdecken. Vinzenz Veith, Graz, Joanneumring 11, Tel. 474.

Die schönste Brust seit 800 Jahren von nur steirischen Kälbern, per Kilo S 2'40. Rückl S 2'60, Schulter S 2'80, Braten S 3'20, Schnitz S 3'80. Jeden Dienstag frischgeputzte Füße und Köpfe nur bei Rud. Stern, Jakominiplatz, Stand 9.

Wenn sich dieser Herr Stern nur einmal selber den Kopf putzen wollte! Die Füße könnten meinetwegen dreckig bleiben; denn ohne Konzessionen ist ja doch nichts auf der Welt zu erreichen.

Ein taktvoller Richter

weist einen Angeklagten, der vom Takt spricht, zurecht:

Der Angeklagte erzählt dann, wie er die Frau, der er die Ehe versprochen haben soll, kennengelernt hat. „Ich bin mit einem Freunde im Café ‚Helvetia‘ auf der Praterstraße gesessen. Ich nehme an einem Tisch Platz, der ein Täfelchen mit der Aufschrift ‚London‘ trägt. Nach wenigen Minuten bringt mir ein Kellner eine Karte, auf der stand: ‚Eine temperamentvolle Dame am Tisch ‚Paris‘ ladet Sie ein, von London nach Paris zu kommen und mit ihr gemeinsam die Reise nach Wien anzutreten.‘ Ich begeben mich von London nach Paris und bin dann mit der Dame in ihre Wohnung gegangen. Dort hat sie ein Grammophon aufgezo-gen, einen Shimmy spielen lassen, wir haben uns auf den Diwan gesetzt und beim Takte . . .“

Vors.: Das gehört nicht hieher. —

Schade! Gerade jetzt wär's interessant geworden.



EIN STURM IM WASSERGLAS

ist kein des Nebelhorns würdiges Thema. Da es aber immerhin Leser geben kann, die bemerken, daß das Nebelhorn von der heutigen Nummer ab in einer andern Druckerei gedruckt wird, ist es wohl nötig, kurz von dem Sturm im Wasserglase zu berichten, der diese Änderung notwendig gemacht hat, und durch einen solchen Bericht auch jene Leser, denen noch nichts aufgefallen ist, darauf aufmerksam zu machen, daß bis auf weiteres die Adresse des Verlages nicht mehr Volksgartenstraße 12, sondern Jakominigasse 38 ist.

Wer Wind säet, wird Sturm ernten, heißt es irgendwo in unserer geliebten Bibel, die sich auch im Wetterprophezeien versucht. Mit Glück, wie man zugeben muß. Ich habe mit der Nummer 36 Wind gesät. Es bleibt mir also jetzt nichts weiter übrig, als den Sturm zu ernten und in meine Scheuer, als welche das Nebelhorn fungiert, zu sammeln. Seit Monaten bemüht sich die Stadtgemeinde Graz, zu ihrer Achthundertjahrfeier eine offizielle Festschrift herauszubringen, aber die offiziösen Geschichtsfälscher und Fremdenverkehrsathleten sind bis heute damit noch nicht zu Rande gekommen. Irgendeine falsche Urkunde scheint sich als richtig herausgestellt und dadurch das Werk über den Haufen geworfen zu haben. Vielleicht aber hält man auch das Erscheinen einer solchen Festschrift jetzt überhaupt für überflüssig, da ja doch auch ohne sie der Zweck, dem sie hätte dienen sollen, erreicht worden ist: soundso viele tausend deutsche Sänger nach Graz zu locken und zu veranlassen, sich hier einen Rausch zu kaufen und dadurch das Gastgewerbe zu heben? Ich weiß es nicht. Soviel ist jedoch sicher: auch der Neid muß es mir lassen, daß ich weitaus prompter gearbeitet habe. Das war bitter. Und so begann es im Gemäuer der aufs Haar achthundertjährigen Stadt zu rieseln und am offiziellen Festhimmel zu grollen. Ein Sturm im Wasserglas erhob sich.

Mit unscheinbaren Anzeichen begann er. Leser kamen zum Verlag mit der Beschwerde, sie könnten die Nummer 36 an den Verkaufsstellen der Firma Kienreich nicht erhalten. Sie fragten, ob diese von Lebenskraft strotzende Zeitschrift eingegangen sei. Eine sofortige telephonische Anfrage bei Kienreich förderte die für einen Staat, in dem es angeblich Preßfreiheit geben soll, beachtliche Nachricht zutage, daß die Firma unter Hinweis darauf, daß ihre Verkaufskioske auf Stadtgrund stünden, „von oben“ einen Wink erhalten habe, die Nummer 36 nur in ihrem Hauptgeschäft zu verkaufen. Ehe ich noch darüber schlüssig werden konnte, ob ich gegen unbekannte Täter die Anzeige wegen Erpressung erstatten solle, kam bereits die Nachricht, daß ein Leser auch im Hauptgeschäft kein „Nebelhorn“ habe erhalten können. Darauf wurde — gleichzeitig mit der Drucklegung einer zweiten Auflage, deren Hefte infolge der starken Nachfrage um 33 Prozent billiger abgegeben werden konnten — folgender Brief an den Inhaber der Firma Kienreich zur Absendung gebracht:

Die Bestellung Ihrer Buchhandlung vom 29. Juni auf ein Exemplar des „Nebelhorns“ Nr. 1—28 haben wir erhalten. Wir sind nicht gesonnen, diese Bestellung durchzuführen, benützen vielmehr die Gelegenheit, Ihnen mitzuteilen, daß wir jeden Geschäftsverkehr mit Ihnen abbrechen.

Wir haben Ihnen im Dezember 1926 den Verkauf des „Nebelhorns“ übertragen und Ihnen auf Ihr Verlangen einen um 10 Prozent höheren Rabatt als den ortsüblichen eingeräumt, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Zeitschrift nicht nur bei Ihren Verkaufsstellen in der Stadt, sondern auch bei der am Hauptbahnhof ausgehängt und nicht, wie dies später normalerweise geschah, bloß versteckt wird. Seinen Höhepunkt aber erreichte dieses neckische Versteckenspiel bei unserer Festschrift zur Achthundertjahrfeier der Stadt Graz, in der es leider versäumt wurde, die Fremden auf Ihr Zeitungsverstecksspeditions-geschäft aufmerksam zu machen. Diese Nummer 36 des „Nebelhorns“ wurde, ohne daß Sie es der Mühe wert fanden, uns davon zu verständigen, angeblich auf einen Wink „von oben“ überhaupt nur in Ihrem Stadtgeschäft, und zwar so gründlich versteckt, daß sie unauffindbar wurde und Interessenten mit Beschwerden an den Verlag kamen.

Wenn uns nicht vor dem, was sich in Österreich „Rechtspflege“ nennt, so mies wäre, würden wir nicht nur gegen den Kerl, der sich erfrecht, Ihnen „Winke“ zu geben, statt sich die Butter vom Kopfe zu kratzen, die Anzeige wegen Erpressung erstatten, sondern auch gegen Sie die Schadenersatzklage wegen Sabotage des Verkaufes unserer Zeitschrift einbringen, zu dem Sie vertraglich verpflichtet sind und für den Sie von uns bezahlt werden und sich bezahlen lassen.

Da uns aber, wie gesagt, vor der „Rechtspflege“ aufrichtig mies ist und wir den Kampf gegen die Idioten dieser Stadt und die ihnen hörigen Geschäftsleute lieber in eigener Regie als unter Mitwirkung des Gerichtes ausfechten, teilen wir Ihnen bloß mit, daß die Filialzensur in der Sackstraße, die Sie betreiben, sich künftighin der Zensurierung anderer Zeitschriften widmen müssen wird.

Dieser Brief blieb, wie alle Briefe, mit denen ich die Leute derartig aufs Maul schlage, daß sie verstummen müssen, unbeantwortet, und auf der vierten Umschlagseite der Doppelnummer vom 15. Juli wurde der Passus „ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße“ in „ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten . . . erhältlich“ geändert.

Nach dem Erscheinen der Nummer 38/39 ging ich auf Urlaub. In Sorglosigkeit, Sonne und Wasser schwelgend, erreichten mich folgende beiden Dokumente:

I. Ein Brief:

Wir sehen uns mit Bedauern gezwungen, den Druck Ihrer werten Zeitschrift „Das Nebelhorn“ zurückzulegen. Über die Ursache der Gründe sind wir gerne bereit, Ihnen bei gelegentlicher Vorsprache in unserem Büro Aufschluß zu geben.

Für das uns freundliche entgegengebrachte Vertrauen bestens dankend,

hochachtend

Buchdruckerei Heinrich Stiasny's Söhne
Ludwig Stiasny

II. Ein Ausschnitt aus der Grazer „Kleinen Zeitung“ vom 29. Juli:

Ein Plagiat der Grazer Achthundertjahrfeier-Plakate. Wie wir erfahren, hat die Grazer Messe gegen den Schriftsteller Dr. Herbert Müller-Gutenbrunn die Untersuchung wegen Vergehens gegen § 44 des Urheberrechtsgesetzes einleiten lassen.

Dr. Müller-Gutenbrunn gibt eine Zeitschrift* heraus, deren letzte Nummer als Umschlagbild das bekannte Plakat der Achthundertjahrfeier der Stadt Graz aufweist, jedoch sind Details nicht nur entstellt wiedergegeben, sondern der Mann mit dem roten Wams hat auch auf seinem Hut eine Inschrift „Schwindel“. Die Grazer Messe als Eigentümerin des Plakatentwurfes, der vom Maler Wagula stammt, sieht in dieser Wiedergabe ein Plagiat. Wie man hört, hat Maler Wagula gegen Müller-Gutenbrunn auch einen Zivilprozeß wegen Verletzung des Urheberrechtes angestrengt, der bald nach den Gerichtsferien verhandelt werden wird.

So steht unsereins mitten im Erleben des Nichterlebenswerten. Nun, auf die „Ursache der Gründe“ bin ich bis heute nicht neugierig gewesen und gedenke auch in Zukunft, alle Gelegenheiten zu Vorsprachen in der Druckerei Stiasny geflissentlich zu verpassen. Ich könnte bei einer solchen Gelegenheit dort einen Redakteur der „Gastwirtezeitung“, die bei Stiasny gedruckt wird, treffen. Und vor einem solchen hätte ich Angst, denn die wollen den Fremdenverkehr durch meine De-logierung heben.

Über den schüchternen ersten Versuch aber, mich wegen des Nebelhorns vor den Richter zu schleppen, kann ich, solange das Verfahren nicht abgeschlossen ist, nichts sagen. Ich hoffe aber, bei der Hauptverhandlung das Tribunal in eine Szene von ganz eigenartigem Reiz verwandeln zu können, und bitte bis dahin um Geduld. Denn so dumm, wie die Herren von der Grazer Messe meinen, bin ich natürlich nicht einmal zu jener längst entschwundenen Zeit gewesen, als ich noch Messen besuchte und an das dort zelebrierte Wunder der Transsubstantiation von Ware in Geld glaubte. Und über das bekannte Grazer Originalgenie, den Maler Wagula, von dem das Plakat stammt, kann ich heute auch nicht mehr verraten, als das, was Christian Morgenstern in seinem Gedicht „Igel und Agel“ im Refrain der zweiten Strophe bereits angedeutet hat:

Wigula wagula — waguleia wü — tü tü . . .

* Nicht genannt soll sie werden! (Anmerkung des Herausgebers der namenlosen Zeitschrift.)

DAS NEBELHORN

ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und
Trafikanten und in Wien in der Buchhandlung Richard
Lanyi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12'—
12 Nummern	„ 6'50
6 Nummern	„ 3'50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9'—
12 Nummern	„ 5'—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14'—
12 Nummern	„ „ 7'—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den
Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten;
Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto
Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig
Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler
Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer
Zahl zum Preise von S 15'— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2'—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Gedanken über die Liebe / Ungewollte Offenbarungen durch den Film / Kurt Hiller: „Jungkonservative“ betonen das Recht des Individuums / Laßt uns irrenhauswärts tschundern!

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 41

1. September 1928

II. Jahr

Gedanken über die Liebe

Die größte unter ihnen aber ist die Liebe.

Paulus, I. Kor., 13, 13.

Liebe, Liebe sagen die Menschen und wissen nicht, was sie reden; ein Wort nur, dieses eine Wort nur haben sie zur Bezeichnung hundertfältiger Gefühle.

Die Lust des eigenen Körpers, die Lust am Körper des Andern, das Vergnügen am Bewundern fremden Wertes, das Verlangen nach dem Besitz fremden Wertes, die Freude am vermeintlichen Besitz fremden Wertes, das Gefühl irgendeiner durch äußere Umstände hervorgerufenen Zusammengehörigkeit, das Gefühl der Dankbarkeit, des Mitleids, des Erbarmens, ja selbst das Gefühl der Gewöhnung und die durch die Forderungen der Religionen hervorgerufenen scheinbaren Gefühle — alles, alles heißt ihnen irgendwie Liebe.

Auch das geschlechtliche Verlangen von Mensch zu Mensch ist keine Liebe. Man spricht auf diesem Gebiete von Liebe, von echter Liebe, von wahrer Liebe, von irdischer Liebe, von himmlischer Liebe, von sinnlicher Liebe, von platonischer Liebe, von leidenschaftlicher Liebe und von leidenschaftsloser Liebe — alles ein Beweis dafür, daß niemand weiß, was Liebe eigentlich sei. Die Folge davon ist, daß die Skeptiker behaupten, es gebe überhaupt keine Liebe, sondern nur Nerven, und daß die Klügsten sagen, mit der wahren Liebe sei es wie mit einer Geistererscheinung: Alle redeten von ihr und Keiner habe sie gesehen.

Und doch. Es gibt eine Liebe, ein einzigartiges, fest umrissenes Gefühl, das, einmal empfunden, nie wieder vergessen werden kann, eine Seligkeit, die, ein-

mal besessen, nie wieder verlorengehen kann, eine Gewißheit, einen Besitz, den auch der Tod nicht rauben kann.

Es gibt eine höchste Erkenntnis auf dem Gebiete des Materiellen: die Erkenntnis, daß all das Verschiedenartige in der Welt der Erscheinungen im tiefsten Grunde materiell nur Eines sei; daß es nur eine Materie gebe, aus der alles besteht.

Es gibt ein höchstes Gefühl auf dem Gebiete des Geistigen: das Gefühl, daß wir selbst mit einem Wesen außer uns, ja mit allen Wesen außer uns im tiefsten Grunde seelisch Eines sind; daß es nur eine Seele gibt, die allem innewohnt.

Dieses Gefühl, auch wenn es noch so dumpf und in seinem wahren Wesen unerkant bleibt, auch wenn es Der, der es empfindet, mit Worten nicht benennen kann — dieses Gefühl allein ist Liebe. Und nur diese Definition ist imstande, aus dem Wust aller jener hundertfältigen Gefühle, die bald mit dem Worte „Liebe“, bald mit irgendeinem andern Worte bezeichnet werden, das, worauf es bei der Liebe ankommt, herauszuschälen.

Es gibt keine verschiedenen Arten von Liebe, es gibt nur diese eine Liebe. Aber es gibt verschiedene Stufen dieser Liebe. Ein Mensch, der noch sagt: Ich liebe Den oder Die oder Das, der hat noch nicht die höchste Liebe. Der allein hat sie, der sagen kann: Ich liebe. Nichts weiter.

Ein Mensch, der noch sagt: Ich fühle mich im tiefsten Grunde seelisch eins mit Dem oder Der oder Dem, der hat die Liebe, aber er hat noch nicht die höchste Liebe. Der allein hat sie, der sagen kann: Ich fühle mich eins mit Allem.

Zu dieser obersten Stufe der Liebe vorzudringen, ist so schwer, daß man die Menschen, die diese höchste Liebe auf Erden besitzen, vielleicht an den Fingern einer Hand aufzählen könnte. Nur eine ungeheure Fähigkeit, alles zu verstehen und daher zu verzeihen, nur eine unendliche Mißachtung alles Scheins, nur eine phä-

nomenale Kraft, von allen, auch von den widerlichsten Äußerlichkeiten zu abstrahieren — nur diese Gaben können den Weg zu ihr gangbar machen.

Von dieser obersten Stufe der Liebe führen unzählige viele Stufen hernieder. Auf jeder dieser Stufen verengt sich der übersehbare Horizont um ein Stückchen, wird der Umfang der Liebe, nicht die Stärke der Liebe, geringer. Denn es gibt in der Liebe keine Stärkeunterschiede. Die unterste Stufe der Liebe, die am wenigsten komplizierte und daher häufigste Liebe ist die Liebe der Eltern zu ihrem Kinde, vor allem die Mutterliebe. Dies ist eine reine Feststellung, die nicht das Geringste mit einer Wertung zu tun hat; denn die Mutterliebe ist ohne Zweifel eine echte Liebe, unendlich erhaben über alle jene Gefühlerchen, die über das Stadium der Vorliebe noch lange nicht hinausgekommen sind, aber schon keck unter der Flagge der Liebe dahinschweben. Schopenhauer, der kein Kind besaß, aber einen Pudel, den er liebte und Atma nannte, mit welchem Worte die indische Philosophie eben jene allen Wesen gemeinsame Weltseele bezeichnete, deren Vorhandensein zu fühlen Sache der Liebe ist, Schopenhauer also sagt, wenn ich mich recht erinnere, irgendwo: Ganz ehrlich meint es am Ende doch jeder nur mit sich selbst oder höchstens noch mit seinem Kinde. Dieser Behauptung liegt die richtige Beobachtung zu Grunde, daß der normale Mensch, der im Bezirk des Körperlichen lebt und webt und die Welt nur aus Körperlichem bestanden wähnt, dieses Gefühl des im Grunde Eins-Seins (also die Liebe) am leichtesten seinem Kinde gegenüber empfinden kann, mit dem er sich besonders als Mutter eins zu sein wähnt, weil er es geboren hat, weil es gleichsam unter seinen Augen aus ihm hervorgegangen ist, ein Stück von ihm, dessen Seele wohl auch irgendwie ein Teil seiner Seele sein wird, wie er nach Analogie des körperlichen Prozesses vermutet. Die Durchsichtigkeit dieser Zusammenhänge macht die Mutterliebe zur verbreitetsten Liebe,

während die Vaterliebe wegen der weitaus geringeren Offensichtlichkeit der Zusammenhänge auf dem Umweg über das Rätsel der Zeugung schon weitaus seltener und, wenn vorhanden, schon oft ein deutlicher Übergang zu jener Liebe ist, die nur mehr dem Menschen im Kind und nicht mehr dem eigenen Kind im Kind gilt.

Das Gefühl des Eins-Seins in der Mutterliebe ist noch nicht das Gefühl dieses Eins-Seins, so wie der Koitus noch nicht Liebe ist, sondern nur ein (gewöhnlich gänzlich inhaltsloses) Symbol der Liebe auf dem Gebiete des Körperlichen, ein Versuch zweier Körper, durch Umschlingung und teilweise Durchdringung eins zu werden, seltener, in einem neuen Wesen, dem Kinde, fortzuleben und Dauer zu haben.

Aber wie der Koitus, der unvollkommene Versuch eines körperlichen Eins-Seins, kein dauernder Zustand sein kann, weil dies die Kräfte des Stärksten überstiege, so ist auch die Liebe, also das Gefühl des seelischen Eins-Seins, kein dauerndes Empfinden. Blitzartig taucht sie auf und verklärt alles mit einem unendlichen Glanz von Freude. Blitzartig verschwindet sie wieder, denn kein Herz wäre stark genug, die Spannung, unter die sie es setzt, dauernd zu ertragen. Trotzdem ist sie — und nur sie allein — das Glück, das ist ein Zustand der Freude, der Dauer hat. Sie allein ist imstande, das Ich von dem bedrückenden Gefühl seiner unsäglichen Einsamkeit in der Welt der Dus zu befreien. Sie hinterläßt selbst in dem der Misere des äußeren Lebens preisgegebensten Menschen ein bleibendes Bewußtsein absoluter Geborgenheit, ein Gefühl selbstsicherer Seligkeit, ein Empfinden untrennbarer Zugehörigkeit, neben dem alles andere, was sonst noch empfunden werden kann, neben dem alles, was gedacht werden kann, neben dem das Denken selbst zum Schatten verblaßt.

Denn es besteht ein tiefer, nur wenig bekannter Zusammenhang zwischen der Liebe (also dem Glück) und der Torheit. Wer nicht von Herzen dumm sein kann,

kann nie Glück, kann also nie Liebe empfinden. Dem reinen Verstandesmenschen bleibt das Leben ewig verschlossen. Jeder Mensch, der wahrhaft glücklich ist, wird wieder töricht, muß mit Notwendigkeit wieder töricht werden. Der Klügste wird durch die Liebe so dumm, wie ohne sie der Dümme nicht sein kann. Und der Dümme wird durch die Liebe so weise, wie ohne sie der Klügste nie werden kann. Das ist es, was mit den Worten: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“ gemeint ist, nicht aber eine sagenhafte sittliche Reinheit, die kein Kind besitzen kann, weil es Natur ist und Natur keine Sittlichkeit kennt. Selbst zur Sprache, zum Kauderwelsch der Kinder kehren Liebende wieder zurück. Jedes Liebespaar hat seine eigene Sprache. Und es ist sehr zweifelhaft, ob sich zwei Menschen lieben, wenn sie innerhalb ihrer vier Wände nicht eine Sprache sprechen, über die jeder Fernstehende lachen würde und die kein Mensch außer ihnen verstehen kann.

Aber die Torheit der Liebenden ist eine andere Torheit als die landläufige. Sie ist eine Torheit, die um sich weiß. Sie ist also Weisheit.

Sollen die sozialen Kämpfe um die äußere Lebensgestaltung der Menschen einen Sinn haben, so können sie nur den Zweck haben, den Menschen vom unbewußten Leben als Naturmensch und Wilder in Sonne, Licht, Luft und Einfachheit an der Brust der Erde auf dem Um- und Irrweg über Kultur und Zivilisation zum Widerwillen an der Zivilisation und zum bewußten Leben inmitten der nun nicht mehr furchtbar, sondern infolge der Kenntnis ihrer Gesetze freundlich erscheinenden Natur zu führen.

Sollen die sozialen Kämpfe um die innere Lebensgestaltung des Menschen, also alles Denken, Reden, Schreiben und Lesen einen Sinn haben, so können sie nur den Zweck haben, den Menschen aus dem dumpfen Glück einer unbewußten Dummheit, in der er ehemals zu Ausbeutungszwecken künstlich gehalten wurde, auf

dem Um- und Irrweg über die Aufklärung zu jener ihrer selbst bewußten Torheit zu führen, die alles Gescheitsein entbehren kann, weil sie die Liebe, also das Glück ist, also nicht mehr gescheiter werden kann.

Noch stehen jene Mächte ungebrochen da, die ein finanzielles Interesse daran haben, die Menschen in unbewußter Dummheit zu erhalten und ihnen die bewußte Torheit, also das Glück, also die Liebe vorzuenthalten, weil sich mit dem Bewußtsein des Eins-Seins kein Geschäft machen läßt, sondern nur mit dem Bewußtsein des Einander-entgegengesetzt-Seins. Diese Mächte sind: der Staat, die Kirche, die Hochfinanz und jener mit ihr verheiratete und von ihr soutenierte üble Nationalismus, der aus der Verschiedenheit der Völker die Notwendigkeit zu Feindseligkeiten zwischen ihnen folgert. Der Staat versucht, die unbewußte Dummheit durch Zwang, Phrasen und diplomatische Heimlichtuerei zu konservieren, die Kirche durch das Predigen einer falschen Liebe, die auf das Kommando „Du sollst!“ reagieren und jener Niedrigkeit dienstbar sein soll, die sich hinter dem Pseudonym „Obrigkeit“ verbirgt. Die Hochfinanz versucht, dasselbe Ziel durch Schwindel und Presse zu erreichen, der Nationalismus aber durch Mobilisierung der schon ziemlich abgegriffenen Begriffe: Nationalstolz, Prestige und Ehre.

Noch stehen diese Götzen. Aber die Schläge, die täglich auf sie niederprasseln, seit sie im Krieg ihr wahres Gesicht einer Menschheit gezeigt haben, deren Untertanenverstand im Schwinden, deren kritische Beobachtungsgabe aber im Steigen begriffen ist, diese Schläge zeigen an dem Widerhall, den sie erwecken, selbst den Schwerhörigsten, daß die Götzenbilder hohl sind. Hellhörige aber erkennen aus dem Klang bereits das Vorhandensein von Sprüngen und wissen, daß der Tag, mag er auch noch so fern sein, kommen muß, an dem sie stürzen werden. An dem auch diese Devotionalien einer guten alten Zeit auf den Misthaufen der

Geschichte geworfen werden zu den anderen ehemals auch für ehrwürdig gehaltenen Einrichtungen, die schon dort liegen, zur Inquisition, zum jus primae noctis, zu Hexenprozessen, Leibeigenschaft, Sklaverei und zu jener Landesvaterschaft, die ihre Untertanen nach Amerika verkaufen konnte und dem Grundsatz huldigte „cujus regio, illius religio“. Und wenn dann der Tag gekommen sein wird, an dem der Hammer des logischen Denkens, der diese Götzenbilder zertrümmert hat, als nunmehr überflüssig weggeworfen werden kann, dann werden sich an der Brust der befreiten Erde gequälte Menschen in Kinder verwandeln und erkennen, daß sie alle von Natur aus nur ein Verlangen haben: in einer Torheit, die um sich weiß, das Glück zu besitzen, also die Liebe, also das Bewußtsein, daß alle Wesen im tiefsten Grunde seelisch eins sind und zwei Dinge vor allem, soweit dies herbeizuführen in der Macht des Menschen liegt, eins zu sein haben, die heute noch nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander besitzen: das Erdreich und das Himmelreich.



Ungewollte Offenbarungen durch den Film

Ich wohne auf dem Lande. Eine Gehstunde entfernt von der Bahn. Ein paar hundert Meter abseits der nächsten Bauerngehöfte. Mit einem Worte: in der Einsicht. Meine Wirtschaft ist viehlos. Kein Hahn kräht, keine Hühner gackern, keine Schweine grunzen, keine Ziegen meckern, keine Kuh muht. Aus der Ferne dringt kein Laut des Lärms, den die Einheimischen draußen irgendwo verüben, wenn sie sich bei dem täglichen Geschäftemachen, aus dem das Leben heute besteht, gegenseitig über die Ohren hauen, daß es knallt. Und auch vom Fremdenverkehr, der drüben im Tal der Mur auf und abflutet, höre ich nichts, so daß ich nicht einmal mit Eichendorff singen kann: „Da draußen stets betrogen . . .“

Gewöhnlich freue ich mich der Stille rings um mich her. Aber manchmal — der Mensch ist nun einmal so — packt mich plötzlich das unwiderstehliche Verlangen, mich in den Strudel, den Strudel hineinzustürzen. Der nächste ohne allzuviel Umstände erreichbare Strudel liegt in Graz. Ich fahre also nach Graz und stürze mich.

So war es auch vorgestern. Ich war in Graz. Und zwar im Kino. Und zwar in dem Christusfilm „König der Könige“, über den der Erzbischof von Salzburg Dr. Rieder an den Regisseur geschrieben hat:

„Ich hatte die Freude, der Uraufführung Ihres Christusfilms beizuwohnen. Nehmen Sie meinen Dank und meine Gratulation entgegen, daß Sie dieses ideale Bild vom Heiland uns geschenkt haben. Jesus segne Sie!“

Wir werden sehen, daß mit diesem Ausruf ausnahmsweise einmal ein Bischof recht hat und Jesus wirklich allen Anlaß hat, den Regisseur Cecil B. de Mille zu segnen.

Der Film stammt aus Amerika, wo er in New York am Karfreitag 1927 zur Uraufführung gelangt ist. Da ich aus der letzten Nebelhornnummer weiß, daß die Amerikaner von keiner Überlieferung beschwert sind und

die sonderbarsten Forderungen an den Papst stellen, der unter der Last der Überlieferungen, für die auf dem religiösen Weltmarkt kein rechtes Interesse mehr vorhanden ist, noch einmal zusammenbrechen dürfte, interessierte mich die Sache. Vielleicht, dachte ich mir, geht da unberufen wieder eine Überlieferung flöten und ich kann sagen, ich sei dabei gewesen. Außerdem und überdies hoffte ich, durch diesen Film endlich auch Antwort auf eine andere Frage zu erhalten, die mich seit langem beschäftigt und ihre Entstehung folgendem Zeitungsbericht aus dem Jahre 1924 verdankt:

New York, 2. September. Der internationale Negerkongreß ist am Montag in Libertyhall geschlossen worden. Zuletzt wurde eine Resolution angenommen, in der die Gründung einer Negerrepublik gefordert wird. In einer weiteren Resolution wurde dann proklamiert, daß Christus, die Jungfrau Maria und der heilige Joseph (genannt die Heilige Familie) Neger und nicht Weiße gewesen seien.

Ich schrieb damals in einer Grazer Wochenschrift — das Nebelhorn war noch nicht geboren — glossierend zu dieser Nachricht: „Es ist etwas eigenes um Konferenzen! Eine Negerkonferenz tritt zusammen und schon sind die Neger genau so blöd wie die Weißen! Was aber müssen wir alles zusammentreten, damit wir wieder so gescheit werden wie die Neger? Dies ist die Frage.“ Aber diese Frage, zu deren Beantwortung ich mir inzwischen das Nebelhorn gegründet habe, ist nicht jene Frage, die da lautet: War Christus ein Neger oder nicht? Erst jetzt aus dem Film konnte ich hoffen, Antwort auf sie zu erhalten. Und da es gleichzeitig hinlänglich bekannt sein dürfte, daß Chamberlain in seinen „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ klipp und klar bewiesen hat, daß Christus ein Arier gewesen sei, während andere wieder darauf schwören, daß er gar nicht existiert habe, so wird man begreifen, daß mir die Auslage von S 2·50 für einen Balkonsitz gerechtfertigt schien, um endlich einmal Klarheit zu erlangen. Und Klarheit habe ich erreicht. Ich kann heute authen-

tisch versichern: Christus hat gelebt (habe ich ihn doch mit eigenen Augen wandeln gesehen) und war kein Neger, sondern ein Arier mit blonden Haaren.

Der Film ist gut und nirgends geschmacklos, wenn man manchmal auch die Sucht, die ganze biblische Geschichte lückenlos auf die Leinwand zu bringen, peinlich empfindet. Wirklich künstlerische Züge fehlen nicht. Ich möchte da vor allem die geradezu wundervolle Idee erwähnen, die Gestalt Christi in den Film dadurch einzuführen, daß man den sich immer mehr verstärkenden Lichtschein vor den Augen eines blinden Kindes, das er heilt, darstellt und aus diesem Lichtschein endlich sein Bild hervortreten läßt. Der Spott, der gegenüber dem, was Idiotie und Geschäftsgeist heute mit Christus treiben, berechtigt ist, die Kritik, die nicht so sehr gegenüber dem, was er gelehrt hat, als vielmehr gegenüber dem, was zu lehren er versäumt hat, notwendig ist, sie beide müssen verstummen angesichts des Lebens, Leidens und Sterbens eines großen und edlen Menschen, und sei es selbst nur im Film gelebt, gelitten und gestorben. Es ist nicht Christi Schuld, wenn man durch den Film von ihm den Eindruck eines Heilmagnetiseurs bekommt, der seine Künste im Umherziehen ausübt; es ist nicht seine Schuld, wenn man sich angesichts dieses religiös sein wollenden Films fragt: Wo ist denn eigentlich die Religion? Wo das System? Wo die Lehre? Man findet in diesem Film nicht die Spur davon, man sieht lediglich die Verfilmung biblischer Anekdoten und Legenden. Aber gerade in diesem Mangel liegt die Offenbarung, die uns dieser Film, ohne es zu wollen, spendet.

Kann man sich einen Film, der das Leben des Buddha wiedergeben will, ohne die geringste Erwähnung seiner Lehre, durch die allein er eben das ist, was er ist, vorstellen? (Der Einwurf, der hier gemacht werden könnte, daß nämlich eine Lehre nicht bildlich darzustellen sei, ist hinfällig, denn der Film kann heute alles darstellen

und nichts könnte er besser darstellen als zum Beispiel die Lehre von der Hinfälligkeit aller Erscheinungen!) Einen Christusfilm ohne Lehre kann man sich vorstellen. Wir haben sogar einen. Diesen.

Das Merkwürdigste ist aber, daß man bei guter Beobachtungsgabe zwar das Fehlen der Lehre bemerkt, daß man diese Lehre aber nicht im geringsten vermißt, daß dieser Film auch ohne sie befriedigt und wirklich ein Film des Christentums ist. Und hier bin ich dort, wo ich hinkommen wollte.

Ich habe schon einmal im Nebelhorn darauf hingewiesen, daß das, was Christus gepredigt hat, ein ganz ungeordnetes Sammelsurium von ethischen Ratschlägen und Vorschriften für das diesseitige Leben ist, daß seine Worte keine Spur eines Versuches enthalten, ein religiöses Problem aufzustellen, das Woher und Wohin des Menschen zu erklären. Sein vages Herumgerede über Hölle und Himmel, unter dem er sich einmal etwas Transzendentes (Das Himmelreich ist inwendig in Euch!), ein anderesmal wieder etwas Räumliches vorstellte (Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen!) ist als ein solcher Versuch nicht zu werten, da es lediglich ein Übernehmen jüdisch-religiöser Vorstellungsinhalte ist. Man kann das Evangelium von vorn nach hinten und von hinten nach vorn durchsuchen, man wird nicht eine Äußerung Christi finden, die darauf hinwiese, daß es ihm um die Aufstellung eines religiösen Systems zu tun gewesen sei. Die ihm zugeschriebenen Worte: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen“, „Weide meine Lämmer“ und „Was ihr auf Erden binden werdet, das soll auch im Himmel gebunden sein, was ihr auf Erden lösen werdet, das soll auch im Himmel gelöst sein“, sind wohl jedem Kind als plumpe Fälschungen der Pfaffen aus späterer Zeit erkenntlich, in der die Geistlichkeit schon das System in eigener Regie hergestellt hatte und seine Fundierung durch Worte Christi benötigte. Christi Lehre war sein

Leben (So wie ich euch ein Beispiel gebel); ohne die Geschichte seines Lebens fällt einem das ganze Christentum unter den Händen zu nichts auseinander. Buddhas Lehre ist eine Lehre, ist ein Gebäude, das bestehen könnte, auch wenn von seinem Leben überhaupt nichts bekannt wäre. Der Buddha war ein Religionsstifter, Christus war ein sozialer Revolutionär, den das Leid der Menschen, den der Jammer der Mühseligen und Beladenen empörte. „Bildet euch nicht ein, daß ich gekommen sei, Frieden auf Erden zu bringen; ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert!“ Sind das die Worte eines Religionsstifters, also eines Philosophen fürs Volk? Immer wieder verkündet Christus, daß das „Reich Gottes“, also eine Welt ohne Ungerechtigkeit, „nahe“ sei, und erst angesichts des Todes und des Scheiterns seines Versuches, die sozialen Zustände umzustürzen, erst vor Pilatus erklärte er mit gefesselten Händen: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Das Wertvollste, was uns Christus hinterlassen hat, ist nicht die heutige christliche Religion, die nicht von ihm, sondern von den Aposteln, den Konzilien und den Päpsten stammt, sondern die Idee einer durchaus möglichen Lösung der sozialen Frage durch die Liebe. Denn in dem Augenblick, in dem Keiner mehr für sich selbst sorgt und arbeitet, sondern nur mehr für den Anderen, sorgen und arbeiten alle Anderen für den Einen, es kann ihm nichts mehr geschehen und die Welt ist vom Übel, insoferne es von Menschen stammt, erlöst.

„Die christliche Religion ist eine intentionierte politische Revolution, die, verfehlt, nachher moralisch geworden ist“, sagt Goethe. Der Film „König der Könige“ beweist mit jedem Bild, beweist tausendmal, daß Goethe recht hat. Darum Vorsicht und Mißtrauen vor Christus, wenn ihn andere zum Stifter einer Religion machen wollen, während ihn lediglich eine Religion zu ihrem Stifter ernannt hat, eine Religion, die mit seinen sozialen Ideen kaum etwas gemeinsam hat und mit ihnen sozusagen

lediglich durch Personalunion verbunden ist. Darum aber auch Ehre Christo, dem fühlenden und empörten Menschen, dem Revolutionär, der für seine Überzeugung gelitten hat und gestorben ist! Gestorben als Opfer derselben Obertanen, die ihn heute dazu verwenden wollen, die Untertanen, die er befreien wollte, kirre zu kriegen. Die Verfasser des Films haben, ohne daß sie es beabsichtigten, Christus gegen diesen Mißbrauch seiner geheiligten Persönlichkeit in Schutz genommen und uns eine Offenbarung geschenkt, die vieles klar macht. Jesus segne sie dafür!

■

„Jungkonservative“ betonen das Recht des Individuums.

Von Kurt Hiller (Berlin).

Man soll nicht immer nur die dicken und protzig daherschreitenden Dummheiten photographieren; die unscheinbaren, versteckten sind oft erst recht die Platte wert.

Ein entzückendes Exemplar dieser zweiten Sorte fand ich neulich im „Ring“. „Der Ring“ ist das im allgemeinen nicht übel geschriebene Wochenblatt eines „Jungkonservativen Klubs“ (die Zersetzung des deutschen Nationalismus gebiert, unsere politische Chemie bereichernd, immer neue Atomverbindungen), und das reizende Geschöpfchen hatte sich bescheiden im Unterholz der Buchbesprechungen verkrochen. Zur Besprechung stand: „The Peace of Nations“ des radikal-liberalen Amerikaners John Firman Coar.

Coar ist interessant, weil bei ihm die Begriffe Liberal und Demokratisch energisch auseinandergrätschen. Die Demokratie erscheint diesem ehrlichen Gegner des Massenmords als Schrittmacherin des nationalen Egoismus — den er nicht nur als Pazifist, sondern auch

aus Gründen der wirtschaftlichen Wohlfahrt bekämpft. Er empfiehlt Abbau der Zollschränken, ebenso der Einwanderungsbeschränkungen, überhaupt Beschneidung der Funktionen des Staates, vor allem Beseitigung des staatlichen Bildungsmonopols. Er tritt für eine Autonomie des Individuums ein, die sehr weit geht. Sein Theorem ist mit einem reichlichen Tropfen anarchistischen Öles gesalbt (wie denn radikaler Liberalismus und moderierter Anarchismus bekanntlich identisch sind); und das Einzige, worüber unsereins sich bei Theoretikern, die das Kapital-system retten wollen, zur Not noch freuen kann, ist ja Anarchoïdes. Wer, in die „individuelle Initiative“ verliebt, das „freie Wechselspiel wirtschaftlicher Selbstbetätigung“ aufrechterhalten will, mithin die Freiheit der Menschausbeutung, der soll dann wenigstens jene wirklichen Freiheiten herzustellen sich bemühen, die nicht durch Unfreiheit der Meisten erkaufte werden müssen. Bezeichnend, daß Freiheit der Ausbeutung regelmäßig zusammen mit Unfreiheit auf allen andern Gebieten gepriesen wird (so seitens des neudeutschen „Liberalen“, welcher lockerster Manchesterman und strammster Kulturreaktionär in Einem ist) — während wiederum unter uns Sozialisten leider diejenigen ziemlich zahlreich sind, die ihren Entschluß, der Freibeuterfreiheit ein Ende zu setzen, irrig erweitern zu einer Doktrin, in der die Idee der persönlichen Freiheit überhaupt als abgelebt und kompromittiert gilt: weil der wirkliche Träger aller Rechte „nicht der Einzelne, sondern die Gemeinschaft“ sei — ein großer Nonsens, wegen des „sondern“.

Zwischen Stiefkollektivismus und Manchesterei bedeutet ein diktatorischer, im Wirtschaftlichen bis zum Terror unerbittlicher Sozialismus, der durch seine Kulturpolitik zeigt, daß er die gesunden Elemente des Individualismus im Blute trägt, die schöpferische Mitte, . . . und von alledem ist im „Ring“, versteht sich, mit keiner Silbe die Rede. Sondern das Werturteil über Coar hat dort folgenden Wortlaut:

So kritisch man vom deutschen Standpunkt aus den Thesen des Verfassers gegenüberstehen muß, so sympathisch berührt seine Kritik am heutigen Wohlfahrtsstaat, indem er das Recht des Individuums betont gegenüber der modernen Massenherrschaft mit ihren hedonistischen Tendenzen.

Seht ihr das Geschöpfchen krauchen? Daß in diesen staats- und gesellschaftsphilosophischen Sphären ein „deutscher“ Standpunkt existiere — nein, das ist es nicht. Daß der amerikanische Humanitär als schwerindustrielle George Grosz-Type vorgeführt wird, die gegen Sozialpolitik scharf macht (in USA gibts gar keine!) — nein, das ist es auch nicht. Aber das ist die reizende Dummheit, die auf die Platte soll: daß dem Leser zugemutet wird, an eine moralische Antithese zu glauben zwischen „Recht des Individuums“ und „Massenherrschaft mit ihren hedonistischen Tendenzen“. Welches sind denn die „Tendenzen“ jenes „Individuums“, dem der „Ring“ ein „Recht“ zuspricht? Etwa nicht „hedonistische“? Will der durch keinerlei Staatsschranken gehemmte Renaissance-ler der Wirtschaft etwas Anderes für sich als mehr Lust für sich? Und die proletarischen Massen — die wollen ja nicht mal mehr Lust, die wollen ja bloß weniger Leid. Die Armut und alle ihre grauenvollen Begleiterscheinungen bekämpfen, für sich und seine Schicksalsgenossen — das ist „hedonistisch“; auf Kosten der Mehrheit, auf Kosten des bescheidensten Lebensglücks der Massen sich bereichern, unaufhaltsam, über alle Grenzen des Luxus hinaus, weil man sich „Herr“ weiß, mit „Rechten“ — das ist das Gegenteil von „hedonistisch“, das ist offenbar heroisch, das ist spartanisch, das ist vornehm, ritterlich und tief! Ein blinder Bettler, dem ein Schuft Groschen aus dem Hut stahl und der nun weheschreit, ist ein erbärmlicher Materialist mit verächtlichen Masse-Instinkten; dagegen der Schuft, falls er's nur, statt auf einen, auf Millionen Bettler abgesehen hat und, statt auf Groschen, auf Millionen: der Gentschuft, der Trustschuft, der Aktien-, Kuxen- und Lati-

fundienschaft, der Rolls Royce-Schuff, der Hotelhallenschaft, der Yachtschuff — der ist ein sittlich Hoher, adelig, eine Tempelherrennatur. Seine Beweggründe sind metaphysisch umhaucht, religiös umwittert; er gehört der primären Rasse an; ihm gebühren Herrscherrechte; die Plebs hat sich ihm zu unterwerfen, sie ist schlechte Rasse. Eben weil er sie ausplündert, ist sie schlechte Rasse und Plebs. Und er gute. Die, die ohne Schuld leiden, sind sittlich minderwertig; ein Aristokrat, dem Privilegien zustehn, ist, wer sie leiden macht. Dadurch, daß sie sich als Klasse befreien wollen, beweisen sie, wie lustgierig sie sind; während ihr asketischer Unterdrücker durch die Ausübung seiner Macht sein Recht erhärtet, Individuum zu sein. Man gebe endlich denen das Recht, die die Macht haben, und nehme die Freiheit denen, die nach ihr dürsten.

So meditiert jungkonservative Logik und Ethik.

Suchen wir jedoch zu ergründen, wie dieser Kreis, der klein aber oho ist, über das Recht des Individuums dort denkt, wo „Recht des Individuums“ Ernsthafteres und Anständigeres besagt als die Befugnis, andre Individuen auszuplündern, wo es nämlich das Recht bedeutet, nicht töten zu müssen und sich nicht töten lassen zu müssen für ungebilligte Ideen, für fremde Interessen — und das Recht auf Leben dürfte doch wohl das oberste aller „Rechte des Individuums“ sein —, dann finden wir, im schneidigen Tonfall der Selbstverständlichkeit, üblichste Generalsbegeisterung für die allgemeine Wehrpflicht und eisäugige Entrüstung über die „zersetzende“ Propaganda der Kriegsdienstverweigerung. Wie's trifft! Räuber und Mörder dürfen Raub und Mord aus einem „Recht des Individuums“ herleiten; versuchen Die, die sich nicht ausrauben und die sich nicht morden lassen wollen, sich ihrerseits schüchtern auf solches Recht zu berufen, so schnarrt man sie national an.

Ist dies nicht eine zum deutschen Himmel stinkende Verlogenheit? Bewahre; sie wissen nicht, was sie tun;

sie ahnen hier keinen innern Widerspruch; sie sind unschuldig wie die Lämmer; sie sind denkuntauglich wie die Säuglinge; sie sind dumm wie Bohnenstroh.

Und, auf pikfein-zurückhaltend-theoretisierende Art, frech wie der Besitz.

Ach, ich wünsche mir die soziale Revolution schon deshalb, damit Diese da endlich zu ihrem Collegium logicum kommen. Sie wird's ihnen lesen — gratis, aber eindringlich.

Laßt uns irrenhauswärts tschundern!

Selbst auf die Gefahr hin, den schon ganz eingeschlafenen Vorwurf, ich sei ein Nachahmer von Karl Kraus, wieder aufzuwecken, auszubauen, zu vertiefen und zum Weitertorkeln durch jene verstopften Gehirne zu animieren, die auf Ordnung halten und keine größere Sorge kennen, als das Nebelhorn, das sich aller Klassifizierungssucht gegenüber so widerspenstig zeigt, dennoch einzuordnen, und zwar in das Gehirnkastel mit der Aufschrift: „Abteilung: Niederreißer, Unterabteilung: Fackelnachahmer“ — selbst auf diese keineswegs zu unterschätzende Gefahr hin muß ich heute und hier auf einen Artikel in der Fackel vom Juni dieses Jahres hinweisen. Er führt den Titel: „Aus Redaktion und Irrenhaus“ und berichtet von keinem geringeren Ereignis als von der Entdeckung des zweifellos größten heute lebenden deutschen Lyrikers, eines irrsinnigen Schlossers aus Radautz, der im Czernowitzer Irrenhaus interniert ist. Sein Name ist Karl Piehowicz. Es ist zwar nach Kraus noch nicht geklärt, ob Piehowicz, der die deutsche Sprache nur mangelhaft spricht, der Autor der weiter unten mitgeteilten Gedichte ist oder ob er sie von einem unbekanntem Fremdenlegonär übernommen

und der deutschen Literatur gerettet hat; so viel ist jedoch gewiß: wir verdanken heute einem Irrsinnigen einige der erhabensten lyrischen Manifestationen eines Menschentums, das in der Welt der Zurechnungsfähigen, die nur mehr zum Rechnen fähig sind, ausgestorben erscheint und das man eigentlich mit Recht schon längst systematisch in den Irrenhäusern hätte suchen sollen, deren Insassen noch nicht so tief gesunken sind, Kant auf allerhand zu reimen und sich abends, wenn sie abgespannt sind, beim Ullsteinband zu erholen (siehe Nr. 40, Seite 14), weil sie eine freundliche Geisteskrankheit immer auf dem gleichen Niveau hält und ihr totales Verblöden verhindert.

Seit jener Veröffentlichung in der Fackel sind über zwei Monate vergangen, ohne daß die von Kraus mitgeteilten Sphärenklänge irgendein nennenswertes Echo im Blätterwald gefunden hätten. Da gerade in dieser Zeit viele Tausende deutscher Sänger mit seitenlangem Geschmuse begrüßt werden mußten, ist es nur zu begreiflich, daß für einen einzelnen deutschen Sänger kein Platz mehr übrig werden konnte. Und das ist gut so. Denn die Leute, deren täglicher Beruf es ist, den Quark zu peitschen, ob nicht etwa Creme daraus würde, sie hätten mit der Creme auch nichts weiter anzufangen gewußt, als auch sie zu peitschen, ob nicht etwa wieder Quark daraus würde. Und das wäre ihnen zweifellos gelungen. „Die Zeitungsschreiber“, sagt Lichtenberg, „haben sich ein hölzernes Kapellchen erbaut, das sie auch den Tempel des Ruhmes nennen, worin sie den ganzen Tag Portraits anschlagen und abnehmen und ein Gehämmer machen, daß man sein eigenes Wort nicht hört.“ Uns ist der Autor solcher Verse zu schade für solche Propaganda und auch zu schade für das kritische Gestümper der Literarhistoriker. Auch die bange Frage: Was wird Bartels dazu sagen? halte ich für durchaus übertrieben. Zuzutrauen wäre es ja diesem mit Jägerhemd und Hubertusmantel bekleideten Klassifikator sämtlicher schrift-

stellerischen Hausarbeiten, die heute in Deutschland an die Verleger abgeliefert werden, daß er sich bereits im Irrenhaus zu Czernowitz nach den authentischen Maßen der Vorhaut Piehowicz' erkundigt hat; denn er, der die Höhe der Kunst mit der Elle der Vorhaut zu messen pflegt und unermüdlich die Schriftsteller in Juden und Nichtjuden einteilt, kann ohne anatomischen Befund mit keinem Autor kritisch etwas anfangen. Aber nehmen wir selbst an, Bartels habe die Vorhautlänge Piehowicz' für genügend erfunden zum Eintritt des neuen Lyrikers in den Parnas deutscher Dichtung — wird ihn der Zusammenhang seiner Entdeckung mit einer Tat des Juden Kraus nicht immer mit Verdacht erfüllen und ihn hindern, Piehowicz den Platz neben Claudius, Mörike und Hölderlin anzuweisen, der ihm gebührt?

Um die Ohren des Lesers für den Empfang der lyrischen Ätherwellen aus dem Irrenhause genügend empfindlich zu machen, ist es notwendig, sie vorher auf die normale Wellenlänge der außerirrenhäuslichen Literaturbetriebsanstalt einzustellen. Für die Sendungen dieser Anstalt, in der die Zeitgenossen ihre geistigen Ausscheidungen erledigen, ohne leider durch Maueranschlag dazu verhalten zu werden, vor dem Betreten der Anstalt aus Schicklichkeitsgründen ihre Gedanken zu ordnen, ist die Wellenlänge ein fixe, nämlich: 00.

Aus der Tschechoslowakei hört man auf dieser Welle die Schüsse einer Kinderpistole und empfängt dazu folgenden aufklärenden Bericht:

Der Schriftsteller Anton Endrich, der am 26. November des vergangenen Jahres während einer Vorstellung im Prager Deutschen Theater zwei Schüsse aus einer Kinderpistole abgefeuert hat, um die Öffentlichkeit auf sich aufmerksam zu machen und angeblich gegen die Nichtannahme seiner dramatischen Arbeiten durch die Direktion des Deutschen Theaters zu demonstrieren, wurde heute vom Bezirksgericht in den Weinbergen zu 100 K Geldstrafe, bzw. 10 Tagen Arrest mit Bewährungsfrist verurteilt. Endrich, der seinerzeit in der Presse als verrückt oder minderwertig erklärt wurde, hat inzwischen erreicht, daß ein Einakterzyklus morgen an einer Prager Liebhaberbühne zur Uraufführung kommt.

Aus Frankreich wird gemeldet:

In Paris hat jetzt der belgische Schriftsteller Georg Sim eine Wette abgeschlossen, daß er alle bisherigen „literarischen Rekorde“ schlagen werde. Er wird sich für 40 Stunden in eine große Glaskiste einsperren lassen und verpflichtet sich, während dieser Zeit in seiner Glasverschalung, in die er nur seine Schreibmaschine mitnimmt, einen Roman von 15.000 Druckzeilen fertigzubringen. Es wurde festgesetzt, daß er stündlich 100 Zeilen aus seinem Käfig zu reichen habe. Das Thema wird ihm knapp vor Beginn der Arbeit gegeben.

40 Stunden à 100 Zeilen gibt 4000 Zeilen. Die restlichen 11.000 Zeilen schreibt der heilige Geist, der in Gestalt einer Taube in den Glaskäfig mitgenommen wird.

England meldet auf Welle 00 folgendes Rezept:

Der jüngst verstorbene englische Romanschriftsteller Charles Garvice erzählte einmal, wie man Romane schreiben soll: „Man nehme einen jungen Grafen, dazu eine unschuldige Dorfschönheit, sodann ein Paar böse Stiefeltern, einen Hintergrund von Soldaten und Seeleuten, einen Rechtsanwalt, der schon lange mit der Familie befreundet ist, eine Entführungsszene, eine Kirchentür, leise fallenden Schnee — rüttle das ganze tüchtig durcheinander und lasse zum Schluß die Tugend über das Laster triumphieren!“

In Deutschland, wo die Kotz-Mahler nach diesem Rezept ihre Romane kocht und sich unvergängliche Verdienste um die Popularisierung der weiblichen Onanie erworben hat, indem sie der Phantasie aller Blaustrümpfe, die nach einem Koitus mit einem unverfälschten Prinzen lechzen, literarische Anhaltspunkte gibt, in Deutschland also hat der Präsident der deutschen Dichterakademie in den Münchner Neuesten Nachrichten vom 14./15. August diese Vision:

Gewitter.

Von Wilhelm von Scholz

Nach langer Mittags-, Dämmer-, Abendschwüle
die in die kühelelosen Nächte wuchs,
trieb Sturm die Luftgebirge ostwärts hin
über der wipfelrauschenden Talnacht Erde —
bis flammend und umdonnert Blitz auf Blitz
ins Prasseln ringsum gießender Regenströme
auf überschwemmten Wegen erdbreit strahlte —
und aus der Seele Kühle stieg und Traum
in die noch zuckende Luft —

Aus. Wer hat, wenn er solches Geknödel von Worten und Phrasen vernimmt, nicht den bestimmten Eindruck, hier gurgle ein Originalgenie mit Schotter? Wer fühlt da nicht aus seiner Seele statt Kühle Hitze steigen? Wer empfindet da nicht das Bedürfnis, unter Krämpfen in die noch zuckende Luft zu speien und den Dichter samt seinen verhatschten Bildern und samt dem „Luftgebirge“ seiner Lyrik „erdbreit“ zu überschwemmen?

Da sind wir Österreicher doch andere Kerle! Wir haben nicht nur einen Bundespräsidenten, der einsichtsvollerweise einen Sonntag im August besingt, weil er an einem Feiertag im August geboren ist, sondern nennen auch Karl Hans Strobl unser, den Inhaber einer bekannten literarischen Themen-Großauskocherei, der als Präsident der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft seinerseits wieder das Problem des Gewitters und der Überschwemmung im Gegensatz zum deutschen Präsidenten-Bruder in folgender echt österreichischer Art voll südländisch pointierter Leblosigkeit löst:

Überschwemmung.

Dieses Bächlein, das sonst schleicht,
Selig-lässig talwärts t s c h u n d e r t,
Ach, wie hat's sich selbst verwundert,
Welche Wildheit hat's erreicht!

Gott goß oben so viel ein,
Daß es unten heftig strudelt,
Alle Wege arg zernudelt
Und zu groß ihm wird kein Stein.

Ach — wie gleichst du diesem Bach,
Menschenherz, in deinen Nöten,
Alle Zäune gehen flöten,
Braust du blind dem Schicksal nach.

Nötig, nützlich, angenehm
Ist solch' Wettersturm und Regen
Keinesfalls gebahnten Wegen,
Darum hüte dich vor dem!

Der Hauptgewinn, den wir aus diesen Versen ziehen können, ist die uns durch die letzte Zeile der dritten Strophe vermittelte Erkenntnis, daß ein Menschenherz

— es scheint sich um ein Bierherz zu handeln — auch brauen kann, denn vom Infinitiv „brausen“ kann höchstens die Form „er braust“ niemals aber die Form „du braust“ kommen. Was an dieser beachtlichen Stelle dem Schicksal nachgebraut wird, wird begreiflicherweise nicht erwähnt, da es sich um einen strafgesetzlich verpönten Eingriff in ein Braupatent des Schicksals handeln dürfte. Es kann lediglich vermutet werden, daß das Malz und der Hopfen, die an dieser Art von Lyrik verloren sind, gebraut werden sollen, eine Vermutung, die es uns erleichtert, die gebahnten Wege dieser Dichtkunst, der kein Regen mehr schaden kann, ohne weiteres mit der bekannten *rue de cac* zu identifizieren. Diese Erkenntnis läßt in uns endlich den Entschluß reifen, „uns vor dem“, der also dichtet, zu hüten und lieber selig-lässig irrenhauswärts zu „tschundern“, wo solche Wunder unsrer warten:

Aus den „Römischen Gedichten“.

Die Zypresse, die Olive,
Pinienwald und Berg und Au
tauchen in das himmlisch-tiefe
flecklose duftge Blau.

Um die Wasser, um die Lande,
Näh' und Ferne, weit und breit,
legt der Himmel weitgespannte
Arme der Unendlichkeit.

Frühling.

Ohne Ende sind
Wege, die zum Frühling führen:
und der laue Wind
öffnet rings geheime Türen.

Wenn die Sonne lacht,
möchtest du zum Himmel wallen,
und in tiefer Nacht
hörst du warme Tropfen fallen.

Alles Schwere sinkt
von den Dingen, die sich weiten,
und die Erde trinkt
Wunder der Entbundenheiten.

Junge Tänzerin.

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Eine Wolke weißer Seide
Spiegelt rauschend jeden Schritt,
mystisch wandeln unterm Kleide
Blut und Haut und Atem mit.

An des Körpers Blüten-Stengel
schwingt des Rockes Glocke sie,
und der Beine Doppel-Schwengel
läutet leise Melodie.

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Einen Trunk der Liebe.

Laß uns in dem Silberglanz,
den die Birken grün umhüllen,
unsrer Herzen Krüge ganz
mit der tiefen Stille füllen!

Laß uns mit dem letzten Atemhauch,
mit des Blutes letzter Welle
so hinübermünden in den Strauch
wie ins Wurzelwerk der Quelle!

Alles Irdische muß wesenlos
ohne Trauer von uns fallen;
Kind geworden in des Waldes Schoß
sind um uns nur Nachtigallen,

die uns über Raum und Zeit
über uns hinaus zu den Gefilden
Gottes wiegen in die Ewigkeit,
wo die Engel mit den milden

Mutterhänden unsren Liebesbund
heiligsprechen und in Harfenchören
und von Mund zu Mund
jubeln, daß wir wieder Gott gehören.

Erst angesichts eines solchen Reichtums der Sprache, des Empfindens, der Bildhaftigkeit, der Melodie, der Seele wird es unaussprechlich klar, wie bitter arm wir geworden sind und welche Verwüstungen in deutschen Landen jene Tintenschweine angerichtet haben, deren ganzes Innenleben aus dem rhythmischen Kreisen des Drecks in Gehirnwindungen, Adern und Därmen besteht, deren Produktion aber darin, daß sie diesen Dreck ausscheiden und ihn als literarische Detaillisten zeilenweise zum Höchstpreis verkaufen. Und von ihm leben!



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und
Trafikanten und in Wien in der Buchhandlung Richard
Lanyi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12—
12 Nummern	„ 6·50
6 Nummern	„ 3·50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9—
12 Nummern	„ 5—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14—
12 Nummern	„ „ 7—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den
Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten;
Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto
Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig
Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler
Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer
Zahl zum Preise von S 15— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller - Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Das verfluchte Geld!

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 42

15. September 1928

II. Jahr

Das verfluchte Geld!

I. Teil

Tragödie

Vor zwanzig und einigen Jahren, als junger Mensch, unbeschwert von kritischer Bedenklichkeit und schnell fertig mit dem Wort, habe ich mich eine Zeitlang damit vergnügt, für das menschliche Leben, soweit ich es aus Schule und Haus kannte, Gesetze zu suchen, Gesetze von der gleichen allgemeinen Gültigkeit wie jene Naturgesetze, die ich auf dem Gymnasium in den Physik- und Mathematikstunden kennengelernt hatte. Diese von mir entdeckten „Gesetze“ waren zwar nicht mit Ziffern beweisbar, mir aber schien ihre Richtigkeit auch ohne Beweise evident. Und daß sie verblüffend waren, konnte niemand bestreiten. Die alten Tagebücher, in denen sie verewigt waren, habe ich inzwischen in einem Anfall von Schamgefühl über die philosophischen Jugendeseleien, die sie enthüllten, verbrannt; und so sind mir heute von meinen „Gesetzen“ nur mehr zwei in Erinnerung. In dem einen stellte ich einen bisher von niemandem bemerkten Zusammenhang zwischen der Zahl der bedeutenden Männer eines Volkes und seiner allgemeinen Bildung fest! Steige die Bildung eines Volkes, so falle automatisch die Zahl seiner genialen Repräsentanten, behauptete ich. Die Tatsache, daß das, wie ich meinte, relativ ungebildetste Volk Europas, die Russen, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die größte Zahl jener wirklich hervorragenden Männer zu besitzen schien, an denen der zivilisiertere Westen Mangel litt, genügte mir zum Beweis der Richtigkeit meiner Behaup-

tung. Das zweite mir erinnerliche „Gesetz“ aber lautete folgendermaßen: Jeder Mensch, ob arm oder reich, hat vom Schicksal für sein Leben das genau gleiche Quantum Freude garantiert. Die Freuden des Armen seien zwar seltener, dafür aber um so intensiver und umfangreicher, während die Freuden des Reichen, wenn auch häufig so doch nur ganz schwach betont seien und kaum je das Niveau eines momentanen Spasses überschritten. Die Endsumme sei bei beiden, müsse bei beiden die gleiche sein.

Dieses hahnebüchene „Gesetz“, das seelische Erlebnisse wie Gewichte addierte, dieser naive Versuch, dem täglichen Anblick der irdischen Ungerechtigkeit irgendwie das Peinliche und Unfaßbare zu nehmen, war natürlich schon deshalb Unsinn, weil er nur die Freude-seite und nicht die Leidenseite in Betracht zog, auf welcher der Qual des Entbehrenmüssens so vieler notwendiger, die Not wendender Dinge bei den Armen kein irgendwie nennenswertes Äquivalent an Leid bei den Reichen gegenüberstand. Immerhin aber — und hier muß ich mich vor mir selbst in Schutz nehmen — enthielt mein Gesetz doch einen bemerkenswerten Kern: es wies auf einen Zusammenhang zwischen Geld und Seele hin, den man in all den dicken, Nationalökonomie und Geldproblem behandelnden Schwarten kaum je erwähnt finden dürfte. In diesen Scharteken ist ja doch nur die Rede vom „relativen“ und „absoluten“ Wert des Geldes, von Metallgeld, Scheidemünzen, Goldagio und Banknoten, von der Münzhoheit des Staates, der natürlich bei jedem Betrug seine Hand im Spiele haben muß, von Feingehalt und Deckungsverhältnis, von Banknotenumlauf, Geldflüssigkeit und Bankzinsfuß und wie die zahllosen mehr oder weniger intimen Reize des ungeheuerlichsten Schwindels heißen mögen, der unter der Mitwirkung der Regierungen als Zwangskursregler, Augenzudrucker und Handaufhalter von den Notenbanken heute wie ehemals praktiziert wird. Alles das interessiert aber doch nur den, der mittelbar oder unmittelbar am Schwindel beteiligt ist

oder sich irgendwie zum Mitbetrüger ausbilden möchte. Was uns aber alle angehe, finden wir in diesen wissenschaftlichen Sudeleien nicht erwähnt: die Tatsache, daß das Geld den Menschen seelenlos macht. Daß es nicht nur Den seelenlos macht, der es nicht besitzt und sich seinetwegen erniedrigen muß, sondern auch Den, der es besitzt und seinetwegen erhöht erscheint, indem es ihm den Wert der Welt durch den steten Hinweis auf ihren Preis vereckelt.

Je intensiver man sich in das komplizierteste aller Probleme, in das Problem des Geldes, vertieft, desto rettungsloser stürzt man ins Bodenlose. Das Geld ist das typische Beispiel eines Geistes, den man — angeblich aus Bequemlichkeitsgründen — gerufen hat und nun nicht mehr los wird, da er unaufhaltsam damit beschäftigt ist, zu beweisen, daß Bequemlichkeit ebenso wie Müßiggang aller Laster Anfang sei. Neunzig Prozent alles Unglücks auf Erden verdankt heute seine Möglichkeit dem Geld und den Folgen seiner Verwendung. Man quatscht viel über die Unerbittlichkeit der Naturgesetze und die Dichter singen schmerzerfüllt: das Menschenherz hat keine Stimme im finstern Räte der Natur; aber das Unerbittlichste auf Erden ist eine menschliche Erfindung, ist das Geld und seine Gesetze, die nur der Teufel festgesetzt haben kann, denn der Anblick der Geldwirtschaft ist das Einzige, was an den Teufel glauben lehren könnte. Das Geld hat uns aus der Natur vertrieben und uns in Gegensatz zu allen anderen Wesen gebracht. Der Bezirk des Geldes ist der Komplex aller jener Geschehnisse, die mit Natur nicht das Geringste zu tun haben, deren Ablauf allen Naturgesetzen entrückt ist, weil er das absolut Unnatürliche darstellt, so wie die Natur mit ihm nichts zu tun haben will, wie schon jener Börseaner im Gebirge bedauernd feststellte, von dem der Ausspruch stammt: Der Nebel steigt, der Regen fällt, und unsereiner kann nix dabei verdienen. Das Geld ist die unübersteigliche Schranke,

die zwischen uns und der Möglichkeit des Wieder-Kind-Werdens, also dem Himmelreich, steht. Nur bei den Frauen, die mit dem Geld weniger als wir zu tun haben, ist noch ein Zipfelchen dieses Himmelreiches zu finden. Wo auch sie dem Gelde verfallen (ich erinnere hier an die Debatte über die Zulassung der Frauen zum Börsenbesuch!) werden auch sie automatisch seelenlos. Neunzig Prozent alles Ärgers, alles Seelengiftes, aller Galle, neunzig Prozent aller Haßgedanken, neunzig Prozent aller Verbrechen, aller Morde, aller Selbstmorde und Verzweiflungsausbrüche, neunzig Prozent aller Qual, aller Not, aller Tränen haben heute irgendwie ihre Ursache im Geld. Menschen verhungern wegen des Geldes, Herzen brechen wegen des Geldes, Kinder verkrüppeln fürs Leben wegen des Geldes. Jeder Krieg ist ein Kampf ums Geld und um die trüben Quellen, aus denen es fließt, immer flüssig erhalten durch Beimischung von Blut und Tränen. Zahl' Dividende et impera! Und dieses Geld wurde angeblich einstmals zur Vereinfachung des Tauschverkehrs zwischen den Menschen geschaffen! Und hat heute die Erde ins komplizierteste Irrenhaus und in ein Labyrinth von kunstvoll angelegten Mördergruben verwandelt. Und wird immer und immer wieder auch heute noch gepriesen, weil es die Welt vor den unvorstellbaren Schrecken eines unbequemen Naturalien-Tauschverkehrs bewahrt hat! Man könnte lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre.

Wer das Geld erfunden hat, ist aus keinem Liede, aus keinem Heldenhaupt- oder Kassabuch zu erfahren. Wenn ich mich aber im Geiste in jene primitiven Zeiten zurückversetze, in denen es noch kein Geld, aber Glück und Lebensfreude gegeben hat, in denen noch niemand auf die Wahnsinnsidee verfallen war, das Rohprodukt aus dem Ausland einzuführen, das Halbfabrikat wieder auszuführen und das Fertigfabrikat noch einmal einzuführen, damit die Nationalökonomien etwas über den Segen der Arbeitsteilung zu schmuse haben, wenn ich mich frage,

wer in jenen Zeiten, als die Menschen noch mit der Erde verbunden waren und die Begriffe Arbeitslosigkeit und Konjunktur noch friedlich nebeneinander in Abrahams Wurstkessel ruhten und noch nicht zum Dasein und Verschweinen des Lebens erwacht waren, wenn ich mich frage, wer in jenen Zeiten, in denen die Menschen das hatten, was sie brauchten, und nicht mehr brauchten als das, was sie hatten, auf die Idee des Tauschverkehrs gekommen sein kann, dann sehe ich die Hütten der Medizinmänner, Zauberer und Pfaffen vor mir, jener ersten Geschäftsleute, die zuerst die Furcht vor Geistern erzeugten, um hinterher an ihr profitieren zu können. Und ich sehe, wie sich vor den Hütten dieser ersten Unholde, die sich von der Erde lossagten, weil sie von der Dummheit mit mehr Bequemlichkeit zu leben hoffen konnten, die Lebensmittel zu Bergen türmen, Lebensmittel als Weihegaben und Stolgebühren dort von den Ängstlichen niedergelegt. Und ich sehe hinter der Stirn des ersten Priesters angesichts der verderbenden Lebensmittel, die er aufzuessen nicht imstande ist, angesichts der für Einen viel zu vielen gleichartigen Bedarfsgegenstände, mit denen er nichts anzufangen weiß, zum erstenmal den Gedanken auftauchen, man könne doch den größten Teil dieser Gegenstände bei Nachbarstämmen gegen andere Waren umtauschen, die mehr locken, weil sie hierzulande nicht zu sehen sind, und man könne von den Stammesgenossen statt der Lebensmittel die Ablieferung von Dingen fordern, die unverderblich und auch bei den Nachbarn geschätzt seien — des ersten Geldes.

Wenn man heute das Geld abschaffen und auch nur den Naturalien-Tauschverkehr wieder einführen wollte, hätte mehr als die Hälfte der abendländischen Menschheit nichts hinzugeben, um Lebensmittel dafür einzutauschen, und müßte verhungern. So weit sind wir glücklich durch das Geld, das den Menschen von der Erde losgerissen hat, gekommen. Aber die wenigsten merken es. Früher einmal hatte das Leben einen Zweck. Man lebte, um

glücklich zu sein, machte damit andere glücklich und gedieh. Das einzige Lebensmittel, das es gab, das einzige Mittel, das Leben zu erhalten und zu genießen, war die Erde und ihre Bebauung beanspruchte nur einen Bruchteil der Lebenszeit, da sich die Bedürfnisse innerhalb der Grenzen des Notwendigen hielten. Seit aber das Geld den Menschen von der Erde getrennt hat, ist das Geld statt der Erde zum obersten Lebensmittel, zum Spender aller übrigen Lebensmittel geworden. Die Bedürfnisse stiegen mit dem Aufhören ihrer Beschränkung auf die Produkte des begrenzten Stückes Erde, das man bebaute, ins Uferlose, der Herbeischaffung des Geldes zu ihrer Bezahlung mußte immer mehr Zeit geopfert werden und schließlich wurde das neue Lebensmittel, das Geld, zum Lebenszweck. Statt Geld für das Leben hinzugeben, gibt man heute sein Leben für Geld hin und nichts kann den irrsinnigen Zirkel, in den wir verstrickt sind, anschaulicher machen als der Gesang der Arbeiter in Upton Sinclairs Roman „Petroleum“:

Wir arbeiten
Um das Geld zu kriegen,
Um die Nahrung zu kaufen,
Um die Kraft zu haben,
Um zu arbeiten,
Um das Geld zu kriegen,
Um die Nahrung zu kaufen,
Um die Kraft zu haben,
Um zu arbeiten,
Um das Geld zu kriegen,
Um die Nahrung zu kaufen,
Um die Kraft zu haben,
Um zu arbeiten

usw., usw., bis einem der Atem aus- oder doch vorher noch ein Licht darüber aufgeht, wie herrlich weit wir es infolge des Geldes gebracht haben. Was die Arbeit, die einem solchen Tretmühlendasein entstammt, wert ist,

drückt wieder Alfons Petzold, der Dichter, der selbst Arbeiter war, am überzeugendsten aus:

Da stehen sie und regen schwer die Glieder
in den durchdampften Räumen der Fabrik.
Ein jeder senkt auf seine Arbeit nieder
den noterstarten, teilnahmslosen Blick.

Sie sind nicht Menschen mehr, sind nur Maschinen,
die in dem vorgeschriebnen Stundenkreis
sich drehen müssen, ohne daß von ihnen
nur einer seine Kraft zu schätzen weiß.

Sie können nimmer ihre Hände spannen
nach ihrer Tage mühevollen Tun
um eigne Werke; was sie je begannen,
muß halbvollendet tot im Dunkel ruhn.

Sie schaffen abertausend Gegenstände,
sie machen viele Dinge stark und groß;
doch ist nicht Gott im Regen ihrer Hände,
und was von ihnen kommt ist seelenlos.

Wenn Tolstoi sagt: „Mit dem Geld ist es wie mit dem Mist; liegt er auf einem Haufen beisammen, stinkt er, verteilt aber düngt er das Land“, so trifft er mit diesen Worten nicht das, worauf es beim Geld ankommt, sondern lediglich die wirtschaftliche Kalamität des Kapitalismus, also bloß eine der Folgen des Geldes. Und vor allem übersieht er, daß der Mist mit dem Geld gar nicht verglichen werden kann, da er ungleich mehr wert ist. Denn ohne Mist müßten wir schließlich einmal verhungern, ohne das Geld aber wären die, die heute hungern, übermorgen satt. Auch die Vorschläge, das Geld zu reformieren, ihm einen unveränderlichen Wert zu verleihen und es dem Gepakle der internationalen Haderlumpen zu entziehen, die sich von der Ausnützung seiner von ihnen hervorgerufenen Wertschwankungen Yachten kaufen, halte ich nicht für zum Ziele führend und nur für relativ gut. Der größte Teil des Irrsinns,

die Abhängigkeit von Konjunkturen und Krisen, bliebe dabei ja doch erhalten. Nicht deshalb ist das Geld verderblich, weil die, die es haben, durch alle möglichen Schiebungen seinen Wert, wie es ihnen gerade paßt, verändern können, sondern deshalb, weil es den Menschen bloß auf seine Arbeitskraft stellt, die heute begehrt sein, morgen aber schon ohne jede Nachfrage bleiben kann, weil es ihn also in die Luft stellt.

Xenophon berichtet, daß Sokrates einmal gesagt habe: Die Speisen, die auch ohne Hungergefühl zum Essen verlocken, die sind es, welche den Körper zugrunde richten. Mit demselben Rechte kann man sagen: Die Waren, die zum Ankauf verlocken, auch wenn man sie nicht notwendig braucht, die sind es, welche die Seele zugrunde richten, die sind es, die den Menschen zum Opfer des Geldes machen. Und wer vermittelt uns solche Waren, wer verfolgt uns mit ihnen? Der Handel. Jeder Abenteurer, der sich mit einem kapitalkräftigen Spekulanten verband, hatte früher einmal die Möglichkeit, in fremde Länder zu fahren, die dortigen Eingeborenen zu betrügen oder zu berauben, und Waren, die in einem andern Erdstrich vielleicht notwendig sind, für Schnaps und Schießpulver einzutauschen und nach Europa zu bringen, wo man bisher ohne sie ausgekommen war, so wie man dort ohne Schnaps und Schießpulver ausgekommen war; und so den Menschen neue Bedürfnisse anzuerziehen. Jeder Scharlatan kann heute irgendeinen Dreck erzeugen, morgen seinen gesetzlich geschützten Namen mit einem Flugzeug an den Himmel schreiben und in der Presse annoncieren, sein Dreck sei unentbehrlich für den mondainen Herrn, für die elegante Dame, für die Hausfrau, für den Geschäftsmann, kurz, für jeden Menschen, der auf der Bahn des Fortschritts in den Abgrund torkelt. Übermorgen kauft man den Dreck bereits und überübermorgen glaubt man wirklich, man könne ohne ihn nicht mehr leben und vor seiner Erfindung habe man bloß so dahinvegetiert und sei ums

Beste des Lebens betrogen gewesen. Und das, worauf es einzig und allein immer und immer wieder ankommt, das Glück des Menschen, stirbt sichtlich vor unseren Augen mit jedem Tage mehr dahin. Was haben wir von dem „Siegelauf“ der Technik, wenn sich der Mensch auf dem Wege von Niederlage zu Niederlage befindet? Was soll das Flugzeug, mit dem einer von Amerika nach Europa fliegen kann, um hier Bier zu trinken und für Brauereien Reklame zu machen wie Chamberlin? Was hilft uns das Radio, wenn es uns aus Australien die Klänge eines Jazz vermittelt, den unten im Wirtshaus ohnehin eine Kapelle spielt, daß man auf und davonlaufen möchte? Was haben wir vom Fernsehen, wenn es uns mit dem Anblick von Arschgesichtern aus Amerika versorgt, wo unser Bedarf an solchen doch vom Inlande reichlich gedeckt wird? Es ist gehirnw weich, zu schließen, weil die Technik vollkommen sei, sei auch die Welt, die diese Technik hervorgebracht hat und benützt, vollkommen. Niemandem fällt es ein, zu leugnen, daß die Maschine vollkommen ist, aber niemand kann auch bestreiten, daß der Mensch ihr immer vollkommenerer Sklave wird. Hat sich was mit dem Gerede: Wir haben die Natur besiegt und uns ihre Kräfte dienstbar gemacht! Besiegen kann man nur jemanden, der gegen uns kämpft. Der Natur fällt das nicht ein; sie ist gleichgültig und folgt ihren unabänderlichen Gesetzen. Wir müssen verflucht vorsichtig mit ihr umgehen und uns ganz genau ihren Vorschriften fügen, wollen wir sie „besiegen“. Wir müssen unseren Maschinen dienen von früh bis spät, aber wir müssen es aufgeben, den Menschen zu dienen, wollen wir an den Naturkräften, von denen wir meinen, sie „dienen“ uns, mitschmarotzen. Das Wasser will zu Tal und es ist ihm ganz gleichgültig, ob es einen Felsen hinunterdonnert oder durch ein Turbinenrohr fällt und so nebenbei elektrische Energie erzeugt, damit wir mit ihr einen Zeitgenossen, der zum Gehen zu ausgefressen ist, per Bahn in die besiegte Natur befördern können

oder mit ihr als Licht ein Nachtlokal beleuchten, in dem alle Paare nur den einen Wunsch haben: daß der Teufel die Technik hole und es finster werden möge. Der Erfolg freilich ist „kolossal“, denn unsere Großväter — man denke — haben noch mit Kienspan beleuchtet! Mit Kienspan haben sie wohl beleuchtet, aber kein Nachtlokal, weil's keins gegeben hat, und wenn der Kienspan zu stark gestunken hat, haben sie ihn ausgelöscht und sich aufs Ohr gelegt, während wir bald auf der Nase liegen werden. Sie haben zwar keine Naturkraft besiegt, sich dafür aber ihre eigene erhalten.

Der Einzelne, der in dieses Irrenhaus ohne sein Zutun hineingeboren worden ist, kann natürlich weder das Geld abschaffen noch sich von Industrie und Handelemanzipieren; benötigt er doch ihre Produkte, um ihren Geist zu bekämpfen und zu sagen und immer wieder zu sagen und es in alle Winde zu schreien, daß sie Geißeln der Menschheit sind. Hat Lao-Tse vor 2500 Jahren „Rückkehr zur Einfachheit bis zur Verwendung von Knotenschnüren anstatt der Schrift“ gepredigt, hat er für einen solchen Fall verheißen: „dann schmeckte auch grobe Nahrung süß, dürftige Kleidung gefiele, eine Heimstätte zum Ausruhen befriedigte“, so sollte man meinen, daß man auch heute predigen könne, was den Idioten ewig unverständlich bleiben wird: daß der Wert des Komforts ein relativer, der des Glücks aber ein absoluter ist. Den Vorwurf des Plagiats will ich dabei meinetwegen riskieren.

Die ganze abendländische Menschheit seufzt unter der Geißel des Geldes. Ganz wurst, ob Arbeiter oder Unternehmer, Arbeitsloser oder Kapitalist. Aber niemand kann es mit seiner Würde als moderner Mensch vereinbaren, zum Komfort endlich einmal: Geh fort! zu sagen. Die privatesten Angelegenheiten des Lebens, die Geburt eines Kindes, die Frage der Liebe und des Sterbens, alle diese Fragen sind heute schon zu reinen Geldfragen geworden und in Amerika hat sich sogar schon die Zeit in Geld verwandelt. Weg mit der Schweinerei!

Die Frage des Angelus Silesius

Wozu ist Geld doch gut?

Wer's nicht hat, hat nicht Mut,

Wer's hat, hat Sorglichkeit,

Wer's hat gehabt, hat Leid

ist mit einem einstimmigen: Zum Krenreiben! zu beantworten.

Die Juden haben recht: Das Berühren des Geldes macht unrein. Aber nicht nur am Sabbat, sondern an allen Tagen. Dann würde jeder Tag wieder ein Sabbat, das heißt: ein Festtag sein.

Das verfluchte Geld!

II. Teil

Satyrspiel

Die Uhr des Amtsgebäudes schlug dreiviertel fünf.

Die Beamten des Ministeriums, die hier für wahre Hungerlöhne täglich acht Stunden Dienst machten, hoben die Köpfe und horchten. Dann warfen sie die Federstiele auf die Schreibzeuge, daß die blauviolette Amtstinte spritzte, schmissen die Akten in eine Ecke des Schreibtischaufsatzes, rückten die Stühle, erhoben sich und reckten die steif gewordenen Gelenke. Hierauf nahmen sie ein Stück Seife aus der Lade, gingen zum hölzernen Bürowaschtisch, wuschen sich die Hände, eilten vorgebeugt mit tropfenden Fingern zum Schrank, entnahmen ihm ein unsauberes Handtuch und trockneten sich ab. Schließlich ergriffen sie Hut und Mantel, riefen: „Habe die Ehre, Herr Kollega!“ und verließen das Amt.

So taten sie täglich und so tat auch ich alle Tage. Alle Tage, wenn es draußen Frühling, Sommer, Herbst und Winter war. Das ganze Jahr. Die ganzen Jahre.

Die Straße, auf die ich hinaustrat, war von einer schwülen, von feinem Staub durchsetzten Luft erfüllt, in welcher schwarzgekleidete Menschen durcheinander-eilten und Automobile, Wagen und Straßenbahnzüge hin- und herfuhrten und Lärm machten. Die Wärme erinnerte mich wieder daran, daß es ja eigentlich Frühling sei. Daß irgendwo draußen der Wald grün werde, die Obstbäume in Blüten stünden und an den Ufern kühler, klarer Bäche Blumen im Grase glänzten. Was hatte ich davon? Welch ein Leben! Und keine Aussicht, es je ändern zu können! Eine trostlose, verzweifelte Gleichgültigkeit erfaßte mich. Ich beschloß, den Mantel auszuziehen und auf den Arm zu nehmen und zu Fuß nach Hause zu gehen. Das sollte meine Frühlingsfeier sein! Ein klein wenig nur wollte ich empfinden, daß etwas anders geworden sei!

Anfangs schien das ganz nett und originell. Nachdem ich aber ein kurzes Stück gegangen war, war ich schon wieder stumpf wie ein Tintenfisch. Dieser entsetzliche Alltag, der mir auf der Seele lastete! Ich sah nichts mehr von dem, was um mich her vorging, ich hörte nichts, ich fühlte nichts, ich dachte nichts. Schatten huschten ununterbrochen an mir vorbei, aber ich nahm nichts aus. Sie bewegten sich: also werden's wohl Menschen gewesen sein. Vielleicht aber auch Hunde oder Pferde. Na meinetwegen! Mir gänzlich egal und eklig! Pfui Teufel! So ein armseliges Schluckerleben!

Als ich eben die Währingerstraße übersetzen wollte, mußte ich einen Augenblick innehalten, weil ein großes Auto eben langsam vorüberfuhr. In dem Auto saß ein dicker Herr und rauchte eine dicke Zigarre. „Verfluchtes Faß!“ dachte ich, sah ihm nach und ging weiter. Und plötzlich begann ich wieder einmal nachzusinnen, wie es wohl wäre, wenn ich viel Geld besäße.

Ach, das Geld! Wie oft hatte ich es schon verflucht, weil ich es nicht besaß! Und wie oft hatte ich es aus dem gleichen Grunde schon so heiß, wie nichts

anderes auf Erden, herbeigewünscht und ersehnt! Welch' eine Macht! Was brauchte ich mehr! Gehörte dann nicht gleich alles mir? Alles, was ich sah? Die Häuser, zu denen ich emporblickte, die Pferde, die Wagen, die Automobile mit den federnden Lederkissen, alle die schönen Sachen, die in den Auslagen zur Schau gestellt waren, und endlich auch die Weiber in den duftigen, verlockenden Frühlingskleidern, die mich jetzt nicht ansahen und die Auslagen betrachteten? Natürlich, die Weiber! Was würden die wohl gleich für verliebte Nasenlöcher machen, wenn ich zu ihnen heranträte und sagte: „Meine Gnädige, bitte, wählen Sie nur, was Ihnen gefällt! Ich zahle!“ Und würden sie sich wohl weigern, in meinen Wagen zu steigen und mit mir rasch durch die Straßen zu gleiten, würden sie sich wohl lange zieren, für ein Weilchen zu mir in mein vornehmes Absteigquartier zu kommen und Ach, das Geld! Wie schön! Wie prächtig!

Tausend Schilling Zinsen im Tag! Das wäre so was! Gerade recht! Und ich begann nachzurechnen, welches Kapital wohl nötig sei, um täglich einen Tausender verzehren zu können. 6% Zinsen gerechnet. Welch eine angenehme Mathematik! Welch eine süße Zerstreuung!

Plötzlich blieben meine Beine von selbst stehen, und als ich verwundert darüber umherschaute, entdeckte ich, daß ich schon in der Vorstadt und vor dem Hause, in dem ich wohnte, angelangt war. Wie war ich hierhergekommen? Welchen Weg war ich gegangen? Durch welche Straßen war ich geschritten? Keine Ahnung! Sonderbar! Und staunend und doch wieder zum Staunen zu träge stieg ich widerwillig die vier Treppen zu meiner kleinen und ärmlichen Wohnung empor.

Mißgestimmt durch die widerliche Wirklichkeit, betrat ich mein kahles Hofzimmerchen und ließ mich auf den Diwan fallen. Der Diwan war alt, krachte erbärmlich in allen Fugen und bohrte mir abwehrend seine Stahlfedern in den Leib. Aber es half ihm nichts. Da lag

ich nun und spann meine Träume weiter. Ich dachte an weite Reisen, an Indien, an Japan, an China, an alle die fremden Völker und ihre seltsamen heiligen Gebräuche, an einen komfortablen Ozeandampfer, an eine zweibettige Kabine und an das dazugehörige, natürlich bildschöne und pikante Weibsen! Und immer wieder war der Weisheit letzter Schluß: Ach, das Geld! Wie schön! Wie prächtig!

Allmählich wurde es abendlich und dunkel. Die Dämmerung des Frühlingsabends, der, wie alles in der Stadt, wohl auch ein wenig nach Rauch schmeckte, aber doch eine ganz leise Beimischung von irgend etwas Lenzhaftem hatte, so ein bißchen Fliedergeruch von irgendwo her, so ein feines Duften, das nach der Ferne rief und zum Wandern verlockte — die Dämmerung dieses Frühlingsabends strömte durch das offene Fenster ins Zimmer und verhüllte mitleidig die Sprünge und die abgestoßenen Ecken der zerschundenen Möbel vor meinen nach Luxus dürstenden Augen. Wo nur Frau Wurm, die Hausbesorgerin, die mir für fünfzehn Schilling im Monat meine Bude in einem Zustande hielt, den arme Leute als Ordnung bezeichnen, heute mit dem Abendessen blieb? Auch eine arme Haut, diese Wurmin, aber tüchtig und sparsam! Was die wohl täte, wenn sie einen Tausender im Tag zu verludern hätte? Aber richtig, da fiel mir ein: die Alte mag ja gar kein Geld! Nein, so was! Plötzlich stand diese ganze sonderbare Geschichte, die mir meine Mutter vor Jahren wie ein Märchen erzählt hatte, ganz klar vor mir. 's war wirklich ein Märchen! Ganz merkwürdig und komisch . . .

Frau Barbara Wurm hieß als Mädchen Zangerl. Im Hinterhause, in jenem Lichtschacht, schmutzig und tief wie ein Kohlenbergwerk, den der Großstädter „Hof“ nennt, in dieser Abort- und Küchenfensterröhre mit ihren von Ruß und Regen zebraartig gestreiften Feuermauern war Fräulein Barbara Zangerl seinerzeit eine Berühmtheit gewesen. In der Küche im zweiten Stock, die zur

Wohnung ihrer Eltern gehörte, schaltete und waltete sie. Den ganzen Tag vernahm man sie „Du mein Görl, meines Herzens Pörl!“ singen, nur ab und zu übertönt von dem Rauschen einer energisch betätigten Wasserspülung hinter den schmalen Fenstern gegenüber. Und die Mädchen im ganzen Lichtschacht, über- und untereinander, lauschten und die Mütter sprachen: „Das ist die Zangerl Barbara. Der Mann, der die einmal kriegt, der ist wirklich zu beneiden!“ Warum sagten die Mütter das? War sie so schön? So schön wie eine zerzauste Eule ungefähr. War sie vielleicht so gescheit? Sie konnte nicht einmal ordentlich schreiben. War sie so züchtig? Züchtig wohl, aber nur deshalb, weil ihr niemand Gelegenheit zur Unzucht gab. Warum also priesen die Mütter ihren zukünftigen Gatten? Sie war wohl äußerst energisch, das ist richtig, und wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann führte sie es auch unter allen, aber auch unter allen Umständen durch. Doch das wäre doch eher ein Grund, den armen Mann zu beklagen, statt ihn zu preisen! Aber nein! Ihre Sparsamkeit, ihre unfaßliche, wunderbare Sparsamkeit überstrahlte alle ihre anderen Eigenschaften wie die Sonne eine Unschlittkerze! Und Sparsamkeit — das ist wohl eine Eigenschaft, die sich die Männer gefallen lassen können! Nicht?

Sie war so sparsam — — — nein, Worte reichen nicht aus, ihre Sparsamkeit zu schildern. Ehe sie zwei Groschen mehr als irgend jemand anderer für irgendeinen Artikel, sei es nun für Fleisch oder für Gemüse oder für Kartoffel, gezahlt hätte, lief sie lieber alle Geschäfte der Stadt ab und ruhte nicht eher, bevor sie es nicht irgendwo billiger als alle erhalten hatte. Und wie bei den Lebensmitteln, so machte sie es auch bei allen anderen Dingen und versetzte dadurch ihre Mitschwestern in Staunen. Und sie weidete sich an diesem Staunen, sie verriet diese geheimen Quellen nicht und wurde sich täglich ihres eigenen Wertes mehr bewußt. Sie war

davon überzeugt, daß Sparsamkeit die höchste Tugend sei, die man überhaupt haben könne, und war jederzeit bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß es nichts Wichtigeres gäbe, als möglichst billig einzukaufen. Jeder Mensch bildet sich übrigens ein, daß das, was er tut, etwas Besonderes sei. Glaube ich das von meinen Novellen nicht auch? Na also! Diese Einbildung erst macht das Leben erträglich. Verliert man sie, so fällt alles auseinander und das Ganze wird sinnlos. Wehe! Ein böser Zustand!

Aber so sehr auch Barbara Zangerl an hausfrau-licher Tüchtigkeit alle anderen Mädchen im Hause über-ragte, in einer Beziehung war sie doch so schwach wie alle. Nämlich in dem Wunsche, ihren Namen— ob-wohl doch niemand bestreiten kann, daß Zangerl ein sehr schöner Name ist — mit einem anderen zu ver-tauschen. Und zwar möglichst bald. Sie wußte aller-dings, daß im ganzen Hause schon ihr Zukünftiger in allen Tonarten gepriesen werde, und sie hörte es auch gern, aber je älter sie zwischen Kochtöpfen und wunder-baren Rezepten wurde, zwischen Rezepten, nach denen ohne Fett, ohne Eier und beinahe ohne Mehl doch auf irgend eine geheimnisvolle Weise — sie wußte selbst nicht recht, woraus eigentlich — die leckersten Gerichte entstanden — — also je älter sie wurde, desto bangere Zweifel schlichen sich in ihr Herz, ob sie überhaupt heiraten werde, ob nicht ihre ganze Tugend zwecklos erworben und ebenso zwecklos zur höchsten Voll-kommenheit ausgebildet worden sei, und ob es ihr nicht vielleicht bestimmt sei, als alte Jungfer zu ver-runzeln wie ein über den Winter auf den Schrank ge-legter und dort vergessener Apfel. Die Männer waren ja so dumm und liefen nur immer hinter denen her, die recht auffallend mit dem Steiße wackelten! Pfui über sie!

Aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Eben als Barbara Zangerl zum drittenmal ihren neun-

undzwanzigsten Geburtstag feierte, machte sie die Bekanntschaft eines Mannes namens Wurm. Schön war er gerade nicht — aber was machte das? Sie war ja auch keine Venus. Dafür aber war er so dumm, daß man, als er schon kurze Zeit nachher mit Mutter Zangerl ein ernstes Wort sprach, nicht mit Sicherheit hätte sagen können, ob er auf zwei oder vier Freiersfüßen ging. Trotzdem wurde die Sache perfekt. Alle im Lichtschachte übereinander und untereinander tuschelten über diese Neuigkeit und die Wasserspülung brauste dazu. Eine besonders Kecke unten im Erdgeschoß des Hauses behauptete sogar mit Bezug auf Herrn Wurm, den Bräutigam, daß der Dumme eben das Glück habe, ein Ausspruch, der höhnisches, heimliches Gelächter zur Folge hatte, das sich bald bis in den fünften Stock hinauf emporpflanzte. Barbara sah und hörte von dem Treiben nichts. Sie war selige Braut und hatte vollauf damit zu tun, die billigste Ausstattung, die in ganz Wien aufzutreiben war, auszukundschaften.

Die Ehe wurde überaus glücklich. Nicht anders möglich. Als Junggeselle war Herr Wurm mit seinen Bezügen, die er als Diurnist hatte, nie ausgekommen, denn er war einem halb heiteren, halb lockeren Lebenswandel nie abgeneigt gewesen. Nun als Ehemann sah er mit Staunen, daß sein Gehalt sogar für Zwei reiche. Dies erschien ihm ein größeres Wunder als die Speisung der Sechstausend. Er betete seine Frau bald wegen ihrer über alle Begriffe großen und findigen Sparsamkeit an, lobte sie seinen Freunden gegenüber wie der Landwirt seine Obersau, die eben den ersten Preis erhalten hat, und hielt sie beinahe für eine Zauberin, der sie auch, wie man nicht leugnen kann, je älter sie ward, desto ähnlicher wurde.

Nur in einer Beziehung gab es manchmal Mißhelligkeiten zwischen den Eheleuten. Herr Wurm spielte. Nicht etwa Bakkarat oder Poker oder „Meine Tante — deine Tante“, nein. Auch kein anderes von diesen teuf-

lischen Glücksspielen, die die mütterlich besorgte Polizei mit Eifer verfolgt und deren Name Legion ist. Wieder nein! Herr Wurm spielte im Zahlenlotto. Niemand wird bestreiten, daß das ein harmloses Vergnügen ist, zu dem er schon durch das oben zitierte Sprichwort von dem Dummen und seinem Glück geradezu berechtigt war. Aber Frau Wurm wollte von dieser Berechtigung nichts wissen; und wie es bei ihrem neuen Namen nicht anders möglich war, wurmte es sie, daß ihr Mann ab und zu einmal einen durch ihre Genialität beiseitegebrachten Silberschilling in der Hoffnung eines Ternos verplemperte. Sie verbot es ihm also. Und das wurmte wieder ihn, den Wurm, weil das Lottospiel doch so ziemlich sein einziges Vergnügen war. Und im Bewußtsein seiner Manneswürde gab er nicht nach und spielte heimlich doch weiter, wenn es auch höllisch schwer war, von jedem Monatsgehalt ein paar Schillinge für dieses Vergnügen zu unterschlagen. Er sagte, im Amte seien ihm Abzüge für den Pensionsfonds gemacht worden. Und da konnte Frau Wurm nichts weiter sagen, denn das Wort „Pension“ klingt in den Ohren einer Beamtenfrau süßer denn alle Liebesworte. Also freute sich der weibliche Wurm auf die Pension und der männliche spielte.

Bums, da geschah etwas, was andere Leute als höchsten Glücksfall betrachten, was aber die wurmige Barbara in die gräßlichsten Seelenqualen stürzte. Herr Wurm bewies die Wahrheit des oben schon zweimal zitierten Sprichwortes, machte einen Quinterno und gewann dreißigtausend Schilling. Nichts war natürlicher, als daß er sich darüber so höchlich freute, daß ihn beinahe der Schlag streifte. Niemand wird es Wunder nehmen, daß er allsogleich auch den heftigen Wunsch verspürte, diesen Glücksfall gebührend zu feiern. Frau Barbara freute sich zuerst, als sie die Sachlage noch nicht in ihrer ganzen Gräßlichkeit durchschaute, mit ihm, obwohl sie nicht recht wußte, was sie mit dem vielen Geld anfangen sollten, da doch dank ihrer wunderbaren

Sparsamkeit alles, was sie zum Leben brauchten, billig und ausreichend vorhanden war. Aber immerhin, sie freute sich, wenn schon aus keinem andern Grunde, so doch deshalb, weil sie wußte, daß sich andere darüber ärgern würden. Aber ihre Freude währte nicht lange. Etwas Schreckliches geschah.

Das Schreckliche aber, das geschah, war folgendes: Am zweiten Tage, nachdem das Glück in Gestalt von dreißigtausend Schilling über die Familie Wurm gekommen war, ein Glück, das sich im weiteren Verlauf dieser märchenhaften Geschichte bald als ein Unglück herausstellen wird, trat Herr Wurm zu seiner Frau, die eben in der Küche wie ein Feldherr über seinen Karten über dem Küchenbuche brütete. Sie addierte und freute sich eben in der Tiefe ihrer sparsamen Seele darüber, daß sie in dieser Woche zwei Schilling weniger als in der vorhergehenden ausgegeben habe. Da tippte sie der reiche Wurm auf die knochige Schulter. Und als Frau Wurm über diese Berührung wie ein Dichter aus der Umarmung der Muse emporschreckte und aufsaß, überreichte er ihr eine funkelnagelneue Hundertschillingnote mit einer lässigen Handbewegung, wie sie nur reiche Leute bei solcher Gelegenheit haben. Und er bedeutete ihr, daß sich eine würdige Feier des Quinternos nun nicht mehr aufschieben lasse. Sie möge für das Geld zwei Flaschen Champagner, Austern, Kaviar, einen Hummer, eine Poularde und köstliche Bäckereien kaufen. Die ganzen hundert Schilling könnten für diesen Zweck draufgehen, aber nur gut und reichlich solle alles sein. Oh, er war ein Feinschmecker, der Herr Wurm! Und als ihn Frau Wurm mit der Banknote in der Hand verständnislos ansah, lachte er dröhnend, schlug ihr auf den Rücken und sagte: „Ja, Alte, jetzt hat's ein Ende mit der Sparsamkeit! Nun geht's aus einem andern Ton! Wir haben's ja, wir können's ja, Vermögen ist ja da! Aber nur rasch! Mir wässert schon der Mund nach diesen guten Sachen!“ Damit verließ

er die Küche. Frau Wurm blieb allein zurück, starrte das viele Geld, das sie in Händen hielt, an und vor ihren grünen Affen Augen wurde es trübe. Sie versank in bohrende Gedanken. Einen Betrag, mit dem sie sonst bei Aufbietung ihrer ganzen Tüchtigkeit beinahe einen Monat ausgekommen war, sollte sie jetzt an einem Abend verpulvern? Und wozu? Hatten sie nicht auch sonst immer genug zu essen gehabt und war nicht immer alles gut und bekömmlich gewesen? Konnten sie diese sündteuren und lächerlichen Speisen reizen? War es nicht das Bewußtsein, gut und doch billiger als alle anderen eingekauft zu haben, das erst jedem Essen die richtige Würze verlieh und das einfachste Gericht köstlicher denn Manna schmecken ließ? Je länger sie darüber nachdachte, desto unfähiger fühlte sie sich, dem Wunsche ihres verschwenderischen Mannes Folge zu leisten. Sie empfand deutlich, daß er mit dieser Zumutung nicht viel weniger von ihr verlange, als gegen ihre Überzeugungen zu handeln, gegen Überzeugungen, die alle Menschen an ihr als richtig und als bewundernswert anerkannt hatten. Sie sollte deshalb, weil er ein Spieler war, plötzlich ihren Charakter verleugnen und ihrer Natur Gewalt antun? Nimmermehr! Sie fühlte den Tugendstolz und die sittliche Kraft eines Cato über sich kommen, erhob sich und ging mit Schritten, die fester und energischer als sonst waren, so daß der Fußboden des altersschwachen Hauses unter ihnen zitterte, zu ihrem Manne hinüber, um ihn von ihrem Entschluß in Kenntnis zu setzen.

Nun war die Reihe an Herrn Wurm, verständnislos dreinzuglotzen. Er begriff seine Frau absolut nicht, hielt ihre Weigerung, die doch, wie eben zu sehen war, reinsten Sittlichkeit und tiefster Konsequenz entsprang, für einen Ausfluß teuflischer Bosheit und geriet — sonst immer sanft wie ein Lämmchen — in einen Anfall brüllender Grobheit, aus dem Frau Wurm mit schmerzlichem Entsetzen schon die entsittlichende Wirkung des

Geldes entnahm. Dann schlug er die Türe hinter sich zu, was er noch nie getan hatte, und stürmte ins Wirtshaus davon, was er sich ebenfalls noch nie erlaubt hatte! Weg war er.

Erschüttert und von Gedanken gequält, die womöglich noch bohrender waren als die vorher beim Anblick der Hundertschillingnote, verbrachte Frau Wurm den Abend einsam in ihrer leeren Wohnung. Dunkel fühlte sie, daß etwas Feindliches, Gewaltiges und Furchtbares in ihr bescheidenes und ruhiges Leben eingebrochen war, und seufzte viel.

Um 3 Uhr morgens kam Herr Wurm vollständig betrunken nach Hause. Aus dem Maule pfauchte er einen keuchenden Atem, der das Zimmer mit einem wüsten Gestank von Alkohol und Tabak erfüllte, während seine Kleider sonderbarer-, rätselhafter-, unbegreiflicher Weise einen ganz feinen Duft von Parfüm ausströmten. Als Frau Wurm, im Bette liegend und Schlaf simulierend, diesen Duft witterte, ergriff ein geradezu lähmendes Entsetzen ihr Herz. So weit also war es schon am ersten Tage mit dem Wurm gekommen! Und während dieser elende Wurm angekleidet auf sein Bett fiel, zu schnarchen begann und Geräusche von sich gab wie eine harte Semmel, die auf einem Reibeisen zu Bröseln gerieben wird, verbrachte die arme, unglückliche Wurmin den Rest der Nacht schlaflos.

Der nächste Tag begann mit einem erbitterten, schließlich in knallende Tätlichkeiten ausartenden Kampf zwischen den beiden durch Ehe und priesterlichen Segen Verbundenen. Auch dies war eine Neuerung in ihrem Zusammenleben. Und neu war es auch, daß Frau Wurm diesmal den kürzeren oder vielmehr die kürzere zog und der wütende Wurm nach siegreich bestandnem Gefecht zum Frühschoppen stürzte.

Ratlos, zerraut und keuchend blieb der sparsame Hausengel zurück. Was war geschehen? Frau Wurm fühlte sich vor einem Abgrunde stehen, empfand, wie

der wenige Boden, den sie noch unter den Füßen hatte, schon bedenklich schwankte und bald alles einzustürzen und sie mitzureißen drohte. Sie besaß nicht Schönheit, um ihren Mann an sich zu fesseln, sie besaß keine schwellenden und üppigen, bei jedem Schritt puppernden Formen, um ihn zur Liebe zu reizen, sie hatte nicht leichten, tändelnden Sinn und kluge Gedanken, um ihn zu erheitern und ihn zu ergötzen. Sie nannte ja nichts ihr eigen als ihren tüchtigen hausfraulichen Sinn und ihre von allen Bekannten bewunderte und auch bewunderswerte Sparsamkeit. Aber was sollte sie unter solchen geänderten Umständen mit dieser beginnen? Mit der Sparsamkeit hatte es ja jetzt ein Ende, wie er selbst gesagt hatte. Und damit hatte es auch ein Ende mit dem einzigen, was bisher das Glück ihrer Ehe ausgemacht hatte, was ihren Mann mit Staunen und Zuneigung für sie erfüllt hatte. In den Grundfesten war ihr Bund mit diesem Manne erschüttert, sie selbst eine unzeitgemäße, lächerliche, zwecklose Figur geworden! Ja, so war es! Sie war vollständig zwecklos geworden, sie war nur mehr ein Schatten, ihre Tugend, die den Stolz und den Halt ihres Lebens ausgemacht hatte, war vollständig überflüssig geworden! Und an allem war nur das Geld schuld, das da plötzlich hereingeschneit gekommen war, dieses verfluchte, niederträchtige, neunmal geschwänzte Teufelsgeld! Ein unsäglicher, tierischer, wütender Haß gegen dieses Geld ergriff sie, ein Haß, der in ihrem Innern brannte, als habe sie Schwefelsäure getrunken. Und als sie, von ihren eigenen Gedanken bis aufs Blut gepeinigt, von ihrem Stuhl emporprang, da wußte sie, was zu tun sei. Das Geld mußte weg! Koste es, was es wolle! Und so rasch als möglich, bevor der Mann ganz verloren war, den sie endlich mit dreiunddreißig Jahren, nach so langem Bangen und Warten ergattert hatte. Ihr Entschluß war gefaßt. Vor keinem Verbrechen wollte sie zurückscheuen, um ihr ärmliches Glück zu retten.

Und wie das dümmste Tier klug und findig wird, wenn es auf Tod und Leben geht, so staunte Frau Wurm auch bald selbst über die Pfiffigkeit, die sie entwickelte, um ihr Ziel zu erreichen. Sie stellte sich, als sei sie mit der neuen Lage ausgesöhnt. Und nachdem sie, heimlich beobachtend, erkundet hatte, daß ihr Mann das Geld in der linken obersten Lade der Kommode versperret hielt, begab sie sich zu einem Schlosser, der in einem ganz entfernten Bezirke wohnte, und erstand von ihm unter dem Vorwande, daß sie einen Schlüssel verloren habe, einen Sperrhaken, der ihr von passender Größe zu sein schien. Sie zahlte für ihn bloß zwanzig Groschen, obwohl ein Sperrhaken, auch der kleinste, nirgends unter 25 bis 30 Groschen zu haben war. Und dann wartete sie auf eine günstige Gelegenheit, um ans Werk zu gehen. Diese ergab sich bald. Als ihr Mann am nächsten Tage sich schon nachmittags anschickte, das Haus zu verlassen und ihr mitteilte, daß er wahrscheinlich vor morgen früh nicht heimkommen werde, bat sie ihn vollständig ruhig, ob sie unter solchen Umständen diese Nacht nicht bei ihrer Mutter zubringen dürfe, weil sie sich allein in der Wohnung fürchte. Um so mehr, als die Sicherheitsverhältnisse jetzt sehr ungünstige seien und man erst neulich in der nächsten Nachbarschaft eingebrochen habe. Ihr Mann, der noch von gestern abends angedudelt war, sah sie mit einem stieren Blicke an und sagte nichts weiter als: „Meinetwegen zerspring, alter Schragen!“ Mit diesen geflügelten Worten verließ er das Haus.

Frau Wurm schöpfte aus diesen Worten neue Kraft der Wut zu ihrem Werke. Sie öffnete mit ihrem Sperrhaken die Lade, suchte mit fiebernden Händen das Geld und fand es. In tödlichem Hasse zerknüllte und zerdrückte sie es in ihren Händen, als habe sie den Hals ihrer Todfeindin zwischen ihren dürren Fingern. Dann galoppierte sie in die Küche, wobei sie in der Eile einen Schlapfen von ihrem Fuße verlor, und warf

die zerknitterten Banknoten in das Herdfeuer, wo sie in einem Husch aufflammten und begleitet von den gurgelnden Verwünschungen und Flüchen der Wurmin verbrannten.

Als Herr Wurm gegen 5 Uhr früh beduselt nach Hause kam, fand er die äußere Wohnungstür nur angelehnt. Er wunderte sich trotz seinem Rausche darüber, schüttelte den benebelten Kopf, trat in das Vorzimmer und wollte von innen mit seinen Schlüsseln zusperren. Da fiel, als er den Schlüssel ins Loch steckte, etwas zu Boden und als er es aufhob, war es ein abgebrochener Sperrhaken. Da schwante ihm nichts Gutes. Er eilte stolpernd ins gemeinsame Schlafzimmer. Alle Kasten standen offen, Wäsche und Kleider lagen auf dem Boden verstreut und das Schloß seiner Geldlade war herausgebrochen. Wurm wurde nüchtern und starr. Hätte er die Wahrheit gewußt, so hätte er nicht umhin gekonnt, die Umsicht seiner Frau zu bewundern, die alles so geschickt gemacht hatte, daß auch der Verdacht eines Sherlock Holmes nicht auf sie gefallen wäre. Da er die Wahrheit aber nicht wußte, konnte er sein Weib auch nicht bewundern, sondern stürzte mit dem Rufe: „Polizei! Wache! Polizei!“ über die Stiege des noch im Morgenschlaf ruhenden Vorstadthauses.

Die Polizei fand nichts und fing niemanden. Zerknirscht holte Herr Wurm seine Frau wieder von ihrer Mutter zurück und bewunderte bald wieder ihre Sparsamkeit. Heimlich aber spielte er weiter in der Lotterie. Aber da das Schicksal nun einmal erfahren hatte, daß das, was für andere Menschen ein Segen war, für den Wurm Unheil bedeutet, und umgekehrt, daß für diesen heilsam war, was anderen Bitterkeit bereitet, so konnte es doch nicht das Sprichwort von dem Dummen und seinem Glücke Lügen strafen, da doch im Falle Wurm das Unglück das Glück war.

Und so gewann er, Gott sei Dank, nichts mehr.

Mitteilung

Auf zahlreiche Anfragen wird mitgeteilt, daß infolge der Ausgabe der Doppelnummer vom 15. Juli am 1. August kein Nebelhorn erschienen ist. Gleichzeitig werden sämtliche Briefschreiber und vor allem die Verwaltungen jener Zeitschriften, die mit uns im Tauschverkehr stehen, darauf aufmerksam gemacht, daß die neue Adresse des Verlages **Graz, Jakominigasse 38**, lautet.

Die Verwaltung.

DAS NEBELHORN

ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und
Trafikanten und in Wien in der Buchhandlung Richard
Lanyi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12.—
12 Nummern	„ 6.50
6 Nummern	„ 3.50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9.—
12 Nummern	„ 5.—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14.—
12 Nummern	„ „ 7.—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den
Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten;
Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto
Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig
Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler
Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer
Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der Panzerkreuzer A oder über die Unvereinbarkeit des Willens zum Regieren mit dem Willen zum Sozialismus.
Leo Tolstoi: Was sind heutzutage die Regierungen?
Max Stirner: Der Bürger und sein Staat.
Lehar und Mussolini.

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats

DAS NEBELHORN

Nr. 43

1. Oktober 1928

II. Jahr

Der Panzerkreuzer A

oder über die

Unvereinbarkeit des Willens zum Regieren mit dem Willen zum Sozialismus

Der Leser, der vom Briefträger zweimal im Monat das „Nebelhorn“ auf den Tisch gelegt bekommt und dann beim Lesen mit ihm seinen Spaß hat oder seinen Ärger oder vielleicht gar fühlt, daß hinter jedem, auch hinter dem scheinbar belanglosesten Satz die aufgespeicherte Qual und Erkenntnis vieler Jahre steht; der Leser, der manches von dem Gesagten „groß“artig findet, obwohl es höchstens artig ist, weil ihm die Zeit zum Reifen und Großwerden fehlte; der Leser, der manches wieder bekrittelt, obwohl es das Letzte und Endgültige ist, was über ein bestimmtes Thema gesagt werden kann; und schließlich der Leser, der die Hefte umfangreicher und allwöchentlich erscheinend wünscht — sie alle ahnen nicht, was es für mich heißt, gezwungen zu sein, alle vierzehn Tage ein Ei zu legen und ein Heft von der Art des Nebelhorns zu schreiben und es — was das weitaus Peinlichste ist — unter dem Zwang des schon wartenden Druckers für fertig, vollendet und druckreif zu erklären. In der Fülle der Mißtöne, die selbst in meinem weltabgelegenen Graben täglich und stündlich auf mich eindringen, reizt mich ja manchmal einer oder der andere zur sofortigen Reaktion und zur Untersuchung der Ursachen seiner Disharmonie. Aber, was hilft es? Der Mangel an Raum und Zeit und Kraft, sie alle zu behandeln und ihre trüben, aus dem Verbrecherischen sprudelnden Quellen vom Unkraut der Vorurteile zu befreien und dem Auge des Blindesten bloßzulegen, erzeugt ein kaum erträgliches Gefühl von Ohnmacht, ein Gefühl, das un-

erträglich wird, wenn man gleichzeitig bedenkt, daß all das, was zu sagen wäre, schon hundertmal gesagt worden ist und nichts gefruchtet hat, weil niemand es wagt, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen und weil die Freiheit von Vorurteilen, die zum Verständnis unbedingt nötig ist, heutzutage schon in den Schulen im Menschen erchlagen wird und so zur rarsten Freiheit geworden ist, die es auf dieser an ihren Einbildungen langsam erstickenden Erde gibt. Dann werde ich manchmal schwach, dann möchte ich mir Augen, Ohren und Nase zuhalten, um nichts mehr sehen, hören und riechen zu müssen, dann erscheinen mir alle Worte zwecklos, sinnlos und ohne Gewalt, dann möchte ich das Schreibzeug auf die Erde hauen, den Tag verfluchen, an dem mir der Gedanke kam, das Nebelhorn ins Leben zu rufen, dann erscheint mir das Holzhacken als verdienstlichere Tätigkeit, dann möchte ich mich auf den des Schreibens wegen vernachlässigten Äckern der freundlichsten und sinnvollsten Kunst widmen, der Kunst, aus einem Korn tausend Körner zu erzeugen und so Tat und Beispiel an die Stelle von Worten zu setzen. Wenn aber dann der Abend kommt und mit ihm die Heimatlosen, wenn von der Reichsstraße draußen im Tal der Mur die Entwurzelten in unser stilles Tal einbiegen und von Haus zu Haus um Obdach für die Nacht bitten gehen, bis sie, vom christlichen Landvolk überall abgewiesen, zu uns „Bolschewiken“ kommen; wenn dann verhungerte Elendsgestalten von siebzigjährigen Greisen, ausgeschunden und im Alter auf die Straße geworfen, vor unserer Türe stehen, nein, sitzen, weil sie gar nicht mehr stehen können, wenn unterstandslose Familien mit einem Säugling im wackligen Kinderwagen, neben dem noch ein paar größere Kinder einherlaufen, aus dem Dunkel auftauchen, wenn Eltern, mit dem Entschluß zu hungern in den verhärmten Zügen, schüchtern wenigstens um Brot für die Kinder bitten, wenn auf der Straße vor unserem Haus Hungrige, die zum Betteln zu

stolz sind, zusammenbrechen und von uns geborgen werden müssen, wenn dann meine Frau, zu deren Obliegenheiten es gehört, alle diese Gestalten von der Maschikseite des Lebens einzulassen, während es mein aussichtsloses Geschäft ist, die auf der Butterseite agierenden Gestalten zum Hinauswurf reif zu machen — wenn also dann meine Frau mit Tränen in den Augen, trostlos und ratlos über eine solche Welt, zu mir ins Zimmer kommt, und wenn man schließlich allen diesen von einer „Ordnung“, die der Teufel holen möge, ums Leben Betrogenen nur ein Nachtstuhl, ein Nachtlager und ein Frühstück geben kann und sie am Morgen wieder weiterziehen sehen muß — dann, dann schämt man sich in die Haut hinein seines Kornes und seiner tausend Körner und seiner Äcker und seiner „Taten“ mit dem Korn auf diesen Äckern, dann schämt man sich des Schutzes der Gesetze, den man als Besitzender gleichzeitig mit dem Anblick all dieses Jammers „genießt“, dann möchte man das Korn, aus dem tausend Körner entstehen sollen, zertreten und wieder zum weggeworfenen Schreibzeug greifen und angesichts seiner Ohnmacht als Einzelner wieder von vorne anfangen zu versuchen, ob es nicht doch gelinge, durch Worte der Wut und der Empörung aus einem Menschen, der das sieht, wenigstens hundert zu machen, die es ebenfalls sehen können.

Doch das ist unklar ausgedrückt. Sehen können das heute schon viele, Hunderttausende, Millionen, vereinigt in den sozialdemokratischen Parteien der verschiedenen Länder. Menschen, die gewiß zum großen Teil nicht weniger als ich unter dem Anblick des täglichen Grauens leiden, Menschen, die aber den Fehler begehen zu glauben, daß sich auf dem Holzwege der Dummokratie das Elend endgültig beseitigen lasse, Menschen, die sich einbilden, durch Übernahme der Regierung am Unwesen des Regierens etwas ändern zu können, Menschen, die meinen, durch Majoritätsbeschlüsse die Grundlagen der

Ausbeutung erschüttern und kapitalistische Alltäglichkeiten wie z. B. diese unmöglich machen zu können:

In keiner Tageszeitung habe ich die sehr lehrreichen Hinweise von Lehmann-Ruhsbült „Zum Problem der Waffen- und Rüstungsindustrie“ verzeichnet gefunden, daß zum Beispiel noch heute die Firma Krupp einen Prozeß mit der englischen Waffenfirma Vickers wegen einer Patentlizenz an englischen Granatzündern führt. Es handelt sich um hundertdreißig Millionen Granatzünder, und an jedem Soldaten, der, dank der Lieferung von Krupp an Vickers, auf deutscher Seite gefallen ist, will Krupp noch 60 Mk. verdienen.

Warum wohl keine Tageszeitung davon Notiz genommen hat? Weil sie den Krupp und Konsorten gehören. Deshalb wohl die deutsche Regierung gegen einen solchen Prozeß nicht einschreitet? Weil die Presse in den Händen von Krupp und Konsorten ist und weil eine Regierung eine gute Tagespresse notwendig wie das tägliche Brot braucht. Und also hängen in hunderttausenden deutschen Heimen die Bilder der gefallenen Helden, von Eltern- und Geschwisterblicken wehmütig und scheu gestreift, und Krupp verdient an jedem Haupte 60 Mark und spendet pro Kopf zehn Pfennige für das Deutsche Museum in München und fährt zu den Eröffnungsfeierlichkeiten und thront neben Hindenburg als der größte Steuerzahler Deutschlands und alle Leute sagen: Ah! Und finden es nur gerecht, wenn neue Panzerkreuzer gebaut werden und dieser Mäzen am Tode künftiger „Helden“ auch wieder dick verdient.

Wahrhaftig, von all den zahlreichen politischen Ereignissen der letzten Monate, von all diesem Paktieren und Paktunterzeichnen, das zu beleuchten ich mir in den beiden letzten Nummern entgehen lassen mußte, weil ich mit der Beleuchtung der Liebe, der Lyrik und des Geldes mehr erreichen zu können meinte, von allen diesen Ereignissen erscheint mir heute keines aus der Hinterdreinsicht so beachtenswert und charakteristisch wie die Debatte wegen des Panzerkreuzers A, von der im August die Zeitungen berichteten. Die Berichte über

dieses Eintreten einer sozialdemokratischen Regierung für den Bau von Kriegsschiffen waren damals merkwürdig karg und wenig auf den Kern der Sache eingehend. Die bürgerlichen Blätter aber, die sich so gerne über die Sozialdemokraten lustig machen, vergaßen ihre Heiterkeit in dem Augenblick, in dem sie die Berechtigung zu ihr gehabt hätten, schüttelten angesichts des folgenden Zwiespaltes in der Sozialdemokratie nur hilflos das, was sie an Stelle des Kopfes tragen, und die Neue Freie Presse machte sich zur Wortführerin aller Nichtkapierenden, als sie ihren Leitartikel vom 18. August mit den lapidaren Worten begann :

Streit um einen Panzerkreuzer.

Möglichkeit einer Regierungskrise in Deutschland.

Wien, 17. August.

Ein seltsamer Streit! — — —

Dabei war dieser Streit nichts weniger als seltsam. Seltsam wäre es gewesen, wenn er nicht ausgebrochen wäre und wenn die sozialdemokratische Partei schon ganz und nicht bloß zum Teil dem Irrtum verfallen wäre zu glauben, man könne sozial wirken und im Nebengeschäft regieren, man könne gleichzeitig international und kosmopolitisch sein und einen Nationalstaat unter Nationalstaaten lenken.

Es war, wie es immer ist: es hat Seltsamkeiten im Zusammenhang mit diesem Streit genug gegeben, aber niemand hat sie bemerkt, und nur das Nichtseltsame wurde seltsam gefunden. Seltsam scheint mir, was damals nur so nebenbei erwähnt wurde, daß die Vertreter des christkatholischen Zentrums (Gelobt sei Jesus Christus!)

die Bewilligung des Panzerkreuzerkredits zu der Bedingung ihres Eintrittes in das Kabinett gemacht haben.

Seltsam scheint mir, daß der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Aufhäuser im „Vorwärts“ erklären konnte,

daß das der neuen Regierung vom Bürgerblock zurückgelassene Defizit im Gesamtetat dazu zwingt, Wehrausgaben und Sozialausgaben in Zusammenhang zu bringen. Aufhäuser fordert deshalb, das Kabinett möge die Verlängerung der Dauer der Unterstützung der Erwerbslosen von 26 auf 39 Wochen sowie eine Unterstützungsdauer von 52 Wochen für die älteren Arbeiter und Angestellten beschließen.

Diese Forderung läßt darauf schließen, wie man in der Sozialdemokratie die infolge des Panzerkreuzerbeschlusses in der Arbeiterschaft entstandene Mißstimmung beseitigen will: durch verstärkte Sozialpolitik. Man erwartet nach den Zugeständnissen, die die Sozialdemokratie den Koalitionsparteien gemacht hat, jetzt auch Zugeständnisse der Volkspartei und des Zentrums an die Sozialdemokraten.

Seltsam erscheint es mir, daß man meinen und scheinbar mit Recht meinen konnte, es gäbe Sozialdemokraten, denen man ihre pazifistischen Ideale dadurch abkaufen könne, daß man sie 13 Wochen länger „unterstützt“, seltsam erscheint es mir, wenn auf solche Weise offenbar wird, daß das Beseitigen von Mißstimmungen weitaus billiger kommt als ihre Erzeugung, und am seltsamsten ist wohl der Versuch, durch Kriegsschiffbauten, die man, weil's schöner klingt, „Konzessionen“ nennt, Sozialpolitik zu treiben, ein Versuch, der ohne „Konzessionen“ ein klägliches Ende nimmt, wie folgender Bericht in Helene Stöckers Zeitschrift „Die neue Generation“ beweist:

Das Reichsgesundheitsamt ließ an einem Stichtag sämtliche Kinder des Waldenburger Bergbaureviers untersuchen. Es stellte dabei fest, daß 41% der Kinder ohne warmes Frühstück zur Schule gegangen waren und für 25% der Kinder nach Schulschluß kein warmes Mittagessen zur Verfügung stand. Untersuchungen im Mansfelder Revier zeitigten ähnliche Resultate. Bei einer früheren Nachforschung in einem Berliner Schulbezirk, Prenzlauer Berg, wurde festgestellt, daß 7380 Kinder ohne zweites Frühstück zur Schule kamen. Obwohl diese Notstände dringend zur Fortsetzung der Schulkinderspeisung mahnen, wurde bekanntlich am 2. März dieses Jahres mit 193 gegen 168 Stimmen ein Antrag der sozialistischen Parteien abgelehnt, für die Kinderspeisung in den Schulen fünf Millionen zu bewilligen. Auch Frauen brachten es über sich, diesen Antrag abzulehnen.

Noch seltsamer aber als am seltsamsten ist es, daß es angesichts solcher Tatsachen noch immer Leute gibt, die von der Demokratie etwas halten. Wenn — wie das obige Stimmenverhältnis zeigt — 25 Idioten, darunter 8 Frauen, imstande sind, Kinder dem Hunger ausgeliefert zu lassen, wenn theoretisch schon eine Mehrheit von einer Stimme, also ein Idiot genügt, um Deutschland in eine Flottenpolitik, die 500 Millionen kostet und angesichts der Macht der anderen Staaten vollkommen sinnlos ist, zu stürzen — dann dürfte es wohl nicht zuviel gesagt sein, wenn man die Demokratie als zur Reform der Welt mindergeeignet bezeichnet.

Man hat anläßlich der Panzerkreuzerdebatte auf kommunistischer Seite die Sozialdemokraten spöttisch „Regierungssozialisten“ genannt, man hat sie in der „Roten Fahne“ der Lüge bezichtigt und eine Zusammenstellung von dem gebracht, was sie vor den Wahlen und nach den Wahlen gesagt haben. Dazu ist mancherlei zu sagen. Erstens haben die Kommunisten nicht das geringste Recht, sich über die Sozialdemokraten lustig zu machen, weil sie regieren, denn sie selbst würden, hätten sie nur die genügende Stimmenanzahl, keinen Augenblick zögern, ebenfalls die Regierungspeitsche zu schwingen. Zweitens zeigen sie durch solchen Spott nur, daß sie keine Ahnung von der Unvereinbarkeit des Willens zum Regieren mit dem Willen zum Sozialismus haben. Sie glauben weiß Gott was zu tun, wenn sie den Bolschewiken die Fehler auf staatlichem Gebiet nachäffen wollen. Aber auch die Bolschewiken werden, obwohl ihnen ein verlorener Krieg zu Hilfe kam, einstmals wahrscheinlich mehr versprochen haben, als sie heute halten können, denn die Welt sieht von der Höhe des Regierenden ganz anders aus als aus der Alltagsperspektive des Menschen unter Menschen. Und weil eben das Bild der Welt vom Regierungshügel aus ein falsches ist, deshalb gehört dieser Hügel abgetragen. Kein Mensch dachte in Rußland daran. Statt eines Zaren thronen jetzt deren

mehrere oben, das ist der ganze Unterschied. Nichts weiter ist eingetreten als ein sozialer Schichtenwechsel. Nicht den Kapitalismus haben sie dort abgeschafft, sondern nur eine andere Menschenklasse zu Kapitalisten gemacht. Nicht das Elend haben sie abgeschafft, sondern nur eine andere Menschenklasse ins Elend gestoßen. Nicht die Gefängnisse, nicht die Verbannung nach Sibirien wurde aufgelassen, nein, nur andere Menschen werden jetzt dorthin deportiert. Wenn aber, wie es vor einiger Zeit geschehen ist, in unserer Küche ein schweigsamer, obdachsuchender Mann in den Resten einer zerschlissenen fremdländischen Uniform sitzt und eine Suppe löffelt, der sich dann hinterher als russischer Graf entpuppt, so ist ein Unterschied zwischen diesem und jenem Elend nicht zu entdecken. Die unmöglichen Lebensumstände jedoch, die zur Entwicklung des Kapitalismus geführt haben und wo sie herrschen, sei es auch auf dem Monde, zur Entwicklung des Kapitalismus führen müssen, die waren von allen Reformversuchen ausgenommen. Wieder herrschen die Wenigen über die Vielen, denn Rußland hat 7^o/_o Industriearbeiter und 89^o/_o Bauern; wieder wird regiert, daß die Schwarten aller Andersgesinnten krachen, wenn auch der Absolutismus nicht mehr individualistisch, sondern kollektivistisch in Erscheinung tritt. Wieder wird Soldaten gespielt und hingerichtet, und alle durch die Bourgeoisie ehemals von Adel und Kirche übernommenen Methoden feiern, kaum verändert, im sozialistischen Musterstaat eine fröhliche Auferstehung.

Das alles beweist, daß Sozialismus und Staat unvereinbare Begriffe sind und daß nur die Anarchisten, die Staat und Regierung ablehnen, den Gedanken des Sozialismus folgerichtig zu Ende denken. Freilich wird sich dieses Ideal mit der heutigen Menschheit nicht bis zur nächsten Leipziger Mustermesse verwirklichen lassen und dort ausgestellt werden können. Aber diese Tatsache als Argument gegen den Anarchismus zu gebrauchen

chen, ist ein Zeichen stiller Verblödung. Die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt und wer den nicht macht, kommt nie weiter. Den ersten Schritt aber müßte der Versuch bilden, auch heute schon die jungen Menschen (an den alten ist Hopfen und Malz verloren) zum Sapere aude zu erziehen, zu dem Wagnis, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, zu dem Wagnis einer Verantwortungsbewußtheit, die sich nicht hinter dem Blödeln und Kompromisseln verantwortlicher Regierungsbonzen versteckt, zu dem Wagnis der Einsicht, daß einer Verwaltungsbehörde nicht das Recht über Leben und Tod zusteht.

Die deutschen Sozialdemokraten haben nicht gelogen. Denn die, die vor der Wahl etwas versprochen hatten, sind nicht dieselben, die nach der Wahl etwas nicht gehalten haben. Dazwischen liegt das Malheur eines politischen Sieges, dazwischen liegt mit der Übernahme der Regierung die Übernahme der Gewalt. Wer aber die Gewalt übernimmt, der unterliegt sofort auch den Gesetzen der Gewalt. Er hat tausenderlei Rücksichten zu nehmen auf Menschen und Staaten und Möglichkeiten, die im Reiche der Gewalt etwas zu sagen haben und etwas bedeuten. Der Besitz der Gewalt macht den Menschen unmündig und denkfaul. Er braucht sich nicht mehr zu bemühen, das Richtige zu finden, hat er doch die Macht, auch das Unrichtige durchzusetzen; er gerät in den Irrgarten jahrtausendealter Vorurteile, die auf dem Boden der Gewalt organisch gewachsen sind, und findet nicht mehr heraus; ihn schert kein Sozialismus mehr, keine Unzufriedenheit der anderen, denn er ist für seinen Teil zufrieden; hat er doch die Macht.

Die Regierung ist die organisierte Gewalt, und die organisierte Gewalt ist der Gipfel des Unsinnns. Wenn einer dem anderen eine Ohrfeige herunterhaut, weil er sich von ihm beleidigt wähnt oder über eine seiner Taten empört ist, so ist das zwar nicht ästhetisch, aber

immerhin menschlich begreiflich und aus einem Mangel an Selbstbeherrschung, aus einer gewissen Hitze des Blutes erklärlich. Auch die Welt fällt deshalb nicht ein und den Schaden haben nur die beiden Beteiligten. Wenn man aber aus dem Kampfgeist von Menschen, die einander kennen und divergierende Interessen haben, folgert, der Krieg sei etwas Natürliches und werde bestehen, solange die Welt besteht, dann beginnt jener große Betrug, der sich nicht entblödet, ein Ohrfeigenduell als einen Weltkrieg im kleinen hinzustellen. Zwei Bauern, die Nachbarn sind, einander kennen und um einen Obstbaum oder einen Grenzstein streiten, die können divergierende Interessen haben; ein deutscher Bauer aber und ein französischer Bauer, die nichts voneinander wissen, können nie im Leben divergierende, sondern nur immer die gleichen Interessen haben: daß das Wetter gut, das Vieh gesund, die Ernte reichlich, die Steuern klein und die Regierenden nicht unerträglich seien. Diese Leute durch die Presse zu verwirren und zu belügen, diesen Leuten weiszumachen, sie hätten verschiedene Interessen, nur wüßten sie es nicht, denn die Interessen der Regierenden, die von der Kontinuität des Stankes leben, seien ihre Interessen, diese Leute mit Waffen auszurüsten und ihnen, die sich gar nicht kennen, zu befehlen, einander die Köpfe einzuschlagen — das ist die wahre Regierungskunst in Frieden und Krieg. Kampfgeist gibt es wohl und niemand kann es leugnen, daß er viel Gutes auf Erden hervorgebracht hat, daß er und nicht der Krieg der Vater aller Dinge ist, daß er aber auch die größte und dankbarste Aufgabe noch vor sich hat: dem Kriegsgeist den Garaus zu machen, diesem Geist, der nur in jenen Hirnen Platz hat, aus denen jeder andere Geist verschwunden ist. Der Kampfgeist kann sich wohl manchmal auch in Gewalt äußern, in einer Gewalt, die eruptiv ist, kurz währt, ein Gefühl der Erleichterung hinterläßt und die vor allem nichts beweisen will. Der Kriegsgeist hingegen muß sich unter

allen Umständen in Gewalt äußern, in einer unnatürlichen Gewalt, die seit langem vorbereitet und organisiert ist, einer Gewalt, die durch die Dauer ihrer Anwendung ihre ganze Sinnlosigkeit verrät, einer Gewalt, die als Übel weitaus größer ist als das, was sie verhindern will, einer Gewalt, die sich nicht entblödet, etwas beweisen und eine Frage beantworten zu wollen, nämlich keine geringere als die nach dem Recht.

Es bedarf nur einer bescheidenen mathematischen Begabung, um ausrechnen zu können, daß Deutschland heute das blühendste Land der Erde wäre, wenn es die Kriegskosten und die Arbeit der Heere für sich selbst verwendet hätte. Deutschland kämpfte angeblich gegen die Vorherrschaft Englands auf den Meeren und hätte von dem Geld, das dieser Krieg gekostet hat, mehr Schiffe bauen können, als auf der ganzen Erde existieren. Aber die meisten Menschen sind nun einmal mathematisch unbegabt, und man beginnt heute schon wieder Millionen für Instrumente hinauszwerfen, mit denen man im „Ernstfall“ weitere Millionen verpulvern können wird. Man baut Panzerkreuzer aus öffentlichen Geldern, statt es denen, die des Kriegsgeistes nicht entraten können, zu überlassen, sich aus dem eigenen Sack beim Greisler um einen Kreuzer einen Panzer zu kaufen. Warum veranlaßt man nicht die Regierer der Regierungen, die Kohlen-, die Stahl- und die Petroleumindustriellen, sich in eigener Regie mit Panzerschiffen auszurüsten, und auf dem Titicacasee eine große Seeschlacht zu inszenieren? Die ganze Welt hätte ihren Spaß daran. Aber wozu sollen diese Leute, die ihr Geld so dringend für Automobile, Yachten, Paläste und Weiber brauchen, in die eigene Tasche greifen, solange es Regierungen gibt, also Maschinerien, die für weit weniger Geld Privatinteressen in öffentliche Interessen verwandeln und die Geschäftsvorteile des Herrn Krupp von der Presse mit den Nationalfarben lackieren lassen? Warum sollen sich die dreihundert Geldsäcke, die heute

die Welt beherrschen, selber ans Steuer und an die Geschütze stellen, wenn sie im Comptoir weitaus bequemer sitzen können, während die Regierungen mit dem Einexerzieren von Eseln beschäftigt sind, die keine blasse Ahnung von den geheimen Zusammenhängen zwischen Blut und Petroleum, Kohlen und Heldengeist, Stahl und Kriegswillen haben und in ihrer Naivität meinen, die Regierungen verträten ihre Interessen, weil sie doch, wie männiglich bekannt, die Regierungen zur Vertretung ihrer Interessen gewählt haben?

Was sind heutzutage die Regierungen?

Was sind heutzutage die Regierungen, ohne welche ein Dasein den Menschen unmöglich erscheint?

Falls es eine Zeit gab, wo die Regierungen ein unumgängliches und geringeres Übel waren als dasjenige, welches von der Wehrlosigkeit gegen wehrhaft organisierte Nachbarn stammte, so sind im Gegenteil jetzt die Regierungen zu einem ganz unnötigen und viel größeren Übel geworden als alles das, womit sie ihren Völkern Angst einjagen.

Regierungen, nicht nur militärische Regierungen, sondern Regierungen überhaupt, könnten, ich will nicht sagen — nützlich, sondern unschädlich nur in dem Fall sein, wenn sie, wie dies die Chinesen von ihrer Regierung voraussetzen, aus lauter unfehlbaren, heiligen Menschen bestünden. Die Regierungen aber bestehen, schon infolge ihrer Tätigkeit, die auf Gewaltakten beruht, stets aus Elementen, die alles andere, nur nicht heilig sind, sie bestehen aus den allerlosesten, rohesten und sittlich am meisten verderbten Menschen.

Deshalb ist jede Regierung, und um so mehr eine mit militärischer Macht befugte, die allerschrecklichste und gefährlichste Institution der Welt.

Die Regierung in ihrem weitesten Sinne, also auch die Kapitalisten und die Presse miteinbegriffen, ist nichts anderes als eine Organisation, bei der die überwiegende Mehrzahl der Menschen der sie beherrschenden Minderzahl untergeordnet ist; diese Minderzahl aber ist einer noch kleineren Menschenzahl unterworfen, diese einer noch kleineren usw. bis zu einigen wenigen, oder zu einem einzigen Menschen hinauf, welcher vermittelt der militärischen Macht die Gewalt über alle übrigen gewinnt. So daß die ganze Einrichtung einem Kegel gleicht, dessen sämtliche Teile völlig von der Macht derjenigen oder desjenigen Menschen abhängen, welcher an der Kegelspitze steht.

Die Kegelspitze wird aber stets von denjenigen oder demjenigen Menschen in Besitz genommen, der schlauer, frecher und gewissenloser als die anderen ist, oder aber ein zufälliger Erbe der Frecheren und Gewissenloseren.

Heute ist es Boris Godunoff, morgen Grigorij Otreppjoff, heute die liederliche Katharine, die mit ihren Liebhabern ihren Gemahl erdrosselt hatte, morgen Pugatscheff, übermorgen der närrische Paul, Nikolaus I., Alexander II., heute Nikolaus II. mit dem chinesisch-japanischen Krieg. Heute ist's Napoleon, morgen die bourbonischen oder orleanischen Prinzen, Boulanger oder die Panamisten, heute Gladstone, morgen Salisbury, Chamberland, Rots.

Und solchen Regierungen wird volle Macht überlassen, so daß sie nicht nur über Eigentum und Leben, sondern auch über die geistige und moralische Entwicklung, über Erziehung und Religion aller Menschen verfügen.

Die Menschen errichten so eine schreckliche Maschine wie die Gewalt, überlassen es dem ersten besten, diese Gewalt an sich zu reißen (und alle Chancen sind dafür, daß sie vom moralisch nichtswürdigsten Menschen an sich gerissen wird), unterwerfen sich wie Sklaven und wundern sich dann, daß es ihnen schlecht geht Die Menschen fürchten Mienen und Anarchisten, und fürchten

nicht diese schreckliche Einrichtung, welche sie alle Augenblicke mit dem größten Unheil bedroht.

Die Menschen haben gefunden, es sei vorteilhaft für sie, wenn sie sich bei Verteidigungen vor dem Feinde, wie es Tscherkessen tun, aneinanderbinden. Es ist jedoch keine Gefahr da, und sie fahren dennoch fort sich aneinanderzubinden.

Sorgfältig fesseln sie sich derart aneinander, daß einer an einem Ende alles mit ihnen tun kann, was ihm beliebt; dann lassen sie das Strickende herabhängen und überlassen es dem erstbesten Taugenichts oder Dummkopf, daß er das Ende ergreift und mit ihnen tut, was er will.

Was sonst ist es denn, was die Völker tun, indem sie organisierte und über militärische Macht verfügende Regierungen schaffen, diese unterhalten und sich ihnen unterwerfen?

Leo Tolstoi.



Der Bürger und sein Staat

Das Bürgertum bekennt sich zu einer Moral, welche aufs engste mit seinem Wesen zusammenhängt. Ihre erste Forderung geht darauf hin, daß man ein solides Geschäft, ein ehrliches Gewerbe betreibe, einen moralischen Wandel führe. Unsittlich ist ihr der Industrieritter, die Buhlerin, der Dieb, Räuber und Mörder, der Spieler, der vermögenslose Mann ohne Anstellung, der Leichtsinrige. Die Stimmung gegen diese „Unmoralischen“ bezeichnet der wackere Bürger als seine „tiefste Entrüstung“. Es fehlt diesen allen die Ansässigkeit, das Solide des Geschäfts, ein solides, ehrsames Leben, das feste Einkommen usw., kurz, sie gehören, weil ihre Existenz nicht auf einer sicheren Basis ruht, zu den gefährlichen „Einzelnen oder Vereinzelten“, zum gefährlichen Proletariat: sie sind „einzelne Schreier“, die keine „Garantien“ bieten und „nichts zu verlieren“, also nichts

zu riskieren haben. Schließung eines Familienbandes z. B. bindet den Menschen, der Gebundene gewährt eine Bürgerschaft, ist faßbar; dagegen das Freudenmädchen nicht. Der Spieler setzt alles aufs Spiel, ruiniert sich und andere; — keine Garantie. Man könnte alle, welche dem Bürger verdächtig, feindlich und gefährlich erscheinen, unter dem Namen „Vagabonden“ zusammenfassen; ihm mißfällt jede vagabondierende Lebensart. Denn es gibt auch geistige Vagabonden, denen der angestammte Wohnsitz ihrer Väter zu eng und drückend vorkommt, als daß sie ferner mit dem beschränkten Raume sich begnügen möchten: statt sich in den Schranken einer gemäßigten Denkungsart zu halten und für unantastbare Wahrheit zu nehmen, was Tausenden Trost und Beruhigung gewährt, überspringen sie alle Grenzen des Althergebrachten und extravagieren mit ihrer frechen Kritik und ungezähmten Zweifelsucht, diese extravaganten Vagabonden. Sie bilden die Klasse der Unsteten, Ruhelosen, Veränderlichen, d. h. der Proletarier, und heißen, wenn sie ihr unseßhaftes Wesen laut werden lassen, „unruhige Köpfe“.

Solch weiten Sinn hat das sogenannte Proletariat oder der Pauperismus. Wie sehr würde man irren, wenn man dem Bürgertum das Verlangen zutraute, die Armut (Pauperismus) nach besten Kräften zu beseitigen. Im Gegenteil hilft sich der gute Bürger mit der unvergleichlich tröstlichen Überzeugung, daß „die Güter des Glückes nun einmal ungleich verteilt seien und immer so bleiben werden — nach Gottes weisem Ratschlusse“. Die Armut, welche ihn auf allen Gassen umgibt, stört den wahren Bürger nicht weiter, als daß er höchstens sich mit ihr durch ein hingeworfenes Almosen abfindet, oder einem „ehrlichen und brauchbaren“ Burschen Arbeit und Nahrung verschafft. Desto mehr aber fühlt er seinen ruhigen Genuß getrübt durch die neuerungssüchtige und unzufriedene Armut, durch jene Armen, welche sich nicht mehr stille verhalten und dulden, sondern zu extrava-

gieren anfangen und unruhig werden. Sperrt den Vagabonden ein, steckt den Unruhestifter ins dunkelste Verließ! Er will „im Staate Mißvergnügen erregen und gegen bestehende Verordnungen aufreizen“ — steiniget, steiniget ihn!

Gerade aber von diesen Unzufriedenen geht etwa folgendes Raisonement aus: Den „guten Bürgern“ kann es gleich gelten, wer sie und ihre Prinzipien schützt, ob ein absoluter oder konstitutioneller König, eine Republik usw., wenn sie nur geschützt werden. Und welches ist ihr Prinzip, dessen Schutzherrn sie stets „lieben“? Das der Arbeit nicht; das der Geburt auch nicht. Aber das der Mittelmäßigkeit, der schönen Mitte: ein bißchen Geburt und ein bißchen Arbeit, d. h. ein sich verzinsender Besitz. Besitz ist hier das Feste, das Gegebene, Ererbte (Geburt), das Verzinsen ist daran die Mühewaltung (Arbeit), also arbeitendes Kapital. Nur kein Übermaß, kein Ultra, kein Radikalismus! Allerdings Geburtsrecht, aber nur angeborner Besitz; allerdings Arbeit, aber wenig oder gar keine eigene, sondern Arbeit des Kapitals und der — untertänigen Arbeiter.

„Geld regiert die Welt“ ist der Grundton der bürgerlichen Epoche. Ein besitzloser Adeliger und ein besitzloser Arbeiter sind als „Hungerleider“ für die politische Geltung bedeutungslos: Geburt und Arbeit tun's nicht, sondern das Geld gibt Geltung. Die Besitzenden herrschen, der Staat aber erzieht aus den Besitzlosen seine „Diener“, denen er in dem Maße, als sie in seinem Namen herrschen (regieren) sollen, Geld (Gehalt) gibt.

Ich empfange alles vom Staate. Habe ich etwas ohne die Bewilligung des Staates? Was ich ohne sie habe, das nimmt er mir ab, sobald er den fehlenden „Rechtstitel“ entdeckt. Habe ich also nicht alles durch seine Gnade, seine Bewilligung?

Darauf allein, auf den Rechtstitel, stützt sich das Bürgertum. Der Bürger ist, was er ist, durch den Staats-

schutz, durch die Gnade des Staates. Er müßte fürchten, alles zu verlieren, wenn die Macht des Staates gebrochen würde.

Wie ist's aber mit dem, der nichts zu verlieren hat, wie mit dem Proletarier? Da er nichts zu verlieren hat, braucht er für sein „Nichts“ den Staatsschutz nicht. Er kann im Gegenteil gewinnen, wenn jener Staatsschutz den Schützlingen entzogen wird.

Darum wird der Nichtbesitzende den Staat als Schutzmacht des Besitzenden ansehen, die diesen privilegiert, ihn dagegen nur — aussaugt. Der Staat ist ein — Bürgerstaat, ist der status des Bürgertums. Er schützt den Menschen nicht nach seiner Arbeit, sondern nach seiner Folgsamkeit („Loyalität“), nämlich danach, ob er die vom Staate anvertrauten Rechte dem Willen, d. h. Gesetzen des Staates gemäß genießt und verwaltet.

Unter dem Regime des Bürgertums fallen die Arbeitenden stets den Besitzenden, d. h. denen, welche irgendein Staatsgut (und alles Besitzbare ist Staatsgut, gehört dem Staate und ist nur Lehen der einzelnen) zu ihrer Verfügung haben, besonders Geld und Gut, also den Kapitalisten in die Hände. Es kann der Arbeiter seine Arbeit nicht verwerten nach dem Maße des Wertes, welchen sie für den Genießenden hat. „Die Arbeit wird schlecht bezahlt!“ Den größten Gewinn hat der Kapitalist davon. — Gut und mehr als gut werden nur die Arbeiten derjenigen bezahlt, welche den Glanz und die Herrschaft des Staates erhöhen, die Arbeiten hoher Staatsdiener. Der Staat bezahlt gut, damit seine „guten Bürger“, die Besitzenden, ohne Gefahr schlecht bezahlen können; er sichert sich seine Diener, aus welchen er für die „guten Bürger“ eine Schutzmacht, eine „Polizei“ (zur Polizei gehören Soldaten, Beamte aller Art, z. B. die der Justiz, Erziehung usw., kurz die ganze „Staatsmaschine“) bildet, durch gute Bezahlung, und die „guten Bürger“ entrichten gern hohe Abgaben an ihn, um desto niedrigere ihren Arbeitern zu leisten.

Aber die Klasse der Arbeiter bleibt, weil in dem, was sie wesentlich sind, ungeschützt (denn nicht als Arbeiter genießen sie den Staatsschutz, sondern als seine Untertanen haben sie einen Mitgenuß von der Polizei, einen sogenannten Rechtsschutz), eine diesem Staate, diesem Staate der Besitzenden, diesem „Bürgerkönigtum“ feindliche Macht. Ihr Prinzip, die Arbeit, ist nicht seinem Werte nach anerkannt: es wird ausgebeutet, eine Kriegsbeute der Besitzenden, der Feinde.

Die Arbeiter haben die ungeheuerste Macht in den Händen, und wenn sie ihrer einmal recht inne würden und sie gebrauchten, so widerstände ihnen nichts: sie dürften nur die Arbeit einstellen und das Gearbeitete als das ihrige ansehen und genießen. Dies ist der Sinn der hie und da auftauchenden Arbeiterunruhen.

Der Staat beruht auf der — Sklaverei der Arbeit. Wird die Arbeit frei, so ist der Staat verloren.

Max Stirner.

Lehar und Mussolini.

Lehars „Zarewitsch“ ist in Italien, nach der Stellungnahme durch das hochhoffizöse Organ des Fascismus, des „Popolo d'Italia“, in Ungnade gefallen. Der römische „Tevere“ schließt sich diesen Ausführungen an und meint, es wäre gut, wenn man Lehar und seine Operetten auf ein Jahr aus Italien verbannen würde. Dann könnte man leicht erleben, daß Lehar eine fascistische Operette schreibt.

Nun, das wäre das einfachste Ding von der Welt. Das Operettenmilieu ist ja im heutigen Italien ohne Zweifel bereits vorhanden. Lehar brauchte nur die gesammelten Reden und Leitartikel Mussolinis im Dreivierteltakt zu vertonen. Da es aber immerhin mit Schwierigkeiten für den Textdichter verbunden sein könnte, die zwischen diese Reden und Leitartikel fallenden Änderungen der politischen Farbe dieses Chamä-

leons dramatisch zu begründen, genügte vielleicht auch die Vertonung eines einzigen Leitartikels Mussolinis, um der heiteren Muse zu ihrem Rechte zu verhelfen, so z. B. die Komposition dieses Artikels, der am 6. April 1920 im „Popolo d' Italia“ erschienen ist, also im gleichen „hochhoffiziösen Organ des Fascismus“, das jetzt auf Lehar böß ist:

Der Staat. Mit seiner ungeheuren bürokratischen Maschine gibt einem der Staat das Gefühl des Erstickens. Der Staat war für das Individuum erträglich, solange er sich damit begnügte, Soldat und Polizist zu sein; aber heute ist der Staat alles: Bankier, Wucherer, Halter von Spielhöllen, Schiffer, Kuppler, Versicherungsagent, Briefträger, Eisenbahner, Unternehmer, Lehrer, Professor, Tabakverkäufer und unzähliges andere mehr, außer seinen früheren Beschäftigungen als Polizist, Richter, Gefängniswächter und Steuereintreiber. Der Staat, dieser Moloch mit den schrecklichen Zügen, sieht heute alles, tut alles, kontrolliert alles und richtet alles zugrunde: jede Staatsfunktion ist ein Unglück. Ein Unglück die Staatskunst, die Staatsschiffahrt, die staatliche Lebensmittelfürsorge — und die Litanei könnte ins Unendliche fortgehen. . . . Wenn die Menschen nur eine blasse Ahnung von dem Abgrund hätten, auf den sie zugehen, so würde die Zahl der Selbstmorde wachsen: wir gehen der völligen Vernichtung der menschlichen Individualität entgegen. Der Staat ist jene furchtbare Maschine, die lebendige Menschen verschluckt und sie als tote Ziffern wieder ausspuckt. Das menschliche Leben hat kein Geheimnis mehr, keine Intimität, weder im Materiellen noch im Geistigen: alle Ecken werden durchschnüffelt, alle Bewegungen gemessen, jeder ist in sein Fach eingesperrt und nummeriert, wie im Zuchthaus.

Dieser Erguß des Duce ist an und für sich schon pikant genug und könnte nicht nur eine Operette, sondern zehn Komödien mit Stoff versorgen, wenn man bedenkt, daß der Verfasser heute die Vergewaltigung Südtirols mit den Investitionen italienischen Kapitals in den dortigen Wasserkraften begründet (siehe Nr. 30, Seite 8). Weitaus pikanter aber wird die Sache noch, wenn man die Wiener Neue Freie Presse vom 9. September zur Hand nimmt und dort auf Seite 5 die vom Universitätsprofessor Dr. Karl Brockhausen stammende Besprechung eines Werkes des Duce über den Duce liest, das, von Kurt Gutkind herausgegeben, jüngst in

deutscher Sprache in Heidelberg und Berlin (Verlag wird nicht genannt) erschienen ist. Wenn man dort die offizielle, also erlogene Mitteilung findet, Mussolini habe sich im März 1915, also fünf Jahre vor dem Erscheinen des oben zitierten Ergusses, unter dem Eindruck des Krieges (Italien befand sich damals noch im tiefsten Frieden) vom Sozialisten zum vaterländischen Idealisten gewandelt!

Ist diese offizielle Mitteilung für Lehars Operette auch unverwendbar (denn selbst in der blödsinnigsten Operette kann das, was das Leben in Italien heute alle Tage bietet, nicht so ohneweiters verwendet werden), so kann ich doch für Nebenepisoden eine Unmenge schalkhafter, von mir gesammelter Berichte aus dem Italien des Duce gratis zur Verfügung stellen.

I. Entree lied Mussolinis. (Szenerie: Wald von Stamm-bäumen.)

Thema:

Die Opera Nazionale Balilla veröffentlicht eine Bekanntmachung, wonach diese Opera Balilla demnächst in ganz Italien ein großes Werk verbreiten werde, das auf Grund von Stamm-bäumen und Forschungen in den Archiven beweisen werde, daß die Familie Mussolini ihren Stammbaum bis ins Mittelalter zurückverfolgen kann und mit souveränen Häusern und einer ganzen Reihe von bedeutenden Männern der Wissenschaft und der Kriegskunst verwandt sei.

Als Refrain dazu empfehle ich die Verse:

Wär' Mussolini auch verwandt,
Wenn er noch Sozi wäre?
Die Antwort drauf wär' sehr pikant,
Wenn auch 'ne furchtbar schwere.
Ja, da wird ein'm ja angst und bang:
Die Stamm-bäum' stehn auf kein'n Fall schon
Lang, lang, lang, lang, lang, lang,
D' Stamm-bäum' stehn auf kein'n Fall schon lang.

II. Zwei rührende Familienszenen aus dem Leben der bronzefarbigten Bürger.

1. Thema:

In bestialischer Weise hat in dem Ort Monferrato der 69jährige Giuseppe Rolfo seine 64jährige Frau ums Leben gebracht. Da er nicht die Suppe auf dem Tische fand, die er angeschafft hatte, schlug er die Frau so lange mit einem Hammer auf den Kopf, bis sie tot zusammenbrach.

2. Thema:

In Neapel biß ein gewisser Francesco De Martino aus Eifersucht seiner Frau auf der Straße die Nase ab. Die Frau wurde ins Spital dei Pellegrini überführt, wo der Arzt die Möglichkeit erwog, die Nase wieder anzunähen. Er telephonierte an die Polizei, sie möge sofort die abgebissene Nase ins Spital senden. Als sich diese nirgends fand, gestand De Martino, er habe sie im Zorne aufgegessen.

III. Hygienische Episode. Und zwar:

1. Thema:

Die Leitung der Balilla empfiehlt in einem Rundschreiben, immer mehr bei den Kindern darauf zu dringen, daß sie ausschließlich in fascistischer Weise zu grüßen haben, damit der unhygienische Händedruck allmählich, aber sicher aus den italienischen Gepflogenheiten verschwinde.

2. Thema:

In Neapel war der 18jährige Sohn des Hausierers Pezzullo krank und bat den Vater, daß er im Bette bleiben dürfe. Der Alte zwang ihn jedoch aufzustehen und ihm zu helfen. Als der Sohn auf der Straße noch zweimal bat, umkehren zu dürfen, stach ihm der Vater ein Messer in die Brust,

wobei natürlich darauf hinzuweisen wäre, daß als Ursache der Krankheit des Sohnes nur ein unhygienischer Händedruck in Betracht kommen könne, also die Übertretung eines fascistischen Gebotes. Dadurch würde nicht nur die Tat des Vaters ihre dramatische Rechtfertigung finden, sondern auch die boshafte Vermutung eines in Italien lebenden Nebelhornlesers entkräftet werden, der die Hygiene als Ursache des fascistischen Grüßes nicht gelten lassen will, sondern steif und fest behauptet, das Erheben der rechten Hand sei ein Überbleibsel aus dem Kriege, in dem die Italiener, wie wir alle wüßten, mit Vorliebe beide Hände zum Zeichen ihrer Ergebenheit gehoben hätten.

IV. Freiheitsgesang Mussolinis. (Bitte die Jahreszahl zu beachten!):

Und auf die Frage: Was ist Freiheit? antwortet der Duce (Oktober 1924): „Wenn es ein historisches Faktum gibt, so ist es dieses, daß die ganze Zivilisierung eine einzige fortschreitende Beschränkung der Freiheit ist. Der absolute Begriff Freiheit ist willkürlich. In Wirklichkeit besteht er nicht.“

Als Folge dieses Freiheitsgesanges könnte Lehar

V. ein antifascistisches Intermezzo (als Höhepunkt und Peripetie der Operette in einem) einschalten.

Thema:

Die Telunion berichtet aus Paris: Der Bürgermeister von Grande Castle im Departement Oise, der sich durch den Zuruf des Abg. Bouteille „Mussolini“ beleidigt gefühlt hatte, strengte gegen den Abgeordneten eine Ehrenbeleidigungsklage an. Das Gericht hielt den Tatbestand der Ehrenbeleidigung für gegeben und verurteilte den Abgeordneten zu acht Tagen Gefängnis.

VI. Revolte der Eltern. Nach Mussolinis Gebot haben Eltern von mehr als sieben Kindern freie Fahrt auf der Straßenbahn. Nun wird gemeldet:

In Castel Dobra (bei Görz) besitzen 181 von 388 Familien mehr als sieben Kinder.

Was tut aber der italienische Gott? In Castel Dobra existiert keine Straßenbahn. Ebenso an den meisten Orten, wo Eltern mehr als sieben Kinder haben. Folge: Zusammenschluß dieser Eltern, Marsch nach Rom unter dem Rufe: Freie Straßenbahn dem Tüchtigen!, Audienz bei Mussolini, Forderung nach dem Bau von Straßenbahnen überall dort, wo Eltern mehr wie sieben Kinder haben, Ablehnung durch Mussolini unter Hinweis auf den Geldbedarf für den Ausbau und die Vertiefung der Wasserkräfte zur Entnationalisierung Südtirols. Gründung einer revolutionären Gegenpartei durch die kinderreichen Eltern, die sich nun nicht mehr Schwarzhemden, sondern „Gelbwindeln“ nennen und eine gebrauchte Säuglingswindel als Fahne führen.

VII. Szene im Kindergarten. Zwei Themen.

1. Äußeres Kleid der Bücher:

Der römische Unterrichtsminister hat Dekrete über die Volksschulbücher erlassen, worin es heißt, es müsse nicht nur das äußere Kleid der Bücher fascistisch sein, sondern auch der Inhalt müsse den seit Oktober 1922 siegreichen Ideen entsprechen.

2. Äußeres Kleid der Mädchen:

Der nationale Ausschuß für anständige Kleidung hat an das Unterrichtsministerium ein Schreiben gerichtet, in dem ersucht wird, auf sittsame Kleidung der weiblichen Schuljugend zu dringen.

Durch die offene Hintertür des Kindergartens könnte ein Blick in den Erwachsenengarten ermöglicht werden, in dem es folgendermaßen zugeht:

In Perugia wurde über die 32jährige ledige Fernanda Bellachiona wegen Unmoral ein dreijähriger Zwangsaufenthalt verhängt.

VIII. Große Szene auf dem Standesamt.

Thema:

Das Amtsblatt veröffentlichte gestern ein Dekret, durch das verboten wird, Vornamen zu erteilen, die das nationale oder religiöse Gefühl verletzen können. Bei der Zuteilung von Familiennamen an uneheliche Kinder muß außerdem noch vermieden werden, daß irgendein Name einer berühmten Persönlichkeit gewählt oder daß eine Name ausgesucht werde, der irgendeine Andeutung auf die Herkunft des Kindes enthalten kann. Bei Zuwiderhandlungen gegen dieses Verbot ist der Standesbeamte befugt, andere Vornamen oder Familiennamen zu wählen.

Dazu habe ich folgenden Dialog mit Anweisungen für das Tempo und die Art der musikalischen Begleitung ausgearbeitet:

Standesbeamter (mezzoforte): Wer ist der Vater dieses unehelichen Kindes?

Mutter (presto con fuoco): Eine berühmte Persönlichkeit! Il Duce!

Standesbeamter (pianissimo): Pscht! (lento) Wie soll es heißen?

Mutter (dolce): Mussolini!

Standesbeamter (allegro con brio): Das ist verboten! Der Name darf keine Andeutung enthalten!

Mutter (*presto con fuoco*): Aber wenn der Vater doch Mussolini ist! (*Tempo di menuetto*) Es muß Mussolini heißen!

Standesbeamter (*prestissimo*): Kusch! Das ist eine Zuwiderhandlung! (*ritardando*) Ich nenne das Kind nach meiner Befugnis für einen solchen Fall (*espresso, cantabile*) Le har! (*pizzicato, forte*) Basta!

Mutter: (weint).

(*Marcia funebre quasi una antipathia.*)

IX. Sportliches Schlußbild:

Morgen findet auf dem Sportplatz von Biella ein interessanter Fußballwettkampf statt. Eine Junggesellenmannschaft wird gegen eine Familienvatermannschaft spielen. Das Wettspiel stellt den Abschluß einer leidenschaftlichen Debatte dar. Die Junggesellen wollen beweisen, daß sie trotz ihres Zustandes im vollen Besitz aller körperlichen Kräfte sind, um aus dem Leben siegreich hervorzugehen. Den Verheirateten ist es darum zu tun, ihren Gegnern den Nachweis zu erbringen, daß in ihnen der frühere Drang noch nicht abgestorben ist. Man ist Wetten für hohe Summen eingegangen.

Ende.

P. S. Hoffentlich ereignet sich bei der Erstaufführung dieser Operette nicht etwas Ähnliches wie kürzlich in der Oper:

Aus Rom, 13. d., wird gemeldet: Ein einzigartiger Vorfall ereignete sich am Samstag in dem erst kürzlich umgebauten königlichen Opernhause. Als der Vorhang aufgezogen wurde, stürmte aus der Kulisse plötzlich ein unbekleideter Mann heraus, stellte sich in Heldenpose mitten auf die Bühne und schmetterte „La Donna è mobile“ in den Zuhörerraum. Der Vorhang wurde eiligst herabgelassen und die Bühnenarbeiter verjagten den Mann von der Bühne. ohne ihn zu fragen, ob er ein Junggeselle sei, der beweisen wolle, daß er trotz seines „Zustandes“ noch im Besitz aller körperlichen Kräfte sei, oder ob es sich gar um einen Ehemann handle, der zeigen wolle, daß in ihm der „frühere Drang“ noch immer nicht abgestorben sei. Evviva!

DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld)

Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern Schilling 12.—

12 Nummern „ 6.50

6 Nummern „ 3.50

Für Deutschland:

24 Nummern Mark 9.—

12 Nummern „ 5.—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern Schw. Fr. 14.—

12 Nummern „ „ 7.—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der 7. Oktober / Upton Sinclair: Vorwort zum Roman „Boston“ / Richard Floch: Volkes Stimme ist Gottes Stimme oder: Üb' immer Konsequenzlichkeit / Therese Neumann (Konnersreuth): Authentischer Bericht über die Kleidung Marias bei ihrer Himmelfahrt / Ich versuche mich als Märchenerzähler

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats

DAS NEBELHORN

Nr. 44

15. Oktober 1928

II. Jahr

Der 7. Oktober

ist vorüber. Eine Balkanoperette ist zu Ende. Österreich hat die Revolution gehabt, die es verdient. Zu der Zeit, die für ihren Beginn festgesetzt worden war, regnete es nicht; sie fand also statt. Sie war angesagt und verlief daher unblutig. Ja, sie war geradezu mit dem Dr. Unblutig verwandt, denn die Heimwehren wollten mit ihr die marxistischen Gehirnhühneraugen kurieren und die Marxisten die heimatschützerischen. Die Folge dieser Behandlung dürfte eine merkliche Vergrößerung beider gewesen sein.

Daß Revolutionen im Wasser löslich sind, wurde aber doch auch hier wieder bestätigt. Der Chronist berichtet darüber:

Während des Abmarsches setzte Regen ein. Infolgedessen flüchtete ein großer Teil der Zugsteilnehmer unter Lauben.

Diese Verwirrung benützten die Kommunisten. Die Behörden hatten sich zwar alle Mühe gegeben, Ruhestörungen zu verhindern und zu diesem Zwecke die gesamte kommunistische Partei verhaftet. Einige Mitglieder waren aber doch übersehen worden und benützten die günstige Gelegenheit, eine andere chemische Verbindung einzugehen. Denn ein Kommunist ist in Österreich eine chemische Verbindung zwischen einem Menschen (M), tausend Flugblättern (F_{1000}) und einer Gewalt, die gerne fünfundzwanzig austeilten möchte (G_{25}), die aber durch einen Zusatz polizeilicher Aufsicht (Po) in eine im großen und ganzen harmlose, amorphe Masse verwandelt wird, deren Formel lautet $MF_{1000}G_{25} + Po$. Gibt es aber einen Platzregen, dann verbindet sich

normalerweise die Polizei (Po) mit dem Wasser (H_2O) zu H_2OPo und entweicht unter Lauben, so daß Mensch, Flugblätter und Gewalt unter revolutionärem Getöse frei werden und einen Wirbel beginnen können. Diesmal aber hatten die Kommunisten ihre Rechnung ohne den unsichtbaren Wirt gemacht, der Österreich im Sinne der Hebung des Fremdenverkehrs regiert. Denn es waren im Staatslaboratorium Vorbereitungen getroffen worden, die die Wasserlöslichkeit der polizeilichen Ordnung auf ein Minimum herabgesetzt hatten. Diese Vorbereitungen waren folgende:

1. Hatte man durch das Wasser, das in der Presse wochenlang vorher über den 7. Oktober gemacht worden war, die Empfindlichkeit gegen Regenwasser beinahe aufgehoben.

2. Wurde aus Wiener-Neustadt berichtet:

Die städtische Sicherheitswache hat in den letzten Tagen auf der Militärschießstätte Schießübungen abgehalten und wird am 6. und 7. ebenfalls mit Mannlichergewehren und Bajonetten ausgerüstet sein.

3. Hat ein österreichischer Clausewitz folgenden kriegerischen Witz gemacht:

Eine Motorhaubitze ist in Fischau auf einer Anhöhe mit Ausschuß gegen Wiener-Neustadt aufgestellt.

Und da überdies der ausgerechnet christlichsoziale Kriegsminister Vaugoin die Schlachtordnung inspiziert und Auftrag gegeben hatte, vor Eröffnung der Feindseligkeiten ja das Gebet vor der Schlacht nicht zu vergessen, konnte es am Erfolge nicht fehlen. Trotzdem wurden die gegen Regenwasser immunisierten kriegerischen Vorbereitungen durch die Aufregung der beteiligten Kinder, die sich an dem Spiel „Wir spielen Bürgerkrieg“ vergnügten, gestört:

In Wiener-Neustadt ist heute ein Schuß gefallen, glücklicherweise ohne schlimme Folgen. Beim Schultern des Gewehres ging einem Soldaten die Waffe durch Zufall los, was einiges Aufsehen hervorrief. Verletzt wurde niemand.

Bei den Behörden war die Anzeige erstattet worden, daß auf dem Turnplatz vom Deutschen Turnverein 42 Kisten Munition eingelagert seien. In Anwesenheit einer Kommission wurden die Kisten geöffnet; es stellte sich heraus, daß sie Kaffeeschalen enthielten und zum Ausschank von schwarzem Kaffee an die Heimwehrleute bestimmt sind.

Die Streitkräfte, die einander gegenüberstanden, waren der Republikanische Schutzbund und der Heimatschutz. Die Angehörigen des einen schützen die Republik, die Angehörigen des andern die Heimat — ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß Heimat und Republik noch lange nicht zu identischen Begriffen geworden sind, obwohl heuer am 12. November der zehnte Geburtstag der Republik gefeiert werden soll. Wie alt jedoch die Heimat ist, weiß niemand. Nur soviel ist sicher: die Heimat ist ein Ding, das lediglich dazu da ist, immerwährend in Gefahr zu sein und geschützt werden zu müssen. Denn womit sollte man sonst die jungen Leute, die bei Nacht fensterln gehen, bei Tage beschäftigen? Und wovon sollten die starken Naturen, die sich zu Führern berufen fühlen, weil sie sich selbst dazu auserwählt haben, leben? Die Konstruierung von Gegensätzen zwischen den anderen macht diesen politischen Ausbau- und Vertiefungsingenieuren erst das Leben lebenswert. Und während draußen die Genasführten demonstrieren, in Wut die Fäuste schütteln und durch einen vieltausendköpfigen Kordon von Artillerie, Kavallerie, Infanterie und Polizei auseinandergehalten werden müssen, sitzen die Führer im Café und sind heiter.

In der neutralen Zone war die Stadt fast menschenleer, man sah nur Funktionäre der beiden Parteien, die einander friedlich, fast könnte man sagen freundschaftlich begegneten. (In einem hinter der Demarkationslinie gelegenen Kaffeehaus wurde eine freundschaftliche, fast heitere Unterredung zwischen Mataja und General Körner beobachtet und viel besprochen.)

Das ist nicht weiter verwunderlich, denn man kann ja auch über die absolute Nützlichkeit von Meinungs-

verschiedenheiten zwischen den anderen einer Meinung sein. Und die Führer können sich den Luxus der Ehrlichkeit wenigstens im Kaffeehaus leisten, solange die Zeitungen, die im Kaffeehaus auflügen, den Schwindel verzapfen.

Die Leitung des niederösterreichischen Heimatschutzes hat bereits einen Aufruf an die Hausbesitzer erlassen, in dem diese ersucht werden, die Häuser der Straßen zu beflaggen, durch die der Zug der Heimwehren geht.

Die Folge dieses Aufrufes war die, daß sogar ein bürgerliches Blatt, wie die Grazer Tagespost, berichten mußte:

Namentlich in den Straßen, durch die die Heimwehren aufmarschierten, haben die Sozialdemokraten demonstrativ rot beflaggt.

Das rote Fahmentuch ist in Wiener-Neustadt ausverkauft.

Aber was scheren sich die mit Hahnenschwanzfedern geschriebenen Blätter um Tatsachen! Politik macht bekanntlich farbenblind, und die Grazer Montagszeitung schildert die Sache so:

Das Bürgertum der allzeit getreuen Stadt hat den tiefen Sinn des Aufmarsches erkannt und ihm unverhohlen seine Sympathien zugewendet. Das zeigte die reiche Beflaggung. Kein Haus gab es in der inneren Stadt, von dessen Giebel nicht Fahnen in den österreichischen, den Farben der Bundesländer die Heimwehren begrüßt hätten. Nur auf den städtischen Gebäuden wehte die rote, marxistische Fahne.

Ein Börsenblatt hinwiederum, das gar nicht gut auf die Sozialdemokraten zu sprechen ist, die Wiener Sonn- und Montagszeitung berichtet:

Der Zug der Heimwehren bewegte sich durch die vereinsamen Straßen, vom Turnplatz aus über den Hauptplatz und auf einigen Umwegen an der Akademie vorbei.

die Grazer Montagszeitung aber jubelt:

Kurz vor 9 Uhr vormittags wurde durch Lautsprecher der Aufmarsch verkündet. Trompetensignale ertönten. In strammer Haltung harreten die einzelnen Kompanien ihres Aufrufes. Punkt $\frac{1}{4}$ 10 Uhr verließ die Spitze des Zuges den Festplatz zum Ab-

marsch durch die Stadt. Schon als die ersten Heimwehrgruppen vom Festplatz aus in die Straßen der Stadt, die zu beiden Seiten von einer mehrreihigen Zuschauermenge besetzt wurden, einbogen, wurden sie von der Bevölkerung jubelnd begrüßt. Die stramm dahermarschierenden Verbände gingen unter einem wahren Blumenregen die Feststraße entlang, den sie mit herzlichen Heilrufen erwiderten.

Wahr an der ganzen Sache dürften vermutlich nur die „herzlichen“ Heilrufe gewesen sein. Denn ein herzlicher Heilruf ist etwas so Unausdenkbares, daß seiner Verwirklichung in diesem Tohuwabohu von Unausdenkbarkeiten wahrscheinlich nichts im Wege gestanden ist.

Je weiter die Stunde vorrückte, desto irrsinniger wurde die Atmosphäre. Der Vizebürgermeister von Wiener-Neustadt namens Meixner

erinnerte an die Worte des ehemaligen Staatskanzlers Doktor Renner, daß jeder Staatsbürger die Freiheit seiner Gesinnung haben müsse. Das allein verlange die Heimatwehr, die sich zur freien demokratischen Republik bekenne.

Diese Nachricht dürfte die Teilnehmer an der Grazer Friedensversammlung vom 1. August (siehe Nr. 40, Seite 2 ff.) überraschen, in der die Heimwehr mit Bierkrügeln nach andersgesinnten Frauen warf und einem indischen Delegierten mit einem Prügel den Unterarmknochen abschlug. Und zwar unter dem Kommando ihres steirischen Landesstabsleiters. Aber diese Nachricht ist noch gar nichts gegen das Geheimnis, das dieser famose Vizebürgermeister im weiteren Verlauf seiner Rede preisgab:

Die Heimatwehren wollen die sozialen Errungenschaften der Arbeiter nicht nur erhalten, sondern noch ausbauen.

No, und vertiefen wollen sie gar nix? Wozu ist denn dann die Alpine Montangesellschaft unterstützendes Mitglied der Heimwehr geworden, wenn die sozialen Errungenschaften der Arbeiter bloß ausgebaut werden sollen? Wo sich doch die ganze Gesellschaft schon so

aufs Vertiefen gefreut hat! Ich glaube, sie wird angesichts solch halber Arbeit ihre Subvention auch auf die Hälfte herabsetzen, und auch der Dr. Pfriemer wird Unannehmlichkeiten haben, denn er hat doch bloß gesagt:

Heimat, Volk und Schwert sind die besten Himmelsgaben und hat die sozialen Errungenschaften der Arbeiter, die die Heimwehr ausbauen will, mit Recht nicht erwähnt, weil sie keine Himmelsgaben, sondern bloß Gaben der sozialdemokratischen Partei sind.

Den Gipfel aller Gipfel aber hat — wie sich's auch gehört — der Generalissimus der Heimwehren, Doktor Steidle, erklimmen. Er sagte in seiner Rede unter anderem:

Man hält uns vor, das Auftreten gegen die marxistische Weltordnung in Österreich bedeute den Bürgerkrieg, und man möchte uns nur allzugerne als Friedensstörer stempeln. Ich frage: wer hat das Wort vom Klassenkampf, dem Krieg der Bürger gegen den Bürger, erfunden?

Die Entdeckung, daß der Klassenkampf auf einer Erfindung beruhe, ist wohl allein die 30 Milliarden wert, die der 7. Oktober gekostet hat. Man sehe sich daraufhin nur zum Beispiel die „Weber“ von Gerhart Hauptmann an: wie da Bürger und Bürger friedlich miteinander hausen und wie sich dann plötzlich einer hinsetzt und den Klassenkampf erfindet.

Aber selbst dieser Überblödwitz eines Mannes, der heute in Österreich schon so sehr die erste Geige spielt, daß in Baden Kommunisten wegen Hochverrates verhaftet werden konnten, weil sie an einer Versammlung „gegen die Fascisten“ teilgenommen hatten; selbst diese ungeheuerliche Lüge, die den Klassenkampf als Erfindung bezeichnet, den Klassenkampf, der aus dem Anblick des Hinsiechens von Kindern geboren wurde, die in der Sturm- und Drangperiode des Kapitalismus täglich 12—14 Stunden in Fabriken arbeiten mußten, den Klassenkampf, der nur eine Folge

des Hungers, des Elends, der Ausbeutung und der Verzweiflung ist, selbst diese Schweinerei wird noch durch die Nachricht übertroffen, die uns endlich, endlich den Namen jener bisher anonymen Autorität verrät, deren Walten wir täglich bis auf die Knochen spüren müssen:

Von Wien aus hatten sich Landesamtsdirektor Dr. Kastner und Oberregierungsrat Karwinsky nach Wiener-Neustadt begeben und man konnte sie überall dort sehen, wo irgendein Anlaß ein eventuelles Eingreifen der Autorität notwendig hätte machen können.

Kastner & Karwinsky also heißt die Firma! Nun ist alles klar!



Upton Sinclair: Vorwort zum Roman „Boston“ *

Der Entschluß, diesen Roman zu schreiben, wurde am 22. August 1927, um 9 Uhr 30 Minuten abends, gefaßt. Den Anlaß bot eine telephonische Nachricht von einer Zeitung, Sacco und Vanzetti seien tot. Es schien dem Verfasser, daß die Welt die Wahrheit über den Fall werde erfahren wollen, und seine Annahme erwies sich als richtig, denn eine Flut von Telegrammen und Briefen ergoß sich über ihn aus fünf Weltteilen und forderte ihn auf, das zu tun, wofür er sich schon entschlossen hatte.

Ein „zeitgenössischer historischer Roman“ ist eine ungewöhnliche Kunstform und bedarf wohl der Erklärung. Was die beiden Personen, Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti, anlangt, ist dieses Buch keine Dichtung, sondern ein Versuch, Geschichte zu schreiben. Alles was sie im Roman tun, haben sie wirklich getan; ihre Äußerungen sind Briefen oder Mitteilungen ihrer Freunde und Widersacher entnommen. Ebenso erscheinen ihre Freunde und Gegner in eigener Person und unter ihrem richtigen Namen.

Die Handlung über das Geschäftsleben und die Hochfinanz, die mit dem Fall Sacco und Vanzetti parallel läuft, ist ein Ausschnitt aus der zeitgenössischen Geschichte Bostons. Man wird in ihr einen berühmten Fall erkennen, der in jüngster Zeit den Obersten Gerichtshof beschäftigte. Die Personen aber, die in diesem Melodrama des Bankwesens agieren, sind erfunden, oder doch so verändert in Charakter, äußerer Erscheinung und Familiengeschichte, daß niemand in seinen Gefühlen verletzt werden wird. Es ist eine einzige einfache Regel bei der Lektüre des Buches zu beobachten: die Figuren,

* Dieser Roman, der den Fall Sacco und Vanzetti behandelt, wird voraussichtlich im Frühling 1929 in deutscher Sprache erscheinen. (Anm. d. Herausgebers.)

die bestimmten Personen entsprechen, tragen deren Namen, während Figuren mit erfundenem Namen keine reale Entsprechung haben.

„Cornelia“ ist eine wirkliche Gestalt, wiewohl sie mit dem Fall Sacco und Vanzetti nichts zu tun hatte. Sie ist 82 Jahre alt und eine alte Freundin von mir. Als Sechzigjährige lief sie ihren Bostoner Verwandten davon, was ich beschrieben habe, und als sie mir zuerst ihre Geschichte erzählte, rief ich aus: „Die flüchtige Großmutter! Ich werde das einmal zum Gegenstand eines Romanes machen!“ Als meine Heldin die ersten sechs Kapitel gelesen hatte, schrieb sie mir: „Lieber und Treuer! Es hat meine Gedanken gewendet. Ich ärgerte meine ganze Nachbarschaft, indem ich die Mitternachtslampe brannte, bis ich die Flucht Corneliens und ihrer bewunderungswürdigen Betty zu Ende gelesen hatte. Ich erkenne viele familiäre Typen in dem Spiegel, den sie den Blaublütigen Bostons vorhalten.“

Der Verfasser ist seit 25 Jahren öfter in Boston gewesen. Seine ersten Besuche galten dem Roman „Manassas“ und führten zu Begegnungen mit den Helden aus Bostons alter Zeit, wie Thomas Wentworth Higginson, Frank B. Sanborn, Julia Ward Howe. Spätere Besuche betreffend „The Brass Check“, „The Goose-Step“ und „Oil“ brachten mit sich eine Veränderung des Standpunktes, der für Geschichtsforscher nicht ohne Interesse ist. Indes soll gleich eingangs erwähnt werden, daß alles Große in Boston in dem Roman seine verdiente Beachtung findet. Die Urheber des Ruhmes dieser Stadt sind niemals deren Herrscher gewesen; dies war immer nur eine „qualifizierte Minorität“, die noch heute besteht und tätig ist.

Die Arbeit wurde nicht im Geiste des Hasses durchgeführt. Im Gegenteil, der Verfasser gedenkt mit einem Gemisch von Dankbarkeit und Belustigung jener Bostoner Beamten, die für „Petroleum“ eine Reklame mach-

ten, die einige Male um die Welt lief. Ihnen verdankt er es, daß er seinem Drucker fast nichts mehr schuldet, zum ersten Male in den 25 Jahren seiner Tätigkeit als Verleger seiner eigenen Arbeiten. Hier wurde ein ehrlicher Versuch gemacht, einen Gesellschaftskomplex so darzustellen, wie er ist. Die Erzählung hat keinen Helden als die Wahrheit, und ihre Heldinnen sind zwei Frauen, eine alt, die andere jung, die eifrig nach der Wahrheit streben:

Das vollständige offizielle Protokoll über den Fall Sacco und Vanzetti wird bald in sechs Bänden erscheinen. Ich hätte gerne durch dieses Protokoll alles, was mit dem Prozeß zu tun hat, kontrolliert. Leider waren aber einige Dokumente zur Zeit meines Arbeitens nicht zugänglich. Ich hatte die 3900 Seiten des Untersuchungsprotokolls von Dedham, doch wurde mir das von Plymouth, von dem nur eine Abschrift existierte, vorenthalten. Ich habe meine Erzählung kontrolliert durch viele Dokumente, die vom Protokoll herkommen, und ließ das Manuskript von etwa einem Dutzend Personen lesen, die den Fall durch acht Jahre studiert hatten. Ich habe jede Behauptung, die bezweifelt worden ist, weggelassen und der Roman enthält keinen Irrtum von wirklicher Bedeutung. Es ergibt sich so, daß es das Wichtigste im Hinblick auf den Fall Sacco und Vanzetti ist, daß man weiß, nicht was ein bestimmter Zeuge behauptete, sondern wie er überhaupt dazu kam, etwas zu behaupten. Wer meine Geschichte aufmerksam liest, wird die Bedeutung dieser Bemerkung erkennen. Es ist sonderbar und lächerlich — aber buchstäblich wahr, daß man aus dem Roman mehr Verständnis für den Fall gewinnen kann als aus allen den 6000 Seiten, die bald mit großem Aufwand erscheinen werden.

Ich bin James Fuchs und Floyd Dell zu Dank verpflichtet für wertvolle literarische Kritik und ebenso vielen Bostonern und Ex-Bostonern für Rat und Hilfe. So viele von ihnen ziehen es vor, ihren Dank privat

zu empfangen, so daß ich mich auf diese allgemeine Bekanntmachung beschränke.

Ebenso bedarf ich der Verzeihung von Personen, die im Prozeß tätig waren und deren Briefe und Berichte ich plagiiert habe, um sie meinen erfundenen Charakteren zuzuschreiben. Außerordentliche Berichte — man sage nicht, daß die Romantik aus der Welt verschwunden sei. Ebenso möge sich kein Schriftsteller, der seine Stoffe erfindet, einbilden, daß seine Erfindungskräfte rivalisieren können mit denen des „großen Novellisten“, der Geschichte macht.

P. S. Da dies Buch zum Druck geht, wird der erste Todestag Saccos und Vanzettis in der ganzen Welt gefeiert. In Boston wird eine kommunistische Versammlung durch die Polizei vereitelt, die dem Besitzer des Lokals mit der Annullierung der Lizenz droht. Eine Versammlung, die durch das Sacco-Vanzetti-Komitee einberufen wurde, findet statt und einige Tage später erhält die Polizei einen Haftbefehl gegen einen der Redner, Doktor Horace M. Kallen, einen ganz ausgezeichneten Verfasser von philosophischen Schriften, doctor philosophiae der Universität Harvard, ehemals Vortragender an derselben und nun Professor an der neuen Schule für soziale Forschung in New York. Dieser jüdische Gelehrte wurde von der Polizei „eingeladen“ unter der Beschuldigung der „Gotteslästerung“, begangen durch die Äußerung der Meinung, daß „wenn Sacco und Vanzetti Anarchisten sind, es ebenso Jesus Christus, Sokrates und viele Andere seien“.

Das Gesetz Massachusetts gegen Gotteslästerung stammt aus dem Jahre 1640 und bestimmte ursprünglich die Todesstrafe, die später in Gefängnis umgewandelt wurde. Einige Tage nach dem Erlaß des Haftbefehls intervenierte ein Richter, der Sinn für Humor besitzt, indem er den Haftbefehl „zur weiteren Verfügung“ zurückzog, eine anständige Bostoner Art, um einen Gegen-

stand fallen zu lassen. Aber der Zwischenfall beleuchtet den sonderbaren Zustand einer Stadt, in der ehemalige puritanische Gesetze von der römischen Hierarchie übernommen wurden und nun von einem „weltlichen Arm“ der irisch-katholischen Bonzen durchgeführt werden. Der Zusammenhang dieses Zwischenfalls mit dem Fall Sacco und Vanzetti wird von denkenden Lesern wohl vermerkt werden.

(Autorisierte Übersetzung von Rudolf Geist, Wien)

Volkes Stimme ist Gottes Stimme
oder
Üb' immer Konsequenzlichkeit!

Personen:

Der Gebildete (sofort an der neuhochdeutschen Ausdrucksweise erkenntlich).

Der Ungebildete (weil er im Dialekt spricht).

Der Zwischenrufer (der immer den Kren dazu gibt).

Der naive Kritiker mit dem guten Gedächtnis (von ihm weiß man nicht, ob er gebildet ist oder nicht).

Noch einige Dazwischenrufer.

*

Alle Personen sind Angestellte beim Arbeitslosenamt Wien, d. h. sie sind angestellt und warten auf die Unterstützung.

Der Ungebildete (tritt ein): O, Habedere, Gundag, na wie gehts Ihna ollerweul?

Der Gebildete: Danke, schlecht. Uns blüht ja kein grüner Zweig mehr.

Der Kritiker (denkt sich): Seit wann blühen grüne Zweige?

Der Ungebildete: Jo, jo, ham scho recht; ma muß si ollerweul giften.

Der Gebildete: Ja, denken Sie, gerade mußte ich mich wieder ärgern. Da ist mir jemand in der elektrischen Tramway so heftig auf den Fuß gestiegen . . .

Der Ungebildete: Uje, des is unangenehm, no jo, Heaneraugen tan sehr weh, jo . . .

Der Gebildete: Glauben Sie, dem Mann wäre eingefallen, sich bei mir zu entschuldigen? „Können Sie sich denn nicht benehmen, Herr!“, habe ich ihm sofort gesagt. „Man entschuldigt sich doch wenigstens.“ Hätten Sie gesehen, welche Schnauze mir der Mann angehängt hat! Ich hätte noch bißchen warten sollen, hat er gesagt, dann hätte er sich ohnedies entschuldigt, also was sagen Sie da dazu? „Ich verzichte auf Ihre Entschuldigung, geben Sie lieber besser acht!“ hab' ich ihm gesagt. Na, ich hab's ihm ordentlich gesagt.

Der Kritiker (denkt sich): Wozu wollte er zuerst doch die Entschuldigung?

Der Gebildete: So ein ungebildeter Flegel! Wissen Sie, das ist doch unglaublich, was sich Menschen heutzutage herausnehmen. Wirklich unglaublich! Na, ist ja kein Wunder bei diesen verrohten Sitten. Da veranstalten sie Aufmärsche und schlagen sich dann die Schädel ein, statt sich im Parlament ruhig auszusprechen!

Der Zwischenrufer (nickt): Jo, i sogs a immer: Zu was brauchn mir a Politik.

Der Ungebildete: Solln sa si meinetwegen die Schäd einschlogn, die Gsöllschaft. Mir ham nix zan fressen und dö mochn in aner Tur Aufmärsch. Des is do zu bled!

Der Zwischenrufer (nickt): Statt aner Wirtschaftspolitik!

Der Kritiker (denkt sich): Grad hat er gesagt: Zu was brauchen wir a Politik?

Der Gebildete: Ja, da werden die Leute aufgehetzt gegeneinander und blind gemacht . . .

Der Ungebildete: Wos blind? Nix blind, teppert werns gmocht, Sand wird eana in d' Augn gstreut . . .

Der Zwischenrufer: Nix wie Politik!

Der Ungebildete (aufgeregt): Jo!

Der Gebildete: Ja, es ist gräßlich! Die Herren Führer, die Bonzen, ich muß mich schon so ausdrücken, fressen und saufen sich an auf unsere Kosten und dem Volk werden Mätzchen vorgemacht.

Der Ungebildete (wie oben, aufgeregt): Freulich! Nur d' Leit aufhußn! Obs Schworze san oder Rote, olle sans gleich!

Der Zwischenrufer (nickt): Natürlich. Lauter Politiker!

Der Gebildete: Geschieht ihnen recht! Wenn die Menschen so dumm sind und sich von den Parlamentariern am Gängelband führen lassen! . . .

Der Kritiker (denkt sich): Ich dachte, man soll sich im Parlament ruhig aussprechen?

Der Gebildete: Also, ich meine, eine Führung muß da sein, die die Zügel in der Hand hat. Man soll im Parlament friedlich verhandeln . . .

Der Kritiker (kennt sich nicht aus).

Der Zwischenrufer: Gewiß, a ordentliche Politik!

Der Kritiker (kennt sich schon wieder nicht aus).

Der Ungebildete (wild): A storke Hond ghörat her, die amal Urdnung mocht!

Der Zwischenrufer (nickt): A Diktator, jawoll!

Der Ungebildete (wie oben, wild): Doo sollt ma amol urndli einipfeffern! Von mir aus kennans des ganze Parlament von om bis unt anzinden. Mir liegat gor nix dron!

Der Gebildete: Sollen sie lieber das Geld, was der ganze parlamentarische Schwindel kostet, für die Arbeitslosen verwenden, das wäre vernünftiger!

Der Kritiker (denkt sich): Also doch kein Parlament!

Der Gebildete: Es ist wirklich kein Wunder, wenn das Volk wild wird und aufmarschiert. Es wird einem ja doch zu dumm. Die größte Geduld nimmt ein Ende!

Der Ungebildete: No, des is do klor. Wonn die Leit nochdem Pfui! schrein, pfefferns in eana eini. Solln s' as schrein lossn, mei Gott! Hätt ma heit net neinzg Tote!

Der Zwischenrufer (nickt): Die verfluchte Politik!

Der Kritiker (denkt sich): „Ka ordentliche Politik!“

Der Ungebildete: Is jo woahr! Z' fressen homs nix, d' Leit. Is do a Wunda, wonns rebellisch wern?

Ein Kommunist: Sehr richtig!!

Ein Hakenkreuzler: Aber gehnsl

Der Gebildete: Übrigens darf man nicht vergessen, daß wir in einer demokratischen Republik leben. Gleiches Recht für alle. Schließlich haben die andern, die Heimwehr, auch das Recht, zu demonstrieren.

Ein Hakenkreuzler: Sehr richtig!

Ein Kommunist: Aber gehns!

Der Ungebildete: No, so sollns halt demonstrieren. Richten eh nix aus. D' Roten san jo in da Übermocht, die werns eana scho zagn.

Der Kritiker (denkt sich): Also wird man doch „einipfeffern“?

Der Gebildete: Aber das Vernünftigste wäre, die Sozialdemokraten kämen überhaupt nicht hin! Die Fascisten könnten sich totschreien; wenn niemand da ist, kannn man niemand provozieren, folglich könnte es keine Zwischenfälle geben.

Ein Kommunist: Das wäre Feigheit!

Ein Sozialdemokrat: Überhaupt sind wir dort zu Hause!

Ein Hakenkreuzler: Aber gehts!

Der Ungebildete: War eh gscheiter! Sollns daham bleim, statts Soldaten spüln. Ham an Famüllli zaus. Solln sa si lieba kimmern, doß wos zfressn hom!

Der Kritiker (denkt sich): Ich dachte, wenns nix z' Fressn ham, is ka Wunder, wenns rebellisch wern?

Der Zwischenrufer (nickt): A orndliche Politik braucheten mir!

Der Gebildete: So was ist eben nur in Österreich möglich. Weil wir so eine Regierung haben!

Ein Sozialdemokrat (schnippisch): Herr Bundeskanzler Seipel. Der Prälat ohne Milde!

Der Zwischenrufer (nickt): Weg mit da Politik!

Der Kritiker (denkt sich): Also brauchen wir ka orndliche Politik?

Der Gebildete: Also, ich sag's ja immer. Keiner ist besser. Alle durch die Bank sind sie gleich! Das ganze Parlament ist für die Katz!

Der Kritiker (denkt sich): Und ich dachte, man soll im Parlament verhandeln.

Der Ungebildete: Wos waß denn so a Bangdirekta oder a Professa, was Hunga hast. Hauptsoch er hot an gfülltn Bauch!

Der Kritiker (gewissenhaft): Nicht immer!

Der Ungebildete: Die Andern könnan si meinswegn aufhängn. Und des Volk is derortich bled und bleibt schen stad, statts daß es eana amol zagerten und aufmarschieren!

Der Kritiker (unvorsichtigerweise laut): Aber „es war do gscheiter, wonns daham bleiberten, statt Soldaten spüln“!

Der Ungebildete: Ober redns nix zomm! Wer hot lhna überhaupt um lhna Manung gfrogt?

Der Gebildete: Mein Gott, die Leute mischen sich in Dinge ein, die sie gar nicht bekümmern!

Der Kritiker (denkt sich): Kümmert's mich nichts? Kümmert's mich was?

Der Gebildete: Überhaupt soll man nie von der Politik zu reden anfangen. Ich finde das ungehörig!

Der Kritiker (denkt sich): Warum hat er denn nur angefangen?

Der Ungebildete: Und mir, wenn aner von Politik kummt, i gib eam iberhaupt nia a Antwort!

Der Kritiker (indem er verdutzt abgeht): Weshalb hat er ihm nur geantwortet?

Ende?

Richard Floch (Wien).

Therese Neumann (Konnersreuth): Authentischer Bericht über die Kleidung Mariäs bei ihrer Himmelfahrt

Am Feste Maria-Himmelfahrt sah Therese drei Szenen aus den Ereignissen des Tages. Im ersten Bild schaute Therese den Tod Mariens. Dieser erfolgte in einem Gemach neben dem Abendmahlsaale in Jerusalem. Alle Apostel waren anwesend bis auf Jakobus den Älteren, der um jene Zeit schon tot war, und Thomas. Der heilige Johannes drückte Maria die Augen zu. In einem zweiten Bilde sah Therese dann die Bestattung Mariens. Diese nahmen die Apostel bald nach dem Tode vor. Ihr Leib wurde vom Sterbebette weg in der Unterkleidung in zwei Leintücher gehüllt, in ein großes der Körper, der Kopf eigens in ein kleineres. Das Grab Mariens war der Beschreibung Theresens nach ein sogenanntes Bankgrab, wie auch das Grab Jesu ein solches gewesen war. Das heißt, der Leichnam wurde auf eine in den Grabfelsen ausgehauene Erhöhung gelegt wie auf eine Bank, also nicht einfach auf den Boden hin. Verschlossen wurde das Grab Mariens nicht mit einem Steine, sondern mit einer Schubtüre. Die Auferstehung Mariens war ganz anders als die Auferstehung Christi. Christus war durch den Felsen emporgeschwebt ohne die Unterstützung von Engeln, also aus eigener Kraft. Zu Maria aber kamen zwei lichte Gestalten vom Himmel, zwei Engel. Sie öffneten die Türe zum Grabe und gingen hinein. Dort faßten sie Maria unter den beiden Armen und kamen mit ihr zur Türe heraus. — — — — Als Maria außer dem Grabe war, erhoben sich die Engel mit ihr in die Luft, aber so, daß sie Maria kräftig unter den Armen stützten. Maria wurde so, eine Wolke unter ihren Füßen, von den Engeln emporgetragen, während Christus in eigener Kraft frei aufgeschwebt war, als sei das für ihn ganz natürlich. Die Engel hatten Maria schon in eine ziemliche Höhe emporgetragen, als ihr aus dem Himmel Christus mit einer großen Schar freudig jubelnder Engel unter den herrlichsten Gesängen und der wunderbarsten Musik entgegenkam. Christus trug dieselbe Kleidung wie bei der Auferstehung. Er nahm seine jungfräuliche Mutter aus den Händen der Engel in Empfang, und dann umging bald alle eine leuchtende Wolke. — Als drittes Hauptereignis sah Therese die Entdeckung der Himmelfahrt Mariens durch die Apostel. Aber nicht die Himmelfahrt entdeckten die Apostel, sondern den Umstand, daß das Grab offen sei. Da eilten sie herbei, um das Grab zu untersuchen. Sie gingen hinein und fanden das Grab leer. Die beiden

Leinentücher waren da. Als die Apostel aus dem Grabe wieder herauskamen, besprachen sie sich voll der größten Angelegentlichkeit. Dabei deuteten sie immer wieder zum Himmel hinauf. Schließlich sind die Apostel überzeugt und machen sich auf den Weg, um nach Jerusalem zurückzukehren. Währenddem kommt ihnen Thomas entgegen. Die übrigen Apostel reden auf ihn ein, aber Thomas schüttelt hartnäckig den Kopf und will offenbar nicht glauben, was ihm die anderen sagen. Da kehren die Apostel mit ihm noch einmal um und weisen ihm alles. Nun glaubt auch Thomas.

Bitte, das ist nicht am Ende von mir erfunden, sondern ist ein Bericht aus einer in Basel erscheinenden christkatholischen Zeitschrift, die den sonderbaren militärisch-religiösen Titel „Die Schildwache, Herold des Königiums Christi“ führt. Ich halte diese Vision für zweifellos authentisch. Der Satz: „Christus trug dasselbe Kleid wie bei der Auferstehung“ schildert eine Vision, wie sie nur ein Weib gehabt haben kann. Denn welchen Mann interessiert an Christus das, was er angehabt hat? Ist diese Vision aber authentisch, dann liefert sie einen vollgültigen Beweis für die Geistigkeit jener Kreise, die die Komödie von Konnersreuth für eine Offenbarung Gottes halten und eine arme Hysterikerin, der der malträtierte Unterleib samt seinen Menstruationserscheinungen in den Kopf gestiegen ist, für eine Heilige, während sie jeden indischen Fakir, der ähnliche Kunststücke vollbringt, für einen Scharlatan erklären. Welch feine, viel-, nein, allesagenden Beobachtungen! Maria konnte nicht wie Christus allein in die Höhe schweben, sondern mußte dabei von zwei Engeln gestützt werden! Thomas glaubte nicht gleich, denn wozu, bitt' Sie, hieße er denn sonst der „ungläubige“! Gehst denn nicht! Aber der Clou dieser Vision eines zum Gebrauch der Volksschulen herausgegebenen Bilds aus der biblischen Geschichte ist wohl die Feststellung, daß Maria in der Unterkleidung (denn die beiden Leinentücher blieben ja zurück) in den Himmel gefahren ist! Was werden die hirtensbrief-

schreibenden Bischöfe dazu sagen, die nicht müde werden zu behaupten, in der Unterkleidung könne man nur in die Hölle fahren? Einer, und zwar der, welcher den obigen Bericht für die „Schildwache“ zensuriert und approbiert hat, hat das Ungeheuerliche einer solchen Vision gegen den guten Ton und die Sittlichkeit ja schon erkannt und dort, wo ich oben durch Gedankenstriche angedeutet habe, daß Gedanken vorhanden sind, also von dem Gedankenlosen etwas ausgelassen sei, folgenden Satz eingeschaltet.

Verwundert fragte Therese, wo nur Maria ihre ganze Montur hergehabt habe, denn zur Bestattung war sie in ihrer Unterkleidung in Leichentücher gehüllt worden, welche im Grabe zurückgeblieben waren.

Ich hoffe, nicht zu kühn zu sein, wenn ich diesen Satz mit dem biblischen Wort für Schwindel, also als „apokryph“ bezeichne. Er ist offenbar erst hinterher aus Schickslichkeitsgründen von männlicher Hand eingefügt worden. Denn das Wort „Montur“ ist ein absolut unweibliches. Und dann: Wen hat denn eigentlich Therese gefragt, „wo nur Maria ihre ganze Montur hergehabt habe“? Das Plusquamperfektum deutet darauf hin, daß sie diese Frage nicht, wie man annehmen müßte, während der Vision an Maria gestellt hat (denn dann müßte sie lauten: „Verwundert fragte Therese, wo nur Maria ihre ganze Montur herhabe“), sondern daß diese Frage erst nach der Vision von Dem gestellt worden ist, der sittlich davon überzeugt ist, daß Maria unbedingt eine ganze Montur angehabt haben müsse. Die feschen Linzerinnen dürfen sich durch einen solchen, in kirchlichen Kreisen alltäglichen Versuch, Tatsachen einer Vision mit dem „Geist“ der biblischen Geschichte in Einklang zu bringen, nicht abschrecken lassen. Sie haben jetzt unbedingt das Recht, am nächsten Sonntag in der Unterkleidung im Linzer Dom zu erscheinen, der sich an Heiligkeit ja gewiß nicht mit dem Himmel messen kann. Und Gföllner muß ihnen in demselben Gewand, das

er zu Ostern bei der Auferstehung trug, begleitet von einer Schar freudig jublierender oberösterreichischer Mesner bis zur Kirchentüre entgegenkommen, sie in Empfang nehmen und mit ihnen unter den herrlichsten Gesängen und der wunderbarsten Musik in einer Weihrauchwolke im Kircheninneren verschwinden.



Ich versuche mich als Märchenerzähler

Vor einigen Wochen erschien in der Grazer Tagespost folgende Notiz:

Steirische Jagdausstellung. Im Rahmen der „Steirischen Landesausstellung für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau“ findet auch eine Jagdausstellung statt (30. September bis 7. Oktober). Ein Werk im Dienste der Heimatliebe und Heimatbekenntnis, das aber auch jedem Nichtsteirer Interesse abringt. Wird es doch in Graz das erstmal versucht, die überwältigende Bedeutung der Jagd einem Ausstellungspublikum klarzumachen. Es wird durch eine Reihe farbenprächtiger Plakate, das Werk eines bekannten Grazer Künstlers, in originell modern-künstlerischer Weise dem Beschauer eingehämmert, daß die Jagd für die steirische Volkswirtschaft dasselbe bedeutet wie die Milchwirtschaft, das Tabakmonopol für den Bund. Dabei wird nicht öde Statistik in den bis zum Überdruß bekannten „Säulentabellen“ geboten werden. Daß eine Jagdausstellung dem Jäger etwas Besonderes bringen muß, ist selbstverständlich. Deshalb ist auch eine ganz besondere Trophäenschau damit verbunden. Nur bereits erstklassig prämierte oder alte historische Trophäen werden davon Zeugnis ablegen, was Steiermark jagdlich bedeutet und wie es wieder werden soll.

Dieser Salbader, der Kunde davon gibt, was heutzutage alles bei der „Heimatliebe“ in Dienst geht und in „künstlerischer Weise“ dem Beschauer, der über die steirische Volkswirtschaft das Maul aufreißt, „eingehämmert“ wird, brachte den Grazer Schriftsteller Heinz Nonveiller auf die gute Idee, die Messebesucher für den Entgang an „Säulentabellen“ durch ein Flugblatt zu entschädigen, das äußerlich wie eine Zeitung aussah und neben dem verlockenden Titel „Die Jagd“ im Titelkopf auch noch das Bild des Hirschen mit dem Kreuz zwischen dem Geweih zeigte. Ich lieferte zu diesem Flugblatt für die Erwachsenen, die nicht imstande sind, den Kindervers

Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz

zu dem Verse

Quäle nie aus Volkswirtschaft ein Tier.
Zum Beweis von Heimatliebe
Ruft man „Heil!“ und trinkt man Bier!

auszubauen und zu vertiefen, folgendes Märchen:

Heiliger Hubertus, bitt' für uns!

Weidmannsheil, geehrter Besucher der Jagdausstellung! Denken Sie sich, was mir passiert ist: mir hat geträumt, ich sei dazu verurteilt worden, die Jagdausstellung zu besuchen! Und zwar von einem Gerichtshof von Tieren! Haben Sie so etwas schon einmal gehört? Nicht? Na, dann lassen Sie sich's erzählen.

Ich ging also im Traum durch einen großen, dunklen Wald. Ich hatte die Absicht, koste es was es wolle, endlich einmal jene sogenannten „nährischen Schwammerln“ zu finden, die die meisten Menschen heutzutage gegessen zu haben scheinen. Ich wollte sie zu meinem Freund, der Chemiker ist, ins Laboratorium bringen und sie einmal untersuchen lassen. Vielleicht könnte man in ihnen endlich den Dummheitsbazillus entdecken, von dessen Existenz ich überzeugt bin. Die Dummheit kann

nur eine ansteckende Krankheit sein, die sich durch Bazillen verbreitet. Macht einer eine Dummheit, macht sie der andere sofort auch. Er braucht nur in der Zeitung davon zu lesen. Denn es ist die besondere Eigentümlichkeit des Dummheitsbazillus, daß er nicht nur von Menschen zu Menschen, sondern vor allem durch die Presse vom Schreiber auf den Leser übertragen wird. Haben Sie das noch nicht bemerkt? Passen Sie nur auf: sobald Sie Das, was ich da schreibe, gelesen haben werden, werden Sie bemerken, daß Sie ebenso dumm geworden sind wie ich.

Doch zur Sache! Ich ging also durch den Wald und suchte närrische Schwammerln. Und fand keine. Ich ging immer tiefer in den Wald und es wurde immer später und dunkler. Ich wollte nachhause und fand den Weg nicht mehr; es war stockfinster. Ich blieb stehen und überlegte. Da raschelte es plötzlich rings um mich her im Laube, ich fühlte mich von zahlreichen unsichtbaren Armen gepackt, gefesselt und fortgeschleppt. Ich konnte nichts dagegen machen.

Man brachte mich auf eine Waldwiese, die von dem sanften Lichte, das viele, viele seltsame, weiße Blumen auszustrahlen schienen, notdürftig erhellt war. Die Wiese wimmelte, wie ich gerade noch erkennen konnte, von zahllosen Gestalten. Es waren die sogenannten „jagdbaren“ Tiere des Waldes. Sie formierten sich, schlossen einen Kreis um mich und wählten einen Gerichtshof, vor den ich als Angeklagter gestellt wurde. Sie fragten mich gar nicht, ob ich diesen Gerichtshof auch anerkenne, sie bewiesen mir auch nicht, daß sie befähigt seien, über mich zu richten, nein, sie machten es einfach wie die Menschen. Sie wendeten Gewalt an und nannten es großartig „das Recht“. Sie sehen daraus, geehrter Besucher der Jagdausstellung, daß die Tiere schon viel von den Menschen gelernt haben. Kann man es ihnen verübeln, daß es die Viechereien sind, die sie zuerst lernen? Gewiß nicht, denn das liegt ja in der

Natur der Sache. Und die Dummheit ist ansteckend, wie Sie wissen.

Ich kann hier nicht alles, was ich erlebte, erzählen. Ich verteidigte mich so, daß der beste Advokat den Herrn Wutte nicht besser verteidigen kann. Es half mir nichts. Ich behauptete, ich hätte bloß den Dummheitsbazillus sehen wollen. „Den Dummheitsbazillus?“ fragten die Richter. „Den kannst du auch anderswo finden“, meinten sie. Und sie verurteilten mich zum Besuche der Jagdausstellung in Graz.

Ich mußte im Traume insgeheim lachen. Zum Besuch der Jagdausstellung verurteilte man mich! Ja, ist denn das eine Strafe? Ich hatte zwar noch nie eine Jagdausstellung besucht, aber immerhin hatte ich doch eine gewisse Vorstellung von einer Jagdausstellung. Und diese Vorstellung war durchaus nicht die Vorstellung von etwas Gefährlichem und Schmerzlichem. Aber wie sich hinterher dann herausstellte, war meine Vorstellung total falsch. Sie werden es gleich sehen.

Sie wissen gewiß noch aus der Schule, daß der Mensch nicht als der Erbauer von Flugzeugen und Automobilen auf die Welt gekommen ist und daß er es erst im Verlaufe der Jahrtausende so herrlich weit gebracht hat, eine gesellschaftliche Ordnung ins Leben zu rufen, in der es durchaus möglich ist, daß beinahe nebeneinander der eine am Zuviefressen und der andere am Hunger stirbt. Solch ein Ideal war aber nicht im Handumdrehen zu verwirklichen. Der Mensch mußte verschiedene Kulturstufen durchlaufen, um endlich — und zwar in der heutigen Zeit — zur Stufe der Unkultur vorzudringen. Auf der ersten, tiefsten Stufe der Kultur — so erzählte uns der Lehrer einst in der Geschichtsstunde — waren die Menschen Jäger, auf der zweiten Stufe wurden sie Hirten, auf der dritten Stufe Ackerbauer; sie wurden seßhaft, gründeten — weil ihnen absolut nichts Gescheiteres einfiel — Staaten und da es ihnen zu gut ging, erfanden sie den Beruf des Steuerbeamten. Der Weg

zum Fortschritt stand damit offen. Doch uns interessieren hier nicht diese späteren Kulturstufen. Wir befinden uns auf einer Jagdausstellung, also interessiert uns nur die erste und tiefste Stufe, die die Menschheit je eingenommen hat, die Stufe der Jagd und Fischerei.

Und sehen Sie, geehrter Besucher der Jagdausstellung, dies war meine Vorstellung von einer solchen Ausstellung: Ich glaubte, ich würde in ihr alle möglichen Gegenstände aus der Steinzeit ausgestellt sehen, aus der Zeit, in der die Menschen noch Wilde waren, in undurchdringlichen Wäldern hausten, nichts zu essen hatten und von wilden Tieren bedroht waren, die die Menschen aufessen wollten. Ich glaubte, ich würde auf einer solchen Ausstellung Dokumente jener, Gott sei Dank, längst vergangenen Zeit vorfinden, in der das Fressen oder Gefressenwerden Gesetz war, in der die Jagd einen Sinn hatte, in der das Morden geboten war, weil man sonst selber umgebracht wurde. Ich bildete mir ein, auf einer solchen Ausstellung eine oder die andere jener Steinäxte, einen oder den anderen jener Spieße mit einer Knochenspitze sehen zu können, mit denen die damaligen wilden Menschen dem Höhlenbären, dem Auerochsen und dem Mammut zu einem Kampf auf Leben und Tod gegenübertraten, und ich freute mich schon, als ich von den Tieren zum Besuch der Jagdausstellung verurteilt wurde, diese furchtbare und romantische Zeit, in der auch der Mensch ein wildes Tier war, im Geiste noch einmal durchleben und daneben freudig empfinden zu können, was es heißt, ein zivilisierter Europäer zu sein, der sich nach Coué jederzeit einbilden kann, es ginge ihm gut.

Ach, wie wurde ich enttäuscht! Ich kam zur Jagdausstellung nach Graz und fand in ihr trotz eifrigem Suchen nicht den geringsten Gegenstand aus der Steinzeit. Nein, alle die ausgestellten sogenannten „Jagdtrophäen“ stammten aus der Gegenwart und bewiesen mir, daß es auch heute noch eine Klasse von Menschen

gibt, die auf dem Kulturniveau der Steinzeit stehen geblieben sind und sich noch etwas darauf einbilden — die Jäger. Aber bei näherem Zusehen entdeckte ich doch gewaltige Unterschiede, wie es ja auch gar nicht anders möglich ist. Denn da es ausgemacht ist, daß wir uns heute auf keiner Kulturstufe mehr befinden, sondern, wie schon oben bemerkt, auf der Stufe der allgemeinen Unkultur, so ist es auch ausgeschlossen, daß sich die Jäger auf der Kulturstufe der Steinzeit befinden. Nein, sie müssen sich mit Notwendigkeit auf einer noch viel tieferen als der tiefsten Stufe befinden. Denn während die Menschen in der Steinzeit, die nichts zu essen hatten, vernünftig handelten, wenn sie sich auf die Jagd begaben, handeln die heutigen Menschen, die auch ohne Jagd genug zu essen hätten, unvernünftig. Während die Menschen der Steinzeit Mut bewiesen, wenn sie mit Knochenspießen auf Auerochsen losgingen, beweisen die heutigen Jäger bloß, daß sie Auerochsen sind, wenn sie mit einem zehnfach geladenen Repetiergewehr einem Hasen zum Zweikampf gegenüber treten und sich schließlich auf ihren Sieg noch etwas einbilden. Während die damaligen Menschen das Recht hatten zu töten, haben die heutigen Jäger dieses Recht nicht mehr. Sie töten zum Vergnügen Tiere, die sich nicht wehren können, sie lachen über die Wilden, die sich Adlerfedern ins Haar stecken, und stecken sich die Federn, die den Hahn geziert haben, als er auf dem Misthaufen krächte, auf die Hüte und behaupten, das seien Schildhahnfedern, sie fühlen sich erhaben über die Neger, die Ketten aus Panther- und Löwenzähnen um den Hals tragen, und tragen die Zähne von Hirschen an den Uhrketten. Während die Menschen der Steinzeit auf die Jagd gingen, um überhaupt etwas zum Verdauen zu haben, gehen die meisten Jäger der heutigen Zeit auf die Jagd, um Bewegung zu machen und besser verdauen zu können.

Sie werden, sehr geehrter Besucher der Jagdausstellung, meine Enttäuschung verstehen. Aber auch die

Art der ausgestellten Gegenstände, die auf die Jagd Bezug haben, konnte mich durchaus nicht befriedigen. Zu vieles fehlte. Wie gerne hätte ich zum Beispiel das Bild eines Jägers gesehen, der einem angeschossenen Rebhuhn den Hals umdreht oder einem Reh mit zerschmettertem Fuße den Genickfang gibt mit seinem Dolche! Wie gerne hätte ich es Ihnen vergönnt, auf der Ausstellung einen Jäger zu sehen, der ein totes Reh ausweidet und damit beweist, daß die Jägerei nichts weiter ist als ein Freiluftbetrieb der Fleischhauerei! Aber leider: diese geheimen Reize des „edlen“ Weidwerks müssen aus einem unerklärlichen Grunde geheimgehalten werden und sind noch nie einem Publikum von Laien vorgeführt worden, das schon soviel vom Idealismus der Jäger gehört hat und mit seiner Begierde, ihn kennenzulernen, lediglich auf Zeitungsnachrichten angewiesen ist, wie zum Beispiel auf diese, die ich erst vor einigen Tagen in der Grazer Tagespost gefunden habe:

Seltenes Jagdglück. Aus Voitsberg, 20. September, berichtet man uns: Lederfabrikant Pirker hat vorgestern früh einen Nachtreiher vom First seines auf dem Hauptplatz gelegenen Hauses heruntergeschossen. Der hier seltene Vogel, der sich wahrscheinlich auf dem Durchzug befand, dürfte ermüdet zurückgeblieben sein.

Das kommt davon, wenn ein Lederfabrikant in seiner Liebe zum Tier, die sich die idealgesinnten Jäger selber immer nachrühmen, die versauten Gewohnheiten der Steinzeit annimmt und wenn ein seltener Vogel ermüdet zurückgeblieben ist.

Für das Fehlen so vieler ausstellungswürdiger Begleiterscheinungen der Jagd wurde ich aber reichlich durch ein Gespräch entschädigt, das zwei Ausstellungsbesucher miteinander führten und das ich belauschen konnte.

„Sagns amol, Herr Nachbar“, fragte der eine, „was is denn dös für a Jager auf dem Bild dortn mitn Hirsch, der a Kreuz aufm Kopf hat?“

„Was, dös wissens net? Dös is ja der heilige Hubertus, der Schutzpatron von die Jager!“

„Ja — aber — 'ntschuldign scho, warum war denn dös a Heiliger?“

„Was, dös wissens a net? Weil er eben von dem Augenblick an, in dem er den Hirsch mit dem Kreuz zwischen dem Gweih gsegn hat, nimmer auf die Jagd gangen is.“

„Ja — aber — 'ntschuldign scho, warum is er denn nacher der Schutzpatron von die Leut, die no immer auf die Jagd gehn?“

„Sö san a Esel!“ sagte der andere und wandte sich weg. Und sehen Sie, geehrter Besucher der Jagdausstellung, so erkannte ich, daß die Tiere, die mich verurteilt hatten, Recht gehabt hatten, als sie behaupteten, der Dummheitsbazillus sei auch auf der Jagdausstellung vorhanden.

*

Der Effekt dieses Flugblattes war folgender:

Der unschuldige Kolporteur, der das Wagnis unternommen hatte, es den Besuchern der Jagdausstellung darzubieten, wurde von der Behörde, die die Ordnung durch die Verteidigung der Wirtschaft schützt, aus dem Messengelände hinausgeworfen.

DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld) Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12.—
12 Nummern	„ 6.50
6 Nummern	„ 3.50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9.—
12 Nummern	„ 5.—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14.—
12 Nummern	„ „ 7.—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich. Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwigh Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Betrachtungen über die Möglichkeit einer Lösung der
sozialen Frage / Wagulas preisgekrönte Hutkrempe /
Antworten des Herausgebers

Nachdruck verboten
Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

·Erscheint am 1. und 15. jedes Monats

DAS NEBELHORN

Nr. 45

1. November 1928

II. Jahr

Betrachtungen über die Möglichkeit einer Lösung der sozialen Frage

Vor längerer Zeit berichtete mir ein Leser über den Vortrag eines bekannten „Lebensreformers“, den in Wien anzuhören er Gelegenheit gehabt hatte, und bezeichnete die Absichten des Vortragenden als den 123.456sten Versuch einer Lösung der sozialen Frage. Um anzudeuten, daß ich auch diese Zahl angesichts der verzweifelten Versuche aller fühlenden und auch nicht fühlenden Menschen, einen Ausweg aus unserer sozialen Not zu finden, noch immer für viel zu klein halte, hatte ich ursprünglich die Absicht, diesem Artikel hier den Titel: „Die 999.999ste Lösung der sozialen Frage“ zu geben. Ich wäre mit dieser Zahl der Wahrheit vielleicht näher gekommen und dadurch, daß ich mich über mich selbst lustig gemacht hätte, hätte ich mir meine Aufgabe wesentlich erleichtert. Als ich aber diesen Titel niederschreiben wollte, hinderte mich ein deutlich spürbares Gefühl des Widerwillens daran und ich merkte: es gibt Themen, denen gegenüber die Satire versagt und versagen muß. So gut sie als Waffe gegen einzelne Betrüger der Menschheit und auch gegen Teile der Menschheit ist, die aus eigener Schuld diesen Betrügern auf den Leim gehen, weil sie ihre Angelegenheiten aus Denkfaulheit von anderen besorgen lassen, so unpassend erscheint ihre Anwendung gegenüber einem Komplex von Problemen von der Größe und Bedeutung der sozialen Frage, so unangebracht ist sie gegenüber dem Meer von Leid, das für alle Menschen aus der Trennung von der Natur erwachsen ist.

Zweifellos gehört das übliche Quatschen über die soziale Frage zu jenem „künstlich komplizierten Blöd

sinnigen, das, auf seine Unentwirrbarkeit vertrauend, sich für das Tiefsinnige ausgeben möchte“, also zu einer Erscheinung, der schon in der ersten Nummer des Nebelhorns der Kampf angesagt worden ist. Aber ich glaube, daß diese Komplizierung im Falle der sozialen Frage nicht dolos und absichtlich hervorgerufen worden ist, sondern daß hier der Mensch einfach der Überfülle der Verwicklungen erlegen ist, die der sogenannte Fortschritt für das Leben mit sich gebracht hat, daß er nun, trotz ehrlichstem Bestreben, den Ausgang aus dem Labyrinth nicht mehr finden kann und, je mehr die Zeit vorschreitet, desto weniger finden können wird.

Es ist bei der heutigen erschreckenden Uneinigkeit der Menschen ja weiter nicht verwunderlich, daß praktisch noch fast gar nichts zur Lösung jener überaus kompliziert erscheinenden Probleme geschehen ist, die wir in ihrer Gesamtheit als soziale Frage zu bezeichnen pflegen; aber daß wir auch noch keine Ahnung davon haben, wie wir die soziale Frage lösen könnten, und uns in uferlosem Spintisieren verlieren, weil wir all diese Probleme für absolute halten, während sie bloß durch die Trennung des Menschen von der Erde bedingt sind und mit dem Aufhören dieser Trennung ohne Ausnahme in sich selbst zusammenstürzen müßten — das ist eine Tatsache, die unendlich bedrückend ist und einen, in mancher trüben Stunde an der Zukunft der Menschheit verzweifeln machen könnte. Denn wie überall, so ist auch auf dem Gebiete der sozialen Frage die Wahrheit verblüffend einfach. Der einfachste Verstand ist im stande, die Möglichkeit ihrer Lösung sofort zu begreifen, wenn man sie ihm nur einmal aus dem Schutt von Vorurteilen, unter dem sie begraben liegt, herausgräbt und in ihrer Einfachheit vor Augen stellt, und jedes gequälte Herz muß ein unendliches Freude- und Glücksgefühl durchschauern, wenn es das Ende aller Leiden wittert. Wenn mir aber einer einen stundenlangen Vortrag zum Beispiel über den marxistischen Lösungs-

versuch der sozialen Frage hält, der die meisten Unsinnigkeiten, die der Kapitalismus mit sich gebracht hat, nur notdürftig mit dem Gewand der Sozialisierung bedeckt, beibehalten will, weil es eine der unerschütterlichsten Überzeugungen des Sozialdemokraten ist, daß der Komfort, den heutzutage der „Kapitalist“ genießt, unbedingt das höchstmögliche Glück der Erdenkinder darstelle, wenn mir einer einen Vortrag über die marxistische oder bolschewistische „Planwirtschaft“ hält, in der keiner das tun darf, was ihm natürlich ist und was er will, sondern aus Gründen der Parteidisziplin das tun muß, was im Büchel steht; wenn einer alle diese Probleme, die einem lächerlichen Tun der Menschen entspringen, ernst nimmt und wenn er dann durch ein paar eingeworfene Fragen vom Hundertsten ins Tausendste getrieben wird, so daß es einfach aussichtslos erscheint, irgendwann einmal zu einem Ende einer Debatte zu kommen, die in fünf Minuten erledigt sein könnte — dann fühle ich allen Ernstes deutlich die Anzeichen einer beginnenden Gehirnlähmung, dann muß ich aufstehen und ehrlich erklären, ich sei zu dumm, um solche Weisheit zu verstehen.

Die Bezeichnung „soziale Frage“ ist nichts weiter als ein schöner Ausdruck für die heillose Verwirrung, in die die Menschen geraten sind, seit ihr Leben nicht mehr unter allen Umständen gesichert ist. Ein fremder Staat verhängt eine Blockade über ein Land und die Menschen dieses Landes verhungern; eine Regierung versucht sich im Banknotenfälschen und Millionen Kleinrentner gehen zu Grunde; ein paar Gauner in der Wallstreet spekulieren und Millionen Arbeitslose liegen auf der Straße; eine Mode kommt ab und hunderte Fabriken müssen zusperren; bei einer Versicherungsgesellschaft wird gestohlen und hunderte Leute verlieren die Ersparnisse ihres Lebens; ein Vorgesetzter wird unverschämt und ein ehrlich empörter Angestellter kann morgen sich und seine Familie umbringen; ein gesetz-

lich geschützter Obergauler wird ermordet und ein ganzes Land muß aus Prestige Gründen in den Krieg ziehen; ein Hund benimmt sich unter einem Haustor unanständig, der Hausherr kündigt und eine Familie ist obdachlos; ja, es brauchen nur, wie wir es erst in den letzten Tagen erlebt haben, durch die Idiotie von ein paar Bahnbeamten einige Bahnhöfe mit Transportmitteln verstopft zu sein, so daß Waggonmangel eintritt und sogleich setzen Bergwerke Hunderte von Arbeitern auf die Straße! Das sind Zustände, die vielen schon unerträglich sind und eines Tages allen unerträglich werden müssen. Das Leben der wenigen Allerärmsten war wohl auch in früheren Zeiten ungesichert, aber die allgemeine Epidemie des In-der-Luft-Hängens ohne Boden unter den Füßen ist kaum hundert Jahre alt und eine Folge der Entwicklung des Kapitalismus, eine Folge der Fortschritte der Technik und des Maschinenbaues, eine Folge der Industrialisierung des Lebens. Wir alle wissen genau, daß die soziale Frage nur durch das Großwerden dieser Mächte entstanden ist; so steht es sogar im Lexikon des Bürgers. Fällt es deshalb aber auch nur einem ein, sie durch das Wieder-klein-Kriegen dieser Mächte lösen zu wollen, wie es einzig und allein logisch wäre? Keine Idee! Das an und für sich und im Kern Unsinnige will man „reformieren“ und glaubt allen Ernstes, auf diesem Wege wieder etwas Sinnvolles erhalten zu können. Auf dem Dach einer planvoll organisierten Fabrik versucht man Obstbäume zu pflanzen und glaubt allen Ernstes, sie würden dort wachsen, weil sie ja ehemals auf dem Grunde, auf dem heute die Fabrik steht, auch gewachsen seien. Auf einen technischen Misthaufen glaubt man das Gebäude menschlicher Zukunft gründen zu können, wenn man den Misthaufen vorher nur schön geordnet und nach den Grundsätzen der Planwirtschaft geschlichtet habe.

Manche Menschen in Wien werden sich vielleicht noch an ein Ereignis erinnern, das ungefähr zwanzig Jahre

zurückliegt und seinerzeit großes Aufsehen gemacht hat. Ein Hilfsarbeiter wurde damals mit seiner Frau und seinen sechs kleinen Kindern delogiert und auf die Straße gesetzt und konnte nirgendwo in ganz Wien eine Wohnung bekommen, da die Hausherren damals nicht mit dem Mieterschutz, sondern mit Bevölkerungspolitik beschäftigt waren und Familien mit vielen Kindern nicht gerne sahen. Ein schwächerer Mann wäre in seinem Falle mit Weib und Kindern in die Donau gesprungen. Dieser Held aber dachte nicht daran. Er ging auf den Nordwestbahnhof und kaufte sich für 40 Kronen, die ihm jemand geliehen hatte, zwei ausrangierte Eisenbahnwagen ohne Räder. Diese Wagen ließ er nach Salmansdorf führen und am Sommerhaidenweg auf einer dem Stift Klosterneuburg gehörigen Wiese, Breitseite an Breitseite, nebeneinander aufstellen. Er verband die beiden Wagen durch eine Türe und bezog unbekümmert durch alle Gesetze der bürgerlichen Rechtsordnung, die das Recht der Okkupation nur den Staaten zubilligt, sein neues Heim und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Ganz Wien war Tage hindurch über dieses Häuschen aus dem Häuschen, die Behörden wußten nicht, was sie tun sollten, das Stift Klosterneuburg ebenfalls nicht. Man überlegte, wie man den Mann wegstreifen könnte, aber niemand wagte es, Hand an ihn zu legen, denn die Empörung einer ganzen Stadt hätte den Störenfried getroffen. Schließlich geschah das einzig Mögliche: das Stift ließ den Mann dort und gab ihm noch ein Stück Grund rund um das Haus zur Benützung. Der neugebackene Hausbesitzer zäunte diesen Fleck Erde ein, verputzte im Laufe der Jahre die Waggonwände, setzte ein Dach auf sein Heim und lebt heute noch darin. Und bald war das merkwürdige Ereignis in Wien wieder vergessen.

Und doch war Großes geschehen. Denn dieser Mann hat die soziale Frage wenigstens andeutungsweise gelöst. Er hat der ganzen in Abhängigkeit schmachten-

den Welt den einzigen Weg gezeigt, der zur Befreiung führen kann. Aber niemand hat ihn verstanden. Er war größer als so mancher Held, von dem die Geschichte berichtet, aber niemand weiß heute mehr seinen Namen.

Hätte dieser Mann auf die Durchführung der marxistischen Planwirtschaft gewartet, er wäre wie so viele andere, die auf eine bessere Zeit hoffen, im Elend der schlechteren Zeit verkommen. Er handelte, wo andere nur geseit reden; er fühlte vor zwanzig Jahren schon intuitiv, was heute nach den Lehren des Weltkrieges noch den meisten verborgen ist: daß jeder die soziale Frage nur für sich lösen kann! Daß es ein Wahnsinn ist, zu warten, bis die sagenhafte „Gemeinschaft“ der in hunderte Parteien gespaltenen Menschen, von denen heute jeder etwas anderes will, reif ist, diese Frage zu lösen. Daß es ein Irrsinn ist, von den Regierenden, die auf dem Rücken der anderen die soziale Frage für ihre Person längst gelöst haben, irgendeine Tat zu erwarten, welche die soziale Frage der anderen lösen und damit sie selbst um ihr bequemes Leben bringen könnte.

Niemals werden alle Menschen gleichzeitig für eine Lösung der sozialen Frage reif sein, nie wird durch Gesetze und Verordnungen eine solche durchgeführt werden können. Zwang, Betrug und Übertretungen wären damit an der Tagesordnung. Die soziale Frage im weitesten Sinne des Wortes, also der schreiende Unterschied zwischen den Lebensbedingungen der von Natur aus mit der gleichen Leidensfähigkeit ausgestatteten Menschen, ist dadurch entstanden, daß eine Minorität von Menschen über eine Majorität zu herrschen anfang; und zwar früher hauptsächlich durch Gewalt und den Staats- und Kirchenzauber, heute vor allem durch die verruchte Maschinerie des verfluchten Geldes. Sie kann nur dadurch gelöst werden, daß dieser Zustand aufhört. Befreien aber muß sich jeder selber. Sich

von der Gewalt zu befreien, war dem Einzelnen unmöglich; von ihr frei zu werden, gab es nur ein Mittel für den Einzelnen: den Tod. Viele sind in alten Zeiten diesen Weg gegangen. Sich von der Macht des Geldes zu befreien, ist dem Einzelnen wohl möglich; denn es gibt eine wunderbare Kraftquelle, der gegenüber das Geld ohnmächtig ist: die Erde. Sie garantiert unter allen Umständen dem Menschen seine Urbedürfnisse: Nahrung, Kleidung, Wohnung und Liebe. Nur dort, wo diese gesichert sind, kann der Mensch gedeihen, nur dort, wo er sich nicht mehr um sie zu sorgen braucht, ist er fähig, zu Kunst und Kultur fortzuschreiten. Jeder Mensch, der nicht gerade arbeitslos ist, kann sich auch heute noch, und sei es durch jahrelanges Sparen, Hungern und Entbehren, das bißchen Land, das, wie ich nachgewiesen habe*, zur Ernährung einer Familie notwendig ist, kaufen oder zumindest auf lange Jahre hinaus für einen Pappenstiel von einem Großgrundbesitzer oder Stifte pachten; er braucht deshalb, ja, er darf deshalb gar kein „Bauer“ werden, wie ich ebenfalls nachgewiesen habe. Jeder kann sich auf dieser seiner Erde, die die Kraft eines Prometheus in seine Arme strömen lassen wird, eine Bretterbude bauen, die millionenmal mehr wert ist als eine Käfigwohnung in einer Zinskaserne, denn sie wird ihm dereinst zum Tempel der Freiheit werden. Ein Geschlecht von zusammengepferchten, in tausenderlei Arten von Abhängigkeit zitternden Knechten wird jeder Schurke am Gängelband führen können; ein Geschlecht von Freien nie.

Die hier vorgeschlagene Lösung der sozialen Frage durch jeden Einzelnen für sich hat auch den Vorteil, daß so jedem Menschen dann die Erlösung zu teil wird, wenn er für sie reif ist. Sie schließt nicht die Möglichkeit aus, daß sich mehrere Menschen, die reif sind, zu einer Gemeinschaft zusammenschließen, um das

* Nr. 20, 23 und 29.

große Werk der Befreiung mit vereinten Kräften zu beginnen, wenn auch in diesem Falle gefordert werden muß, daß eine solche Gemeinschaft nicht wirtschaftlichen Erwägungen entspringe, sondern einer seelischen Verbundenheit, die die Gemeinschaft zu einem selbständigen, übermenschlichen Wesen macht, das nicht mehr aus den einzelnen Teilnehmern zusammengesetzt erscheint, sondern eins ist. Das ist nicht einfach und erfordert eine bestimmte Veranlagung der Teilnehmer, schließt aber gewiß auch eigenartigere Glücksmöglichkeiten in sich.

Allüberall regt sich in unseren Tagen der Drang nach Freiheit, der das Beste im Menschen ist. In Kalifornien soll, wie ich vor kurzem hörte, eine Gesellschaft von Menschen bestehen, die jedem das Land, das er zu seiner Freiheit braucht, schenkt. Er muß sich bloß verpflichten, gut zu sein und keinem andern das anzutun, was er sich selbst nicht angetan haben möchte. Da haben wir wieder den ethischen Zauberspruch, von dem ich schon so oft geschrieben habe! So einfach wäre es, die Welt in ein Paradies zu verwandeln! Zwischen den Menschen jener amerikanischen Gemeinschaft sind zwei Dinge unbedingt verpönt: Gesetze und Geld! Diese Zusammenstellung sagt alles. Wir sind noch nicht so weit. Aber je mehr solcher Freier, die die soziale Frage in eigener Regie gelöst haben, im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Boden, aus der Erde wachsen werden, auf desto schwächeren Füßen wird die heutige Ordnung der Knechte stehen. Jedes Kind kann sich an den Fingern abzählen, daß der Tag kommen wird, an dem die Lösung der sozialen Frage durch die Einzelnen ihre endliche Lösung für die Gesamtheit mit sich bringen muß.

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, predigen die Klugen auf allen Gebieten. Nur auf dem Gebiet der Lösung der sozialen Frage schweigen die ängstlichen Gemüter, weil da schon die Polizei dafür sorgt, daß ihr Wille nicht zu heftig werde. Nur hier soll es keinen

jetzt schon gangbaren Weg geben, nur hier heißt es angeblich warten bis zum jüngsten Tage, an dem die Lösung der sozialen Frage vermutlich von Gott vorgenommen werden wird. Aber es gibt nur deshalb keinen Weg, weil kein Wille vorhanden ist, weil die demokratischen Regierungen, die angeblich den Willen des Volkes repräsentieren sollen, jeden anderen Willen eher haben als den zur Lösung der sozialen Frage der Regierten. Ihnen genügt es vollkommen, ihre soziale Frage durch gesetzliche Pensionsansprüche befriedigend gelöst zu sehen. An die Möglichkeit einer Inflation denken sie nicht mehr.

Es war immer so in der Geschichte der Menschheit und wird immer so sein: die Klugen haben es gefunden, die Starken sind vorausgeschritten und die Vielen sind hinterhergetorkelt. Auch die soziale Frage ist nur auf diesem Wege zu lösen. Ihr Starken, die ihr es satt habt, ein schwankendes Rohr im Winde zu sein, den geheimnisvolle, anonyme Blasebälge erzeugen, die das Aussehen von Geldsäcken und Politiker-Aktentaschen haben; ihr Jungen, die ihr noch fühlt, daß Unabhängigkeit, wie der Buddha sagt, das höchste Labsal der Gefühle sei; ihr Menschen, denen Freiheit nicht feil ist für das Zuckerbrot des schäbigen Komforts der im Behagen ihres traurigen Alltags verfaulenden Knechte:

Fanget an!



Wagulas preisgekrönte Hutkrempe

oder

Wigula, Wagula,
Waguleia wü
tü tü

Mit diesen prophetischen Versen aus Morgensterns Gedicht „Igel und Agel“ habe ich in Nr. 40 meinen Bericht über die erschrecklichen und grotesken Begebenheiten geschlossen, die meine Festschrift über den monumentalen Schwindel der Grazer Achthundertjahrfeier zur Folge hatte. Viel Unglück brach damals über mich herein: das Zeitungsgeschäft, dem der Vertrieb des Nebelhorns für Graz übertragen war, sabotierte auf einen „Wink von oben“ den Verkauf meiner Festschrift, mein Drucker kündigte mir auf einen ebensolchen Wink aus Gastwirte- und Fremdenverkehrskreisen die Freundschaft und die Grazer Herbstmesse A.-G. beantragte gegen mich bei der Staatsanwaltschaft die Einleitung des Strafverfahrens wegen Verletzung des Urheberrechtes, begangen durch die Veröffentlichung des offiziellen Plakates der achthundertjährigen Stadt auf der Umschlagseite der Nr. 36 des Nebelhorns. Gestützt auf ihr Eigentumsrecht an dem Plakat, das sie durch die Ausbezahlung des ersten Preises in dem betreffenden Konkurrenzausschreiben von dem Schöpfer dieses Kunstwerkes, dem Grazer Maler Karl Wagula, erworben hatte, trat sie gegen mich in die Schranken, und es erscheint mir bezeichnend, daß ausgerechnet eine Aktiengesellschaft als erste auf die idiotische Idee verfiel, dem Nebelhorn mit einem Paragraphen an den Leib rücken zu wollen. Da ich aber weder Zeit noch Lust habe, mich in Zukunft mit jedem Betrüger, dem das Nebelhorn die Butter auf dem Kopfe zum Schmelzen gebracht hat, hinzustellen und ihm vor Gericht zu beweisen, daß er außerdem noch ein Idiot sei, erscheint es mir notwendig, gleich auf den ersten Versuch hin, mich wegen des Nebelhorns vor den irdischen Richter zu zitieren, mit

aller wünschenswerten Deutlichkeit zu reagieren und alle eventuellen künftigen Ankläger über die Tatsache nicht im unklaren zu lassen, daß ich gewöhnlich noch weit- aus mehr weiß, als zu wissen ich mir den Anschein gebe, und daß ich selbst in dem Falle, daß ich nichts weiß, doch jederzeit mühelos alles zu erfahren im Stande bin.

Um vorerst einmal die Blödwitzigkeit der gegen mich eingeleiteten Verfolgung wegen eines Verbrechens klarzustellen, ist es notwendig, das Urheberrecht noch einmal und diesmal wirklich zu verletzen, wenn dabei auch, wie sich im weiteren Verlauf der Begebenheiten herausstellen wird, nicht jenes verletzt wird, das der Maler Wagula an die Grazer Herbstmesse A.-G. verkauft hat. Dies geschieht am besten durch die Reproduktion des offiziellen Plakates der Stadt Graz; hier ist es:



Dieser Mann, dem ich in meiner Festschrift wegen seines listigen Aussehens auf den Kopf zugesagt habe, er sei der Erfinder der Grazer Fäkalien- und Fasselwirtschaft, hält in seiner rechten Hand eine Urkunde, deren hier nicht mehr zu entziffernder Text „Graecium,



metropolis Styriae, 1128“ lautet. Ich habe in meiner Festschrift nachgewiesen, daß er sich dadurch des Verbrechens der Urkundenfälschung und des Betrug es schuldig gemacht hat, denn an dieser Aufschrift ist nicht weniger als alles falsch. Niemals hat Graz Graecium geheiß en, nie hat eine Urkunde über Graz existiert, die die Jahreszahl 1128 trug, und am allerwenigsten war Graz in diesem Jahre metropolis Styriae, also die Hauptstadt von Steiermark. In Erwägung aller dieser Umstände setzte ich damals auf die erste Umschlagseite meiner Festschrift nebenstehendes Bild.

Selbst einem Halbblinden muß es, wenn er die beiden Bilder miteinander vergleicht, auf den ersten Blick klar sein, daß dieser Mann nicht jener ist, daß es sich also um keine Verletzung eines Urheberrechtes handeln könne. Mein Mann lacht heiter in die Welt, die betrogen sein will, hinein, während der Offizielle ernst und prüfend die Fremden auf ihre Zahlungsfähigkeit zu taxieren scheint. Da ich aber immerhin weiß, daß es Minderbegabte gibt, die sehenden Auges blind durch die Welt torkeln, habe ich dem Kind meiner Laune noch in großen Lettern das Wort „Schwindel“ auf die Haube schreiben lassen, um es deutlich von dem offiziellen und schweigsamen eigentlichen Schwindler zu unterscheiden. Meine Mühe um die Auffassungsfähigkeit der Minderbegabten war vergeblich. Die Ratskammer des Grazer Straflandesgerichtes beschloß, gegen mich die Voruntersuchung wegen Verletzung des Urheberrechtes einzuleiten und gegen Stellung einer Kaut ion von 1000 Schilling durch die Grazer Herbstmesse A.-G. die Nr. 36 des Nebelhorns zu konfiszieren, denn auch das war in der Anzeige beantragt worden.

Die Kaut ion wurde nicht geleistet und daher auch nichts konfiszirt; ich aber wurde am 19. Juli als ein eines Verbrechens Beschuldigter einvernommen. Meine Einvernahme war kurz. Ich verweigerte die Aussage und behielt mir meine Verantwortung für die Haupt-

verhandlung vor. Nach der Strafprozeßordnung ist in diesem Falle die Voruntersuchung abgeschlossen und der Ankläger hat binnen 14 Tagen nach Abschluß eine ausführliche Anklageschrift bei Gericht zu überreichen. Tut er das nicht, wird das Verfahren von Amts wegen eingestellt. In meinem Falle aber hat das Gericht aus leicht begreiflichen Gründen von einer Befolgung des Gesetzes scheinbar im Einvernehmen mit der Messeleitung Abstand genommen, da ich ja, solange das Verfahren lief, zum Schweigen verurteilt war. Ein Monat verging und noch ein zweiter, aber die Voruntersuchung ging lustig weiter, und was eigentlich noch untersucht werde, war nicht zu erfahren. Ein gewiegter Kenner des österreichischen Gerechtigkeitsbetriebes aber prophezeite mir: „Passen Sie auf“, sagte er, „sobald der zweite Teil des Achthundertjahrfeier-Rummels und die Herbstmesse vorüber sein werden, wird das Verfahren gegen Sie eingestellt werden. Dann können Sie wieder reden, was Sie wollen, dann können Sie die Geschäfte nicht mehr stören!“ Die Grazer Messe wurde am 7. Oktober geschlossen. Schon tags darauf, am 8. Oktober, wurde folgendes Dokument an mich zur Absendung gebracht:

Geschäftszahl 19 Vr 1925/28.

Verständigung.

An Herrn Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn in Stübing.

Die gegen Sie wegen U. R. eingeleitete Voruntersuchung wurde wegen Rücktritt des Anklägers von der strafgerichtlichen Verfolgung eingestellt.

Landesgericht für Strafsachen, Graz
Abt. 19, am 8. 10. 1928.

Dr. Stolberg

Für die Richtigkeit der
Ausfertigung der Kanzleileiter:
Unterschrift unleserlich.

Und da soll noch jemand sagen, daß es heutzutage keine Propheten mehr gibt!

Dieses scheinheilige Dokument ist leider nicht im stande, mich zu befriedigen. Es wird in ihm nicht festgestellt, daß ich das Verbrechen (das Vr oben in der Geschäftszahl ist die gerichtliche Abkürzung für Verbrechen), dessen ich beschuldigt wurde, nicht begangen habe, sondern es wird mir lediglich mitgeteilt, daß ich es nur der Laune der Grazer Herbstmesse A.-G. zu verdanken habe, daß meine strafgerichtliche Verfolgung eingestellt werde. Ich muß mich also schon selber um meine Rehabilitierung bemühen. Denn nicht nur die ganze Achthundertjahrfeier, nicht nur die Urkunde, die der Fasselwirtschaftserfinder in der Hand hält, nein, auch das Plakat selbst ist ein Schwindel und es ist möglich, das offizielle Plakat zu rekonstruieren, ohne vom Genie des Herrn Wagula mehr als die Darstellung einer Hutkrempe zu benötigen.

Es war mir von allem Anfange an schon aufgefallen, daß ein Mann, der eine Urkunde mit der Jahreszahl 1128 eben erhalten zu haben scheint, nicht im Kostüm des zwölften, sondern in dem des fünfzehnten Jahrhunderts steckt. Die Vermutung, daß durch eine solche Kostümierung sinnig angedeutet werden solle, daß die Urkunde, auf die sich die Achthundertjahrfeier stützte, eigentlich im fünfzehnten Jahrhundert im Kloster Rein bei Graz gefälscht worden sei (siehe Nr. 36, Seite 23), kam aus begreiflichen Gründen nicht in Frage. Ich mußte also nach einer anderen Richtung hin nachforschen. Dabei kamen merkwürdige Zusammenhänge zu Tage.

Ich muß die Bibel richtigstellen. Denn im Anfange dieser künstlerischen Angelegenheit war nicht das Wort, sondern ein aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammendes Bild des Malers Hans Memling, und das Bild war zum Glück nicht bei Gott, sondern hängt in Frankfurt am Main im Städelschen Institut:

einmal im stande ist, eine bis ins kleinste Detail gestohlene Hand ins richtige Verhältnis zur Figur, die er ebenfalls gestohlen hat, zu setzen, sei der Pikanterie halber nur nebenbei erwähnt.

Mit diesen zwei Bausteinen, die mir meine Nachforschungen beschert haben, können wir nun lustig weiterbauen. Wenn wir jenen Memling mit diesem Perugino vermählen, entsteht folgendes Kind:



Es sieht — man kann es nicht leugnen — ziemlich struppig aus und ist für eine Achthundertjahrfeier entschieden zu salopp frisiert. Ein üppigerer Haarwuchs mußte her. Da aber ein preisgekrönter Maler nicht fähig ist, aus eigener Phantasie einem Kopf Haare wachsen zu lassen, mußte im Interesse der guten Sache ein anderes Bild Memlings die Haare lassen. Dieses:



Damit ist der dritte Baustein gewonnen. Eine Komposition aus allen dreien sieht nun so aus:



Daß auf diesem Bilde die Augen nicht mehr geradeaus, sondern nach der Seite sehen, ist auf ganz natürliche Weise zu erklären. Wer versuchte auch nicht nach der Seite zu schielen und zu sehen, was los sei, wenn er auf seinem Kopfe plötzlich Haare von solcher Üppigkeit wachsen fühlt!

Wer dieses Endprodukt meiner Kombinationsgabe mit dem Original Wagulas vergleicht, wird sich eines Grinsens nicht erwehren können; denn er wird bemerken müssen, daß sich im großen und ganzen die Tätigkeit

Wagulas bloß auf das Beisteuern einer Hutkrempe beschränkt hat, die zu originell ist, als daß ich es mir versagen könnte, auch sie im Bilde festzuhalten:



So ist also dieses einer Nacktschnecke nicht unähnliche Gebilde alles, was das Grazer Originalgenie Wagula, das, wie ich höre, mit Vorliebe andere des Plagiats beschuldigt, zur Ausgestaltung der Figur des Fäkalieningenieurs beigetragen hat. Dafür bekam er 800 Schilling als ersten Preis des Konkurrenzausschreibens, dafür bekam er von einer Jury, die den Schwindel kennen mußte, eine silberne Medaille auf der Grazer Jubiläums-Kunstausstellung. Aber wenn man objektiv ist, muß man sagen, daß er sich diese Ehrungen durch seine Hutkrempe* noch immer ehrlicher verdient hat als so mancher in Österreich das ihm verliehene goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik.

* Loyalerweise muß ich bekennen, daß sich meine und Wagulas Komposition nicht nur durch die Hutkrempe, sondern auch noch in der oberen Gesichtspartie (besonders im Augenabstand) von einander unterscheiden. Es wäre aber verfehlt, wollte man diese Verschiedenheit auf einen originellen Einfall Wagulas zurückführen. Es existiert in der Accademia Carrara zu Bergamo ein ebenfalls von Memling stammendes männliches Bildnis, dessen obere Gesichtspartie mit der von Wagulas trauriger Figur identisch ist. Da ich dies zu spät entdeckt habe, konnte kein Klischee mehr angefertigt werden, ich verweise aber den Leser, der sich dafür interessiert, auf die Abbildung auf Seite 15 des Werkes „Memling“. (Von Ludwig Kämmerer, Bielefeld und Leipzig, Verlag Velhagen und Klasing, 1899.)

Es ist aber durchaus möglich, daß auch diese Krempe noch irgendwoher an den Tag kommt und daß ich von Wagula, wenn er Witz hat (und ich rate ihm dringend, Witz zu haben), unter Berufung auf den § 23 des Preßgesetzes eine Berufung folgenden Inhaltes erhalte:

„Es ist unwahr, daß die Krempe von mir ist.
Wahr hingegen ist, daß auch die Krempe nicht von mir ist.“

Doch wie dem auch sei: Jedenfalls setze ich heute schon für den, der mir die Herkunft der Hutkrempe nachweist, ein einjähriges Gratisbezugsrecht auf das „Nebelhorn“ als Preis aus. Man wird doch da sehen!



Antworten des Herausgebers

Grazer. Ärgern Sie sich doch nicht mehr über das in Nr. 40 mitgeteilte Zitat aus der Berliner Monatschrift „Die Weltbrille“: „Graz ist eine furchtbare Stadt. Wenn man hier ein Jahr lang ist, verblödet man. Im zweiten Jahr wird man ein kompletter Trottel. Nach drei Jahren aber ist man ein fertiger Grazer!“ Ein neuer Schlag steht Ihnen bevor. Haben Sie das Neue Wiener Tagblatt vom 14. Oktober gelesen? Dort wird von dem Münzdiebstahl in einem Grazer Museum berichtet. Der Dieb wollte nach diesem Bericht die gestohlenen Münzen bei einer Grazer Altwarenhändlerin verkaufen, die von ihm folgende Personsbeschreibung gibt: „Er war sehr gewandt, sprach korrektes Deutsch und machte den Eindruck, als ob er nicht aus Graz sei.“ Die Grazer Zeitungen haben, soweit ich unterrichtet bin, diese feine Beobachtung der wackeren Antiquitätenhändlerin unterdrückt. Die Grazer Tagespost sprach bloß von „einem vierzigjährigen, mittelgroßen Manne“. Nach dieser Beschreibung könnte auch ein Grazer der Täter gewesen sein. Denn vierzigjährig und mittelgroß zu sein, trifft auch ein Grazer. Allerdings scheinen damit auch so ziemlich alle originellen Eigenschaften, die man hierzulande haben kann, erschöpft zu sein.

D a m e. Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit ergebenst auf das Inserat eines Wiener Pelzhändlers auf der ersten Seite der Neuen Freien Presse vom 14. Oktober. Dort heißt es: „Fohlen, in den Schattierungen der Eselsfarben mit Luchs besetzt, ist Sportmodell und Modepelz, weil er in besonderer Weise der Linie unserer Zeit entsprechen kann.“ Ich habe schon oft sagen gehört, unsere Zeit unterscheide sich von den Siebzigerjahren durch ihre geringere Verlogenheit. Ich zweifelte immer. Nun aber glaube auch ich. Und zwar seitdem ich gelesen habe, daß unsere Zeit durch den Mund eines Zeitgenossen zugibt, es entspreche ihrer Linie, in allen Schattierungen der Eselsfarben zu schillern und mit Luchs besetzt zu sein.

Mediziner. Auf die Rundfrage des Neuen Wiener Journals: „Wo verbringen Sie den heurigen Sommer?“ hat der Autor des „Evangelimann“ Professor Dr. Wilhelm Kienzl seinerzeit geantwortet: „Ich verbringe den heurigen Sommer, wie schon seit vielen Jahren, in Lerchénreith bei Bad-Aussee, um zu arbeiten, zu baden und meine roten Blutkörperchen zu vermehren.“ Sie wollen nun von mir wissen, ob ihm wohl eine solche Vermehrung gelungen sei? Bedauere. Ich beschäftige mich bloß mit dem Zählen von Gehirnwindungen. Kienzl dürfte von diesen 2—3 sein Eigen nennen. Mehr nicht.

Alles andere unter seiner Schädeldecke ist jener amorphe Schleim, der im Falle eines Schnupfens aus der Nase rinnt und sichtbar wird, bei gesunden Prominenten aber unter Umgehung der Nase direkt in die Feder fließt und Zeitungsrundfragen beantwortet.

Anarchist. Sie wollen wissen, wer der pseudonyme R. F. ist, der sich in der Zeitschrift des bekannten Grundstückmaklers (siehe Nr. 34!) Peter Zapfl über mich ausschleimt? Und zwar ausgerechnet in einer Nummer, die das Datum: 7. „Oktober“ 1928 trägt und mit dieser anarchistischen Änderung des Namens Oktober sogar noch den „Gilbhart“ der Deutschen in den Schatten stellt? Ich weiß es nicht und bin lediglich auf Vermutungen angewiesen. Manche meinen, der ängstliche anonyme Eber sei Er, Pierre Ramus, in eigener Person. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Meinung spricht die Tatsache, daß unser roter Peter sich ja auch nicht mehr traut, seine Zeitschrift „Der Anarchist“ zu nennen, sondern lieber wieder zu dem mehr anonymen und farblosen Titel „Erkenntnis und Befreiung“ zurückgekehrt ist, der den Zufluß der Gelder nach Klosterneuburg weniger hemmt und ihm außerdem die beruhigende Gewißheit verschafft, daß seine Anhänger die Erkenntnis, die ihnen im Kopfe fehlt, wenigstens in der Rocktasche nach Hause tragen können — eine Lösung der Frage der Volksaufklärung, die ich nur als eine überaus glückliche bezeichnen kann. Eine andre Vermutung scheint mir aber doch noch berechtigter zu sein. Sie müssen folgendes bedenken: Ich brachte in der Nummer vom 15. November vorigen Jahres einen Aufruf, Geld zum Bau einer Baracke für Obdachlose zu spenden, einen Aufruf, dessen Abdruck Peter Zapfl in seiner Zeitschrift verweigert hatte, wobei er, der in seiner Villa in Klosterneuburg sitzt und die soziale Frage für sich längst gelöst hat, den vielleicht zwanzig Obdachlosen den Rat gegeben hatte, durch Besetzung der Grazer Hotels endlich einmal mit der Weltrevolution — ausgerechnet in Graz — zu beginnen. Im März 1928, also vier Monate später, wurden drei von den Leuten, die diesen Aufruf unterzeichnet hatten, wegen Kreditwindleien, die mit diesem Barackenbau in keinerlei Zusammenhang standen, verhaftet. Durch diese Tatsache wurde nun der anonyme Anarchist R. F. derart in Zorn gebracht, daß er sich hinsetzte und den am 7. Oktober abgedruckten Brief an Peter Zapfl schrieb, in dem er ihm das „Endergebnis“ der Angelegenheit mitteilt, deretwegen seinerzeit mein Angriff auf Pierre „erfolgte“. (Die beiden in Anführungszeichen stehenden Worte stammen aus einem demnächst erscheinenden Werke Pierres „Die Neuschöpfung der deutschen Sprache durch den Klosterneuburger kommunistischen Anarchismus“.) „Ich bin

nun wirklich neugierig“, schreibt R. F., „ob und wann Herr M.-G. (nicht genannt soll er werden! Anmerkung des Philantropen ohne ‚h‘) den Charakter haben wird, seinen Lesern mitzuteilen, daß er sie leichtfertig irreführt hat, als er die Unterstützung jener Wohltätigkeits-„Aktion“ empfahl und in diesem Zusammenhang den mit Bezug auf sie und ihn mit Recht „schweigsamen Anarchisten“ Ramus wider besseres Wissen — nicht umsonst versetzt Dante die so Handelnden in seinen scheußlichsten Höllenpfehl! — jenem angriff und somit verleumdet hat!“ Was kann man gegen solche Sprachgewalt ausrichten, die „angreifen“ mit dem Dativ konstruiert und sich damit ins Gebiet der Erotik verirrt, denn nur dort kann man einem etwas angreifen, allerdings nicht den Ramus, denn so etwas Grausliches gibt es, Gott sei Dank, im ganzen Bezirk der Liebe nicht! Der anonyme Revolutionär ist also nicht nur der spezifisch bürgerlichen Ansicht, daß Leute, die sich gegen die heiligen Eigentumsbegriffe aus Not vergehen, verhungern und erfrieren sollen, sondern er meint auch, ich hätte im November 1927 wissen müssen, was im März 1928 geschehen werde. Es schmeichelt mir zwar sehr, daß die Mannen Peter Zapfls schon einen solchen Respekt vor mir haben, daß sie mir sogar einen Blick in die Zukunft zutrauen, und es ist wohl nur in der Ordnung, wenn ich mich für dieses Kompliment revanchiere und der Vermutung Ausdruck gebe, der so listig und schlaue argumentierende R. F. sei niemand anderer als Reinecke Fuchs in Person, den sich Peter Zapfl mangels eigener Schläue als Mitarbeiter verschrieben hat, um mich endlich klein zu kriegen. Mit diesem Komplimente will ich's aber ein- für allemal genug sein lassen. Sollte sich noch einmal im Blättchen Pierres etwas gegen mich rühren, werde ich nicht mehr darauf antworten, sondern als Gegengabe immer ein kleines Dokumentchen über die Tätigkeit des Mannes veröffentlichen, der in Klosterneuburg an der Quelle aller Gelder sitzt. Sie stehen mir in großer Zahl zur Verfügung und ich brauche mein Gehirnschmalz wahrlich für gescheiterte Dinge.

Bundeskanzler Seipel. Haben Sie neulich den Bericht aus Griechenland gelesen: „Die griechische Regierung beabsichtigt, das Bandenunwesen, das sich in letzter Zeit (man denke nur an die kürzlich erfolgte Verschleppung von Politikern) unangenehm bemerkbar gemacht hat, auszurotten?“ Was meinen Sie: Würde sich jemand, der eine Bande bildete und zum Beispiel Sie verschleppte, in Österreich unangenehm oder unangenehm bemerkbar machen?

Vegetarier. Wie alles, hat natürlich auch der Vegetarismus seine Schattenseiten. Da wurde vor einigen Tagen be-

richtet, in Neuguinea seien einige Steuerbeamte, die bei den Eingeborenen Steuern einzuheben versucht hatten, von diesen aufgefressen worden. Es ist durchaus verständlich, wenn jemand angesichts einer solchen befreienden Tat bedauert, Vegetarier zu sein.

Jurist. Ja, auf dem deutschen Juristentag in Salzburg sind merkwürdige Dinge passiert. Der Wiener Universitätsprofessor Dr. Merkl nahm „im Hinblick auf den Anschluß Stellung zur Frage der Verreichlichung der Justiz“. Gewiß, die Justiz ist armselig; aber obwohl ich nicht weiß, was „verreichlichen“ bedeutet, wage ich doch zu behaupten: so armselig, daß sie verreichlicht werden müßte, ist sie doch noch nicht. Da leuchtet mir ja die im vorigen Jahre von Dinghofer betriebene Verbundlichung der Linzer Polizei noch eher ein. Von der in der Nachkriegszeit so viel beschriebenen Verdorfung Wiens gar nicht zu reden.

Gedächtniskünstler. Sie werden sich vielleicht noch daran erinnern können, wer aus Deutschland (im vorigen Jahre, glaube ich) in Paris am Grabe des unbekanntenen Soldaten einen Kranz niedergelegt hat, der dann auf Betreiben französischer Nationalisten wieder entfernt werden mußte. Jetzt rennen wieder die deutschnationalen Studenten „in großer Erregung“ zum Rektor, weil der französische Kriegsminister Painlevé anlässlich seines Empfanges in der Wiener Universität beim Heldendenkmal der Studentenschaft einen Blumenstrauß niedergelegt hat. Auch dieser Strauß mußte entfernt werden. Ebenso scheinen die Gehirne der an diesen Demonstrationen Beteiligten schon vor längerer Zeit in aller Stille entfernt worden zu sein. Wenn sie überhaupt je vorhanden waren. Schön ist's aber doch, wenn man so beobachten kann, wie selbst die deutschen und französischen Nationalisten wenigstens eine internationale Eigenschaft besitzen und gemeinsam haben: die Stupidität.

Mittelschüler. Freilich hab' ich's gelesen! Die Gesellschaft zur Förderung des Verbrauches von Milch hat das Unterrichtsministerium „darauf aufmerksam gemacht“, daß die Zahl der Mittelschulen, in denen Milch an die Schüler abgegeben wird, keine Steigerung erfahren hat; und das Unterrichtsministerium hat, darob ehrlich bestürzt, sogleich „im Wege der Landesschulbehörden die Direktionen der Mittelschulen aufgefordert, sich in den Dienst der für die heranwachsende Jugend so dringend notwendigen Förderung des Milchgenusses zu stellen“. Natürlich ist der Milchgenuß nur für die zahlungskräftige heranwachsende Jugend notwendig. Für die Gesellschaft zur Förderung des Verbrauches von Milch ist er selbstverständlich nicht notwendig. Der Geist der Medizin ist leicht

zu fassen. Wenn jetzt, wie projiziert, noch der Professor Pirquet mit seinem „Nem“-Spleen Präsident von Österreich wird, kann's lustig werden! Dann wird wohl eine vollkommene Vertopfung der Gehirne nicht mehr zu verhindern sein. Und Topfen heißt auf reichsdeutsch Quark.

Zeitungsleser: Sie senden mir die folgenden vier Zeitungsausschnitte:

Aus dem Wiener Journal:

Niederlage der Sozialdemokraten bei den gestrigen Wahlen.

Aus der Arbeiterzeitung:

Heimwehrler überfallen ein Kaffeehaus in der Brigittenau.

Revolverschüsse, Steinwürfe. Mehrere Kaffeehausbesucher verletzt.

Etwa zwanzig Brigittenauer Heimwehrler, die in zwei Autos herumfahren, haben in der Nacht vom Samstag auf Sonntag das Kaffeehaus Jägerhof auf dem Gaußplatz in der Brigittenau überfallen, haben mit Revolvern geschossen, die Gäste mit Steinen beworfen und mehrere Gäste verletzt. Sie haben vorher schon versucht, zwei andere Kaffeehäuser zu überfallen, waren aber dort rechtzeitig vertrieben worden usw.

Aus dem Grazer Arbeiterwille:

Sozialdemokratischer Wahlerfolg in der Schweiz.

Aus dem Wiener Journal:

Sozialdemokratischer Überfall auf Heimwehrlente.

In der Nacht vom Samstag auf Sonntag kam es im Café Jägerhof in der Brigittenau zu tumultuösen Szenen. Der Fleischhauergehilfe Rernböck betrat in der Uniform der Heimwehren in Begleitung zweier Freunde das Kaffeehaus, das in der Mehrzahl von Sozialdemokraten besucht war. Die Gäste machten über die Uniform verschiedene provozierende Bemerkungen und es entstand ein heftiger Streit, der bald in ein Handgemenge ausartete. Rernböck sah sich infolge der Bedrohungen gezwungen, sich in der Notwehr mit einer Schreckpistole zu verteidigen. Im Laufe der Tätlichkeiten wurden im Kaffeehaus einige Spiegelscheiben zertrümmert und der Cafetier durch Glassplitter anscheinend leicht verletzt. Rernböck und seine Begleiter wurden schließlich mit Gewalt auf die Straße gedrängt und mußten vor den wilden Drohungen der Sozialdemokraten flüchten usw.

Sie fragen mich nun verzweifelt wie Pilatus: Was ist Wahrheit? Wahr ist lediglich, daß die Schweiz auf englisch Switzerland heißt und daß die Brigittenau der XX. Wiener Bezirk ist. Aber nicht einmal das ist heute mehr ganz sicher im Getriebe und Gewoge der Parteien und Journalisten, die nach ihrer Versicherung auf dem Concordiaball 1927 (siehe Nummer 7) dazu verdammt sind, immer nur die Wahrheit zu schreiben.

Pazifist. Gewiß, die Geistigkeit der Leute, die der Krieg berühmt gemacht hat, entspricht vollkommen der Geistigkeit des Krieges, der durchs Umbringen Rechtsfragen lösen will. Die Münchner Neuesten Nachrichten vom 14. Oktober enthielten ein Inserat der Champagnerfirma „Burgeff Grün“, in welchem folgender Ausspruch des bekannten deutschen Seehelden Grafen Luckner zitiert war: „Von 2300 Kisten Champagner sprangen acht Neuntel in den Tropen. Uns sind in bitterster Not auf der Insel Mopelia, der letzten deutschen Kolonie, nach Strandung meines „Seeadlers“ geblieben die letzten 24 Flaschen „Burgeff Grün“! Keine ist gesprungen, sie gaben uns wieder deutsche Atmosphäre in die Knochen!“ Und solch ein Lackel, der nicht Deutsch kann, versenkt alles, was nicht deutsch gesinnt ist! Man sollte meinen, daß diese Vorstellung allein genügen müßte, dem ewigen Frieden auf Erden die Wege zu ebnen. Leider sind aber auch die Gehirne und nicht nur die Knochen mit Atmosphäre und mit sonst nichts gefüllt.

Alter Soldat. Beruhigen Sie sich! Das Inserat im „Deutschen Jäger“: „Soldatenzwieback, derselbe, wie er im Felde von Soldaten gegessen wurde, versendet als anerkannt bestes Hundefutter Albert Schwarz, Landprodukte, Welzheim (Württemberg)“ wird gewiß niemanden zum Pazifisten machen. Die Leute sind einfach zu blöd, sich auf einen solchen Vers einen Reim zu machen. Außerdem versendet nach dem Inserat nicht der Herr Schwarz den Soldatenzwieback, sondern der Soldatenzwieback versendet den Herrn Schwarz als Hundefutter. Sonst müßte es ja oben „denselben“ und nicht „derselbe“ heißen. Erstaten Sie also lieber gegen den Soldatenzwieback die Anzeige wegen Verkaufes von Menschenfleisch. Das ist nämlich verboten, obwohl niemand leugnen kann, daß viele Zeitgenossen als Hundefutter noch die relativ vernünftigste Verwendung finden könnten.

BUCHHANDLUNG
RICHARD LANYI, WIEN
I. BEZIRK, KÄRNTNERSTRASSE Nr. 44

BIETET AN:

KARL KRAUS:

„DIE FACKEL“

Jahrgang I bis XXVII, Nr. 1 bis 723
(April 1899 bis März 1926). In 30 hand-
gebundenen Liebhaberhalbfranzbänden.
Das Exemplar ist tadellos neu erhalten
und alle Umschläge der „Fackel“ sind
mitgebunden. Gelegenheitskauf ersten
Ranges.

PREIS S 1200.—

DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld) Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12.—
12 Nummern	„ 6.50
6 Nummern	„ 3.50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9.—
12 Nummern	„ 5.—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14.—
12 Nummern	„ „ 7.—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich. Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Republikfeier / Prof. Dr. Friedrich S. Krauß: Altindische
Staatenlenker und die europäischen der Gegenwart /
Zur Frage der Strafwürdigkeit der männlichen Prostitu-
tion / Der künftige Kaiser von Indien / Schubertfeier /
Dämmert es endlich?

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats

DAS NEBELHORN

Nr. 46

15. November 1928

II. Jahr

Republikfeier

O Schmerz, laß nach — o Schmerz, laß nach!

Ein Klagelied auf die November-Schmach.

Der Schmerz ist tief, der Schmerz ist groß,
Wenn wir betrachten Deutschlands Los.

Kaum trägt das treue deutsche Herz
Den unerträglich tiefen Schmerz.

O Schmerz, laß nach — o Schmerz, laß nach!
So seufzen wir jetzt jeden Tag.

Kaum kann der deutsche Geist verstehn,
Was wir doch klar vor Augen sehn:

Das Deutsche Reich, von Gott errichtet,
Ward jäh von Menschenhand vernichtet.

Der Kaiser, den Gott eingesetzt,
Er weilt in fremdem Lande jetzt.

Und zweiundzwanzig Hochgeborne,
Von Gott zum Herrschen Auserkorne,

Die gnädiglich das Volk regierten
Und auf den Pfad der Tugend führten,

Sie, um die uns die Welt beneidet',
Sind ihres Herrschertums entkleidet.

Das Volk entließ die gnäd'gen Herren,
Als ob sie seine Diener wären.

Das Heer, das einst des Erdballs Schrecken,
Es muß entehrt die Waffen strecken.

Die größten Helden der Geschichte,
Man stellt sie vor ein Strafgerichte.

O Schmerz, laß nach — o Schmerz, laß nach!
So seufzen wir ob solcher Schmach.

Ach, wie viel schlechter ist die Welt,
Als wie wir sie uns vorgestellt!

Ach, hätten wir das doch gewußt
Im Jahre vierzehn, im August!

Wir hätten gern auf Krieg verzichtet,
Der unser ganzes Glück vernichtet.

Wir konnten in des Friedens Tagen
Nicht über Glückesmangel klagen.

Wir hatten blühende Kolonien,
Handel, Gewerbe, Industrien.

Die deutsche Landwirtschaft gedieh
In jenen Tagen wie noch nie.

Der Wohlstand wuchs in jedem Stande
Im ganzen deutschen Vaterlande.

Im Ausland wurden wir geachtet,
Wenn auch mit Mißtrau'n oft betrachtet.

Zwar ward der inn're Feind begehrlieh,
Doch war er uns noch nicht gefährlich.

So ward uns durch den langen Frieden
Ein reiches äußeres Glück beschieden.

Hätt' Selbstsucht unser Herz regieret,
Wir hätten nimmer Krieg geführt.

Denn was die Selbstsucht mocht' erstreben,
Das konnt' uns nur der Frieden geben.

Was war's denn, was in Krieg uns trieb?
Es war die reinste Feindeslieb'.

Wohl gaben wir den Feinden Keile,
Doch nur zu ihrem eig'nen Heile.

Wir wollten sie ja nur bezwingen,
Um ihnen die Kultur zu bringen.

Wir wollten, daß am deutschen Wesen
Nun endlich mög' die Welt genesen:

Daß deutsche Zucht und Redlichkeit,
Fleiß, Ordnung und Rechtschaffenheit,
Gehorsam, Treue, fromme Sitte
Nicht nur in unsrer eig'nen Mitte,
Nein, in der ganzen Welt erblühen.
Drum wollten in den Krieg wir ziehen.
Drum haben stromweis wir vergossen
Das Blut der eig'nen Volksgenossen
Und hoch und niedrig nicht geschont,
Wie aber hat man uns gelohnt?
Ach, nie, solange es Menschen gibt,
Ward schnöderer Undank je verübt.
Die Feinde waren gar nicht wert,
Daß wir für sie gezückt das Schwert.
Die Feinde wollten gar nicht haben
Die ihnen angebotnen Gaben.
Sie lieben gar nicht die Kultur,
Nein, Luxus, Leichtsinn, Laster nur.
Sie kennen gar kein höheres Streben,
Als nied'rer Lust sich hinzugeben.
Die Arbeit ist für sie nur Last,
Die deutsche Zucht sogar verhaßt.
Und weil sie deutsche Art nicht schätzen,
Sie wagten's, sich zu widersetzen.
Mit Hinterlist und frechen Lügen
Verstanden sie's, uns zu besiegen.
Sie stürzen uns in Not und Schande
Und nennen uns die Hunnenbande. — —
Die Siegeslieder sind verklungen,
Die wir vier Jahre lang gesungen.
Wir seufzen nur in unsrer Schmach:
O Schmerz, laß nach — o Schmerz, laß nach!

Dieses, von bürgerlichem Schmerz überquellende Gedicht wurde mir von einem Berliner Freund des Nebelhorns, der anonym zu bleiben wünscht, zugesandt. Es stammt nicht von ihm, sondern von einem deutschen Pfarrer, der bald nach dem Umsturz starb, weil er mit dem Zusammenbruch der monarchistischen Form der gottgewollten Ordnung jeden seelischen Halt verloren hatte. Er wäre vielleicht nicht gestorben, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, sich am „Dolchstoß“-Gedanken moralisch wieder emporzuranken, wie der sagenhafte Hecht in einem Gedicht Christian Morgensterns am vegetarischen Gedanken. Aber leider arbeiteten die patriotischen Gehirne, die als plausibelste Erklärung für die Dresche die Dolchstoßlegende ersonnen haben, nicht rasch genug. Und so mußte der arme Pfarrer sterben. Und erfuhr nichts davon, daß die Niederlage, die Ludendorff schon im Jahre 1917 vorausgesagt hatte, nicht das Werk dieses eigentlichen Mörders aller nach diesem Zeitpunkt Gefallenen war, sondern das Werk der Arbeiterklasse, die im Jahre 1918 mit vierjähriger Verspätung endlich das tat, was sie schon 1914 hätte tun sollen: streiken.

Aber nicht nur durch den tragischen Tod seines Autors, der gar nicht notwendig gewesen wäre, ist dieses Gedicht heute noch bemerkenswert, sondern vielmehr dadurch, daß es den Schwindel einer „Republikfeier“ enthüllt. Denn was wir feiern, ist nicht das zehnjährige Bestehen der Republik, sondern die Tatsache, die jener Pfarrer dort oben beklagt: daß soundsoviel Hochgeborene, von Gott zum Herrschen Auserkorne das Zepter hinlegen und der politischen Welt Ade sagen mußten. Nicht die Geburt der Republik feiern wir, sondern den Tod der Monarchie. Die Wenigsten machen sich darüber Gedanken, aber Seipel weiß es. Es geht ihm doch wahrhaftig nicht so schlecht in der Republik, daß er nicht Ursache hätte mitzufeiern. Trotzdem verschwindet der Bundeskanzler der Republik alljährlich mit mathematischer

Pünktlichkeit am Feiertage dieser Republik aus der Hauptstadt, denn er ist ein Monarchist und weiß, daß nicht der Staat, der ihm die Reisediäten zur Flucht vor dem lauten Lärm des Republikfestes zahlt, gefeiert wird, sondern die Absägung jener monarchistischen Hirten, ohne die sich ein katholisches Hirn nun einmal keine Herden vorstellen kann. Ich bin nur neugierig, ob es ihm wie alljährlich so auch heuer, wo es doch noch weit auffallender wäre als in früheren Jahren, gelingen wird, sich zu verkrümeln und so nicht nur ein mannhaftes Bekenntnis zur Monarchie abzulegen, sondern sich auch — es ist überraschend, aber wahr — als anarchistischer Agitator zu betätigen. Denn durch seine Flucht beweist Seipel, den ich — als Pendant zum russischen Großmütterchen der Revolution — Großväterchen der Reaktion bezeichnen möchte, nicht mehr und nicht weniger, als daß es unmöglich ist, das Bestehen eines Staates zu feiern. Möglich ist es nur, das Zugrundegehen eines Staates zu feiern. Denn selbst jede neue Staatsform, mag sie noch soviel auf bürgerliche Ordnung halten, weiß sich schließlich keiner höheren Tat zu rühmen als einer anarchistischen: die alte Staatsform umgebracht zu haben. Die Franzosen feiern die Erstürmung der Bastille, die Amerikaner die Unabhängigkeitserklärung, die Russen den Zusammenbruch des Zarenreiches, die Italiener den Marsch auf Rom usw. Jetzt heißt's nur so lange warten, bis auch die Teppublik, in der das gilt, was die Majorität, also die Dummheit, beschließt, zu jenem alten Eisen gehört, das Gott ehemals wachsen ließ, weil er keine Knechte wollte, nun aber verrostet läßt, weil er erkannt hat, daß es von jeder Art von Staat ja doch nur zur Erzeugung von Knechten verwendet wird.



Altindische Staatenlenker und die europäischen der Gegenwart

Ein völkergeschichtlicher Vergleich

Einen sehr beliebten Stoff zu geistreichen Unterhaltungen bietet die Frage, um wie viel die höhere Kultur und Gesittung die Menschheit veredle und verbessere. Zum Schluß gelangt man gewöhnlich zur befriedigenden Erkenntnis, wir Zeitgenossen hätten es unter der Leitung unserer Staatenlenker gar weit über die vergangenen Menschengeschlechter hinausgebracht. Solange als wir außerstande waren, die Lobpreiser zu widerlegen, mußten wir unser Mißtrauen unterdrücken und ihnen glauben. Glauben heißt freilich nichts wissen. Mit einem Schlag aber änderte sich die Sache, als im Jahre 1909 der Inder Shamasastri aus einer von ihm entdeckten südindischen Handschrift das altberühmte, verschollen gewesene Arthaçâstra des Cånakya oder Vishnugupta Kauṭilya, des Panditen und Staatskanzlers der Candragupta, herausgab. Der Verfasser lebte ums Jahr 300 vor unserer Zeitrechnung.

Für unsere Kenntnis Altindiens ist dies Werk wohl von beispiellosem Wert. Schon die Fülle des darin enthaltenen kulturgeschichtlichen Stoffes dürfte man geradezu eine Sintflut nennen. Niemand, der sich Kunde verschaffen will von Altindien und altindischen Dingen, kann sich's leisten, das Werk nicht zu lesen und nicht sorgfältig zu lesen. Ja, es ist auch wichtig für die Geschichte einer großen Menge von Wissenszweigen und für Leute, denen Indien an und für sich gleichgültig ist, denn es liefert uns die übereinstimmendsten Parallelen zu unseren so viel gerühmten gegenwärtigen Umständen und Verhältnissen, in denen sich die überwiegende Mehrheit der europäischen Bevölkerung schmerzensreich krümmt und windet.

Dieses Werk Kauṭilyas ist uns Deutschen nun zugänglich geworden. Einer der gründlichsten Kenner der

Sprachen und Literaturen Indiens, der vormalige Professor für Indologie an der Universität zu Chicago, Dr. Johann Jakob Meyer, hat es unter dem Titel: „Das altindische Buch vom Welt- und Staatsleben, das Arthaçâstra des Kauṭilya“ aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitung, Anmerkungen und Schlagwörterverzeichnissen versehen im Verlag Otto Harrassowitz in Leipzig herausgegeben (LXXXVIII und 983 Seiten, Großoktav).

J. J. Meyer ist ein Meister der deutschen Sprache und künstlerisch vollendeter Darstellungsweise, ein tiefer Denker von ausgebreiteten Kenntnissen und ein Weltmann im Sinne eines die Welt der Erscheinungen allseitig umspannenden Geistes. Dank seiner Leistung ist Kauṭilya sozusagen zu unserem deutschen Zeitgenossen geworden, auf dessen Wort wir gerne hören, weil er uns im Spiegel altindischer Vergangenheit unsere leidige Gegenwart vorführt. So faßt ihn auch Meyer auf und würdigt ihn darnach in seiner Einleitung zur Verdeutschung.

Ein näheres Eingehen auf Kauṭilyas Buch vom Staatsleben hieße ein neues Buch schreiben. Hervorzuheben ist, daß Kauṭilya den Staat in unserem Sinne nicht kennt. Bei ihm decken sich die Begriffe Herrscher oder Vergewaltiger mit dem vom Staate, ebenso das, was wir Nationalität und Konfessionalismus nennen, mit dem Begriffe brahmanischen Hofschranzen- und Tellerleckertums. Sittlichkeitsvorstellungen beklemmen sein Herz und Gemüt nicht, Macht und nur Macht mit unbeschränkter Selbstherrlichkeit sind Recht und Gesetz. Er deutet diesen Gedanken scharfsinnig, mit indischer, höchst umständlicher Folgerichtigkeit aus. Er weiß jedoch, daß der Mensch ein moralisches Tier ist und ein edles Bedürfnis nach einem guten Gewissen hat, nach dem Bewußtsein, er sei selber sittlich rein und der andere grundverdorben. Lug und Trug sind die Lebenskraft der Staatenlenker.

Diese Heuchelei gehört zum Handwerk des Staatsmannes, in Altindien wie anderwärts. Meyer erörtert die herrlichen moralischen Grundsätze der Inder, die vor 2200 Jahren ebenso tiefsinnig wie unsere Moralisten salbaderten, und setzt hinzu: Wir haben drei Felder nebeneinander, jedes mit besonderer Bodenfrucht. Wie töricht wäre zum Beispiel der Mann, der Wiesenland behackte wie Kartoffeln, oder der Getreide mitten im Blühen abmähen wollte, weil dies für Gras das Richtige ist! Genau so unsinnig handelt der „Schwachkopf mit unreifem Verstand“, der in der Politik die Vorschriften der Moral anwenden will! *Suum cuique!* Eine Vermengung, ein *saṃkara*, ist da ähnlich der Vermischung der Kasten und ihrer besonderen Obliegenheiten, also ähnlich dem abscheulichsten der Verbrechen. Der indische Denker ist ein Scholastiker: *distinguendum est*, heißt es auch bei ihm immer wieder. Muß der altindische Staatsmann seine politische Notdurft verrichten, dann begibt er sich in eine ganz besondere Kammer. A.—Ç. steht an der Türe angeschrieben. Diese schließt er hinter sich zu und besorgt seine Teufelsandacht mit geistigem Anstand und seelischer Sauberkeit. Bei uns aber macht der Politiker das in Räten ab, die für ganz andere Dinge da sind.

Wann werden wir zur Stubenreinheit des Denkens gelangen? So fragt J. J. Meyer und antwortet: Bei uns ist alles: Moral, Religion, Politik, Menschheitsdusel, Empfindsamkeit, Deklamation von Kulturmission und den „edelsten Horten der Menschheit“, Gier, Haß, Tücke, Roheit und Gemeinheit zusammengeschwemmt in einen einzigen Riesenstrom der Heuchelei, der in ranzig-lebertranigen Schleichwindungen durch den weltweiten Sumpf der abgrundtiefen Verlogenheit dahinpestet. Und die Völker der Erde mit ihren sogenannten geistigen Führern an der Spitze werfen sich platt auf den schleimigen Boden und trinken und trinken von diesem Gemisch aus Leichenwürmerfett und Schlangengeifer, trinken

sich den Bauch prall. Und sie erbrechen sich nicht! Das größte Elend unserer Zeit kommt vom Mangel an geistiger Ehrlichkeit, an intellectual honesty. Man denke nur an die Gestalt Woodrow Wilsons. Die einzige Rettung in dem verflossenen Weltkrieg wäre ein „Frieden ohne Sieg“ gewesen, wie ihn der Wortplätscherer selber so laut verkündet hatte. Jeder hätte sich um die Frucht all der furchtbaren Opfer betrogen, sich aber um eine wirksame Lehre reicher gesehen — a sadder and a wiser man, wenigstens auf einige Zeit, wäre jeder nach der unvergleichlich dummen Schauernacht des Völkerwahnsinns erwacht. Wilson, nur er, hat das alles vereitelt und den „Frieden“ von Versailles mit all seinem unerschöpfbaren Fluch möglich gemacht.

Gegenüber dieser geistigen Unehrllichkeit nun habe ich Kauṭilyas Arthaçâstra als ein reinigendes, erfrischendes, stärkendes Bad empfunden, sagt J. J. Meyer, und jeder unbefangene Leser des Werkes wird sich von der gleichen Empfindung ergriffen fühlen.

Will man es als Schlammbad gelten lassen, so setzt Meyer weiter fort, auch gut.

Über vieles werden manche lächeln. Hüten wir uns aber vor dem überheblichen Lächeln. Im wesentlichen anders geht es bei uns auch nicht zu. Kleinstaatlich eng muß uns Kauṭilyas Welt vorkommen. Aber ob sich nun fast alle Millionenvölker der Erde zusammenrotten, um ein einziges Volk zu zerschmettern, oder ob mehrere indische Râjas einen Samurâya bilden, um einen anderen Kleinfürsten zu erwürgen, bleibt sich gleich. Der erste Brudermord kehrt immer und immer wieder. Abels Feuer brannte heller und höher als Kains Feuer.

Kain empfing nach dem Morde ein Zeichen auf seine Stirn, das ihn für alle Zeiten kenntlich machte. Welches Brandmal aber wäre blutrot und nachtschwarz genug für die Chemie unserer Tage, die sich dazu verkauft hat, die Millionen ihrer Mitmenschen wie Ratten im Loch zu vergiften? Und wem verkauft? Jener Spottgeburt

aus wahnwitziger Gier und unsagbarer Gemeinheit, aus schakalhafter Furcht und abgründiger Dummheit, dem heutigen Geld- und Militärstaat. Die Wangen brennen einem vor Scham, wenn eine solche feile Überdirne auch Wissenschaft genannt wird, ja als die Hauptwissenschaft der Gegenwart und der Zukunft gilt. Bei Kauṭilya sind die zahlreichen Vergifter der Feinde verachtetes Geschmeiß, arme Teufel, die auf diese Art einen Lebensunterhalt erschnappen müssen. Wie viel fortgeschrittener ist unser Staat, dem sich Männer in den höchsten Ehrenstellen zu dem unsäglich viel gemeineren Menscheninsektenvertilgerwerk des heutigen Gaskrieges herdenweise anbieten! Ebenso viel bequemer hat es unser Staat mit der Seelenvergiftung der Massen. Was könnte sich da mit der Presse unserer Tage vergleichen! Adler, Löwen, Bären haben bezeichnenderweise die Staaten bisher als Wappentiere gehabt. Jetzt sind eigentlich nur noch zwei wirklich verwendbar: die indische Kobra und das amerikanische Stinktief. Ein paar klapperdürre alte Männlein ziehen hinter der Szene den Faden und Volk und Heer mit den hochmögenden Politikern und Generalen an der Spitze tanzen, gehorsam den Fingern dieser Herren von der Hochfinanz. Unsere Kriege haben im Grunde nur noch „ökonomische Ursachen“; und doch wäre der Rohstofftrog groß genug für alle. Helfen könnte nur der Mensch, wenn er sich auf seinen wirklichen Vorteil besänne. Dazu vermöchte ihm, richtig benutzt, auch Kauṭilya zu dienen.

Aber leider haben auch heute noch die alten Inder recht, wenn sie so eindringlich und auschaulich auseinandersetzen, nur die Furcht vor dem daṇḍa, vor der Gewalt, habe Macht über die Menschen. Wenn sie einzig und allein den Gewaltstaat anerkennen, keinen Vernunftstaat, gar nicht zu reden vom Bruderstaat und dergleichen mehr, also jenen Staat, der Gewalt gegen die eigenen Untertanen und gegen alle Draußenstehenden übt — wenn er kann.

Ja, wenn er kann. Kann er nicht offene Macht brauchen, dann muß er die versteckte anwenden. Sie heißt im Indischen *prajnâ* oder *mantraçakti*, die „Kraft der Klugheit“ oder „die Kraft der geheimen Anschläge“. Und diese Macht ist weit wirksamer als die der Faust, wie der Inder immer wieder sagt. „Hat er einem Klugen ein Leid zugefügt, dann atme er nicht leicht in dem Gedanken, „ich bin ihm weit entrückt. Lang sind die Arme des Klugen und mit ihnen verletzt er, wenn er verletzt worden ist.“

Krieg gilt der ganzen politischen Literatur der Inder als das schlechteste Mittel, und lieber als Gewalt soll der König sogar gegen die eigenen Untertanen Schmeichelworte, Bestechung und Veruneinigung üben, vor allem aber die geheime Abmurksung mißliebiger oder dem Staats- und Bürgerwesen schädlicher Menschen. Diese Regierung durch Meuchelmord nimmt bei Kauṭilya einen breiten Raum ein, und er hat sogar ein recht reiches Vokabular für das, was der Großmogul des Fascismus unserer Tage als „*rendere la vita difficile*“ seinen Untergebenen sogar telegraphisch anbefiehlt. Vieles Erbärmliche gibt es auf Erden, das Erbärmlichste aber ist ein Politiker; wie der Zauberlehrling Goethes kann er wohl die Unheilgeister hervorrufen, nicht aber sie wieder zur Ruhe bannen.

Wie J. J. Meyer darlegt, hat der altindische Fürst eigentlich eine sehr geringe Macht besessen und ist in Wirklichkeit lächerlich schwach gewesen. Seine Furcht, Haß und Grausamkeit waren nur Erzeugnisse seiner Schwäche. Er kannte keine Milde und kein Erbarmen. Daran knüpft J. J. Meyer Betrachtungen an, die hier im Auszuge folgen sollen, weil sie zum Verständnis unserer eigenen Lage viel beitragen.

Aus der dunkelsten Knechtschaft wird die lichteste Freiheitbegeisterung geboren, und der flammendste Apostel der Natur, Rousseau, war in seinem Wesen der unnatürlichste Kulturmensch. So trinkt denn auch der

Mensch aus dem herben Kelch seiner Schwäche den verzücktesten Rausch der Macht. „Die Apostel der Gewalt waren fast immer feine und schwächliche Leute . . . Mit ihrer theoretischen Gewalttätigkeit nahmen sie Rache an ihrer eigenen Schwäche.“ (Romain Rolland, Johann Christoph, III. Frankf. 1918. S 226). Der überaus zartbesaitete Pfarrersohn Friedrich Nietzsche sieht das Ideal in Cesare Borgia, einem vielfach widerlichen Greuelmenschen, und in Napoleon, diesem teils übermenschlichen, teils untermenschlichen Ungeheuer. Schon der Inder an sich, obwohl in alten Zeiten weit kraftvoller, als wir ihn uns gewöhnlich vorstellen, schwelgt oft frauenhaft in Kraft- und Machtträumen, und es ist wahrscheinlich kein Zufall, daß die herrlichsten altindischen Dithyramben von männlicher Tat gerade Frauen in den Mund gelegt werden. Da begreift man es, wenn der Durst nach Machtbetätigung — ob Macht des Armes oder der listigen Klugheit, läuft auf dasselbe hinaus — gerade in den altindischen Fürstenspiegeln manchmal zu wahren Schwelgereien der raffinierten Ausklügelung führt. Die Mutter war dabei die Schwäche des Fürsten und der Vater der Machthunger der Brahmanen, denen wir wohl das Arthaśāstra verdanken.

Und dennoch hat der beständig von außen bedrohte und gegen seine eigenen Leute so kraftlose König die heilige Pflicht, allmächtig zu sein, gilt er als der eine Gott, von dem alles, rein alles Gute und alles, rein alles Böse in seinem Reiche kommt, und wird ihm eingeschärft: „Zum Besten des Schwachen ist die Kraft (bala, d. h. die Macht des Kshatriya und des Königs) von Gott geschaffen worden. Das Schwache aber ist ein großes Wesen, auf dem alles beruht. Das Auge des Schwachen, des Heiligen und der Schlange ist unwiderstehlich. Gib acht, o König, daß nicht dich samt deinen Anverwandten die Augen der Schwachen mit ihrem Feuer verzehren! Denn nicht wächst irgend etwas neu empor in einem Geschlecht, das von dem Schwachen

verbrannt worden ist; bis auf die Wurzel verbrennen sie. Besser und stärker als die Kraft und als alle überkräftige Kraft ist die Schwäche. Nicht umsonst fallen die Tränen derer, denen Unrecht geschehen ist, zur Erde; sie vernichten noch die Söhne und die Enkel. Wenn die fleißigen Bauern Betteln gehen müssen, weil des Königs Leute schlecht gegen sie handeln, so kommt auch über ihn das Verderben.

Es wächst ein großer Baum, wird immer größer,
Und vielen Wesen gibt er eine Zuflucht;
Doch wird gefällt und wird verbrannt der Hohe,
Dann sind sie ohne Zuflucht, ohne Wohnung.“

„Selten ist der Reine“, der Fürst, der da edel, gut und menschenfreundlich ist. Selten, ja, aber dennoch vorhanden ist sie hier und dort einmal in der Welt, die Reinheit des Herzens und des Geistes. Es gibt eine unendlich höhere Reinlichkeit und Richtigkeit des Denkens als die, welche J. J. Meyer als einen Gegensatz zum Brauch unserer Politiker an Kauṭilya rühmt. Auch diese hat Altindien gefunden, hebt Meyer hervor, wie sie anders gewendet, unmittelbarer Jesus von Nazareth gefunden hat. Sie ist sogar einmal, vor Jahrtausenden schon, als jugendlich begeisterte Bewegung durch die besten Geister des Gangeslandes dahingebraust, frühlinghaft, Leben weckend, das nie mehr sterben wird. Sie faßt sich zusammen in dem größten Wort, das je von Menschenlippen erklang, in dem Tat tvam asi von Chândogya (Upanishaden VI. 8). Käme der Gedanke, daß wir, ich und alle anderen, nur das eine Ewige sind, daß also jeder in jedem andern nur sich selbst schädigt oder fördert, auf Erden zur Herrschaft, dann, nur dann wäre auch Kauṭilya samt allen seinen dahingegangenen, heutigen und noch kommenden Politikerbrüdern einzig und allein eine geschichtliche Merkwürdigkeit.

Seine Einleitung beschließt J. J. Meyer mit den zum Nachdenken und zum Handeln anregenden Bemerkun-

gen, die jedem bedächtigen Leser Kauṭilyas und der Erläuterungen Meyers aus der Seele klingen: „Inzwischen aber ist sogar auf nur annähernde Umgestaltung dieser Art nicht die geringste Aussicht, und so geht es weiter, dieser Samsâra menschlichen Wahnwitzes und Elends, der Kreislauf, wo das Böse immer neues Böse, die Dummheit immer neue Dummheit erzeugt, wo Gewalt immer neue Gewalt hervorruft, wo der eine Politiker immer den andern betrügt, einesteils um dem Betrogenwerden zuvorzukommen, andererseits um heimzuzahlen, wobei der wirkliche, der schließliche Erfolg doch der ist, daß der Preller sich selbst oder, besser, sein eigenes Volk geprellt hat. Da können wir wenigstens eines — wir können uns vor Überhebung hüten, uns bewußt bleiben, welch ein Gemächte wir sind. Schiva sagt im Mahabhârata XII, 90: „Wer den Hochmut überwindet, ist ein König, wer von ihm überwunden wird, ein Sklave.“ Auch dazu kann eine richtige Lektüre des Kauṭilya dienen, als Propädeutik für das Studium aller Politiker füge man auch Bücher hinzu wie die „Insel der Pinguine“ von Anatole France und Jonathan Swifts ewig jungen Gulliver, namentlich den vierten Teil.“

*

So lehrreich J. J. Meyers Einleitung auch ist, so gibt sie doch nur in weiten Umrissen eine Vorstellung vom Arthaçâstra, das sich in fünfzehn Bücher gliedert und eine Kulturwelt umfaßt. Das Werk entsprang nicht wie aus einem Gusse dem Kopfe Kauṭilyas, es ist vielmehr eine sehr gründliche, gelehrte Verarbeitung einer ansehnlichen Reihe vielleicht um Jahrhunderte älterer Vorarbeiten. Es entstand etwa so wie die Bibel, die Vedensammlungen und die Epenreihen der Ilias und Odyssee, nur mit dem Unterschiede, daß Kauṭilya seine Vorgänger öfters auch nennt und zu Ehren bringt.* Er

* Einen befriedigenden Aufschluß darüber gewährt J. J. Meyers Werk: Über das Wesen der altindischen Rechts-

schrieb zu einer Zeit, als es noch kein richtiges Germanentum und Slawentum gab und das Romanentum in der Geschichte erst aufzutauchen begann. Mittel- und Nordeuropa befanden sich dazumal in einem Kulturzustande, den unsere Altertumforscher als prähistorisches Zeitalter bezeichnen. Inzwischen haben, zumal in den jüngsten vier Jahrhunderten, europäische Denker die altindischen eingeholt und in manchen Stücken sogar überholt, insbesondere durch Anbahnung einer naturwissenschaftlichen Ergründung der geistigen und leiblichen Erscheinungen des Menschenlebens. Unter anderem entstand die Wissenschaft der Volks- und Völkerforschung mit einem die gesamte Menschheit umspannenden Gesichtskreis, der den Indern fremd war, denn ihr eigenes Völker- und Sprachengebiet bildete für sie eine in sich abgeschlossene Welt. Diesem Boden entsproß Kauṭilyas Arthaśâstra als eine Monographie des altindischen Volkstums mit Hinblick auf die kriegerische, alles beherrschende Verfassung. In dieser Hinsicht lernen wir von Kauṭilya merkwürdig viel, denn im wesentlichen haben wir Europäer es noch nicht weiter gebracht und sind ebenso rückständig wie die Inder vor dritthalbtausend Jahren. Das wird dem Leser erst dank der eingehenden, oft tiefsinnigen, manchmal von kaustischem Humor gewürzten, ethnologischen, folkloristischen, rechtswissenschaftlichen Erläuterungen J. J. Meyers klar, die uns das Werk wundervoll verlebendigen. Man lernt von Kauṭilya und noch mehr von J. J. Meyer und unterhält sich dabei vortrefflich. Es gibt wenige Werke, denen man dies Lob nachsagen darf.

Prof. Dr. Friedrich S. Krauss.

schriften und ihr Verhältnis zueinander und zu Kauṭilya, IX und 440 Seiten Großoktav, Leipzig 1927, Otto Harrassowitz.

Zur Frage der Strafwürdigkeit der männlichen Prostitution

Richard Linsert
Abteilungsleiter am Institut
für Sexual-Wissenschaft
Berlin

Berlin NW 40, den 20. Oktober 1928.

Hochgeehrter Herr!

Erlauben Sie mir, in einer kulturpolitischen An-
gelegenheit von Bedeutung für kurze Zeit Ihr Interesse
in Anspruch zu nehmen:

Der Amtliche Entwurf eines Allgemeinen Deutschen
Strafgesetzbuches, der diesem Reichstage zur Beratung
und Beschlußfassung vorliegt, bedroht trotz eindring-
lichen Protestes der Sachkenner denjenigen Mann mit
Zuchthaus (und zwar bis zu zehn Jahren!), der „gewerbs-
mäßig mit einem anderen Manne Unzucht treibt“.

Damit soll ein Ausnahmegesetz gegen die Ärmsten
der Armen geschaffen werden; Menschen sollen in Zucht-
häusern verkommen, weil sie bittere Not zwang, auf
jämmerliche Weise das Leben zu fristen. Es handelt sich
dabei größtenteils um Menschen, die vor wirklich anti-
sozialen Handlungen, wie Diebstahl und Raub, bei aller
Not zurückschrecken.

Den Berufenen erwächst somit die Pflicht, Aufklä-
rung zu schaffen und, gerade weil das Thema peinlich
ist, das Gewissen der Öffentlichkeit wachzurufen. Die par-
lamentarische Lage läßt in dieser heiklen Frage freilich
keine aussichtsreiche Möglichkeit des Erfolges erhoffen.

So bleibt nichts anderes übrig als: der Appell an
die geistigen Führer des Volkes. Sind die beamteten
den Argumenten der Gerechtigkeit und Humanität einst-
weilen nicht zugänglich, so werden sie doch vielleicht
auf die Stimmen derer hören, deren Ruf und Ansehen
für die Ernsthaftigkeit und Lauterkeit ihrer Gesinnung
bürgt.

Deshalb bitte ich Sie, hochgeehrter Herr, mir kurz oder ausführlich Ihre Meinung kundzugeben.

Ich weiß sehr wohl, daß meine Bitte als peinliche Zumutung empfunden werden könnte, — aber die Pflicht, neuen Justiz-Frevel zu verhindern, gestattet wohl nicht, falsche Rücksicht zu nehmen.

Ich begrüße Sie

mit vorzüglicher Hochachtung
ganz ergebenst:

R. Linsert.

*

Stübing, am 1. November 1928.

Sehr geehrter Herr Linsert!

Sie waren so freundlich, mich in Ihrem Schreiben vom 20. Oktober um meine Meinung über die im Entwurf zum neuen deutschen Strafgesetz projektierte Straffälligkeit der männlichen Prostitution zu fragen und gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck zu geben, ein solcher Appell an die „geistigen Führer des Volkes“ werde die beamteten Führer den Argumenten der Gerechtigkeit und Humanität zugänglicher machen. Ich gebe mich weder der Einbildung hin, ein geistiger Führer des Volkes zu sein, noch glaube ich, daß es je gelingen könne, einen beamteten Führer für Gerechtigkeit und Humanität zu erwärmen. Einem Beamten wird die Gerechtigkeit durch das Gesetz, die Humanität aber durch die „Vorschrift“ in (für ihn) vollkommen ausreichender Weise ersetzt und er riskiert seine Stelle und damit alles, was er hat, wenn er diesen festen Boden seines Wirkens und Würdens verläßt. Nicht was die geistigen Führer des Volkes, sondern was die Wähler zu seinem Tun sagen werden, ist ihm maßgebend. Solange aber die Wähler in ihrer Majorität der Kirche noch immer den Unsinn glauben, daß es eine „Unzucht wider die

Natur“ gebe, daß es also dem Menschen möglich sei, sich außerhalb der Natur zu betätigen; solange sie mit dem „Bevölkerungspolitik“ betreibenden Staate der Meinung sind, der Sinn des Geschlechtsverkehrs erschöpfe sich in der Erzeugung von Steuerzahlern; solange die Mehrheit der Menschen in ihren Berufen gezwungen ist, tagtäglich von geistiger und körperlicher Prostitution zu leben, weil sie sonst verhungern müßte, und ihr Mißvergnügen darüber nun die sexuelle Prostitution entgelten lassen möchte — solange können sich auch die von dieser Majorität zur Vertretung ihrer Interessen erwählten Führer auf keinen anderen Standpunkt stellen, solange wird auch das sexuelle Vorurteil das höchste Ideal aller Vorurteile zu erreichen trachten: sich zu einem Urteile, das man bequem in der Tasche nach Hause tragen kann, verdichtet zu sehen. Denn was man heute pathetisch „Gerechtigkeit“ zu nennen pflegt, ist ja doch nichts weiter als die amtliche Betreibung dessen, was der Majorität in den Kram paßt.

Das Streben, die beamteten Führer eines Volkes den Argumenten der Gerechtigkeit und Humanität zugänglich zu machen, wird aus diesen Gründen immer vergeblich bleiben müssen. Und von der Dummheit ihrer Wähler wird sie schon gar niemand überzeugen können; haben diese Wähler doch das Klügste getan, was Wähler tun konnten: sie gewählt. Menschen, die in einem Vorurteil befangen sind, kann man nicht durch einen Appell an ihre Einsicht schlagen, sondern nur dadurch, daß man ihr Vorurteil geschickt gegen ihr Vorurteil ausspielt. Kirchengläubige kann man nur durch Zitierung der Worte Christi stutzig machen, Gesetzesgläubige nur dadurch, daß man ihnen nachweist, aus dem § x, den sie anerkennen, gehe hervor, daß der § y, den sie einführen möchten, ein Unsinn sei. Im vorliegenden Falle ist das, glaube ich, möglich. Denn: was ist der Zweck des Strafgesetzes? Die sogenannten „Rechtsgüter“ vor Bedrohung oder Verletzung zu schützen. Welche Rechtsgüter werden

nun durch eine gewerbsmäßig ausgeübte homosexuelle Handlung eines Erwachsenen mit einem Erwachsenen hinter versperren Türen bedroht oder verletzt? Man müßte die Projektanten des neuen Strafgesetzes zwingen, öffentlich und ohne Phrasengedresche auf diese Frage Antwort zu geben. Werden sie, wie sie es eigentlich müßten, wenn in ihrem Hirn alles in Ordnung ist, verstummen oder werden sie zugeben, daß zwar keine Rechtsgüter gefährdet seien, daß aber zu befürchten sei, die Referenten für Erpressungsdelikte bei den diversen Gerichten könnten arbeitslos werden, wenn homosexuelle Handlungen für straflos erklärt würden und überhaupt die ganze blödsinnige Verquickung der Sittlichkeit mit der Ethik verschwände? Dann wüßte man wenigstens, woran man ist. Viel Hoffnung habe ich allerdings nicht, daß es durch eine solche präzise Fragestellung gelingen könne, auch nur für ein beschränktes Gebiet die Wolke christlich-mittelalterlichen Sittlichkeitsdunstes zu zerteilen und die Sonne Homers wieder freizulegen, die die unsittlichsten Dinge beschienen hat, aber dennoch, oder vielleicht gar deshalb, ein freies, kraftstrotzendes und glückliches Volk.

Mit den ergebensten Empfehlungen

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.



Der künftige Kaiser von Indien,

also der Prinz von Wales, ist schon so oft vom Pferd gestürzt, daß es nicht weiter erstaunlich ist, wenn er den typischen Anblick eines auf den Kopf Gefallenen bietet. Ich habe zur Zeit, als alle Zeitungen von Berichten über seine Weltreise voll waren, über ihn und die königlichen Eltern, denen die halbe Erde einmal diesen Herrscher verdanken wird, folgende drei Glossen in einer Grazer Wochenschrift veröffentlicht:

I.

Am 23. Juli feierte die Sternwarte in Greenwich die 250-Jahrfeier ihres Bestandes. Der König und die Königin waren anwesend; sie sahen durch das elf Fuß lange Teleskop, durch das die imaginäre Linie des Meridians von Greenwich läuft, wonach die geographische Länge bezeichnet wird.

Was mögen wohl der König und die Königin von England für Gesichter gemacht haben, als sie durch das elf Fuß lange Teleskop sahen, durch das die imaginäre Linie des Meridians von Greenwich geht, wonach (wonach wonach?) die geographische Länge bezeichnet wird? Lange? Und was werden sie dazu gesagt haben? Ich ahne es. Wahrscheinlich: „Imaginär!“

II.

Der Prinz von Wales hat seine Reisen in Südafrika beendet und sich in Kapstadt an Bord des Kreuzers „Repulse“ begeben, mit dem er über St. Helena nach Südamerika fährt. Seine 83-tägigen Eisenbahnfahrten kreuz und quer durch Südafrika mit einer Gesamtstrecke von 9679 Meilen in dem Klima jener Gegenden sind eine Rekordleistung. Die Eisenbahnfahrten gingen in zwei weißen Zügen vor sich, die Reisegesellschaft bestand aus 90 Personen, einschließlich des persönlichen Stabes des Prinzen. Auch zwei friesische Kühe waren unter der Obhut eines Ackerbaustudenten die ständigen Insassen des einen prinzlichen Sonderzuges.

Auch der Sohn ist nicht uneben. Seine Eisenbahnfahrten sind entschieden länger als das Teleskop der Eltern, und auch die Idee, mit weißen Zügen im Land der Schwarzen umherzufahren, ist nur als sinnig zu bezeichnen. Eines aber muß ich sagen: zwei Kühe sind zu wenig für 89 Ochsen, ein Ackerbaustudent aber ist wieder zuviel für zwei Kühe, da die Anbaufläche auf diesen sicher eine zu kleine ist. Und im übrigen: Was wurde auf den Kühen angebaut, womit wurde gedüngt und wie war der Hektarertrag? Gerade das hätte mich interessiert. Aber auch hier ahne ich es: angebaut wurde Kohl, gedüngt wurde mit Gehirnjauche und der Ertrag war obige Notiz. Er war also imaginär.

III.

Der Prinz von Wales hat in der Nähe des ersten Grabes Napoleons I. auf St. Helena einen Olivenbaum gepflanzt. Zum Zeichen der Ehrfurcht hatte sich der Prinz und sein Gefolge nicht in einem Auto, sondern zu Pferde nach dem Grabe begeben. Nachher ritt die Gesellschaft nach Longwood auf einem Wege, der von dem Kaiser mit Vorliebe begangen worden war.

Sinnig ist auch dieses. Hier beschäftigt sich der Ackerbaustudent wieder mit Obstbau. Die Gründe, weshalb die Engländer am Grabe, in das ihre Vorfahren Napoleon gebracht haben, gerade eine Olive gepflanzt haben, sind okkult. Besser gepaßt hätte eine amerikanische Fichte namens Sequoia Wellingtonia. Da hätte man wenigstens „Aha!“ sagen können. So aber kann man sich bloß darüber verwundern, daß Leute dieses Schlages, die sonst bloß aus Sorge um ihre Verdauung reiten, um Kakteen zu pflanzen, diesmal aus Ehrfurcht reiten, um Oliven zu setzen. Oder haben sie bloß das Ehrfürchtige mit dem Nützlichen verbunden? Aber seien wir gerecht. Was hätten sie tun sollen? Zu Fuß gehen? Wo doch jeder weiß, wohin allein Könige zu Fuß gehen? Nein, das ging auch nicht. Die Nachricht aus Paris aber steht noch aus, daß sich Napoleon zur selben Stunde im Invalidendom so hörbar in seinem Sarge umgedreht habe, daß sämtliche diese Sehenswürdigkeit umstehenden Engländer den Mund so weit aufgerissen haben, daß sie die Kontinentalsperre bekamen.

Ich naive Seele glaubte damals bereits den Gipfel der Idiotie erreicht. Vor einigen Tagen aber fand ich diesen Bericht über die allerletzte Gipfelleistung des Prinzen:

Der Prinz von Wales, der sich auf der Reise nach Afrika einige Tage in Ägypten aufhält, stieg, begleitet von einem eingeborenen Träger, der seine Golfausrüstung trug, die Cheopspyramide und trieb von der Spitze der Pyramide einen Golfball in die Wüste.

Wie wär's, wenn man endlich einmal den Prinzen in die Wüste hinaustriebe? Es brauchte ja nicht gerade von der Spitze einer Pyramide, sondern könnte auch von der Spitze eines Staates aus geschehen. Er könnte sich dort von Kamelhaaren nähren und seine Lenden mit wildem Honig gürten und hätte so Gelegenheit, eine neue Mode zu kreieren, der günstigsten Falles mindestens die Hälfte aller ihn nachäffenden Modetrotteln

auf Erden infolge Magenkatarrhs und Lendenverkleisterung zum Opfer fallen müßte.

Doch das sind Wunschträume. Was wird in Wirklichkeit geschehen, wenn der dereinst als König den Thron seiner Väter besteigen wird? Die Kanonen werden schießen, die Glocken werden läuten, die Regierungen werden telegraphieren, die Geistlichkeit wird sich in die schönsten Zaubergewänder hüllen, Umzüge halten und Psalmen singen, der Papst wird ihm durch den Nuntius den Segen erteilen, die Zeitungen werden noch mehr lügen als sonst und hunderte Millionen Untertanenmäuler werden „God save the king!“ plärren. Ein Mund aber wird vielleicht schweigen: der des eingebornen Trägers, der die Golfausrüstung auf die Spitze der Cheopspyramide schleppen mußte. Dieser eine Mund aber soll und muß uns Hoffnung und Verheißung auf die Zukunft sein.



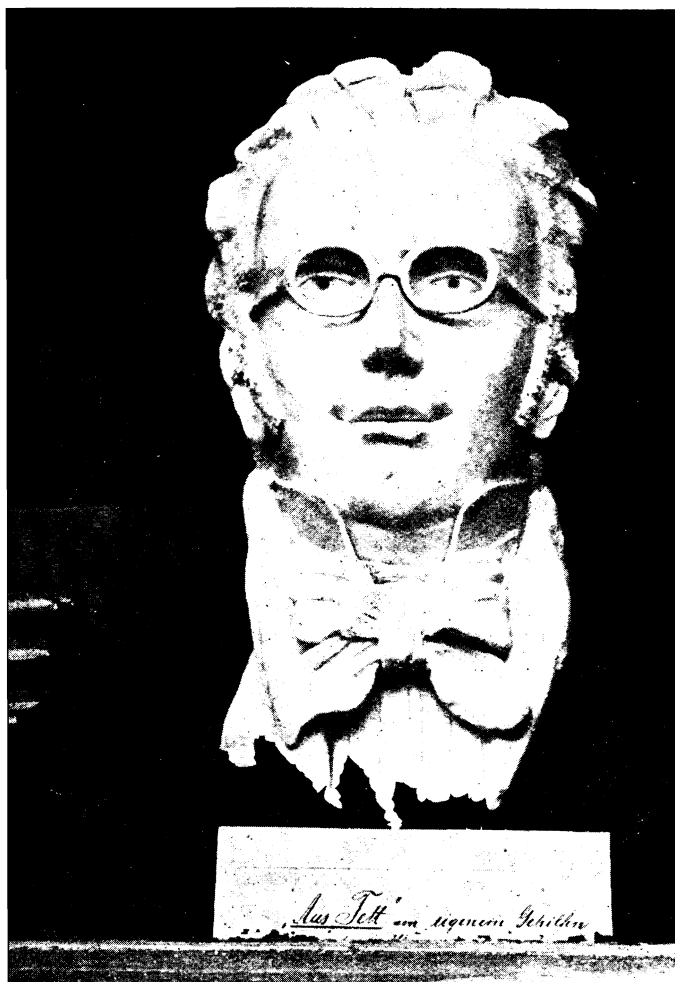
Schubertfeier

Der zur Republikfeier parallel gerichtete Unsinn ist die Schubertfeier. Nicht nur ein Unglück, auch ein Unsinn kommt selten allein. Gilt, wie oben gezeigt wurde, die Feier der Geburt der Republik insgeheim eigentlich dem Tode der Monarchie, so gilt die Feier des hundertsten Todestages Schuberts im Grunde dem Geburtstage Schuberts, kann nur ihm gelten; denn was hätte es für einen vernünftigen Sinn, den allzufrühen Tod eines Beglückers der Menschheit zu feiern, und zwar ausgerechnet durch die Aufführung jener unvollendeten Symphonie, deren beklagenswerte Unterbrechung eben jener gefeierte Todestag verschuldet hat? Aber rede

einer mit den sensationslüsternen Vertretern des Gast- und Staatsgewerbes! Sie werden es nie kapieren, daß ein bedrückender Staat nur durch seinen Tod, ein beglückender Mensch aber nur durch sein Leben populär werden kann. Doch gerade weil's ein Unsinn ist, wurde und wird mit Begeisterung drauflosgefeiert. Der Kommerzgeist tobt sich durch Verquickung jedes Pofels mit dem Bildnis Schuberts derartig aus, daß Schubert, wenn er das erlebt hätte, die Frage in seinem Lied „Der Wegweiser“: „Was vermeid' ich denn die Wege, wo die andern Wandrer gehn?“ mindestens als überflüssig empfunden hätte.

Den Gipfel der Schubertverehrung aber scheint, wie ich als Lokalpatriot freudig feststellen muß, diesmal nicht Wien, sondern Graz erklimmen zu haben. Im Schaufenster des Geschäftes eines Fleischhauers mit dem symbolischen Namen Hackl in der Leonhardstraße steht seit einigen Wochen eine bereits in Verwesung übergegangene Büste Schuberts aus Rindsfett, die sich, von einem Lorbeerkranz umgeben, bemüht, den dort sonst noch zur Schau gestellten Leichenteilen eine künstlerisch-vegetarische Note zu verleihen. Vor dieser Büste eines offensichtlichen Bildhauertalentes, das von der fleischfressenden Menschheit gezwungen wird, als komische Figur zu wirken, steht eine Tafel mit folgender Legende: „Aus Fett“ von eigenem Gehilfen aus freier Hand und ohne Modell angefertigt. Die geheimnisvollen Gänsefüßchen, die das Fett einrahmen, sind vermutlich vom Geschäftsinhaber ebenfalls aus freier Hand und ohne Modell angefertigt. Diese Tafel ist nun so hinter den Rahmen des Fensters gerutscht, daß nur mehr die erste Zeile sichtbar ist: „Aus Fett“ von eigenem Gehilfen. Welche Stadt kann sich noch einer solchen Schubertverehrung rühmen, welche besitzt noch einen Bürger, der sich kurz entschlossen aus dem eigenen Fett ein Bildnis des geliebten Meisters schafft? Die bekannte Frage: Was fehlt Graz zur Musikstadt? ist unberechtigt

geworden. Denn das Einzige, was Graz noch dazu gefehlt hat, besitzt es nun. Dieses:



Dämmert es endlich?

Im „Tag“ vom 29. Oktober ist das folgende sichtbare Zeichen eines unsichtbaren Druckfehlerengels erschienen:

Es wurde seinerzeit berichtet, die Gemeinde Wien beabsichtige, dem Professor Wagner-Jauregg, der vor kurzem sein Ehrenjahr absolviert hat und von der Leitung der psychiatrischen Klinik zurückgetreten ist, einen neuen Wirkungskreis zu eröffnen.

Wie verlautet, soll nun Professor Wagner-Jauregg schon in der allernächsten Zeit in der Eigenschaft eines Beraters an die Landes-Heil- und -Pflegeanstalt für Geisteskranke Am Steinhof berufen werden, wo er voll- auf Gelegenheit finden wird, sein hervorragendes Können in den Dienst der leitenden Menschheit zu stellen.

Ein Hoch! der Gemeinde Wien, die endlich zur erlösenden Tat schreitet und die leitenden Menschen dem Irrenarzte überantwortet. Die leidenden werden es ihr danken. Jetzt und immerdar.

Antworten des Herausgebers

Literat. Es war ja vorauszusehen, daß nach jener Veröffentlichung in der Fackel, von der in Nr. 41 berichtet worden ist, die verschiedensten Leute, die schon einmal ganz im geheimen Herz auf Schmerz gereimt haben, behaupten würden, die Gedichte des irrsinnigen Schlossers Piehowicz stammten von ihnen. Die Möglichkeit, so mit einem Schlage der von Kraus anerkannte größte derzeit lebende deutsche Lyriker zu werden, war zu verlockend. Besonders groß ist das Geriss' um das Gedicht „Junge Tänzerin“ (Nr. 41, S. 23). Zuerst behauptete ein gewisser Paul Zech in der „Literarischen Welt“, Piehowicz habe dieses Gedicht unter Weglassung einer Strophe und einigen Abänderungen von ihm abgeschrieben, und nun taucht in der Vossischen Zeitung vom 3. November ein Herr Michael Gesell auf und schreit, dies sei nicht wahr, das Gedicht stamme von ihm und er ganz allein sei unser größter lyrischer Zeitgenosse. Auf diesen Erguß stürzt sich wieder am 6. November Lippowitz wie ein literarischer Raubvogel mit gezückter Schere; ein Schnitt —

und die Tatsache, daß Paul Zech als erster die Autorschaft für sich reklamiert hat, ist aus der Welt in den Papierkorb geschafft, ein zweiter Schnitt und etwas Kleister — und das Neue Wiener Journal ist unter dem Titel „Eine Riesenblamage des Karl Kraus“ um einen zugkräftigen Artikel reicher. „Stürmisches Gelächter geht durch alle literarischen Kreise. Karl Kraus, der Unfehlbare, der sich selbst zum Lord-Oberrichter über Gerechte und Ungerechte erhoben hat, ist soeben von seinem Schicksal ereilt worden. Man hat einen Grubenhund auf ihn gehetzt, der ihn so gründlich gebissen hat, daß ihn kein Serum mehr von der Lächerlichkeit heilen kann, die an seinen kritischen Feldzügen von jetzt ab haften bleiben wird. — — — Da hilft kein nachträgliches Herausreden mehr. Er hat sich bis auf die Knochen blamiert“, so jubelt Lippowitz, der blamierteste zeitgenössische Mitteleuropäer. Und dann zitiert er den Artikel Gesells bis auf jenen Absatz, der von Paul Zechs Reklamation berichtet und sich deshalb nicht fürs Wiener Journal eignet, weil er den behaupteten Grubenhund verwässern und die Vermutung auftauchen lassen könnte, daß dieser Herr Gesell selbst ein Grubenhund ist, der da vor aller Augen Lippowitz in die Plattfüße beißt. Gesell behauptet, das Gedicht „Junge Tänzerin“ stamme von ihm. „Man hat es vor Jahren in einer illustrierten Zeitschrift lesen können“, sagt er. Überdies sei das Gedicht pseudonym erschienen, „denn der Verfertiger schämte sich ein wenig über dieses Gedicht“. Da legst du nieder und stehst nimmer auf! Eine pseudonyme Angelegenheit reinsten Wassers, so wahr das griechische Wort „Pseudos“ auf Deutsch „Lüge“ heißt! Die Zeitschrift wird nicht genannt, der Verfasser ist ein Verfertiger und wird ebenfalls nicht genannt, der Jahrgang wird nicht genannt, ja nicht einmal das Pseudonym wird genannt und aus alledem folgt mit zwingender Logik, daß niemand anderer als der Herr Gesell der Autor sein kann. Er sagt es und Lippowitz glaubt es. Ja warumperl hat sich denn der Herr Gesell über das Gedicht geschämt! Vielleicht deshalb, weil er nicht weiß, daß schämen mit dem Genitiv konstruiert wird? Aber was hat das mit diesemlyrischen Kleinod von einem Gedicht zu tun, über das man sich höchstens wundern kann, wenn man erfährt, daß einer, der nicht Deutsch kann, behaupte, es verfertigt zu haben? Und überhaupt: seit wann werden solche Gedichte verfertigt? Und aus welchem Material? Doch halt! Eine kleine Andeutung macht uns da ja der Herr Gesell. Er zitiert das ganze Gedicht und schließt daran, statt Achtung vor solchen angeblichen Träumen seiner Jugend zu haben, folgende Bemerkung über den wunderbaren Vergleich der Tänzerin mit einer Glockenblume: „Sollte man wirklich meinen, daß ein Schlosser dieses Gedicht geschmiedet hat? . . . Kommt das Bild mit der Glocke

und Glockenschwengel (das „der“ ist von Lippowitz! Anm. d. Herausgebers) nicht geradezu aus der Metallbranche?“ Angehts einer solchen Bestialität gegenüber einem Kunstwerk gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist das Gedicht von Gessel, dann ist der Artikel nicht von ihm; oder der Artikel ist von ihm, dann ist das Gedicht nicht von ihm. Ist aber tatsächlich beides von ihm, dann ist Kraus glänzend gerechtfertigt. Denn ob das Gedicht nun von einem Irrsinnigen oder von einem Blödsinnigen ist, ist doch wahrhaftig schon gepufft wie gesprungen.

Zeitungsleser. Die Reichspost ist derzeit entschieden das kriegerischste Blatt Österreichs. Die sogenannten „Missionswochen“, die die katholische Geistlichkeit jetzt in 115 Kirchen Wiens veranstaltet, haben sie völlig aus dem Häuschen gebracht. Der Weihwedel wird ins Tintenfaß getaucht und Schwertgeklirr und Weihwasserwogengeprall sind deutlich vernehmbar. „Katholische Männer! Denkt euch, es stände heute euer alter Feldmarschall, der gute Pater Abel, noch vor euch. Was würde er in dieser hochwichtigen Stunde zu euch sagen? Er würde nicht viel Worte machen, er würde einfach rufen: Katholiken, an die Front und in den Schützengraben! Amen.“ Mit diesen Fanfarenstößen, auf die das Wort Amen wie die Faust aufs Auge paßt, schloß der Erzbischof Piffel seine Eröffnungsrede zu den Missionswochen. Jetzt wissen die Katholiken wenigstens, wohin sie gehören, falls sie es seit dem Krieg schon wieder vergessen haben sollten. Piffel freilich kann den Krieg nur von ferne und von hinten mit seinem Segen begleiten, denn er bliebe mit seinem Bauch rettungslos in jedem Schützengraben stecken und die strammste und die geradeste Front erhielte durch seine Wampe eine durchaus unerwünschte Ausbuchtung, die die Freidenker zu einem Flankenangriff reizen könnte. Eigentlich ist's ja eine Schande, wenn die katholische Kirche heute wieder dort ist, wo sie vor 1500 Jahren war und wenn sie in der römischen Provinz Noricum von neuem mit dem Missionieren beginnen muß. Aber kein Gedanke daran beschwert diese Gehirne, die jetzt als neuestes Exkrement die Idee des „Laienapostolats“ geboren haben. Da die kurzen Röcke der Weiber den Priesternachwuchs dezimiert haben, sollen Laien mithelfen, die zu kurzen Einnahmen aus dem Peterspfennig wieder zu verlängern. Apostel, nicht mehr und nicht weniger, sucht die Reichspost unter ihren Lesern. Nebenbei aber sucht sie unter diesen (siehe Inseratenteil vom 1. November) noch einen andern Heiligen: „Expeditionsleiter gesucht, der nach Neuguinea fahren soll, um von dort 300 kräftige Papuas, die vor einigen Wochen bekanntlich holländische Steuerbeamte aufgefressen haben, nach Deutschland für Schaustellung und andere Zwecke zu holen. Ausführliche

Angebote schnellstens an Hans Stosch, Sarrasani; Cottbus bis 31. Oktober, Bautzen 1.—4. November.“ Dieses Inserat füllt den sechsten Teil einer Seite aus und wird hoffentlich seine Wirkung tun. Irgendein reisiger Leser der Reichspost, des Schützen-grabenkrieges ums Laienapostolat überdrüssig, wird sich schon finden. Und auch ich will des guten Zweckes wegen ein Auge zudrücken und gegen den Chefredakteur Funder vorläufig noch keine Anzeige bei der Staatsanwalt wegen Vorschubleistung zum Menschenraub (§ 90 des Österreichischen Strafgesetzbuches!) erstatten. Aber nur unter der Bedingung, daß unter den „anderen Zwecken“, von denen das Inserat spricht, die Verwendung sämtlicher Papuas bei den Steuerbehörden des Inlandes gemeint ist.

Republikaner. Ja, Sie haben recht! Etwas Unglaubliches ist geschehen: Seipel hat seit Antritt seines Amtes zum erstenmal an einer Republikfeier teilgenommen; und zwar an der am 10. November von den Wiener Hochschulen veranstalteten. Es war eine eigenartige Feier. Die deutschnationalen Studenten begrüßten die sozialdemokratischen mit dem Rufe: „Pfui, Juden! Juden hinaus!“ und warfen sie aus der Aula hinaus; denn im Studentenlied fürchten sie zwar, wie sie versichern, „nur Gott da droben, sonst aber nichts auf dieser Welt“, in der Praxis des Alltags aber fürchten sie nur die Konkurrenz der Juden da drunten, sonst aber nichts in jener Welt. Ein sozialdemokratischer Student wollte mit Gewalt wieder in die Aula eindringen und wurde „daher“ der Wache übergeben. Denn Gewalt zu verüben ist natürlich sträflich. Die anderen sozialdemokratischen Studenten aber, die sich insoferne auch an den Gewalttaten beteiligt hatten, als sie sich erfrecht hatten, deren Objekte zu sein, wurden von der Polizei mit Gummiknüppeln von der Rampe vertrieben; denn seit dem 15. Juli 1927 liegt Mistelbach mitten in Deutschnationalien, wo die Eichen und die Gummiknüppelbäume wachsen und Schober, der Recke, rätselvoll Rückertsche Runen raunt. „Einige Störenfriede“, heißt es im Bericht eines bürgerlichen Blattes weiter, „konnten es sich nicht versagen, am Ende der Feier Hochrufe auf die Republik und den Sozialismus auszubringen!“ Eine bei einer Republikfeier geradezu unerhörte Herausforderung! Seipel aber tönte in seiner Rede: „Viele Menschen in unserem Staate, darunter auch reine Idealisten, denken heute mit tiefem Schmerz an die Zerstörung des alten Staates, weil sie nur schwer in der Enge des jetzigen kleinen Staates atmen können.“ Ins Allgemeinverständliche übersetzt, bedeutet „atmen“ soviel wie „verdienen“, „Enge“ soviel wie „mangelndes Absatzgebiet“ und „reiner Idealist“ soviel wie „Seipel“. Oder hat Seipel je geleugnet, ein reiner Idealist zu sein? Na also! Es war eine eigenartige Feier.

BUCHHANDLUNG
RICHARD LANYI, WIEN
I. BEZIRK, KÄRNTNERSTRASSE Nr. 44

BIETET AN:

KARL KRAUS:

„DIE FACKEL“

Jahrgang I bis XXVII, Nr. 1 bis 723
(April 1899 bis März 1926). In 30 hand-
gebundenen Liebhaberhalbfranzbänden
Das Exemplar ist tadellos neu erhalten
und alle Umschläge der „Fackel“ sind
mitgebunden. Gelegenheitskauf ersten
Ranges.

PREIS S 1200.—

DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld) Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12.—
12 Nummern	„ 6.50
6 Nummern	„ 3.50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9.—
12 Nummern	„ 5.—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14.—
12 Nummern	„ „ 7.—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.

Nr. 47

1. DEZEMBER 1928

II. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der Spion / Die Spionin

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats

DAS NEBELHORN

Nr. 47

1. Dezember 1928

II. Jahr

Der Spion

Mein Erlebnis mit dem Spion, das ich hier erzählen will, habe ich lediglich meiner Unwürdigkeit zu verdanken.

Doch das ist vielleicht zuviel gesagt. Erlebt hätte ich es wohl auch, wenn ich ein Würdiger gewesen wäre. Aber anders ausgegangen wäre es. Ich hätte den Worten des Hauptmannes mehr geglaubt als meinem eigenen Gefühl und sie hätten ihn aufgehängt. Kein Hahn hätte nach ihm gekräht. Und die Tatsache, daß so bei der Armee des Erzherzogs Friedrich, bei der Anfang des Krieges ungefähr vierzigtausend Menschen gehenkt worden sein sollen, einer mehr gehenkt worden wäre, hätte auch niemanden geschert. Aber meine Unwürdigkeit . . . — doch ich will der Reihe nach erzählen.

Ich bin nämlich — der Leser wird es, nachdem ich's bereits dreimal gesagt habe, schon erraten haben — ein Unwürdiger. Ich hatte das in den ersten vierundzwanzig Jahren meines Lebens gar nicht bemerkt. Aber beim Militär wurde es endlich konstatiert. Und meine Militärdienstleistung beim ehemaligen Feldkanonenregiment Nr. 6 endete im August 1912 mit einem Krach; und zwar stilvollerweise ausgerechnet während der Schießübungen des Regimentes in der Gegend nördlich von Stockerau.

„Kein Angehöriger des Regimentes, weder Offizier (Gleichgestellter) noch Mannschaftsperson, darf am kommenden Samstag und Sonntag das Dorf, in dem er bequartiert ist, verlassen“, so verkündete damals der Regimentsbefehl. Nun hatte ich aber tags zuvor von einem Wiener Mädchen, das ich schon längere Zeit verehrte, brieflich einen anderen Befehl erhalten. „Ich

bin Sonntag den ganzen Tag allein und hoffe zuversichtlich, Dich bei mir zu sehen“, so verkündete mir damals der Reservatbefehl eines Geschöpfes, mit dem sich in meinen Augen unser Oberst an Reizen nicht im entferntesten messen konnte. Ares und Aphrodite, die Homer nur irrtümlich unter eine Decke versetzt haben kann, kamen dadurch einander ins Gehege und niemand kann leugnen, daß durch eine solche Kollision von Wünschen sämtliche Vorbedingungen für ein militärisches Delikt, wert, in einem Volksliede besungen zu werden, gegeben waren. Ich brauche mir, Gott sei Dank, heute nicht den bitteren Vorwurf zu machen, diese Vorbedingungen unausgenützt gelassen zu haben. Schon Samstag mittags verschwand ich per Rad spurlos aus den Reihen der so ruhmreichen kaiserlichen Armee und kehrte erst am Montag um vier Uhr früh, noch dazu im schlichten Kleid des Bürgers, in mein Feldquartier bei einem Bauern in Niederfellabrunn zurück, während sich das Regiment draußen auf der Dorfstraße eben anschickte, militärisch gestieft und gespornt auszurücken, um auf abgeernteten Feldern unter möglichster Vermeidung von Flurschäden Ernstfall zu spielen.

Meine Strafe bestand im Entzug aller „Begünstigungen“ — worunter man beim Militär in naiver Selbsterkenntnis bezeichnender Weise die Erlaubnis zu einer zeitlich beschränkten Flucht vor allem Militärischen verstand — und in dem Verbot der Teilnahme an der abendlichen Offiziersmesse. Den ersten Teil der Strafe ertrug ich leicht, denn ich war in den nächsten Wochen einige Male in Wien, allerdings nicht am Sonntag, an dem man mich kontrollierte, sondern an Wochentagen, an denen mich niemand vermißte; der zweite Teil der Strafe aber bereitete mir geradezu Vergnügen, denn ich hatte für keine der drei Arten von Messen, die wir kennen, je eine besondere Vorliebe. Weder für jene Messe, die uns mit Gott in nähere Verbindung bringen will, indem sie uns Gelegenheit gibt, ihn unter Entwicklung von Weihrauch und Glockenläuten aufzuessen;

noch für jene, die uns mit den militärischen Vorgesetzten in Kontakt bringen will, indem sie uns Gelegenheit gibt, mit den Vorgesetzten unter Entwicklung von Zigarettenrauch und beim melodischen Läuten der Saugeglocke gemeinsam zu speisen; noch für jene, die uns mit der Industrie in wirtschaftliche Verbindung bringen will, indem sie unter dem Geläute aller Reklameglocken und unter dem allgemeinen Qualm, den der Fortschritt in den Gehirnen erzeugt, versucht, das Wunder der Transsubstantiation überflüssiger Waren in unser bloß flüssiges Geld zu wirken. Gerade damals beim Militär aber hatte ich schon lange nach einem schicklichen Vorwand gesucht, den abendlichen Gesprächen der Vorgesetzten und Höheren über die Personalverhältnisse in den Wiener Bordellen entfliehen zu können. Nun hatte ich diesen Vorwand zu meiner Freude strafweise zudiktiert erhalten. Aber leider dauerte diese strafweise Begünstigung, die Abendstunden Büchern und nicht der Beobachtung eines Majors bei der Benützung des Zahnstochers widmen zu dürfen, nicht allzulange, und eines Tages wurde ich verständigt, daß ich von nun ab an der Offizirmesse wieder teilnehmen dürfe. Kein Fühlender kann es mir verargen, daß ich von dieser Begünstigung keinen Gebrauch machte und auch weiterhin zu Hause blieb. Aber obwohl ich durch ein solches Verhalten unbestreitbar jenes Ehrgefühl bewiesen hatte, das bei Mannschaftspersonen zu wecken und zu pflegen Aufgabe des Vorgesetzten war, wurde mir dennoch bei einer einige Tage später abgehaltenen Offiziersversammlung die „Würdigkeit“ zum Reserveoffizier abgesprochen und dadurch im kleinen Kreise wieder einmal bewiesen, daß die Würde, die einer bewahrt, leicht den Verlust seiner Würdigkeit zur Folge haben kann.

So mußte ich also, als zwei Jahre später der Krieg ausbrach, mit dem komplizierten Titel eines „Reservefeuerwerker-Kadettaspiranten“ einrücken, während die Kameraden, die gleichzeitig mit mir gedient hatten, bereits die Fähnrichswürde bekleideten. Und erst im

Jahre 1915, als der Begriff der Offizierswürdigkeit durch den Krieg schon etwas ramponiert war, wurde auch ich Leutnant.

* * *

Dieses mein (obengeschildeter Unwürdigkeit entsprungene) Bastardtum zwischen Offizier und Mannschafts„person“ verschaffte mir in den ersten Monaten des Krieges eine harte, aber viele Erkenntnisse vermittelnde Lehrzeit. Von einem Truppenkörper zum andern geworfen, nirgendwo daheim, bald irgendwo das fünfte Rad am Wagen, bald wieder als Ersatz für einen kranken Offizier Kommandant über eine ganze Unterabteilung, von den einen Vorgesetzten als ihresgleichen behandelt, von den anderen als Unteroffizier geschuriegelt, an einem Abend bei unserer Divisionsabfertigung mit dem Erzherzog Peter Ferdinand und dem Prinzen Elias von Parma zu Tisch, am andern Abend hungrig mit Kanonieren im Straßengraben, gestern Zeuge der Schweinereien bei einem Kommando, heute Zeuge des Leidens und Sterbens einfacher, zum Narren gehaltener Menschen unter Hochrufen auf den Kaiser im Dreck — so lernte ich den Krieg und die Menschen und auch mich selbst von allen Seiten kennen und wurde immer mehr das, was man mich schon im Frieden beim Militär gescholten hatte: ein Sozialist, welches Wort bezeichnenderweise damals soviel bedeutete wie heute „Bolschewik“. Und jeder Tag vermittelte mir mindestens einen aufschlußreichen Blick hinter die Kulissen jener kriegerischen Tapferkeit, die alle Zeitungen und Bücher als Heldentum und höchste Manifestation männlicher Tugend im Kampfe für ein Ideal priesen. Ich sah, wie Offiziere dafür ausgezeichnet wurden, weil sie durch unfähige Führung ihrer Truppe Gelegenheit gegeben hatten, sich für das Ideal der Dummheit ihres Kommandanten hinschlachten zu lassen, ich sah ganze Regimenter, die eben erfahren hatten, daß sie in der nächsten halben Stunde angreifen müßten,

vor dem Heldentod korporativ in die Büsche verschwinden, falls welche vorhanden waren; denn der Unterleib war noch Natur und kannte nicht die Verstellungskünste des Maules. Und ich sah schließlich einmal einen Kanonier, der mit keinem Ohrwaschel wackelte, als eine schwere Granate knapp neben ihm in den Boden schlug. Ein Held, wird man sagen. Aber als diesen Helden eine Viertelstunde später sein Hauptmann anbrüllte, weil er widerrechtlich seine Fleischkonserve aufgefressen hatte, die zur eisernen Portion bestimmt gewesen war, da wurde er leichenblaß und zitterte vor Angst am ganzen Körper. Durch solche Beobachtungen lichtete sich für mich allmählich das Mysterium eines Heldentums, das heute schon wieder die Obertanen und solche, die zu ihnen werden wollen, schüchtern zu propagieren beginnen. Und ich erkannte: die kriegerische Tapferkeit war in 99 von 100 Fällen nichts weiter als pervertierte Feigheit. Fürchtete der Feigling den Tod mehr als den Hauptmann, so fürchtete der sogenannte Held den Hauptmann mehr als den Tod; das war der ganze Unterschied. Tapfer war der, der aus lauter Angst vor dem, was die Menschen über ihn sagen könnten, die Angst vor dem Tode überwand, der sich im Unterbewußtsein sagte: der Tod ist mir nicht gewiß, wenn ich kämpfe, aber die Schande ist mir gewiß, wenn ich davonlaufe; der seelisch und körperlich vergewaltigt, widerwillig hinter einem dafür bezahlten Leithammel ins Gefecht rannte. Wirklich tapfer aber könnte man doch füglich nur jenen nennen, der nicht für die Überzeugung der anderen, sondern für die eigene eintritt, der allein steht und dabei weder auf Ruhm hofft, noch die Schande, noch den Tod fürchtet. Einen einzigen solchen Tapferen, dem kein Ruhm gewunken hätte, wenn er gestorben wäre, und keine Schande, wenn er um sein Leben gebettelt und gezittert hätte, habe ich im Kriege mit eigenen Augen gesehen. In Grodzisko am San im Oktober 1914.

*

*

Wenn ich nur wüßte, weshalb die österreichische Armee nach der verlorenen Schlacht bei Lemberg bis nach Westgalizien gelaufen ist und weshalb sie nicht am San stehen geblieben ist, der eine natürliche von Norden nach Süden verlaufende Verteidigungslinie in Mittelgalizien gebildet hätte! Nur deshalb, um zum Namenstag des Kaisers am 4. Oktober einen neuen siegreichen Vormarsch von Westgalizien zum San antreten zu können? Eine solche Vermutung ist nicht am Ende ein Witz, sondern erscheint durchaus nicht unbegründet, wenn man bedenkt, daß zum Beispiel im Februar 1915, als der damalige Bürgermeister von Wien Dr. Weiskirchner das Bedürfnis verspürte, die Wiener Truppen an der Front zu besuchen, sich aber nicht weiter als bis zum Divisionskommando traute, in einer Periode tiefsten Friedens an der Nida in Polen sämtliche dem Divisionskommando vorgelagerte Infanterie- und Artillerieformationen offiziell den Befehl erhielten, durch fleißiges Schießen Lärm zu machen, um den Herrn Bürgermeister nicht ins Hinterland zurückkehren zu lassen, ohne Schlachtendonner gehört zu haben. Ich habe diesen Befehl gelesen und ich habe auch mit eigenen Augen gesehen, wie im April 1915 an der Nida mit einem 30·5 cm Mörser, da gerade kein anderes Ziel sichtbar war, nach einem pflügenden Bauern hinter der russischen Front geschossen wurde, um dem Erzherzog Albrecht, der damals unseren Frontabschnitt besuchte, die Wirkung dieses Geschützes zu demonstrieren. Warum soll unter solchen Umständen nicht auch zur Feier eines kaiserlichen Namenstages ein Vormarsch in Szene gesetzt worden sein?

* * *

Wer diesen Vormarsch mitgemacht hat, ist sicherlich um wenigstens eine Erinnerung fürs Leben reicher geworden. Ich verdanke ihm mehrere. Ich war damals einer Infanterie-Munitionskolonne zugeteilt und ruderte mit ihr unter endlosem Hü- und Hottgeschrei inmitten

des ganzen Trains durch das von wochenlangen Regengüssen gräßlich erweichte Land hinter den Frontruppen her, die am San schon wieder auf die Russen gestoßen waren. Man hatte uns mit unseren ca. 4000 kg schweren und dem Barockstil nach, in dem sie gezimmert waren, scheinbar noch aus Maria Theresias Zeiten stammenden Munitionswagen über die blödsinnigsten Feldwege, hügelab, hügelab geschickt. Im Dreck versanken diese Ungetüme mit ihren fast zwei Meter hohen Rädern bis an die Achsen, in jedem Hohlweg blieben sie wegen ihrer Breitspurigkeit sofort stecken und da sie überdies hölzerne Protzstöcke hatten, die von den hungri- gen Pferden während des Kampierens in den kalten Regennächten durchgenagt wurden, so daß sie beim Marsch dann abbrachen, war an ein Weiterkommen nicht zu denken, es gab Tage, an denen wir nicht mehr als zwei Kilometer vorwärtskamen. Dabei wurden wir fortwährend durch Meldereiter des Munitionsparkommandos belästigt. Vorwärts, vorwärts, ohne Schonung der Pferde vorwärts: das war der Inhalt aller Befehle, die sie uns überbrachten.

Wer noch nie ein Pferd, das unter Prügeln seine letzte Kraft hergegeben hat, an Überanstrengung zusammenbrechen gesehen hat, wer noch nie diese stumme Verzweiflung in den Augen, dieses treue Wollen und Nicht-mehr-Können, dieses ohnmächtige Zittern des ganzen Körpers erblickt hat, wer noch nie Zeuge dieses Ausschirrens und In-den-Straßengraben-Werfens eines noch lebenden, niedergebrochenen Tieres war und noch nie die nun folgende „Gnaden“schießerei mit Pistolen in den Kopf des Tieres miterlebt hat, der kann sich keine Vorstellung von einer Namenstagsfeier eines Kaisers, aber auch keine von dem seelischen Zustand machen, in dem ich mich befand. Körperlich und seelisch vollkommen zerschlagen, kam ich mit der Kolonne spät abends in die anbefohlene Nächtigungsstation. Ohne etwas zu essen, warf ich mich im nassen und dreckigen Mantel, so wie ich war, auf ein paar Schaub Stroh, die

noch vom vorhergehenden Abend in der Ecke einer Bauernstube auf dem Fußboden lagen, und versuchte vergeblich, einzuschlafen und zu vergessen. In der Stube saß noch die Besitzerin des Hauses, eine ruthenische Bäuerin, die sich bemühte, ihr Kind in Schlaf zu singen. Dieses Kind lag in einem Körbchen, das mit zwei langen Stricken an einem Tram der Stubendecke aufgehängt war. Leise schaukelte sie das Kind hin und her und sang dazu eine einfache, rührende Melodie, die ich einige Tage vorher bei einem Begräbnis singen gehört hatte und die für alle Wechselfälle des Lebens gut zu sein schien. Draußen hörte man ab und zu Kanonenschüsse vom San und im Herde zirpte ein Heimchen. Mir war zum Speien elend. Draußen fielen in einem Augenblick Hunderte von Menschen, Kinder, von Müttern in jahrelanger Mühe, Sorge und Not geboren, aufgezogen, gewiegt, in Schlaf gesungen, geleitet und behütet. Dachte diese Mutter nicht auch daran, wenn sie draußen schießen hörte? War kein Zug der Empörung in ihren Zügen zu merken, kein Erkennen der verbrecherischen Schweinerei, für die sie ihr Kind wiegte? Ich blinzelte zu ihr hinüber. Aber im trüben Schein der kleinen Petroleumlampe, die auf dem Tische stand, sah ich nichts weiter als ein leises Lächeln der Liebe in ihren hübschen Zügen und die Bewegungen ihres Mundes, der sang.

* * *

Es klopfte. Ein Ordonanzkorporal trat ins Zimmer und überbrachte mir einen Befehl des Munitionsparkkommandos: „Der Kadettaspirant Dr. Müller-Guttenbrunn hat sofort mit sechs Infanteriemunitionswagen und acht Kanonenumunitionswagen, die von der Kanonenumunitionskolonnie I zu übernehmen sind, nach Grodzisko abzumarschieren und von dort in der folgenden Nacht den Truppen am San im Abschnitt Dembno—Chalupki Munition zuzuschieben.

Also wieder raus in den Dreck! Ich suche mir jene Pferde aus, die sich beim heutigen Marsche noch am

frischesten erwiesen haben. Auch diese liegen schon und müssen zum Anschrillen mit Gewalt aufgetrieben werden. Die Nacht ist stockfinster, aber es regnet wenigstens nicht und die Wege sind leidlich. Im ersten schwachen Grauen des Morgens sehen wir rechts und links des Weges die ersten Choleratoten liegen. Vor dem aufgerissenen Mund ein erbrochener, von der Kälte der Nacht gestockter Brei, hinten eine ähnliche, durch den Hosenboden durchgesickerte, dünnere Masse.

Im ersten Strahl der schon wochenlang nicht mehr gesehenen Sonne passieren wir Grodzisko. Wunderbarer Spätherbstmorgen. Zwischen den weit auseinanderliegenden beiden Häuserreihen des Dorfes ein schmutziger Bach. Die Straße infolge der frühen Stunde noch fast unbelebt. Birken mit feurgelbem und rotem, schon schütter gewordenem Laub, fallende, im Winde tanzende und in der Morgensonne erblitzende welke Blätter und die melancholischen dumpfen Schläge des Waschholzes lachender Rutheninnen unten am Bach, die rhythmisch durch die tiefe herbstliche Stille hallen. Bei dem Trainkommandanten des Feldhaubitregimentes Nr. 2, den ich kenne, quartiere ich mich mit meinen Leuten ein, da nirgendwo sonst Quartier zu bekommen ist. Er erzählt mir beim Frühstück, daß die Truppen vorne sehr unter der Spionage der Einheimischen zu leiden hätten. Sogar Telephonleitungen würden von ihnen über den San zu den Russen gelegt. Sämtliche Ruthenen seien gegen uns und für die Russen. „Wozu führen wir dann um dieses Land Krieg?“ frage ich ihn. Er schaut mich verständnislos an und findet keine rechte Antwort.

Nach dem Frühstück schicke ich meine Leute schlafen, denn in der nächsten Nacht müssen wir in die Stellung vorgehen. Ich selbst lege mich in das Bett des Trainkommandanten, der mit seinen Fuhrwerken zur Fassungsstelle abmarschiert und erst spät abends wieder zurück sein kann.

Nach einigen Stunden werde ich durch Klopfen geweckt. Vor der Türe stehen zwei Unteroffiziere meiner

Kolonne mit einem Ruthenen. Sie melden, sie hätten bei dem Ruthenen, der im Nachbarhaus einen kleinen Kramladen betreibe, eine Telephonausrüstung gefunden. Dieses Telephon sei ein russisches. Bei unserem Feldtelephon seien die Kabel mit schwarz-gelber Wolle umspinnen, bei diesem mit schwarz-weiß. Und Schwarz-Weiß seien die russischen Nationalfarben. Sie weisen mir den gefundenen Apparat vor. Die Kabel sind tatsächlich schwarz-weiß umspinnen. Das ist nicht zu leugnen. Und ebensowenig zu leugnen ist, daß die Kabel unserer Telephonausrüstung schwarz-gelb gefärbt sind. Und daß die russischen Nationalfarben Schwarz-Weiß sind, weiß ich, seit ich den ersten russischen Grenzpfahl gesehen habe.

Ich lasse mir den Laden des Ruthenen zeigen, um nachzusehen, ob ich nicht irgendwo eine Leitung finden könne; aber alles Suchen ist vergeblich. Der Ruthene gibt auf Fragen, die durch einen Dolmetsch an ihn gerichtet werden, keine Antwort und lächelt nur immer. Wir treten wieder auf die Straße hinaus. Vor dem Laden haben sich viele Soldaten und Unteroffiziere anderer Unterabteilungen angesammelt, die von dem Fall gehört haben und drohende Rufe gegen den Ruthenen ausstoßen. Meine Leute fragen mich, was sie mit dem Mann machen sollten. Ich kann ihnen keine Antwort geben, denn ich weiß es selbst nicht.

Da reitet zufällig der Stab der benachbarten 4. Infanterietruppendivision durch Grodzisko. An der Spitze der General Schenk und hinter ihm eine große Zahl von Offizieren und Ordonanzen. Da ich mich als Kadettaspirant zu einer Entscheidung inkompetent fühle, beschließe ich, den Fall zu melden, und frage die Vorüberreitenden nach dem Kundschafteroffizier der 4. Division. Ein Hauptmann und zwei Honvédhusaren hinter ihm halten ihre Pferde an, während die anderen weiterreiten. Ich erstatte ihm Meldung und frage ihn, was ich tun solle.

„No, was wirst tun?“ sagt er. „Sofort aufhängen das Schwein! Da unterm Hausdach, da ist ein sehr schöner Balken für den Zweck.“

Auf einen Wink von ihm springen die beiden Husaren von ihren Pferden. Der eine löst einen zirka anderthalb Meter langen Strick samt Schlinge vom Sattel und tritt grinsend an den Ruthenen heran. Man sieht es ihm an, daß ihm eine solche Exekution nichts Neues ist.

„Wer kann ruthenisch?“ fragt der Hauptmann die Leute, die uns im Halbkreis umstehen. Ein Zugsführer meldet sich. „Sag’ dem Schwein, daß er ein Spion ist und jetzt sofort an dem Balken dort oben aufgehängt wird!“

Während der Zugsführer redet, beobachte ich genau das Gesicht des Ruthenen. Das Lächeln verschwindet wohl aus seinen Zügen, aber nicht die geringste Erregung tritt an seine Stelle. Er verzieht keine Miene. Einen Blick wirft er nach dem Balken empor, dann sieht er uns ruhig mit seinen blauen Augen an. Sobald der Zugsführer geendet hat, zieht er langsam die Fellmütze von seinem Kopfe, so daß die langen, nach russischer Art getragenen Haare sichtbar werden, neigt leicht den Kopf und sagt mit ruhiger Stimme nichts weiter wie: „Prože!“ Das heißt: Bitte!

* * *

Noch heute kann ich die Gefühle nicht analysieren, die mir angesichts eines solchen stillen, den Tod verachtenden Heldentums das Herz verengten. Über alle diese den Schauplatz neugierig umstehenden Knechte, die ein hohles Wort ihres Herrschers in den Krieg getrieben hatte, schien mir die Gestalt dieses Ruthenen ins Riesenhafte hinauszuwachsen. Ich stieß die Honvédhusaren, die schon Hand an ihn legen wollten, zurück und erklärte dem Hauptmann, ich sei Ortskommandant von Grodzisko, sei für alles, was hier geschehe, verantwortlich und würde nicht dulden, daß der Mann ohne gerichtliche Untersuchung hingerichtet werde. Wieso mir in meiner Angst um den Ruthenen so plötzlich die Lüge, ich sei als Kadettaspirant in einem Orte, in dem es von Offizieren wimmelte, Ortskommandant, einge-

fallen ist und wie es möglich war, daß mir der Hauptmann den Schwindel geglaubt hat, wird mir immer rätselhaft bleiben.

Der Hauptmann sah mich mitleidig lächelnd an. „Bittä“, sagte er, „wie du willst. Aber wozu hast mich dann aufgehalten?“

„Aufsitzen!“ kommandierte er seinen zwei Husaren und ritt, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, im Trab dem Stabe nach.

Murrend gingen die Leute auseinander. Noch am selben Nachmittag sandte ich den Ruthenen mit den zwei Unteroffizieren, die das Telephonmaterial bei ihm gefunden hatten, zum Gericht der 25. Infanteriedivision nach Giedlarowa. Sie kehrten bereits am nächsten Vormittag, als ich eben mit den leeren Munitionswagen von der Front heimkam, wieder mit dem Ruthenen vom Gerichte zurück und meldeten mir: „Der Telephonapparat ist kein russischer, sondern der neue österreichische, der erst seit vierzehn Tagen ausgegeben wird und den daher noch die Wenigsten kennen.“

Der Telephonist, der ihn bei dem Ruthenen vergessen hatte, meldete sich am nächsten Tage.



Die Spionin

Es war um 10 Uhr vormittags im Mai.

Gräfin Alexandrine von Lichtenberg saß noch beim schöngedeckten Frühstückstisch auf der Terrasse ihrer schloßähnlichen Villa in Grinzing. Die tiefen Hupentöne des großen Autos, das ihren Gemahl, den Minister Max Grafen Lichtenberg, täglich um diese Zeit nach Wien ins Amt brachte, waren eben unten in der noch ganz dörflichen, zwischen ebenerdige Häuser und Gärten eingebetteten Hauptstraße von Grinzing verklungen. Die Gräfin war allein. Das rote Sonnendach, das gegen die

schon heißen Strahlen des wolkenlosen Vormittags-
himmels über die Terrasse gespannt war, warf einen
zarten, rosigen Schein auf ihr weißes Morgenkleid und
auf ihr blasses, hübsches Gesicht. Sie dehnte sich in
dem wohligen Gefühl, das ihr Satttheit, Ausgeschlafen-
heit und der schöne, von Vogelsang durchschmetterte
Vormittag gab, ein wenig in ihrem Korbfauteuil, erhob
sich träge, trat an das steinerne Geländer, das die Ter-
rasse umschloß, und blickte in die Tiefe. Zu ihren Füßen,
im Schatten der hohen Gartenbäume, stand der Gärtner
inmitten des vom nächtlichen Tau noch nassen und blitzen-
den Rasens, der eine angenehme Kühle emporströmte,
und arbeitete gebückt an einem Blumenbeete. In der
Ferne lag Wien, leicht verschleiert von dem Morgen-
dunste, der aus dem Gewirre von Dächern und Kuppeln,
Türmchen und Türmen emporstieg.

Gräfin Alexandrine wußte nicht recht, was sie be-
ginnen solle. Sollte sie ihr Stadtauto nehmen und zur
Schneiderin fahren oder sollte sie auf ihre Freundin,
die kleine Baronin Berger warten, die ihre Ankunft aus
Deutschland telegraphisch schon für vorgestern angezeigt
hatte und doch endlich kommen mußte. Sie war vor
einiger Zeit plötzlich Hals über Kopf abgereist. Ihr
Mann, der als Rittmeister an der deutschen Westfront
im Felde stand, hatte ihr telegraphiert, daß er für drei
Tage dienstlich in Leipzig zu tun habe. Und da gab
es natürlich für die ganz jung Vermählte kein Besinnen.
Mit rätselhafter Schnelligkeit verschaffte sie sich durch
alle möglichen Protektionen einen Paß, den andere
Sterbliche nur mühselig nach dreiwöchigem Kampfe
erobern konnten, und reiste ab. Denn die Bestimmun-
gen für das Überschreiten der Grenze zwischen Öster-
reich und Deutschland waren damals sehr strenge. Nun
aber war die Baronin über eine Woche, ohne briefliche
Nachricht zu geben, fern von Wien und die Gräfin empfand
schon Sehnsucht nach ihrer reizenden, lebhaften Freun-
din. Sie hatte schon viele Dinge auf dem Herzen, die
sie nur ihr anvertrauen konnte.

Da hörte sie hinter sich leichte, rasche Schritte und als sie sich umwandte, erblickte sie die kleine Baronin, die ihr durch den Salon, dessen Türe auf die Terrasse führte, entgegengeilte.

„Lotti! Na endlich!“ rief Gräfin Alexandrine und schloß die Freundin in die Arme.

„Endlich! Endlich!“ rief auch die Angekommene. „Gott sei Dank! Xandi, ich habe Fürchterliches erlebt! Puh!“ Und sie ließ sich beim Frühstückstisch in den Korbessel fallen, den der Minister erst vor kurzem verlassen hatte. Ihr Hut saß etwas schief auf ihrer aus dem Gleichgewichte gekommenen Frisur, auf der Wange hatte sie einen Rußfleck, aber ihr schönes, jugendliches Gesicht war munter und frisch und ihre dunkelbraunen Augen strahlten lustig.

„Was ist denn los?“

„Weißt du, woher ich komme?“ rief die Baronin, „von der Bahn, direkt von der Bahn! Ich bin eben erst angekommen!“

„Wieso denn?“ fragte die Gräfin. „Du wolltest doch schon vor drei Tagen von Leipzig abfahren. Was hat dich abgehalten? Ist dein Mann krank geworden? Hast du mit ihm gestritten, daß ihr länger beisammen bleiben müßtet, um euch wieder zu versöhnen?“

„Ach, gestritten!“ rief die Baronin. „Mit Egon gestritten! Unsagbar, unfäßbar schön waren wieder diese drei Tage! Aber die Rückreise hat leider auch drei Tage gedauert statt einen! Und das waren drei schreckliche Tage! Besonders der erste! Fürchterlich! Fürchterlich! Fürchterlich! Dieses Tetschen — eine ekelhafte Grenzstadt!“

„Aha!“ sprach die Gräfin, „war dein Paß nicht in Ordnung! Ich hab' es mir doch gleich gedacht, daß irgend etwas nicht richtig sein kann, wenn man so schnell einen bekommt!“

„Der Paß war schon in Ordnung!“ rief die Baronin. „Aber . . . Ach, Egonchen, Egonchen, wüßtest du, was deinem Lottiweibi bei den bösen, bösen Menschen an der Grenze passiert ist!“

„Ja, du lieber Gott, was ist denn geschehen? So erzähle doch!“ rief die Gräfin. „Willst du nicht noch etwas frühstücken!“

„Ja, ja! Schenke nur ein!“ sagte die Baronin und stopfte ein großes Stück Kuchen in den Mund, „ich bin halb verhungert! Kann uns hier niemand hören?“ fragte sie kauend und blickte sich um.

Die Gräfin erhob sich und schloß die Türe zum Salon. „Nun los! Ich platze schon vor Neugierde!“

„Also, wo fang' ich denn an?“ sprach die Baronin bampfend. „Elender Deckel!“ rief sie, sich unterbrechend, und riß ihren Hut, der ihr beim Zurücklehnen in den hochlehnigen Fauteuil wegen seiner breiten Krempe hinderlich war, vom Kopfe und warf ihn auf ein nahe stehendes kleines Tischchen. „Also, begonnen hat die Sache eigentlich schon am Abend von Egons Abfahrt. Wir saßen miteinander ganz gemütlich im ‚Fürstenhof‘ beim letzten Nachtmahl, da trat plötzlich ein Offizier an unseren Tisch, ein Kamerad von Egon, der mit ihm reisen sollte, wie ich später erfahren habe. Als ihn mir Egon vorstellte, ließ er meine Hand gar nicht mehr los und starrte mich mit offenem Munde an. Nanu, dachte ich mir, was glotzt denn das preußische Luder? ‚Verzeihung‘, sagte er zu Egon gewendet, ‚ist das deine Frau Gemahlin?‘ — ‚Na, erlauben Sie einmal, wer denn sonst!‘ rief ich. ‚Donnerwetter nochmal, ist das eine Ähnlichkeit!‘ sagte er, zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und zeigte mit dem Finger auf ein Bild. Darüber stand: Eine gefährliche Spionin, die die Polizei schon lange sucht! Und darunter der Name: Annetarie . . . na irgendwas, so ein unaussprechlicher, sächsischer Name, mit einigen ‚tz‘ und ‚sch‘ hintereinander. Kötzschenbrötzschen . . . so irgendwie. Und das Bild selbst . . . na ja, eine ganz kleine Ähnlichkeit will ich nicht abstreiten, aber im großen und ganzen bild' ich mir denn doch ein, wesentlich hübscher zu sein. Mein Egonchen fand das auch sofort. Nur der andere sah immer wieder bald das Bild, bald mich an und

murmelte: ‚Donnerwetter, sonderbar!‘ So ein Preuß' hat eben keine Ahnung von Galanterie. Aber schließlich wurde es noch ganz lustig. Egon neckte mich den ganzen Abend und stellte mir vor, was mir auf der Heimreise alles passieren könnte, wenn ich keinen so ordentlichen Paß hätte, als es in Wirklichkeit der Fall war. Egon prüfte den Paß zur Vorsicht noch einmal und fand ihn vollkommen in Ordnung. Und er versteht etwas von diesen Dingen! Ach, mein Männchen versteht überhaupt alles! Er konnte ja nicht ahnen, was ich für Pech haben sollte!

Am nächsten Morgen wachte ich noch ganz verheult von dem gestrigen Abschiede allein in meinem Bette auf. Das Gefühl dieser trostlosen Einsamkeit, die nun wieder für so ungewiß lange Zeit vor mir lag, ließ keinen Gedanken an die dumme Spionin mehr in mir aufkommen. Alles war vergessen. Ich fuhr zum Hauptbahnhof und dampfte mit dem Zug um 9 Uhr 30 über Dresden nach Wien ab. So etwas Langweiliges wie diese Fahrt habe ich im Leben noch nicht mitgemacht! Lauter alte Weiber im Coupé, die über ihre Lebensmittelmacken und die täglich größer werdende Schwierigkeit, hinten herum etwas zu bekommen, quatschten und mir meine schönen Gedanken an die drei selig verlebten Tage störten. In Dresden hielt ich es nicht mehr länger aus und kaufte mir die ‚Dresdner Neuesten Nachrichten‘, um mir ein wenig die Zeit zu vertreiben. Das Blatt war noch ganz frisch und stank nach der famosen Kriegs-Druckerschwärze, die jetzt immer verwendet wird. Also wirklich die allerneuesten Nachrichten! Aber schöner Zeitvertreib! Da war wieder seitenlang alles voll von Telegrammen über neue, alles Dagewesene an Furchtbarkeit übertreffende Angriffe der Engländer und Franzosen an der Somme! Und am wüstesten sollte es um das Dorf zugehen, bei dem Egons Regiment noch vor kurzer Zeit gestanden war. Also mit der Ruhe und dem Lesen war's auch schon wieder aus! Mein armes Hirn war von diesen Nachrichten völlig verwirrt, ich mußte

immer wieder an mein armes Egonchen denken und eine gräßliche Angst um ihn packte mich. Weißt du, so eine Angst, die so groß ist, daß sie nicht nur das Herz ergreift, sondern gleichsam überläuft, als wäre das Herz zu klein für sie, und sich noch auf andere Körperteile schlägt. Na, du verstehst mich schon! Ich verließ also fluchtartig auf einige Zeit das Coupé. Und im Verlauf der nächsten Stunde noch einigemale. In der Zwischenzeit starrte ich, wieder an meinen Platz zurückgekehrt, trostlos durch das Fenster in das Elbetal hinaus, das mich sonst immer so entzückt hat, geistesabwesend, ohne eigentlich etwas Rechtes zu sehen. Ich mußte immer nur an ihn denken und konnte mir die schrecklichen Verhältnisse, die er bei seiner Ankunft vorfinden würde, gar nicht vorstellen. Ach, dieser verfluchte Krieg! Und das nennt sich nun eine Ehe!

So um dreiviertel eins waren wir in Tetschen. Als der Zug langsam in die Halle einfuhr, stand ich schon auf den Waggonstufen, um nur rasch draußen zu sein und die blöde Paßgeschichte als erste hinter mir zu haben. Bei einer Bahnhofstüre stand ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett, hielt ein Stück Papier in der Hand und starrte den Zug an. Als er mich erblickte, glotzte er noch um einige Nuancen blöder, warf einen Blick auf das Papier, setzte sich in Trab und verschwand in einer Türe weiter unten in der Bahnhofshalle.“

„Aha“, lachte die Gräfin, „die haben wohl schon auf dich gewartet!“

„Lache nicht!“ rief die Baronin. „Es ist zu traurig! Ich war also wirklich eine der ersten bei der Paßkontrolle, von hinten gedrängt und gestoßen, denn jeder wollte möglichst schnell fertig werden. Der Zug hat nur knapp eine Stunde Aufenthalt. Plötzlich trat so ein rotbärtiger, uniformierter Lackel an mich heran, tippte mir auf die Schulter — so eine Frechheit — und fragte, wie nur so ein Kerl fragen kann: ‚Wo haben Sie Ihren Paß?‘ Ich reichte ihm triumphierend mein braunes Büchel und freute mich innerlich schon auf sein blamiertes Ge-

sicht. So ein Spionenriecher! Er warf einen Blick in den Paß und lächelte. Nur ganz wenig, aber doch so, daß sich die Spitzen seines gräßlichen roten Schnurrbartes ein wenig bewegten.

„Sie heißen also jetzt Berger?“ sagte er. „Hm! Und Baronin sind Sie auch geworden?“ Und „hmte“ noch einmal!

„Was heißt ‚jetzt‘? Was heißt ‚Baronin geworden‘?“ rief ich.

Er sah mir nur schweigend und über meine Empörung grinsend ins Gesicht, gab mir auf meine Fragen keine Antwort, sagte bloß „Wollen Sie, bitte, mal mit mir kommen!“ und wandte sich zum Gehen. Den Träger, der mit meinem Gepäck hinter mir stand, schnauzte er an: „Die Koffer ins Untersuchungszimmer!“

Und damit ging er, ohne sich weiter nach mir umzusehen, einen schmalen Gang entlang, scheinbar ganz sicher, daß ich ihm folgen müsse. Und was blieb mir auch anderes übrig? Er hatte ja meinen Paß. Und wie er rannte! Ich kam ihm kaum nach.

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ rief ich, ihm nachzappelnd.

„Das werden Sie gleich sehen!“ sagte er über die Achsel.

„Sie halten mich wohl für die Spionin, die mir ein wenig ähnlich sieht und die in den Zeitungen abgebildet ist, nicht? Aber Sie irren sich gründlich! Sie sehen doch meinen Paß!“

Er gab mir wieder keine Antwort, öffnete eine Türe, sagte mit einer Handbewegung bloß „bitte!“ und ließ mich vorantreten. Der Träger mit meinen beiden Koffern zwängte sich hinter mir durch den Eingang, stellte alles auf den Boden und entfernte sich wieder, nachdem ich ihn bezahlt hatte, die Stirne mit einem roten Taschentuch trocknend.

Das Zimmer war hoch und kahl. Die eine Ecke war durch einen auf einer eisernen Stange quergespann-

ten, zwei Meter hohen Vorhang von dem übrigen Raume abgeschlossen.

„Frau Ziesche!“ rief der Rotbärtige.

Der Vorhang teilte sich und eine alte, dicke Frau mit weißer Schürze trat hervor.

„Frau Ziesche,“ sagte er, „nehmen Sie, bitte, bei dieser Dame hier eine sehr genaue und gründliche Leibesvisitation vor!“

„So eine bodenlose Infamie!“ rief die Gräfin.

„Also, Xandi, ich sag’ dir, ich hab’ geglaubt, mich trifft der Schlag!“ sprach die Baronin weiter.

„Ja, warum denn?“ schrie ich ihn an. „Wozu hat man denn seinen Paß in Ordnung, wenn man nicht einmal dann Ruhe hat?“

„Ich bitte, keine zwecklosen Widersetzlichkeiten!“ sprach er kühl, „ich bin nach dem Gesetze berechtigt, eine solche Visitation bei Ihnen vornehmen zu lassen und in Ihrem Falle bin ich sogar dazu verpflichtet! Ich bitte hinter den Vorhang zu treten und sich zu entkleiden!“

Die Alte schlug den Vorhang ein wenig zurück, sagte wieder dieses gottverfluchte „bitte!“ und ich — was sollte ich tun, wenn ich nicht den Zug versäumen wollte — schlüpfte durch die Öffnung hinter den Vorhang.

Also Xandi, du weißt, wie ekelhaft mir dieses An- und Ausziehen ohne die Hilfe von einer Zofe ist! Dieses Bücken und Aufschnüren der Schuhe! Schrecklich! Ich glaube, ich könnte Egon, auch wenn er mich später einmal noch so schlecht behandeln sollte, nie betrügen, denn dieses eigenhändige Schuhe ausziehen allein hält mich von jedem Verhältnis ab.

„Die Schuhe auch?“ fragte ich die Alte wütend.

„Freilich!“ sächselte sie, „die Schuhe und die Strimpe missen ooch herunder! Das Hemde gennen Se anbehalten!“

„Das Hemd muß auch herunter!“ rief draußen hinter dem Vorhang der rotbärtige Tiger, der natürlich alles hören konnte.“

„Unverschämt!“ rief die Freundin.

„Ich hab' geglaubt“, fuhr die Baronin fort, „ich platze vor Wut. So eine niederträchtige Schikane!

Doch die Alte kümmerte sich nicht um meine zornigen Blicke. Sie tappte gewissenhaft jedes Stück, das ich ausgezogen hatte, von allen Seiten ab und drückte es, ob nicht irgendwo etwas eingenäht sei, sie trippelte mit meinen Schuhen zum Lichte und guckte hinein, sie fuhr mit dem ganzen Arm bis zur Achsel in meine Strümpfe und suchte, ich weiß nicht was, da drinnen. Wahrscheinlich den gestrigen Tag!

Und wie ich endlich ganz en costume d' Eve vor ihr stand, stürzte sie sich plötzlich mit einem unterdrückten ‚ach herjemerschne‘ auf mich und drehte mich mit dem Körperteil, wo sich der Rücken am weitesten nach rückwärts wölbt, dem Lichte zu.

‚Endlich eine vernünftige Idee!‘ dachte ich mir und erinnerte mich an den Götz von Berlichingen.

Aber nichts da. ‚Herr Kulkel!‘ rief sie plötzlich laut, ‚die Dame hat was Geschrieb'nes uff'm Arschel!‘ ‚Was?‘ brüllte der draußen und ich hörte, wie er aufsprang und einen Stuhl dabei umwarf.

Also ich sage dir, ich war einer Ohnmacht nahe, denn ich war fest überzeugt, daß die beiden infolge der fixen Vorstellung, jeder Mensch müsse ein Spion sein, eben verrückt geworden seien! ‚Was soll ich nur tun? Was soll ich nur tun, wenn der jetzt hereinkommt?‘ dachte ich in rasender Eile, denn seine Schritte kamen immer näher. Endlich begann ich wie am Spieße zu brüllen: ‚Wenn Sie sich unterstehen hereinzukommen, so kratze ich Ihnen die Augen aus!‘ kreischte ich, so laut ich konnte, und als er seine Schritte noch immer nicht mäßigte, fing ich an, was ich konnte, um Hilfe zu brüllen.

Das wirkte. Er blieb stehen.

‚Frau Ziesche, können Sie mir sagen, was geschrieben steht?‘ fragte er mit erregter Stimme. Was geschrieben steht! Das klang ganz so, als hätte ich einen Bibel-

abdruck auf dem Teile, ohne den man den ganzen Tag stehen müßte!

Die Alte drehte mich wieder zum Lichte. „Ich gann nich entziffern, Herr Kulke!“ sagte sie, „es scheint eene geheeme Schrift zu sein!“

„Ja, sind Sie denn wirklich verrückt?“ schrie ich. „Wo soll denn da hinten eine ‚geheeme Schrift‘ herkommen?“

„Vielleicht ist’s eine Spiegelschrift, Frau Ziesche!“ tönte es von draußen. „Nehmen Sie mal einen Spiegel! Haben Sie einen Spiegel? Ja? Versuchen Sie ’s mal!“

Und das alte Biest nahm wirklich einen Spiegel! „Wees Kneppchen!“, rief sie plötzlich laut, „ich hab’s! Nu gann mer’s lesen! ’s is sogar was Gedrucktes!“

„So lesen Sie doch!“ rief Herr Kulke draußen fiebernd.

„An der Somme . . .“ buchstabierte sie, „Truppen . . . kleine Verschiebung im Falle eines Angriffes rückwärtige Stellungen . . . neue Minenwerfer.““

„Wie? Ja, wieso denn?“ schrie Gräfin Alexandrine in höchster Spannung.

„Warte nur!“ sagte die Baronin, „laß dir weiter erzählen.“

„Das ist ja hochinteressant!“ brüllte Herr Kulke draußen beinahe aufjubilend. „Aber lesen Sie doch zusammenhängend, liebe Frau Ziesche!“

Er wurde aus lauter Freude mit der Alten beinahe zärtlich!

„Ich gann nich!“ rief diese von innen heraus, „’s is vieles schon verwischt. Aber das macht nichts, ich gloobe, Se gennen ruhig die Bolizei holen lassen! Das is’n ganz geriebenes Luderchen! Die ham mer feste!“

Jetzt wußte ich wirklich nicht mehr, was ich denken sollte! Konnte ich überhaupt noch denken? Waren die beiden wirklich wahnsinnig? War es möglich, daß zwei Menschen gleichzeitig überschnappen? War da hinten ein Wunder geschehen? Oder war ich selbst vielleicht . . . Ach, Xandi, hast du schon einmal das Gefühl gehabt,

daß du verrückt wirst, rettungslos, fürchterlich verrückt? Es ist das Entsetzlichste, was ich je im Leben gespürt habe! Es ist eine Empfindung, als ob alle Bande, die einen innerlich zusammenhalten, plötzlich gerissen seien, als ob der ganze Körper im nächsten Augenblick auseinanderfallen müsse, der Kopf hierhin, der Leib dorthin, die eine Hälfte nach dieser, die andere nach jener Seite! Was war denn los? Ich renkte mir den Kopf aus, um selbst etwas zu sehen. Da hörte ich draußen auf dem Bahnsteig das Tuten einer Trompete, hörte einen kurzen Pfiff, das Ausströmen von Dampf und vernahm, wie sich der Zug, der mich nach Wien hätte mitnehmen sollen, ohne mich in Bewegung setzte. Doch mir war das in diesem Augenblicke beinahe gleichgültig. Nur nicht überschnappen, du lieber himmlischer Vater! betete ich in einem fort. Lieber Gott, wenn du da oben in Wirklichkeit irgendwo auf einem Wolkenfauteuil sitztest und die Welt regierst, so rette mich vor diesen Tollhäuslern, die da über meinen Podex zu Gericht sitzen, und hilf mir!

Und siehst du, Xandi, das Gebet hat geholfen! Der Gedanke an den Zug rief mir wieder alles, was ich bisher auf meiner Fahrt von Leipzig her in diesem Zuge erlebt hatte, ins Gedächtnis, ich erinnerte mich wieder an meine Angst um Egonchen und an ihre Wirkung auf mich und an mein eiliges Entweichen aus dem Coupé mit der noch nach Druckerschwärze riechenden Zeitung in der Hand . . . na und an das schmutzige — es ist ja jetzt im Kriege alles so verwarlost, weil keine Frauen mit den Armbinden mehr in den Zügen mitfahren . . . na und da muß man sich eben zu helfen trachten und so ein Zeitungsblatt als Unterlage . . . na und da hat sich eben der Generalstabsbericht abgedrückt!!“

„Heiliger Bimbam!“ schrie die Gräfin auf.

„Da tiel es wie Schuppen von meinen Augen! Triumph! Ich hab's!“, brüllte ich, warf mich schreiend vor Lachen auf den Diwan und wand mich in Krämpfen!

„Herr Kulke, Herr Kulke!“ rief die Alte außer sich, als sie das sah, „lassen Sie schnelle eenen Doktor holen, se schnappt iber!“

„Nein, keinen Doktor!“ schrie ich, lassen Sie lieber die heutigen ‚Dresdener Neuesten Nachrichten‘ holen! Die sind mein Doktor!“ Und ich sprang auf, packte die Alte, die entsetzt vor mir Reißaus nehmen wollte und flüsterte ihr mit Gewalt mein süßes Geheimnis ins Ohr.

„Nee, so was!“, heulte sie auf, „sollt’ man ’s denn fer meeglich halten! Nee, so was! Herr Kulke, Herr Kulke, heeren Sie nur!“ Und während ich mir stöhnend vor Lachen mein Hemd anzog, steckte sie den Kopf durch den Vorhang und flüsterte mit dem draußen.

„Faule Ausrede!“ schrie Kulke. „Und woher kommt dann die Ähnlichkeit im Gesicht? Das ist wohl auch ’n Abdruck von der Photographie der . . . Kötzschenbrötzchen aus irgendeiner Zeitung!? Nicht? Alles Schwindel!“

„Das ist gar kein Schwindel!“ rief ich wieder keck geworden hinter dem Vorhang hervor. „Lassen Sie nur die Zeitung holen! Und was das Gesicht betrifft, sehen Sie nicht, daß es mit dem Bild in meinem Paß übereinstimmt? Was kann denn ich für diese verfluchte Ähnlichkeit!“

Und ob du’s nun glaubst oder nicht, Xandi — obwohl die Zeitung geholt wurde, obwohl ihm Frau Ziesche nach Vergleichung versicherte, daß es dieselben Worte und dieselben Typen seien wie auf meinem Sitzpolster, obwohl mein Paß in tadellosester Ordnung befunden wurde, ließ er mich doch nicht los! Ich mußte in einem Hotel ein Zimmer nehmen, durfte mich nicht waschen, wurde unter Vermeidung jeglichen Aufsehens zwei Tage lang bei jedem Schritte überwacht, während er nach Wien telegraphierte, ob in der Tat für mich ein Paß ausgestellt worden sei. Glücklicherweise kam die wirkliche Spionin, die Kötzschenbrötzchen oder wie sie heißt, am zweiten Tag selbst daher. Denn wenn ich bei den heutigen Postverhältnissen auf ein Antworttele-

gramm hätte warten müssen, säße ich heute noch in Tetschen!“

Gräfin Alexandrine, die immer eine leichte Anlage zu einem Blähhals gehabt hatte — ein Schönheitsfehler, der sie oft mit Sorge erfüllte — lag in ihrem Stuhl zurückgelehnt und krächte mit geblähtem Halse und aufgequollenen Adern, daß sie bei ihrem eigenen Anblicke wahrscheinlich entsetzt gewesen wäre.

„Na, und was hat denn der Herr Kulke gesagt, als die andere kam?“ rief sie.

„Er war gleich viel weniger schneidig“, sprach die Baronin, „und sagte, ich müsse vielmals entschuldigen und die ausgestandene Aufregung als ein Opfer betrachten, das ich in dieser schweren, ernsten, aber dafür auch dementsprechend großen Zeit eben dem Vaterlande hätte bringen müssen! Übrigens“, fuhr die Baronin fort, „sag’ einmal, kann ich vielleicht bei dir ein Bad haben? Weißt du, ich habe noch immer so ein schreckliches Gefühl da hinten! Ich traue mich nicht auf die Straßenbahn! Vielleicht nimmt mich noch wer hopp!“

„Wie?“, rief die Gräfin, „es ist noch etwas zu sehen? Das muß ich mir anschauen!“

„Aber vergiß nicht“, schrie die Baronin, „einen Handspiegel mitzunehmen. Du weißt, es ist eene geheeme Schrift!“

Die Gräfin kreischte laut auf, hielt sich den Leib und japste nach Luft.

Und ganz schief vor Lachen stürzten die beiden ins Badezimmer.

Die Nummern 8, 9, 10, 15 und 21—23 sind vergriffen und werden vom Verlag zum Preise von S 2.— für jedes gut erhaltene Exemplar zurückgekauft.

DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld) Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern .	. Schilling 12—
12 Nummern .	6·50
6 Nummern .	3·50

Für Deutschland:

24 Nummern . .	Mark 9—
12 Nummern	5—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern .	Schw. Fr. 14—
12 Nummern .	7—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwlg Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.

Nr. 47

1. DEZEMBER 1928

II. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der Spion / Die Spionin

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats

DAS NEBELHORN

Nr. 47

1. Dezember 1928

II. Jahr

Der Spion

Mein Erlebnis mit dem Spion, das ich hier erzählen will, habe ich lediglich meiner Unwürdigkeit zu verdanken.

Doch das ist vielleicht zuviel gesagt. Erlebt hätte ich es wohl auch, wenn ich ein Würdiger gewesen wäre. Aber anders ausgegangen wäre es. Ich hätte den Worten des Hauptmannes mehr geglaubt als meinem eigenen Gefühl und sie hätten ihn aufgehängt. Kein Hahn hätte nach ihm gekräht. Und die Tatsache, daß so bei der Armee des Erzherzogs Friedrich, bei der Anfang des Krieges ungefähr vierzigtausend Menschen gehenkt worden sein sollen, einer mehr gehenkt worden wäre, hätte auch niemanden geschert. Aber meine Unwürdigkeit . . . — doch ich will der Reihe nach erzählen.

Ich bin nämlich — der Leser wird es, nachdem ich's bereits dreimal gesagt habe, schon erraten haben — ein Unwürdiger. Ich hatte das in den ersten vierundzwanzig Jahren meines Lebens gar nicht bemerkt. Aber beim Militär wurde es endlich konstatiert. Und meine Militärdienstleistung beim ehemaligen Feldkanonenregiment Nr. 6 endete im August 1912 mit einem Krach; und zwar stilvollerweise ausgerechnet während der Schießübungen des Regimentes in der Gegend nördlich von Stockerau.

„Kein Angehöriger des Regimentes, weder Offizier (Gleichgestellter) noch Mannschaftsperson, darf am kommenden Samstag und Sonntag das Dorf, in dem er bequartiert ist, verlassen“, so verkündete damals der Regimentsbefehl. Nun hatte ich aber tags zuvor von einem Wiener Mädchen, das ich schon längere Zeit verehrte, brieflich einen anderen Befehl erhalten. „Ich

bin Sonntag den ganzen Tag allein und hoffe zuversichtlich, Dich bei mir zu sehen“, so verkündete mir damals der Reservatbefehl eines Geschöpfes, mit dem sich in meinen Augen unser Oberst an Reizen nicht im entferntesten messen konnte. Ares und Aphrodite, die Homer nur irrtümlich unter eine Decke versetzt haben kann, kamen dadurch einander ins Gehege und niemand kann leugnen, daß durch eine solche Kollision von Wünschen sämtliche Vorbedingungen für ein militärisches Delikt, wert, in einem Volksliede besungen zu werden, gegeben waren. Ich brauche mir, Gott sei Dank, heute nicht den bitteren Vorwurf zu machen, diese Vorbedingungen unausgenützt gelassen zu haben. Schon Samstag mittags verschwand ich per Rad spurlos aus den Reihen der so ruhmreichen kaiserlichen Armee und kehrte erst am Montag um vier Uhr früh, noch dazu im schlichten Kleid des Bürgers, in mein Feldquartier bei einem Bauern in Niederfellabrunn zurück, während sich das Regiment draußen auf der Dorfstraße eben anschickte, militärisch gestieft und gespornt auszurücken, um auf abgeernteten Feldern unter möglichster Vermeidung von Flurschäden Ernstfall zu spielen.

Meine Strafe bestand im Entzug aller „Begünstigungen“ — worunter man beim Militär in naiver Selbsterkenntnis bezeichnender Weise die Erlaubnis zu einer zeitlich beschränkten Flucht vor allem Militärischen verstand — und in dem Verbot der Teilnahme an der abendlichen Offiziersmesse. Den ersten Teil der Strafe ertrug ich leicht, denn ich war in den nächsten Wochen einige Male in Wien, allerdings nicht am Sonntag, an dem man mich kontrollierte, sondern an Wochentagen, an denen mich niemand vermißte; der zweite Teil der Strafe aber bereitete mir geradezu Vergnügen, denn ich hatte für keine der drei Arten von Messen, die wir kennen, je eine besondere Vorliebe. Weder für jene Messe, die uns mit Gott in nähere Verbindung bringen will, indem sie uns Gelegenheit gibt, ihn unter Entwicklung von Weihrauch und Glockenläuten aufzuessen;

noch für jene, die uns mit den militärischen Vorgesetzten in Kontakt bringen will, indem sie uns Gelegenheit gibt, mit den Vorgesetzten unter Entwicklung von Zigarettenrauch und beim melodischen Läuten der Sauglocke gemeinsam zu speisen; noch für jene, die uns mit der Industrie in wirtschaftliche Verbindung bringen will, indem sie unter dem Geläute aller Reklameglocken und unter dem allgemeinen Qualm, den der Fortschritt in den Gehirnen erzeugt, versucht, das Wunder der Transsubstantiation überflüssiger Waren in unser bloß flüssiges Geld zu wirken. Gerade damals beim Militär aber hatte ich schon lange nach einem schicklichen Vorwand gesucht, den abendlichen Gesprächen der Vorgesetzten und Höheren über die Personalverhältnisse in den Wiener Bordellen entfliehen zu können. Nun hatte ich diesen Vorwand zu meiner Freude strafweise zudiktiert erhalten. Aber leider dauerte diese strafweise Begünstigung, die Abendstunden Büchern und nicht der Beobachtung eines Majors bei der Benützung des Zahnstochers widmen zu dürfen, nicht allzulange, und eines Tages wurde ich verständigt, daß ich von nun ab an der Offizirmesse wieder teilnehmen dürfe. Kein Fühlender kann es mir verargen, daß ich von dieser Begünstigung keinen Gebrauch machte und auch weiterhin zu Hause blieb. Aber obwohl ich durch ein solches Verhalten unbestreitbar jenes Ehrgefühl bewiesen hatte, das bei Mannschaftspersonen zu wecken und zu pflegen Aufgabe des Vorgesetzten war, wurde mir dennoch bei einer einige Tage später abgehaltenen Offiziersversammlung die „Würdigkeit“ zum Reserveoffizier abgesprochen und dadurch im kleinen Kreise wieder einmal bewiesen, daß die Würde, die einer bewahrt, leicht den Verlust seiner Würdigkeit zur Folge haben kann.

So mußte ich also, als zwei Jahre später der Krieg ausbrach, mit dem komplizierten Titel eines „Reservefeuerwerker-Kadettaspiranten“ einrücken, während die Kameraden, die gleichzeitig mit mir gedient hatten, bereits die Fähnrichswürde bekleideten. Und erst im

Jahre 1915, als der Begriff der Offizierswürdigkeit durch den Krieg schon etwas ramponiert war, wurde auch ich Leutnant.

* * *

Dieses mein (obengeschildeter Unwürdigkeit entsprungene) Bastardtum zwischen Offizier und Mannschafts„person“ verschaffte mir in den ersten Monaten des Krieges eine harte, aber viele Erkenntnisse vermittelnde Lehrzeit. Von einem Truppenkörper zum andern geworfen, nirgendwo daheim, bald irgendwo das fünfte Rad am Wagen, bald wieder als Ersatz für einen kranken Offizier Kommandant über eine ganze Unterabteilung, von den einen Vorgesetzten als ihresgleichen behandelt, von den anderen als Unteroffizier geschuriegelt, an einem Abend bei unserer Divisionsabfertigung mit dem Erzherzog Peter Ferdinand und dem Prinzen Elias von Parma zu Tisch, am andern Abend hungrig mit Kanonieren im Straßengraben, gestern Zeuge der Schweinereien bei einem Kommando, heute Zeuge des Leidens und Sterbens einfacher, zum Narren gehaltener Menschen unter Hochrufen auf den Kaiser im Dreck — so lernte ich den Krieg und die Menschen und auch mich selbst von allen Seiten kennen und wurde immer mehr das, was man mich schon im Frieden beim Militär gescholten hatte: ein Sozialist, welches Wort bezeichnenderweise damals soviel bedeutete wie heute „Bolschewik“. Und jeder Tag vermittelte mir mindestens einen aufschlußreichen Blick hinter die Kulissen jener kriegerischen Tapferkeit, die alle Zeitungen und Bücher als Heldentum und höchste Manifestation männlicher Tugend im Kampfe für ein Ideal priesen. Ich sah, wie Offiziere dafür ausgezeichnet wurden, weil sie durch unfähige Führung ihrer Truppe Gelegenheit gegeben hatten, sich für das Ideal der Dummheit ihres Kommandanten hinschlachten zu lassen, ich sah ganze Regimenter, die eben erfahren hatten, daß sie in der nächsten halben Stunde angreifen mußten,

vor dem Heldentod korporativ in die Büsche verschwinden, falls welche vorhanden waren; denn der Unterleib war noch Natur und kannte nicht die Verstellungskünste des Maules. Und ich sah schließlich einmal einen Kanonier, der mit keinem Ohrwaschel wackelte, als eine schwere Granate knapp neben ihm in den Boden schlug. Ein Held, wird man sagen. Aber als diesen Helden eine Viertelstunde später sein Hauptmann anbrüllte, weil er widerrechtlich seine Fleischkonserve aufgefressen hatte, die zur eisernen Portion bestimmt gewesen war, da wurde er leichenblaß und zitterte vor Angst am ganzen Körper. Durch solche Beobachtungen lichtete sich für mich allmählich das Mysterium eines Heldentums, das heute schon wieder die Obertanen und solche, die zu ihnen werden wollen, schüchtern zu propagieren beginnen. Und ich erkannte: die kriegerische Tapferkeit war in 99 von 100 Fällen nichts weiter als pervertierte Feigheit. Fürchtete der Feigling den Tod mehr als den Hauptmann, so fürchtete der sogenannte Held den Hauptmann mehr als den Tod; das war der ganze Unterschied. Tapfer war der, der aus lauter Angst vor dem, was die Menschen über ihn sagen könnten, die Angst vor dem Tode überwand, der sich im Unterbewußtsein sagte: der Tod ist mir nicht gewiß, wenn ich kämpfe, aber die Schande ist mir gewiß, wenn ich davonlaufe; der seelisch und körperlich vergewaltigt, widerwillig hinter einem dafür bezahlten Leithammel ins Gefecht rannte. Wirklich tapfer aber könnte man doch füglich nur jenen nennen, der nicht für die Überzeugung der anderen, sondern für die eigene eintritt, der allein steht und dabei weder auf Ruhm hofft, noch die Schande, noch den Tod fürchtet. Einen einzigen solchen Tapferen, dem kein Ruhm gewunken hätte, wenn er gestorben wäre, und keine Schande, wenn er um sein Leben gebettelt und gezittert hätte, habe ich im Kriege mit eigenen Augen gesehen. In Grodzisko am San im Oktober 1914.

*

*

Wenn ich nur wüßte, weshalb die österreichische Armee nach der verlorenen Schlacht bei Lemberg bis nach Westgalizien gelaufen ist und weshalb sie nicht am San stehen geblieben ist, der eine natürliche von Norden nach Süden verlaufende Verteidigungslinie in Mittelgalizien gebildet hätte! Nur deshalb, um zum Namenstag des Kaisers am 4. Oktober einen neuen siegreichen Vormarsch von Westgalizien zum San antreten zu können? Eine solche Vermutung ist nicht am Ende ein Witz, sondern erscheint durchaus nicht unbegründet, wenn man bedenkt, daß zum Beispiel im Februar 1915, als der damalige Bürgermeister von Wien Dr. Weiskirchner das Bedürfnis verspürte, die Wiener Truppen an der Front zu besuchen, sich aber nicht weiter als bis zum Divisionskommando traute, in einer Periode tiefsten Friedens an der Nida in Polen sämtliche dem Divisionskommando vorgelagerte Infanterie- und Artillerieformationen offiziell den Befehl erhielten, durch fleißiges Schießen Lärm zu machen, um den Herrn Bürgermeister nicht ins Hinterland zurückkehren zu lassen, ohne Schlachtendonner gehört zu haben. Ich habe diesen Befehl gelesen und ich habe auch mit eigenen Augen gesehen, wie im April 1915 an der Nida mit einem 30·5 cm Mörser, da gerade kein anderes Ziel sichtbar war, nach einem pflügenden Bauern hinter der russischen Front geschossen wurde, um dem Erzherzog Albrecht, der damals unseren Frontabschnitt besuchte, die Wirkung dieses Geschützes zu demonstrieren. Warum soll unter solchen Umständen nicht auch zur Feier eines kaiserlichen Namenstages ein Vormarsch in Szene gesetzt worden sein?

* * *

Wer diesen Vormarsch mitgemacht hat, ist sicherlich um wenigstens eine Erinnerung fürs Leben reicher geworden. Ich verdanke ihm mehrere. Ich war damals einer Infanterie-Munitionskolonne zugeteilt und ruderte mit ihr unter endlosem Hü- und Hottgeschrei inmitten

des ganzen Trains durch das von wochenlangen Regengüssen gräßlich erweichte Land hinter den Frontruppen her, die am San schon wieder auf die Russen gestoßen waren. Man hatte uns mit unseren ca. 4000 kg schweren und dem Barockstil nach, in dem sie gezimmert waren, scheinbar noch aus Maria Theresias Zeiten stammenden Munitionswagen über die blödsinnigsten Feldwege, hügelab, hügelab geschickt. Im Dreck versanken diese Ungetüme mit ihren fast zwei Meter hohen Rädern bis an die Achsen, in jedem Hohlweg blieben sie wegen ihrer Breitspurigkeit sofort stecken und da sie überdies hölzerne Protzstöcke hatten, die von den hungri- gen Pferden während des Kampierens in den kalten Regennächten durchgenagt wurden, so daß sie beim Marsch dann abbrachen, war an ein Weiterkommen nicht zu denken, es gab Tage, an denen wir nicht mehr als zwei Kilometer vorwärtskamen. Dabei wurden wir fortwährend durch Meldereiter des Munitionsparkommandos belästigt. Vorwärts, vorwärts, ohne Schonung der Pferde vorwärts: das war der Inhalt aller Befehle, die sie uns überbrachten.

Wer noch nie ein Pferd, das unter Prügeln seine letzte Kraft hergegeben hat, an Überanstrengung zusammenbrechen gesehen hat, wer noch nie diese stumme Verzweiflung in den Augen, dieses treue Wollen und Nicht-mehr-Können, dieses ohnmächtige Zittern des ganzen Körpers erblickt hat, wer noch nie Zeuge dieses Ausschirrens und In-den-Straßengraben-Werfens eines noch lebenden, niedergebrochenen Tieres war und noch nie die nun folgende „Gnaden“schießerei mit Pistolen in den Kopf des Tieres miterlebt hat, der kann sich keine Vorstellung von einer Namenstagsfeier eines Kaisers, aber auch keine von dem seelischen Zustand machen, in dem ich mich befand. Körperlich und seelisch vollkommen zerschlagen, kam ich mit der Kolonne spät abends in die anbefohlene Nächtigungsstation. Ohne etwas zu essen, warf ich mich im nassen und dreckigen Mantel, so wie ich war, auf ein paar Schaub Stroh, die

noch vom vorhergehenden Abend in der Ecke einer Bauernstube auf dem Fußboden lagen, und versuchte vergeblich, einzuschlafen und zu vergessen. In der Stube saß noch die Besitzerin des Hauses, eine ruthenische Bäuerin, die sich bemühte, ihr Kind in Schlaf zu singen. Dieses Kind lag in einem Körbchen, das mit zwei langen Stricken an einem Tram der Stubendecke aufgehängt war. Leise schaukelte sie das Kind hin und her und sang dazu eine einfache, rührende Melodie, die ich einige Tage vorher bei einem Begräbnis singen gehört hatte und die für alle Wechselfälle des Lebens gut zu sein schien. Draußen hörte man ab und zu Kanonenschüsse vom San und im Herde zirpte ein Heimchen. Mir war zum Speien elend. Draußen fielen in einem Augenblick Hunderte von Menschen, Kinder, von Müttern in jahrelanger Mühe, Sorge und Not geboren, aufgezogen, gewiegt, in Schlaf gesungen, geleitet und behütet. Dachte diese Mutter nicht auch daran, wenn sie draußen schießen hörte? War kein Zug der Empörung in ihren Zügen zu merken, kein Erkennen der verbrecherischen Schweinerei, für die sie ihr Kind wiegte? Ich blinzelte zu ihr hinüber. Aber im trüben Schein der kleinen Petroleumlampe, die auf dem Tische stand, sah ich nichts weiter als ein leises Lächeln der Liebe in ihren hübschen Zügen und die Bewegungen ihres Mundes, der sang.

* * *

Es klopfte. Ein Ordonanzkorporal trat ins Zimmer und überbrachte mir einen Befehl des Munitionsparkkommandos: „Der Kadettaspirant Dr. Müller-Guttenbrunn hat sofort mit sechs Infanteriemunitionswagen und acht Kanonenumunitionswagen, die von der Kanonenumunitionskolonnie I zu übernehmen sind, nach Grodzisko abzumarschieren und von dort in der folgenden Nacht den Truppen am San im Abschnitt Dembno—Chalupki Munition zuzuschieben.

Also wieder raus in den Dreck! Ich suche mir jene Pferde aus, die sich beim heutigen Marsche noch am

frischesten erwiesen haben. Auch diese liegen schon und müssen zum Anschrillen mit Gewalt aufgetrieben werden. Die Nacht ist stockfinster, aber es regnet wenigstens nicht und die Wege sind leidlich. Im ersten schwachen Grauen des Morgens sehen wir rechts und links des Weges die ersten Choleratoten liegen. Vor dem aufgerissenen Mund ein erbrochener, von der Kälte der Nacht gestockter Brei, hinten eine ähnliche, durch den Hosenboden durchgesickerte, dünnere Masse.

Im ersten Strahl der schon wochenlang nicht mehr gesehenen Sonne passieren wir Grodzisko. Wunderbarer Spätherbstmorgen. Zwischen den weit auseinanderliegenden beiden Häuserreihen des Dorfes ein schmutziger Bach. Die Straße infolge der frühen Stunde noch fast unbelebt. Birken mit feurgelbem und rotem, schon schütter gewordenem Laub, fallende, im Winde tanzende und in der Morgensonne erblitzende welke Blätter und die melancholischen dumpfen Schläge des Waschholzes lachender Rutheninnen unten am Bach, die rhythmisch durch die tiefe herbstliche Stille hallen. Bei dem Trainkommandanten des Feldhaubitregimentes Nr. 2, den ich kenne, quartiere ich mich mit meinen Leuten ein, da nirgendwo sonst Quartier zu bekommen ist. Er erzählt mir beim Frühstück, daß die Truppen vorne sehr unter der Spionage der Einheimischen zu leiden hätten. Sogar Telephonleitungen würden von ihnen über den San zu den Russen gelegt. Sämtliche Ruthenen seien gegen uns und für die Russen. „Wozu führen wir dann um dieses Land Krieg?“ frage ich ihn. Er schaut mich verständnislos an und findet keine rechte Antwort.

Nach dem Frühstück schicke ich meine Leute schlafen, denn in der nächsten Nacht müssen wir in die Stellung vorgehen. Ich selbst lege mich in das Bett des Trainkommandanten, der mit seinen Fuhrwerken zur Fassungsstelle abmarschiert und erst spät abends wieder zurück sein kann.

Nach einigen Stunden werde ich durch Klopfen geweckt. Vor der Türe stehen zwei Unteroffiziere meiner

Kolonne mit einem Ruthenen. Sie melden, sie hätten bei dem Ruthenen, der im Nachbarhaus einen kleinen Kramladen betreibe, eine Telephonausrüstung gefunden. Dieses Telephon sei ein russisches. Bei unserem Feldtelephon seien die Kabel mit schwarz-gelber Wolle umspinnen, bei diesem mit schwarz-weiß. Und Schwarz-Weiß seien die russischen Nationalfarben. Sie weisen mir den gefundenen Apparat vor. Die Kabel sind tatsächlich schwarz-weiß umspinnen. Das ist nicht zu leugnen. Und ebensowenig zu leugnen ist, daß die Kabel unserer Telephonausrüstung schwarz-gelb gefärbt sind. Und daß die russischen Nationalfarben Schwarz-Weiß sind, weiß ich, seit ich den ersten russischen Grenzpfahl gesehen habe.

Ich lasse mir den Laden des Ruthenen zeigen, um nachzusehen, ob ich nicht irgendwo eine Leitung finden könne; aber alles Suchen ist vergeblich. Der Ruthene gibt auf Fragen, die durch einen Dolmetsch an ihn gerichtet werden, keine Antwort und lächelt nur immer. Wir treten wieder auf die Straße hinaus. Vor dem Laden haben sich viele Soldaten und Unteroffiziere anderer Unterabteilungen angesammelt, die von dem Fall gehört haben und drohende Rufe gegen den Ruthenen ausstoßen. Meine Leute fragen mich, was sie mit dem Mann machen sollten. Ich kann ihnen keine Antwort geben, denn ich weiß es selbst nicht.

Da reitet zufällig der Stab der benachbarten 4. Infanterietruppendivision durch Grodzisko. An der Spitze der General Schenk und hinter ihm eine große Zahl von Offizieren und Ordonanzen. Da ich mich als Kadettaspirant zu einer Entscheidung inkompetent fühle, beschließe ich, den Fall zu melden, und frage die Vorüberreitenden nach dem Kundschafteroffizier der 4. Division. Ein Hauptmann und zwei Honvédhusaren hinter ihm halten ihre Pferde an, während die anderen weiterreiten. Ich erstatte ihm Meldung und frage ihn, was ich tun solle.

„No, was wirst tun?“ sagt er. „Sofort aufhängen das Schwein! Da unterm Hausdach, da ist ein sehr schöner Balken für den Zweck.“

Auf einen Wink von ihm springen die beiden Husaren von ihren Pferden. Der eine löst einen zirka anderthalb Meter langen Strick samt Schlinge vom Sattel und tritt grinsend an den Ruthenen heran. Man sieht es ihm an, daß ihm eine solche Exekution nichts Neues ist.

„Wer kann ruthenisch?“ fragt der Hauptmann die Leute, die uns im Halbkreis umstehen. Ein Zugsführer meldet sich. „Sag’ dem Schwein, daß er ein Spion ist und jetzt sofort an dem Balken dort oben aufgehängt wird!“

Während der Zugsführer redet, beobachte ich genau das Gesicht des Ruthenen. Das Lächeln verschwindet wohl aus seinen Zügen, aber nicht die geringste Erregung tritt an seine Stelle. Er verzieht keine Miene. Einen Blick wirft er nach dem Balken empor, dann sieht er uns ruhig mit seinen blauen Augen an. Sobald der Zugsführer geendet hat, zieht er langsam die Fellmütze von seinem Kopfe, so daß die langen, nach russischer Art getragenen Haare sichtbar werden, neigt leicht den Kopf und sagt mit ruhiger Stimme nichts weiter wie: „Prože!“ Das heißt: Bitte!

* * *

Noch heute kann ich die Gefühle nicht analysieren, die mir angesichts eines solchen stillen, den Tod verachtenden Heldentums das Herz verengten. Über alle diese den Schauplatz neugierig umstehenden Knechte, die ein hohles Wort ihres Herrschers in den Krieg getrieben hatte, schien mir die Gestalt dieses Ruthenen ins Riesenhafte hinauszuwachsen. Ich stieß die Honvédhusaren, die schon Hand an ihn legen wollten, zurück und erklärte dem Hauptmann, ich sei Ortskommandant von Grodzisko, sei für alles, was hier geschehe, verantwortlich und würde nicht dulden, daß der Mann ohne gerichtliche Untersuchung hingerichtet werde. Wieso mir in meiner Angst um den Ruthenen so plötzlich die Lüge, ich sei als Kadettaspirant in einem Orte, in dem es von Offizieren wimmelte, Ortskommandant, einge-

fallen ist und wie es möglich war, daß mir der Hauptmann den Schwindel geglaubt hat, wird mir immer rätselhaft bleiben.

Der Hauptmann sah mich mitleidig lächelnd an. „Bittä“, sagte er, „wie du willst. Aber wozu hast mich dann aufgehalten?“

„Aufsitzen!“ kommandierte er seinen zwei Husaren und ritt, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, im Trab dem Stabe nach.

Murrend gingen die Leute auseinander. Noch am selben Nachmittag sandte ich den Ruthenen mit den zwei Unteroffizieren, die das Telephonmaterial bei ihm gefunden hatten, zum Gericht der 25. Infanteriedivision nach Giedlarowa. Sie kehrten bereits am nächsten Vormittag, als ich eben mit den leeren Munitionswagen von der Front heimkam, wieder mit dem Ruthenen vom Gerichte zurück und meldeten mir: „Der Telephonapparat ist kein russischer, sondern der neue österreichische, der erst seit vierzehn Tagen ausgegeben wird und den daher noch die Wenigsten kennen.“

Der Telephonist, der ihn bei dem Ruthenen vergessen hatte, meldete sich am nächsten Tage.



Die Spionin

Es war um 10 Uhr vormittags im Mai.

Gräfin Alexandrine von Lichtenberg saß noch beim schöngedeckten Frühstückstisch auf der Terrasse ihrer schloßähnlichen Villa in Grinzing. Die tiefen Hupentöne des großen Autos, das ihren Gemahl, den Minister Max Grafen Lichtenberg, täglich um diese Zeit nach Wien ins Amt brachte, waren eben unten in der noch ganz dörflichen, zwischen ebenerdige Häuser und Gärten eingebetteten Hauptstraße von Grinzing verklungen. Die Gräfin war allein. Das rote Sonnendach, das gegen die

schon heißen Strahlen des wolkenlosen Vormittags-
himmels über die Terrasse gespannt war, warf einen
zarten, rosigen Schein auf ihr weißes Morgenkleid und
auf ihr blasses, hübsches Gesicht. Sie dehnte sich in
dem wohligen Gefühl, das ihr Satttheit, Ausgeschlafen-
heit und der schöne, von Vogelsang durchschmetterte
Vormittag gab, ein wenig in ihrem Korbfauteuil, erhob
sich träge, trat an das steinerne Geländer, das die Ter-
rasse umschloß, und blickte in die Tiefe. Zu ihren Füßen,
im Schatten der hohen Gartenbäume, stand der Gärtner
inmitten des vom nächtlichen Tau noch nassen und blitzen-
den Rasens, der eine angenehme Kühle emporströmte,
und arbeitete gebückt an einem Blumenbeete. In der
Ferne lag Wien, leicht verschleiert von dem Morgen-
dunste, der aus dem Gewirre von Dächern und Kuppeln,
Türmchen und Türmen emporstieg.

Gräfin Alexandrine wußte nicht recht, was sie be-
ginnen solle. Sollte sie ihr Stadtauto nehmen und zur
Schneiderin fahren oder sollte sie auf ihre Freundin,
die kleine Baronin Berger warten, die ihre Ankunft aus
Deutschland telegraphisch schon für vorgestern angezeigt
hatte und doch endlich kommen mußte. Sie war vor
einiger Zeit plötzlich Hals über Kopf abgereist. Ihr
Mann, der als Rittmeister an der deutschen Westfront
im Felde stand, hatte ihr telegraphiert, daß er für drei
Tage dienstlich in Leipzig zu tun habe. Und da gab
es natürlich für die ganz jung Vermählte kein Besinnen.
Mit rätselhafter Schnelligkeit verschaffte sie sich durch
alle möglichen Protektionen einen Paß, den andere
Sterbliche nur mühselig nach dreiwöchigem Kampfe
erobern konnten, und reiste ab. Denn die Bestimmun-
gen für das Überschreiten der Grenze zwischen Öster-
reich und Deutschland waren damals sehr strenge. Nun
aber war die Baronin über eine Woche, ohne briefliche
Nachricht zu geben, fern von Wien und die Gräfin empfand
schon Sehnsucht nach ihrer reizenden, lebhaften Freun-
din. Sie hatte schon viele Dinge auf dem Herzen, die
sie nur ihr anvertrauen konnte.

Da hörte sie hinter sich leichte, rasche Schritte und als sie sich umwandte, erblickte sie die kleine Baronin, die ihr durch den Salon, dessen Türe auf die Terrasse führte, entgegengeilte.

„Lotti! Na endlich!“ rief Gräfin Alexandrine und schloß die Freundin in die Arme.

„Endlich! Endlich!“ rief auch die Angekommene. „Gott sei Dank! Xandi, ich habe Fürchterliches erlebt! Puh!“ Und sie ließ sich beim Frühstückstisch in den Korbsessel fallen, den der Minister erst vor kurzem verlassen hatte. Ihr Hut saß etwas schief auf ihrer aus dem Gleichgewichte gekommenen Frisur, auf der Wange hatte sie einen Rußfleck, aber ihr schönes, jugendliches Gesicht war munter und frisch und ihre dunkelbraunen Augen strahlten lustig.

„Was ist denn los?“

„Weißt du, woher ich komme?“ rief die Baronin, „von der Bahn, direkt von der Bahn! Ich bin eben erst angekommen!“

„Wieso denn?“ fragte die Gräfin. „Du wolltest doch schon vor drei Tagen von Leipzig abfahren. Was hat dich abgehalten? Ist dein Mann krank geworden? Hast du mit ihm gestritten, daß ihr länger beisammen bleiben müßtet, um euch wieder zu versöhnen?“

„Ach, gestritten!“ rief die Baronin. „Mit Egon gestritten! Unsagbar, unfäßbar schön waren wieder diese drei Tage! Aber die Rückreise hat leider auch drei Tage gedauert statt einen! Und das waren drei schreckliche Tage! Besonders der erste! Fürchterlich! Fürchterlich! Fürchterlich! Dieses Tetschen — eine ekelhafte Grenzstadt!“

„Aha!“ sprach die Gräfin, „war dein Paß nicht in Ordnung! Ich hab' es mir doch gleich gedacht, daß irgend etwas nicht richtig sein kann, wenn man so schnell einen bekommt!“

„Der Paß war schon in Ordnung!“ rief die Baronin. „Aber . . . Ach, Egonchen, Egonchen, wüßtest du, was deinem Lottiweibi bei den bösen, bösen Menschen an der Grenze passiert ist!“

„Ja, du lieber Gott, was ist denn geschehen? So erzähle doch!“ rief die Gräfin. „Willst du nicht noch etwas frühstücken!“

„Ja, ja! Schenke nur ein!“ sagte die Baronin und stopfte ein großes Stück Kuchen in den Mund, „ich bin halb verhungert! Kann uns hier niemand hören?“ fragte sie kauend und blickte sich um.

Die Gräfin erhob sich und schloß die Türe zum Salon. „Nun los! Ich platze schon vor Neugierde!“

„Also, wo fang' ich denn an?“ sprach die Baronin bampfend. „Elender Deckel!“ rief sie, sich unterbrechend, und riß ihren Hut, der ihr beim Zurücklehnen in den hochlehnigen Fauteuil wegen seiner breiten Krempe hinderlich war, vom Kopfe und warf ihn auf ein nahe stehendes kleines Tischchen. „Also, begonnen hat die Sache eigentlich schon am Abend von Egons Abfahrt. Wir saßen miteinander ganz gemütlich im ‚Fürstenhof‘ beim letzten Nachtmahl, da trat plötzlich ein Offizier an unseren Tisch, ein Kamerad von Egon, der mit ihm reisen sollte, wie ich später erfahren habe. Als ihn mir Egon vorstellte, ließ er meine Hand gar nicht mehr los und starrte mich mit offenem Munde an. Nanu, dachte ich mir, was glotzt denn das preußische Luder? ‚Verzeihung‘, sagte er zu Egon gewendet, ‚ist das deine Frau Gemahlin?‘ — ‚Na, erlauben Sie einmal, wer denn sonst!‘ rief ich. ‚Donnerwetter nochmal, ist das eine Ähnlichkeit!‘ sagte er, zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und zeigte mit dem Finger auf ein Bild. Darüber stand: Eine gefährliche Spionin, die die Polizei schon lange sucht! Und darunter der Name: Annetarie . . . na irgendwas, so ein unaussprechlicher, sächsischer Name, mit einigen ‚tz‘ und ‚sch‘ hintereinander. Kötzschenbröttschen . . . so irgendwie. Und das Bild selbst . . . na ja, eine ganz kleine Ähnlichkeit will ich nicht abstreiten, aber im großen und ganzen bild' ich mir denn doch ein, wesentlich hübscher zu sein. Mein Egonchen fand das auch sofort. Nur der andere sah immer wieder bald das Bild, bald mich an und

murmelte: ‚Donnerwetter, sonderbar!‘ So ein Preuß' hat eben keine Ahnung von Galanterie. Aber schließlich wurde es noch ganz lustig. Egon neckte mich den ganzen Abend und stellte mir vor, was mir auf der Heimreise alles passieren könnte, wenn ich keinen so ordentlichen Paß hätte, als es in Wirklichkeit der Fall war. Egon prüfte den Paß zur Vorsicht noch einmal und fand ihn vollkommen in Ordnung. Und er versteht etwas von diesen Dingen! Ach, mein Männchen versteht überhaupt alles! Er konnte ja nicht ahnen, was ich für Pech haben sollte!

Am nächsten Morgen wachte ich noch ganz verheult von dem gestrigen Abschiede allein in meinem Bette auf. Das Gefühl dieser trostlosen Einsamkeit, die nun wieder für so ungewiß lange Zeit vor mir lag, ließ keinen Gedanken an die dumme Spionin mehr in mir aufkommen. Alles war vergessen. Ich fuhr zum Hauptbahnhof und dampfte mit dem Zug um 9 Uhr 30 über Dresden nach Wien ab. So etwas Langweiliges wie diese Fahrt habe ich im Leben noch nicht mitgemacht! Lauter alte Weiber im Coupé, die über ihre Lebensmittelmacken und die täglich größer werdende Schwierigkeit, hinten herum etwas zu bekommen, quatschten und mir meine schönen Gedanken an die drei selig verlebten Tage störten. In Dresden hielt ich es nicht mehr länger aus und kaufte mir die ‚Dresdner Neuesten Nachrichten‘, um mir ein wenig die Zeit zu vertreiben. Das Blatt war noch ganz frisch und stank nach der famosen Kriegs-Druckerschwärze, die jetzt immer verwendet wird. Also wirklich die allerneuesten Nachrichten! Aber schöner Zeitvertreib! Da war wieder seitenlang alles voll von Telegrammen über neue, alles Dagewesene an Furchtbarkeit übertreffende Angriffe der Engländer und Franzosen an der Somme! Und am wüstesten sollte es um das Dorf zugehen, bei dem Egons Regiment noch vor kurzer Zeit gestanden war. Also mit der Ruhe und dem Lesen war's auch schon wieder aus! Mein armes Hirn war von diesen Nachrichten völlig verwirrt, ich mußte

immer wieder an mein armes Egonchen denken und eine gräßliche Angst um ihn packte mich. Weißt du, so eine Angst, die so groß ist, daß sie nicht nur das Herz ergreift, sondern gleichsam überläuft, als wäre das Herz zu klein für sie, und sich noch auf andere Körperteile schlägt. Na, du verstehst mich schon! Ich verließ also fluchtartig auf einige Zeit das Coupé. Und im Verlauf der nächsten Stunde noch einigemale. In der Zwischenzeit starrte ich, wieder an meinen Platz zurückgekehrt, trostlos durch das Fenster in das Elbetal hinaus, das mich sonst immer so entzückt hat, geistesabwesend, ohne eigentlich etwas Rechtes zu sehen. Ich mußte immer nur an ihn denken und konnte mir die schrecklichen Verhältnisse, die er bei seiner Ankunft vorfinden würde, gar nicht vorstellen. Ach, dieser verfluchte Krieg! Und das nennt sich nun eine Ehe!

So um dreiviertel eins waren wir in Tetschen. Als der Zug langsam in die Halle einfuhr, stand ich schon auf den Waggonstufen, um nur rasch draußen zu sein und die blöde Paßgeschichte als erste hinter mir zu haben. Bei einer Bahnhofstüre stand ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett, hielt ein Stück Papier in der Hand und starrte den Zug an. Als er mich erblickte, glotzte er noch um einige Nuancen blöder, warf einen Blick auf das Papier, setzte sich in Trab und verschwand in einer Türe weiter unten in der Bahnhofshalle.“

„Aha“, lachte die Gräfin, „die haben wohl schon auf dich gewartet!“

„Lache nicht!“ rief die Baronin. „Es ist zu traurig! Ich war also wirklich eine der ersten bei der Paßkontrolle, von hinten gedrängt und gestoßen, denn jeder wollte möglichst schnell fertig werden. Der Zug hat nur knapp eine Stunde Aufenthalt. Plötzlich trat so ein rotbärtiger, uniformierter Lackel an mich heran, tippte mir auf die Schulter — so eine Frechheit — und fragte, wie nur so ein Kerl fragen kann: ‚Wo haben Sie Ihren Paß?‘ Ich reichte ihm triumphierend mein braunes Büchel und freute mich innerlich schon auf sein blamiertes Ge-

sicht. So ein Spionenriecher! Er warf einen Blick in den Paß und lächelte. Nur ganz wenig, aber doch so, daß sich die Spitzen seines gräßlichen roten Schnurrbartes ein wenig bewegten.

„Sie heißen also jetzt Berger?“ sagte er. „Hm! Und Baronin sind Sie auch geworden?“ Und „hmte“ noch einmal!

„Was heißt ‚jetzt‘? Was heißt ‚Baronin geworden‘?“ rief ich.

Er sah mir nur schweigend und über meine Empörung grinsend ins Gesicht, gab mir auf meine Fragen keine Antwort, sagte bloß „Wollen Sie, bitte, mal mit mir kommen!“ und wandte sich zum Gehen. Den Träger, der mit meinem Gepäck hinter mir stand, schnauzte er an: „Die Koffer ins Untersuchungszimmer!“

Und damit ging er, ohne sich weiter nach mir umzusehen, einen schmalen Gang entlang, scheinbar ganz sicher, daß ich ihm folgen müsse. Und was blieb mir auch anderes übrig? Er hatte ja meinen Paß. Und wie er rannte! Ich kam ihm kaum nach.

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ rief ich, ihm nachzappelnd.

„Das werden Sie gleich sehen!“ sagte er über die Achsel.

„Sie halten mich wohl für die Spionin, die mir ein wenig ähnlich sieht und die in den Zeitungen abgebildet ist, nicht? Aber Sie irren sich gründlich! Sie sehen doch meinen Paß!“

Er gab mir wieder keine Antwort, öffnete eine Türe, sagte mit einer Handbewegung bloß „bitte!“ und ließ mich vorantreten. Der Träger mit meinen beiden Koffern zwängte sich hinter mir durch den Eingang, stellte alles auf den Boden und entfernte sich wieder, nachdem ich ihn bezahlt hatte, die Stirne mit einem roten Taschentuch trocknend.

Das Zimmer war hoch und kahl. Die eine Ecke war durch einen auf einer eisernen Stange quergespann-

ten, zwei Meter hohen Vorhang von dem übrigen Raume abgeschlossen.

„Frau Ziesche!“ rief der Rotbärtige.

Der Vorhang teilte sich und eine alte, dicke Frau mit weißer Schürze trat hervor.

„Frau Ziesche,“ sagte er, „nehmen Sie, bitte, bei dieser Dame hier eine sehr genaue und gründliche Leibesvisitation vor!“

„So eine bodenlose Infamie!“ rief die Gräfin.

„Also, Xandi, ich sag’ dir, ich hab’ geglaubt, mich trifft der Schlag!“ sprach die Baronin weiter.

„Ja, warum denn?“ schrie ich ihn an. „Wozu hat man denn seinen Paß in Ordnung, wenn man nicht einmal dann Ruhe hat?“

„Ich bitte, keine zwecklosen Widersetzlichkeiten!“ sprach er kühl, „ich bin nach dem Gesetze berechtigt, eine solche Visitation bei Ihnen vornehmen zu lassen und in Ihrem Falle bin ich sogar dazu verpflichtet! Ich bitte hinter den Vorhang zu treten und sich zu entkleiden!“

Die Alte schlug den Vorhang ein wenig zurück, sagte wieder dieses gottverfluchte „bitte!“ und ich — was sollte ich tun, wenn ich nicht den Zug versäumen wollte — schlüpfte durch die Öffnung hinter den Vorhang.

Also Xandi, du weißt, wie ekelhaft mir dieses An- und Ausziehen ohne die Hilfe von einer Zofe ist! Dieses Bücken und Aufschnüren der Schuhe! Schrecklich! Ich glaube, ich könnte Egon, auch wenn er mich später einmal noch so schlecht behandeln sollte, nie betrügen, denn dieses eigenhändige Schuhe ausziehen allein hält mich von jedem Verhältnis ab.

„Die Schuhe auch?“ fragte ich die Alte wütend.

„Freilich!“ sächselte sie, „die Schuhe und die Strimpe missen ooch herunder! Das Hemde gennen Se anbehalten!“

„Das Hemd muß auch herunter!“ rief draußen hinter dem Vorhang der rotbärtige Tiger, der natürlich alles hören konnte.“

„Unverschämt!“ rief die Freundin.

„Ich hab' geglaubt“, fuhr die Baronin fort, „ich platze vor Wut. So eine niederträchtige Schikane!

Doch die Alte kümmerte sich nicht um meine zornigen Blicke. Sie tappte gewissenhaft jedes Stück, das ich ausgezogen hatte, von allen Seiten ab und drückte es, ob nicht irgendwo etwas eingenäht sei, sie trippelte mit meinen Schuhen zum Lichte und guckte hinein, sie fuhr mit dem ganzen Arm bis zur Achsel in meine Strümpfe und suchte, ich weiß nicht was, da drinnen. Wahrscheinlich den gestrigen Tag!

Und wie ich endlich ganz en costume d' Eve vor ihr stand, stürzte sie sich plötzlich mit einem unterdrückten ‚ach herjemerschne‘ auf mich und drehte mich mit dem Körperteil, wo sich der Rücken am weitesten nach rückwärts wölbt, dem Lichte zu.

‚Endlich eine vernünftige Idee!‘ dachte ich mir und erinnerte mich an den Götz von Berlichingen.

Aber nichts da. ‚Herr Kulkel!‘ rief sie plötzlich laut, ‚die Dame hat was Geschrieb'nes uff'm Arschel!‘ ‚Was?‘ brüllte der draußen und ich hörte, wie er aufsprang und einen Stuhl dabei umwarf.

Also ich sage dir, ich war einer Ohnmacht nahe, denn ich war fest überzeugt, daß die beiden infolge der fixen Vorstellung, jeder Mensch müsse ein Spion sein, eben verrückt geworden seien! ‚Was soll ich nur tun? Was soll ich nur tun, wenn der jetzt hereinkommt?‘ dachte ich in rasender Eile, denn seine Schritte kamen immer näher. Endlich begann ich wie am Spieße zu brüllen: ‚Wenn Sie sich unterstehen hereinzukommen, so kratze ich Ihnen die Augen aus!‘ kreischte ich, so laut ich konnte, und als er seine Schritte noch immer nicht mäßigte, fing ich an, was ich konnte, um Hilfe zu brüllen.

Das wirkte. Er blieb stehen.

‚Frau Ziesche, können Sie mir sagen, was geschrieben steht?‘ fragte er mit erregter Stimme. Was geschrieben steht! Das klang ganz so, als hätte ich einen Bibel-

abdruck auf dem Teile, ohne den man den ganzen Tag stehen müßte!

Die Alte drehte mich wieder zum Lichte. „Ich gann nich entziffern, Herr Kulke!“ sagte sie, „es scheint eene geheeme Schrift zu sein!“

„Ja, sind Sie denn wirklich verrückt?“ schrie ich. „Wo soll denn da hinten eine ‚geheeme Schrift‘ herkommen?“

„Vielleicht ist’s eine Spiegelschrift, Frau Ziesche!“ tönte es von draußen. „Nehmen Sie mal einen Spiegel! Haben Sie einen Spiegel? Ja? Versuchen Sie ’s mal!“

Und das alte Biest nahm wirklich einen Spiegel! „Wees Kneppchen!“, rief sie plötzlich laut, „ich hab’s! Nu gann mer’s lesen! ’s is sogar was Gedrucktes!“

„So lesen Sie doch!“ rief Herr Kulke draußen fiebernd.

„An der Somme . . .“ buchstabierte sie, „Truppen . . . kleine Verschiebung im Falle eines Angriffes rückwärtige Stellungen . . . neue Minenwerfer.““

„Wie? Ja, wieso denn?“ schrie Gräfin Alexandrine in höchster Spannung.

„Warte nur!“ sagte die Baronin, „laß dir weiter erzählen.“

„Das ist ja hochinteressant!“ brüllte Herr Kulke draußen beinahe aufjubelnd. „Aber lesen Sie doch zusammenhängend, liebe Frau Ziesche!“

Er wurde aus lauter Freude mit der Alten beinahe zärtlich!

„Ich gann nich!“ rief diese von innen heraus, „’s is vieles schon verwischt. Aber das macht nichts, ich gloobe, Se gennen ruhig die Bolizei holen lassen! Das is’n ganz geriebenes Luderchen! Die ham mer feste!“

Jetzt wußte ich wirklich nicht mehr, was ich denken sollte! Konnte ich überhaupt noch denken? Waren die beiden wirklich wahnsinnig? War es möglich, daß zwei Menschen gleichzeitig überschnappen? War da hinten ein Wunder geschehen? Oder war ich selbst vielleicht . . . Ach, Xandi, hast du schon einmal das Gefühl gehabt,

daß du verrückt wirst, rettungslos, fürchterlich verrückt? Es ist das Entsetzlichste, was ich je im Leben gespürt habe! Es ist eine Empfindung, als ob alle Bande, die einen innerlich zusammenhalten, plötzlich gerissen seien, als ob der ganze Körper im nächsten Augenblick auseinanderfallen müsse, der Kopf hierhin, der Leib dorthin, die eine Hälfte nach dieser, die andere nach jener Seite! Was war denn los? Ich renkte mir den Kopf aus, um selbst etwas zu sehen. Da hörte ich draußen auf dem Bahnsteig das Tuten einer Trompete, hörte einen kurzen Pfiff, das Ausströmen von Dampf und vernahm, wie sich der Zug, der mich nach Wien hätte mitnehmen sollen, ohne mich in Bewegung setzte. Doch mir war das in diesem Augenblicke beinahe gleichgültig. Nur nicht überschnappen, du lieber himmlischer Vater! betete ich in einem fort. Lieber Gott, wenn du da oben in Wirklichkeit irgendwo auf einem Wolkenfauteuil sitztest und die Welt regierst, so rette mich vor diesen Tollhäuslern, die da über meinen Podex zu Gericht sitzen, und hilf mir!

Und siehst du, Xandi, das Gebet hat geholfen! Der Gedanke an den Zug rief mir wieder alles, was ich bisher auf meiner Fahrt von Leipzig her in diesem Zuge erlebt hatte, ins Gedächtnis, ich erinnerte mich wieder an meine Angst um Egonchen und an ihre Wirkung auf mich und an mein eiliges Entweichen aus dem Coupé mit der noch nach Druckerschwärze riechenden Zeitung in der Hand . . . na und an das schmutzige — es ist ja jetzt im Kriege alles so verwarlost, weil keine Frauen mit den Armbinden mehr in den Zügen mitfahren . . . na und da muß man sich eben zu helfen trachten und so ein Zeitungsblatt als Unterlage . . . na und da hat sich eben der Generalstabsbericht abgedrückt!!“

„Heiliger Bimbam!“ schrie die Gräfin auf.

„Da tiel es wie Schuppen von meinen Augen! Triumph! Ich hab's!“, brüllte ich, warf mich schreiend vor Lachen auf den Diwan und wand mich in Krämpfen!

„Herr Kulke, Herr Kulke!“ rief die Alte außer sich, als sie das sah, „lassen Sie schnelle eenen Doktor holen, se schnappt iber!“

„Nein, keinen Doktor!“ schrie ich, lassen Sie lieber die heutigen ‚Dresdener Neuesten Nachrichten‘ holen! Die sind mein Doktor!“ Und ich sprang auf, packte die Alte, die entsetzt vor mir Reißaus nehmen wollte und flüsterte ihr mit Gewalt mein süßes Geheimnis ins Ohr.

„Nee, so was!“, heulte sie auf, „sollt’ man ’s denn fer meeglich halten! Nee, so was! Herr Kulke, Herr Kulke, heeren Sie nur!“ Und während ich mir stöhnend vor Lachen mein Hemd anzog, steckte sie den Kopf durch den Vorhang und flüsterte mit dem draußen.

„Faule Ausrede!“ schrie Kulke. „Und woher kommt dann die Ähnlichkeit im Gesicht? Das ist wohl auch ’n Abdruck von der Photographie der . . . Kötzschenbrötzchen aus irgendeiner Zeitung!? Nicht? Alles Schwindel!“

„Das ist gar kein Schwindel!“ rief ich wieder keck geworden hinter dem Vorhang hervor. „Lassen Sie nur die Zeitung holen! Und was das Gesicht betrifft, sehen Sie nicht, daß es mit dem Bild in meinem Paß übereinstimmt? Was kann denn ich für diese verfluchte Ähnlichkeit!“

Und ob du’s nun glaubst oder nicht, Xandi — obwohl die Zeitung geholt wurde, obwohl ihm Frau Ziesche nach Vergleichung versicherte, daß es dieselben Worte und dieselben Typen seien wie auf meinem Sitzpolster, obwohl mein Paß in tadellosester Ordnung befunden wurde, ließ er mich doch nicht los! Ich mußte in einem Hotel ein Zimmer nehmen, durfte mich nicht waschen, wurde unter Vermeidung jeglichen Aufsehens zwei Tage lang bei jedem Schritte überwacht, während er nach Wien telegraphierte, ob in der Tat für mich ein Paß ausgestellt worden sei. Glücklicherweise kam die wirkliche Spionin, die Kötzschenbrötzchen oder wie sie heißt, am zweiten Tag selbst daher. Denn wenn ich bei den heutigen Postverhältnissen auf ein Antworttele-

gramm hätte warten müssen, säße ich heute noch in Tetschen!“

Gräfin Alexandrine, die immer eine leichte Anlage zu einem Blähhals gehabt hatte — ein Schönheitsfehler, der sie oft mit Sorge erfüllte — lag in ihrem Stuhl zurückgelehnt und krächte mit geblähtem Halse und aufgequollenen Adern, daß sie bei ihrem eigenen Anblicke wahrscheinlich entsetzt gewesen wäre.

„Na, und was hat denn der Herr Kulke gesagt, als die andere kam?“ rief sie.

„Er war gleich viel weniger schneidig“, sprach die Baronin, „und sagte, ich müsse vielmals entschuldigen und die ausgestandene Aufregung als ein Opfer betrachten, das ich in dieser schweren, ernsten, aber dafür auch dementsprechend großen Zeit eben dem Vaterlande hätte bringen müssen! Übrigens“, fuhr die Baronin fort, „sag’ einmal, kann ich vielleicht bei dir ein Bad haben? Weißt du, ich habe noch immer so ein schreckliches Gefühl da hinten! Ich traue mich nicht auf die Straßenbahn! Vielleicht nimmt mich noch wer hopp!“

„Wie?“, rief die Gräfin, „es ist noch etwas zu sehen? Das muß ich mir anschauen!“

„Aber vergiß nicht“, schrie die Baronin, „einen Handspiegel mitzunehmen. Du weißt, es ist eene geheeme Schrift!“

Die Gräfin kreischte laut auf, hielt sich den Leib und japste nach Luft.

Und ganz schief vor Lachen stürzten die beiden ins Badezimmer.

Die Nummern 8, 9, 10, 15 und 21—23 sind vergriffen und werden vom Verlag zum Preise von S 2.— für jedes gut erhaltene Exemplar zurückgekauft.

DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld) Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern .	. Schilling 12—
12 Nummern .	6·50
6 Nummern .	3·50

Für Deutschland:

24 Nummern . .	Mark 9—
12 Nummern	5—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern .	Schw. Fr. 14—
12 Nummern .	7—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwlg Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.